



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

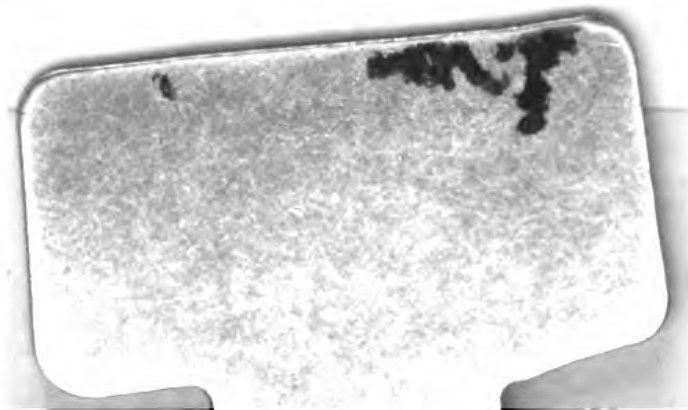


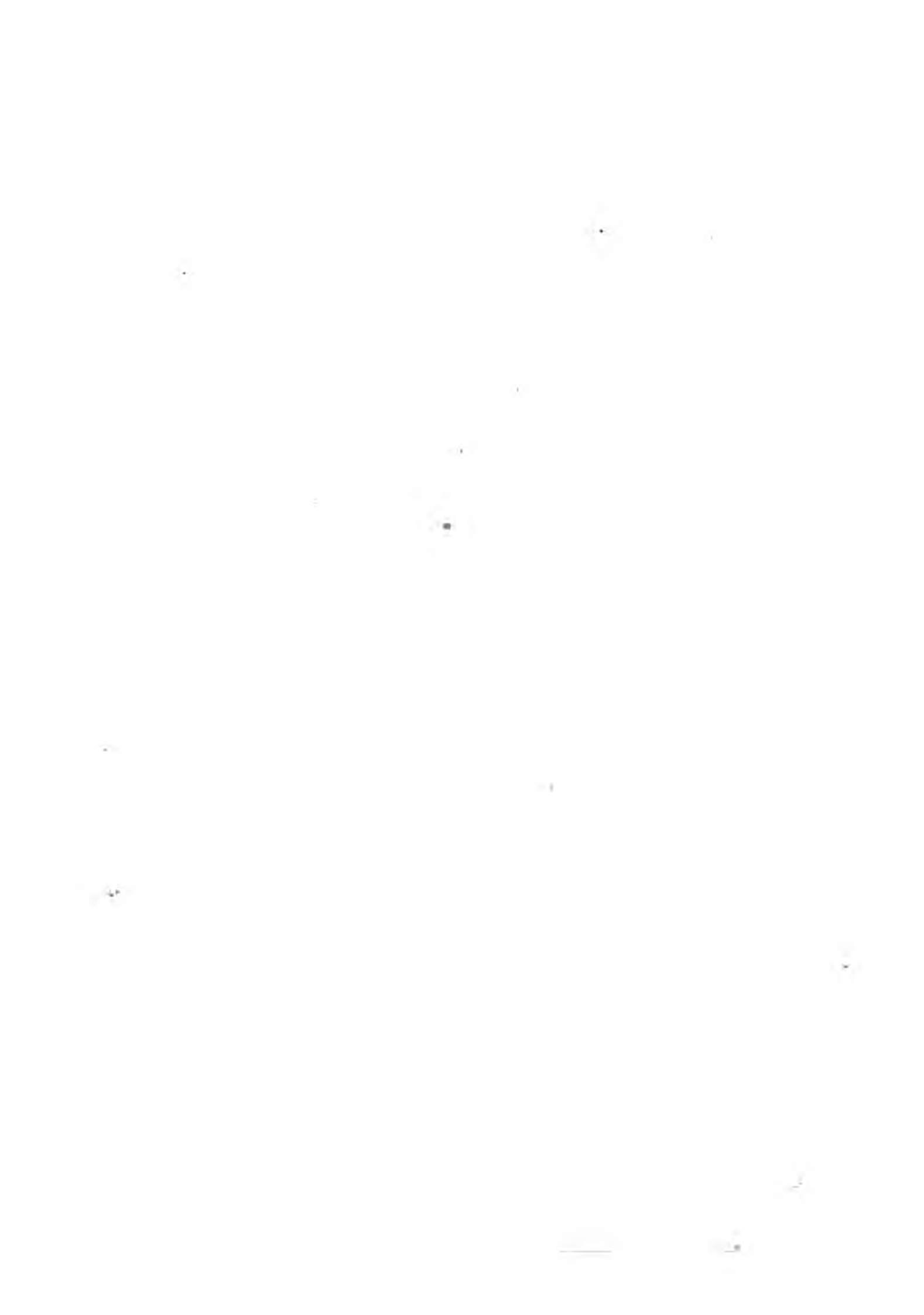
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

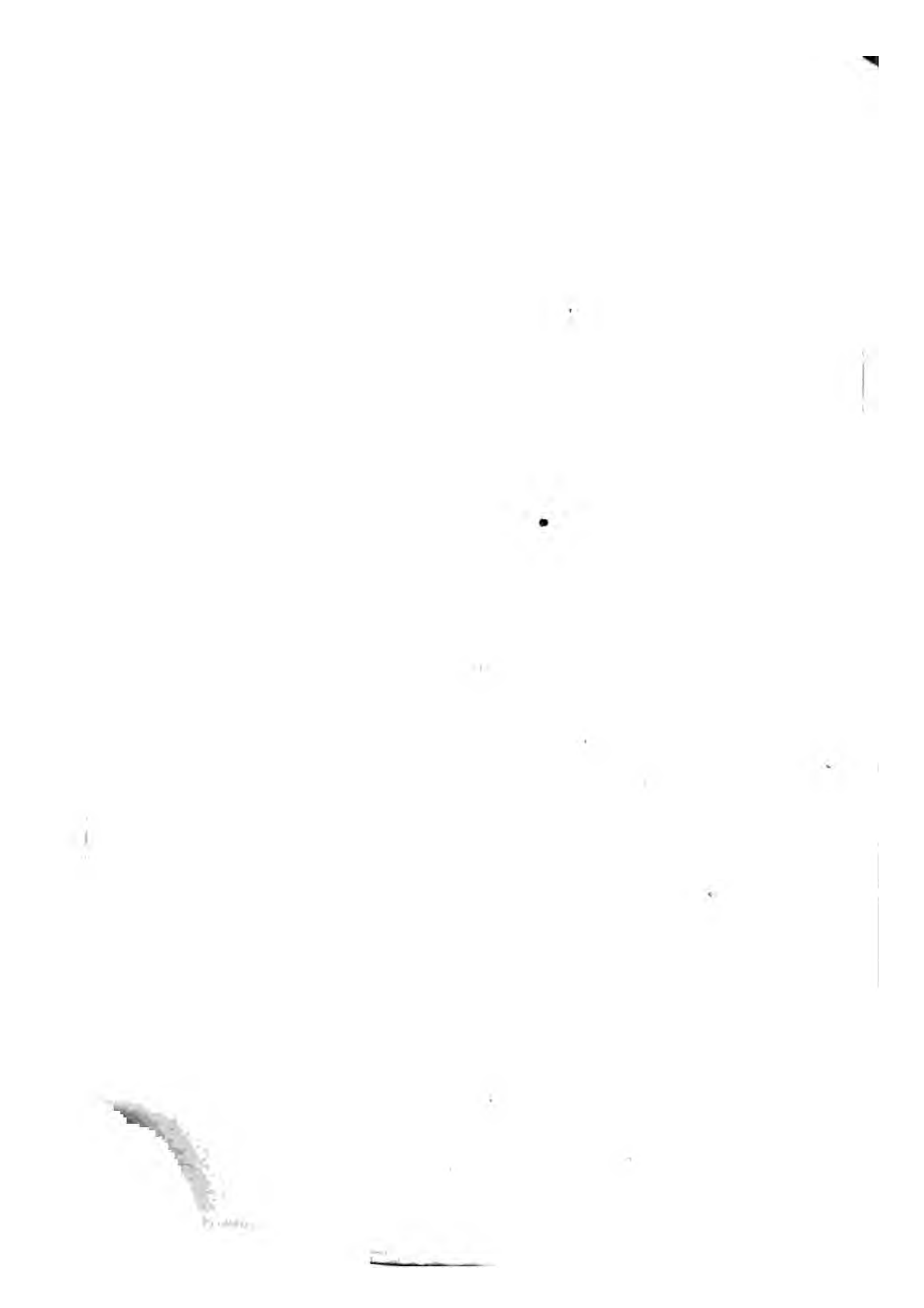




Vet. Scr. III. A. 544







# Ein Schneider.

---

Roman in drei Bänden

von

Karl von Holtei.

---

Erster Band.

---

Zweite Auflage.

---

Breslau.  
Verlag von Eduard Trewendt.  
1858.



Seinem Schwiegersohne

dem

**Dr. Josef Potpeschnigg**

widmet

dieses Buch

zum Zeichen dankbarer Liebe und Anhänglichkeit

der

**Verfasser.**



Handwritten text, possibly a page number or identifier, located at the top right of the page.

Handwritten text, possibly a page number or identifier, located in the middle right of the page.

Handwritten text, possibly a page number or identifier, located at the bottom right of the page.

## Einleitung.

### I.

Am zweiten März, am Tage Simplicius, wurden in der Hauptstadt der Provinz die letzten aus Frankreich heimkehrenden „Freiwilligen“ erwartet. Sie hatten fast um ein Jahr länger als die übrigen Landesfinder in fernem Landen verweilen müssen und entbehrten deshalb heute, wo die begeisterte Aufregung der Bevölkerung schon verrauscht und verstummt war, jene herzerhebenden Empfangsfeierlichkeiten, die man ihren Vorgängern gewidmet. Keine Glocke ward geläutet; kein jubelnder Gassenstrom drängte sich durch Thor und Gasse ihnen entgegen; keine weißgekleidete Jungfrauenschaar hielt für sie Blumenkränze in Bereitschaft. Nur ihre nächsten Verwandten und Freunde harrten, in ein kleines Häuflein zusammengestellt, eine Viertelstunde vor der Stadt der Kommenden. Als sie anrückten, ließ der Officier, welcher das Jäger-Detachement heimleitete, Halt machen; scheinbar unter dem Vorwande, daß seine Leute ihre

Kleidung für den Einmarsch in Ordnung bringen und sich säubern sollten; im Grunde aber nur, damit sie, aus Reih' und Glied tretend, Zeit finden möchten, ihre Eltern oder andere ihrer Harrende zu begrüßen. Alle machten nach so langer Trennung sich diese Erlaubniß zu Nuße. Da war auch nicht Einer, den nicht offene Arme, freundliche Bewillkommungsworte empfangen hätten; nicht Einer von Allen.

Doch nein, was sag' ich? Drei junge Bursche standen unbeachtet und unbegrüßt zur Seite. Ihnen trat Niemand entgegen, keine Stimme fragte nach ihnen, kein Freund rief ihnen Willkommen zu. Darüber schienen sie auch keinesweges erstaunt. Es befremdete sie nicht, als Fremdlinge in ihre Heimath zurückzukehren. Hatten sie doch schon als solche die Vaterstadt verlassen. Hatten sie doch keine andere Heimath besessen und gekannt, als das — Waisenhaus.

Alle Drei an einem Tage, am zweiten März des Jahres Siebenzehnhundert sieben und neunzig geboren, von armen, unbekanntem, verschollenen und verstorbenen Eltern herkommend, waren sie im Kinder-Spital zur Ehrenpforte untergebracht, auferzogen und von dort aus, je nach ihren etwaigen Wünschen und Fähigkeiten, bei drei verschiedenen Meistern in die Lehre gegeben worden, wo denn Zachäus Blasius Zampel die Buchbinderei, Ignaz Rafael Bartel die Schneiderei, Franz Erhart aber die Tischlerei erlernte.

Ihre Lehrherren waren recht zufrieden mit ihnen. Und da sich die Jungen, Einer den Andern, fleißig besuch-

ten, ihren kindischen Verkehr aus der Waisenhauszeit getreulich fortsetzend, so geschah es, daß die drei Meister, die sich zufällig auch kannten und an der gegenseitigen Anhänglichkeit dieser drei Waisenknaben Freude fanden, unter einander einig wurden, sie nach zurückgelegtem siebenzehntem Jahre schon frei zu sprechen und diesen feierlichen Act auf den gemeinschaftlichen Geburtstag ihrer Lehrburschen anzusetzen, wo er denn auch wirklich erfolgte.

Es war solche Beschleunigung des Eintritts in den Gesellenstand als ein besonders günstiges Zeugniß für der jungen Freunde Wohlverhalten anzusehen und machte auch damals unter sämtlichen Lehrlingen der Stadt nicht geringe Unruhe. Wie leider stets auf Erden bei außerordentlichen Vorkommenheiten und Glücksfällen, regte sich auch hier der Neid. Mehrere Abende hindurch murmelten sich flüsternde Stimmen hinter halbgeöffneten Hausthüren zu, „daß gehe nicht so, und den stolzen Fingelkindern (denn viel besser wären sie ja nicht) müsse ein tüchtiger Schabernack gespielt werden.“

Dieser Meinung war hauptsächlich das löbliche, sehr zahlreiche Corps der edlen Schuster-Lehrbubenschaft, welches doch streng genommen durch das Avancement von Schneider, Tischler, Buchbinder keineswegs beeinträchtigt wurde und besser gethan hätte, bei seinem Leisten zu bleiben. Auch half all' sein Flüstern, Zischeln und Verschwören Nichts. Ehe noch die Geburt der Nacht aus ihrem heimlichen Verstecke hervortreten, ehe noch die mit Schuster-Pech und Draht zusammengeflochtenen Pläne aufgeregter Lehrlinge zur That werden konnten, bemäch-

tigte sich ein größeres Ereigniß als jene Freisprechung der allgemeinen Aufmerksamkeit, ja, nahm dieselbe dermaßen in Anspruch, daß von dem beabsichtigten Schabernack nicht weiter mehr die Rede war. Ein unfreiwilliger Bewohner der Insel Elba hatte sich selbst freigesprochen und dadurch sämtlichen Meistern Europa's einen größeren Schabernack gespielt, als sämtliche Verräther in Europa jemals zu Stande gebracht haben würden. Die deutschen Fürsten riefen ihre Völker wieder zu den Waffen. Der erste Gebrauch, den unser Kleeblatt von seiner gestern kaum erlangten Selbstständigkeit machte, war ein Gang nach dem Hause, wo man jugendliche Krieger für den bevorstehenden Heerzug aufnahm. Dort meldeten sie sich als Freiwillige, wobei Schneider Bartel das große Wort führte, und Buchbinder Zampel, wie Tischler Erhart recht kühne Gesichter zeigten.

Gut und schön, entgegnete ihnen der amtirende Oberofficier, aber besißt Ihr die Mittel, Euch selbst auszustatten?

Der Schneider verstummte; die tapferen Gesichter des Tischlers wie des Buchbinders zogen sich in's Längliche und ließen viel von ihrer Tapferkeit nach. Diesen wichtigen Punkt hatte Keiner von den Dreien vorher bedacht. Ihr Schweigen galt für ein entsagendes Nein, und sie wurden noch tüchtig ausgescholten, daß sie unnützerweise die im Andrang der Geschäfte so wichtige Zeit störend geraubt. Niedergeschlagen und stumm traten sie, schon vor ihrer ersten Schlacht besiegt, den Rückweg an, — da stellte sich ihnen am Ausgange des Bureau's ein vornehmer alter Herr entgegen, der sich ihr Klage lied noch ein-

mal vorsingen ließ und dann in derber, aber freundlicher Anrede sie aufforderte zu bleiben. Er wendete sich zum Officier: steht der Annahme dieser drei Bursche Nichts entgegen, als ihre Armuth?

Nichts weiter, Herr Graf, erwiederte Jener.

Nun, dann nehmen Sie in Gottes Namen alle Drei an. Ich habe, nachdem mein Nefse, mein einziger Verwandter, wie Sie wissen, schon seit zwei Jahren im Felde steht, für Niemand sonst zu sorgen und bin lediglich hierher gekommen, um mir einen muntern Jungen auszusuchen, den ich auf meine Kosten equipiren wollte. Jetzt find' ich ihrer Drei? Auch gut. Dreifacher Segen! Trennen dürfen wir sie nicht; ich nehme alle Drei auf mich. Du Schneider, miß den Franzosen rothe Hosen an! Du Buchbinder, schlage sie in gegerbtes Leder ein, in halben Franzband! Du Tischler, klopfe ihnen die Hobelspähne aus! Und nun lassen Sie mich unterzeichnen: Ignaz Rafael Bartel, Zachäus Blasius Zampel, Franz Erhart, Freiwillige, ausgestattet und mit einer monatlichen Zulage jeder von drei Thalern für die Dauer des Feldzuges versehen, durch Matthäus Apelles Grafen Steinbach. Dixi. Dankt nicht, Ihr Jungen! Redet nicht! Geht munter d'rauf und macht mir Ehre!

Das haben sie gethan. Sie haben dem Grafen, ihrem Wohlthäter, Ehre gemacht. Brav im Treffen, gehorsam und pünktlich im Dienste, haben sie die Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten erworben, wie die Achtung ihrer Kameraden. Obschon die Jüngeren unter diesen mit spöttischen Bemerkungen nicht sparsam waren über

die unzertrennlichen Drei, die stets zusammenhielten und sich in laute, lärmende Vergnügungen wenig mischten: die drei Freunde bekümmerten sich nicht viel darum oder lächelten, ohne Groll, wenn man sie im ganzen Detachement nicht anders nannte, als „die drei sitzamen Waisenkneben.“ Gewissermaßen waren sie das auch geblieben, im Felde, im Lager, im Winterquartier, im fremden Lande; brachten aus allem Lärm und Wirrsal um sie her die knabenhafte Unschuld wieder zurück, die sie vor zwei Jahren mit hinausgenommen. Und das ist sehr begreiflich. Durch ihre Unzertrennlichkeit wurden sie vom Umgange mit erfahreneren, minder schüchternen Gesellen abgelenkt. Sie suchten Keinen auf, deshalb sahen sie sich von den Uebrigen bald gemieden. Da sie nun auch fast in einer Größe und Nebenmänner in Reih und Glied waren, so trug der ihnen wohlgeneigte Feldwebel Sorge, sie wo möglich in einem und demselben Quartiere unterzubringen, welches eben „für drei Mann“ bestimmt war, und wo Einer, ohne es selbst zu wissen und zu beabsichtigen, immer den Wächter der beiden Andern vorstellte. Dies fügte sich denn auch so am Tage ihres Einmarsches in die Vaterstadt. Der Zettel, der ihnen vom Deputirten der städtischen Einquartierungs-Commission durch ihren Feldwebel zukam, lautete auf „Neustadt, breite Gasse, Nummer Elf, bei Kürschnermeister Hasenbart.“

Sie sahen mit ernstern Blicken den Kameraden nach, die sich vom Hauptplatze nach allen Richtungen hin verließen. Jeder von diesen hatte bereitwillige Träger für seinen Tornister gefunden; Brüder, Schwestern; ja

hübsche Mühmchen mitunter, machten sich Ehre und Vergnügen daraus, den siegreichen Vaterlands-Vertheidigern ihre lange geschleppte Last jetzt wenigstens auf dem letzten kurzen Wege abzunehmen. Nur Ignaz, Franz und Zachäus, wie sie draußen in der Vorstadt nicht empfangen worden, fanden auch nun keinen Begleiter. Sie blieben, bis Soldaten und Gasser sich sämmtlich entfernt hatten. Dann empfahlen sie sich dem Feldwebel, der ihnen herzlich die Hände schüttelte, mit dem Bemerkten, dies sei nun wohl das letzte Quartierbillet, welches er ihnen gereicht habe. Noch einmal würden sie sich sehen, wenn sie kämen, ihre Entlassungsscheine abzuholen, und dann hieße es: „Adie, Soldatenspiel!“ und Jedermänniglich wieder zu seinem Gewerbe zurück! Auch er hänge Büchse und Hirschfänger an den Nagel und wolle wiederum Orgeln bauen; denn es sei Friede, und im Frieden gedeihen die Künste. Dabei händigte er ihnen noch die letzte Monatszulage ein, die er für sie gefaßt, weil der Graf, ihr Wohlthäter, die Einrichtung getroffen, daß sie diesen ihren Zuschuß immer prompt und sicher aus der Regimentskasse empfangen.

Es hätte dieser Mahnung nicht bedurft, um die drei Jünglinge zu erinnern an Den, dem sie so viel Dank schuldig geworden. Schon vorher hatten sie sich in dem Beschlusse geeinigt, sobald sie in's Quartier kämen, ihr Riemzeug zu putzen, sich möglichst sauber aufzufrischen und dann ohne Aufschub den Weg zu seiner Excellenz anzutreten, um sich dem alten Herrn noch einmal pflichtschuldigst in voller Uniform vorzustellen.



Nummer Elf in der breiten Gasse war ein schmales Häuschen; recht schmal. Nur zwei Fenster breit. Das Erdgeschoß zählte gar nur ein Fenster, denn daneben bestand die Eingangsthüre, die nicht viel größer war und nicht viel höher, als ein mäßiges Fenster. Ueber dieser schwenkte sich der auf ein Blech-Schild in blauen Grund mit ehemals goldenen Lettern eingeschriebene „Gottlob Hasenbart,“ und die daran befestigten langen Fuchsschwänze spielten im wechselnden Märzwinde neckisch hin und her. Unter diesen flatternden Fuchsschwänzen stand in der Thür des Meisters und Hausherrn einzig' Töchterlein, Rebekka mit Namen; ein lustig-schelmisches Kind von zwölf Sommern, und schaute sehnsuchtsvoll die Gasse hinauf. Ihr war nicht entgangen, daß sich bei den Nachbarn Gäste eingefunden, welche „zweierlei Tuch“ auf dem Leibe und Waffen an der Seite trugen.

„Einquartierung! — Wir haben Einquartierung! — Jäger, die aus Frankreich zurückkommen!“ So erscholl es von einer Thüre zur andern hinüber, herüber, und manche hübsche Bürgerstochter schmunzelte: wir haben auch Einen gekriegt; der war in Paris und wird uns 'was erzählen können.

Warum stellt sich denn bei uns Nichts ein, fragte Rebekka ungeduldig, wenn das ganze Viertel belegt wird? Wissen sie doch sonst den Kürschner Hasenbart prächtig zu finden und schicken uns manchmal rechte alte Brumm-bäre von Bombardieren. Nur grade heute, wo's junge Jäger aus Paris giebt, sollen wir leer ausgehen? . . . aber nicht doch, da ziehen ihrer drei heran; schmucke

Burschen! Der vorderste hält einen Zettel, . . . er sucht nach der Hausnummer, . . . er sieht auf unser Schild, . . . er nickt den beiden Andern zu. Richtig, die sind für uns! Vater, Mutter, Einquartierung! Drei Stück Jäger! Freiwillige aus Paris!

Für Kinder ist's ein Fest, für die Eltern wird's eine Last.

Das gilt nicht allein der Ankunft von Soldaten, die man aufnehmen soll als ungebetene Gäste. Es gilt jeder Begebenheit, die einen Wechsel in's alte herkömmliche Dasein bringt.

Der Kürschnermeister Hasenbart zog sich gut genug aus der Verlegenheit, die ihm dieser unerwartete Zuwachs an Hausgenossenschaft bereitete: er beauftragte Frau und Tochter, das obere Zimmer eiligst leer zu machen von den darin ausgebreiteten Schaffellen, und Alles auf die Bodenkammer zu tragen. Dann ging er den Fremden mit lächelndem Gesicht entgegen und hieß sie willkommen in seinem Hause, welches er selbst bescheidenermaßen, doch wirklich ohne allzugroße Selbsterniedrigung, eine niedere Hütte benannte.

Keinesweges, nahm der Buchbinder, als der Belesenste unter ihnen, das Wort; wir treten in keine niedere Hütte. Das ist nur auswendig, wie im Orient, wo ebenfalls die schlechteste Seite des Palastes nach der Straße gerichtet ist. Inwendig kommt's dann um so herrlicher. Hier wird's ganz desgleichen sein. Die Eingangsthür scheint freilich nicht hoch, und drei junge, schlankelhaft gewachsene Helden müssen sich bücken, um einzutreten. Dafür aber verkündigen die über der Pforte

baumelnden Schwänze, daß wir uns bei einem vornehmen Pascha von drei Schweifen befinden, wo es sicherlich ächttürkisch zugeht.

In so fern mir der Wein für gewöhnlich untersagt bleibt, — aus guten Gründen! — antwortete Meister Hasenbart, habt Ihr's getroffen mit dem Türkischen. Aber weiß' Glaubens seid Ihr denn, junger Kriegsmann, daß Ihr Euch über eines ehrlichen Handwerkers ehrliches Aushängeschild lustig macht? Waret Ihr etwa Studenten auf unserer hohen Schule, da sie Euch zu den Waffen riefen? Oder sind die lieben Eltern gar Gutsbesitzer oder sonst 'was Gutes? Geld müssen sie haben, weil Ihr so fein ausseht, und solche Equipirung kostet mehr, als ein Kaninchenfell; die will 'was wissen. Da seid Ihr wohl verdammt oben hinaus, und es wird Euch bei'm Bassa mit den drei Fuchsschweifen nicht sonderlich behagen?

Allerdings, fuhr Zachäus fort, hat ein vornehmer Graf uns ausgestattet und unterstützt, Herr Hasenbart. Aber was unsere Herkunft betrifft, da möchte sich's schlecht schicken, daß ich mich wollte lustig machen über einen Meister Kürschner. Denn wir Drei, wie Ihr uns da seht, mit unsern hübschen Uniformen, sind nichts Anderes als drei Gesellen, frei geworden kurz vor dem Ausmarsch. Und nun rathet, was Jeder von uns für ein Handwerk hat?

Das können wir besprechen, meinte Hasenbart, die- weil wir einen Bissen essen. Hungrig werdet Ihr sein, und es ist fast Mittag geworden. Während meine Alte

und das kleine Mädel Guer Stübchen in Ordnung bringen, laßt uns sehen, was es in der Ulmer vorrätzig giebt? Nun ich erst weiß, daß Ihr meines Gleichen seid, verspür' ich noch einmal so viel Lust, mit Euch am Tische zu sitzen. Also laßt es Euch schmecken, und der Herr gesegne es uns!

## II.

Sie saßen und aßen.

Frau Hasenbartin hatte auch Platz genommen, und die kleine Rebekka war ausgeschiedt worden nach frischem Biere, welches sie in einem großen Krüge — nicht viel kleiner als sie selbst — lustig herbeibrachte. Sie bediente die schmucken Jäger, daß es eine Freude war. Die Mahlzeit, einfach, aber vollauf, aus kalter Wurst und gutem kräftigem Brot bestehend, dauerte, von munteren Gesprächen belebt, fast so lange, wie irgend ein großer Schmaus; nur daß sie nicht so langweilig war, wie ein solcher.

Der Meister Kürschner hatte bald heraus, daß Ignaz ein Schneider, daß Franz ein Tischler sei. An Diesem hatten es ihm die Hände, an Jenem Arme und Beine verkündiget; das war leicht errathen. Doch was er aus dem Zachäus machen sollte, darüber kam er nicht in's Klare. „Ich treff' es doch fast immer so ziemlich auf den ersten Blick; aber bei Dem da? . . . wenn er nicht vielleicht ein Bäcker? . . . nein, auch das nicht; dazu müßten ihm die Knie einen Finger breit mehr nach inwendig stehen. — Etwa ein Goldschläger?“



Beinahe getroffen, antwortete Zachäus. Vergolder, Goldschläger, Buchbinder sind sammt und sonders ein Weniges miteinander verwandt und müssen sich manchmal beistehen, weil Einer den Andern braucht.

Buchbinder ist er? rief die kleine Rebekka; das hab' ich mir wohl gedacht.

Du, Dir? dummes Mädel, wie wärest Du darauf gekommen? Was weißt Du von andern Gewerken?

Weil er so klug redet, Vater; das kann er doch nur aus Büchern haben! — Dabei wurde das Kind feuerroth und lief hinaus.

Ist das ein Stockfisch, sagte der Kürschner; glaubt die, bei'm Bücherbinden bleibt dem Arbeiter Zeit, die Bücher zu lesen!

Bei'm Binden grade nicht; aber gar so stockfischich war doch die Bemerkung nicht. Allerdings hab' ich mehr gelesen, als andere junge Bursche, deren Profession ihnen Plätteisen und Hobel in die Hände zwängen, statt gedruckter Bücher. Ja, Meister Kürschner, ich habe Viel gelesen, und Vielerlei, schon als Lehrlinge.

Und wie vertrug sich das mit der Arbeit? he? Wenn ich einen Lehrlingen hätte, und er wollte . . .

Sehr gut vertrug sich's. Bei Tage hab' ich gearbeitet, und bei Nacht hab' ich gelesen. Die Meisterin hatte mich gern, weil ich ein stiller, sanfter Junge sei und mich einschmeicheln könnte; da wurde mir der Tropfen Del für die kleine Lampe nicht nachgerechnet. Und der Geselle, mit dem ich in einer Kammer lag, hatte mich auch gern; der drückte ein Auge zu, das andere drückte ihm der

Schlaf zu. Ich für meine Person brauche wenig Schlaf; bin wie eine Kage. So hab' ich alle hübschen Schriften gelesen, die wir zu binden bekamen, und mancher Kunde hat einen Tag länger auf sein Buch warten müssen, weil ich's noch eine Nacht über brauchte. Nicht mehr als billig; er behielt es ja für immer, und da kam's auf einen Tag später nicht an. Folglich bin ich ein beleseener Mann, und Meisters kleines Rehböckel hatte Recht. Ueberhaupt zeigen sich die Buchbinder . . . .

Fängst Du schon wieder Deine Prahlereien an? unterbrach ihn Ignaz. Wir sind sonst gute Brüder mitsammen und getreue Freunde, aber das kann ich nicht verkufen, wenn Du Dein Handwerk erhebst auf unsere Unkosten. Thut er nicht manchmal, wie wenn ein Schneider so zu sagen eine Null wäre? Das ist unausstehlich!

Meister Hasenbart lächelte vor sich hin: was meint denn der Tischler dazu?

Se nun, sprach Franz gutmüthig, der Tischler ist gewissermaßen der Heim, der die Beiden anpinselt, wenn sie sich auseinander werfen wollen; er ist die Schraube, die sie zusammenhält; er ist der Hobel, der sie glatt hobelt, wo sie rauh sind; er ist die Säge, die ihnen die Knorren absägt, womit sie um sich stoßen. Sie sind ein Herz und eine Seele, so lange ich dabei bleibe. So wie ich den Rücken wende, geht's los, und immer um ihrer Profession Willen. Der Schneider spottet den Buchbinder aus, daß er ihm die Nähnaedel abgeborgt habe, um in's Papier zu sticheln, und der Buchbinder hinwiederum

stichelt auf den Schneider und neckt selbigen mit den alten abgedroschenen Schneiderspäßen. Und 's ist doch Alles nur dummes Zeug. Denn Schneider müssen sein, und Buchbinder auch, und Tischler auch; und zuletzt ist keine Profession besser oder schlechter, als die übrigen, wenn nur Jedweder in der seinigen auf dem Flecke ist.

Der Kürschner Hasenbart wurde ernst. Darin irrt Ihr, mein lieber Tischler, sprach er; eine Profession ist nicht wie alle übrigen. Das will ich Euch beweisen und zwar aus der heiligen Schrift. Rebekka, bring' mir die Bibel.

Das Mädchen gehorchte.

Vater Hasenbart sagte: „Der Kürschner und Fellenbereiter hat sich sonderbar seines ehrwürdigen Handwerks zu rühmen und zu erfreuen, als eines solchen Standes, welcher billig der allerälteste, ja von Anfang der Welt her sich zählt, auch von Gott selbst eingesetzt und angefangen ist, dergleichen Ehre wenig Andere, außer dem Schneider, — (Ignaz erhob sein Haupt!) — und dem Fleischhacker sonst sich zumessen können, gehabt zu haben. Denn sobald wir nur die heilige Schrift eröffnen und aufschlagen, — (dies geschah) — findet sich gleich von Anfang das löbliche Kürschnerwerk aus selbiger wie ein heller Demant hervorleuchtend, nämlich in dem dritten Kapitel des Buches der Schöpfung, da unsere erste Stammeltern, Adam und Eva, durch den leidigen Sündenfall in dem Paradiese aus dem Stand der Unschuld getreten und von Gott abgewichen waren, da stehet in dem Text: und Gott der Herr machte Adam und

seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an; als zu lesen im 21. Versikul gedachten Kapitels. Also hat dann der unendliche Gott und Herr aller Herren das löbliche Kürschner-Handwerk allhier gleichsam geweiht und eingesetzt, daß er den ersten Meister abgab, und Kürschner-Arbeit gemacht, so Röcke von Fellen waren.“

Nachdem der Meister Kürschner diese Rede — offenbar aus einem alten Volksbüchlein entnommen und seinem Gedächtniß aus frühester Gesellenzeit fest eingepägt — mit bewunderswerther Geläufigkeit zum Besten gegeben, blickte er wie ein Sieger um sich, und seine Augen erglänzten durch die Brillengläser. Ignaz der Schneider machte ein spöttisch Gesicht zu solcher Apotheose des Kürschnergewerkes und stellte die Frage, ob denn nicht der edlen Kleidermacherskunst, wie man sich auszudrücken beliebe, mindestens die Hälfte jener Ehre gebühre?

Zachäus der Buchbinder murmelte Etwas von Aberglauben, dunklen Zeiten, Zunftzwang und Gewerbe-freiheit, ohne entschieden mit seiner Meinung vorzurücken.

Nur Franz der Tischler verhielt sich leidend, sah den gutmüthigen Hauswirth gutmüthig an und äußerte endlich, es sei doch hübsch, wenn der Handwerksmann auf sich und seine Sache halte, und je höheren Werth er seiner Profession beilege, desto mehr Liebe und Freude würde er dabei finden.

Wofür ihm Rebekka's Vater freundlich zunickte und dem Kinde liebevoll gebot, das Bibelbuch wieder auf's Brett zu legen.



Da sie nun ihr Mahl beendigt, sich auch hinreichend mit Speis' und Trank gesättiget, machte der Buchbinder den Vorschlag, sie möchten jezo nicht länger zögern und sich auf den Weg zum Herrn Grafen begeben, was Meister Hasenbart höchlichst billigte. Ja, sprach er, geht, Ihr guten Jungen, geht, dem alten Excellenz-Herrn Euren schuldigsten Dank darzubringen, mit gebührender Devotion, denn Undank ist von allen Lastern das schönste. Zeigt Euch ihm als tüchtige Kerls, die ihre Schuldigkeit gethan vor dem Feinde im Kriege, und die bereit sind, im Frieden hinwiederum ihre Schuldigkeit zu thun, als Freunde und ruhige Bürger, so Ihr werden wollt. Mit dem Bravsein im Kriege ist es nicht allein gethan. Mancher hat im Felde tapfer gestritten, daß er sich Lob erwarb, doch als er heimkehrte, ist er ein Raufbold verblieben, der sich in den heiligen Frieden nicht mehr finden konnte. Und solche Stänkerer, Kannegießer, Händelmacher, die auf allen Bierbänken drein reden und krahehlen, stiften dann im Frieden mehr Unheil, als sie im Kriege Gutes gethan. Jedes Ding hat seine Zeit. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Geht in Gottes Namen zu Eurem Grafen; geht auch zu Eurem Hauptmann um die Entlassungsscheine; geht zu Euren Vormündern und ehemaligen Meistern; und wenn dies Alles abgethan, dann kommt zurück in's Quartier; da wollen wir uns einen lustigen Abend machen; wollen ein Glas Wein mitsammen trinken. Ich hab' ein Paar Flaschen im Sandkeller liegen, wer weiß wie lange! Der reiche, dicke Herr hat sie mir geschenkt, der die große

Weinhandlung führt, in dem Eckhause mit dem Balkon, wo während der Kriegsjahre unseres guten Landesvaters schöne Tochter logirte. Da bin ich einmal mit einem Bärenfell vorbeigegangen zur Schlittendecke für einen russischen Major, und die große Dogge, die vor der Hausthür saß, fuhr über mich her; mochte mich wohl für einen Bären halten, der seine eigene Haut zu Markte trüge; schüttelte das Fell und mich und riß uns nieder. Es war weiter Nichts wie der Schrecken, aber den hat mir der Herr Kommerzienrath mit einem Korb voll Wein gut gethan. Davon soll heute fließen, meiner Einquartierung zu Ehren. Bei diesem edlen Saft wollen wir Rath pflegen über Eure Zukunft, von wegen bevorstehender Wanderschaft. Denn wandern müßt Ihr. Ein schlechter Handwerksmann, der sich draußen nicht umgethan. Was Ihr als Soldaten erlebtet, in Reih' und Glied, die Büchse auf dem Buckel, das ist wieder was And'res. Da waret Ihr nicht Eure eigenen Herren; dachten Höhere für Euch, und müßtet Euren Oberen gehorsamen. Selbstständig soll der Bursch in's Leben binein, daß er lerne auf eigenen Füßen stehen. Durchschlagen muß er sich, durch Dick und Dünn, durch Freund und Feind. Sind nicht allemal die schlimmsten Feinde, so auf uns schießen. 's giebt ihrer noch viel gefährlichere; die zu beslegen ist kein Kleines. — Nun macht Euch auf den Weg zu Eurem Grafen. Und diesen Abend will ich Euch zeigen, daß ich kein Türke bin, wenn ich den hungarischen Wein mit Euch außsteche.

### III.

Sie traten in das gräßliche Haus, wo eine alte Frau, gebückt und niedergebeugt, aus dem kellerartigen Flurstübchen herauswimmernd nach ihrem Begehren fragte. Halb blind, wie sie war, schien sie ganz taub zu sein; sich mit ihr zu verständigen blieb unmöglich. Die drei Jäger hörten nur, der Portier sei abwesend, und so schritten sie denn unangemeldet und ungehindert die breite Treppe hinan. Oben empfing sie ein älterer Diener, der sie auch damals empfangen, wo sie gekommen waren, sich vor dem Ausmarsch in voller Armatur zu präsentiren. Dieser nickte ihnen vertraulich zu, wodurch er andeutete, daß er sie wohl erkenne, auch schon vom Einmarsch dieser Truppe vernommen habe.

Wollen Sie Ihn sehen? fragte er.

Diese in ganz eigenthümlichem Tone vorgetragene Frage befremdete die drei jungen Leute, daß sie erst gar nicht wußten, was sie darauf erwiedern sollten; bis endlich Franz äußerte: wenn der Excellenz Herr Nichts dagegen hat, und wir ihn nicht etwa stören. . . . .

Sie werden ihn nicht stören, sprach der Kammerdiener, und dagegen haben wird er auch Nichts.

Dabei winkte er ihnen, sie möchten folgen, und geleitete sie durch's Vorzimmer in einen größeren Saal.

Hier lag der Graf als Leiche.

Ein Tischler und ein Schlosser waren im Begriff, den massiven Deckel von schwerem, mit Silberbeschlägen verziertem Eichenholz aufzusetzen und festzuschrauben.

Sehen Sie sich meinen guten seligen Herrn noch einmal an; Sie kommen gerade noch vor Thores Zuschluß. Nicht wahr, durchaus nicht verändert? Das ist immer noch sein menschenfreundliches Lächeln, noch immer die leutselige Güte, womit er Jeden anhörte, der ihm ein Gesuch, eine Bitte brachte? So ist er auch gestorben. Die letzten Wortte, die er an mich richtete, waren ein Dank, daß ich ihn gut gepflegt hätte. Dann flüsterte er: reiche mir noch einen Schluck Wasser, den letzten, — den konnte er aber schon nicht mehr nehmen.

Hier brach der treue Diener in Thränen ab.

Der Schneider und der Buchbinder sahen betrübt darein, sprachen auch ihre Theilnahme in Worten aus. Der Tischler Franz fand deren keine für seine Gefühle. Er wischte sich nur einige Tropfen aus den Augen und erkundigte sich, wann das Begräbniß Statt finden solle?

Er wird nicht hier begraben, mein Lieber. Er kommt hinaus in's gräßliche Erbbegräbniß nach Steinach. Die Erlaubniß hab' ich schon. Heute Nacht, zwölf Uhr, fährt der Leichenwagen vor; da laden wir ihn auf und ziehen hinaus nach der Gruft seiner Väter. Verwandte hat er weiter keine, als den einzigen Neffen, den Grafen Polycarp, den Stammhalter des Geschlechtes und seinen Erben. Der ist leider weit von hier und konnte nicht erreicht werden, um unserem Herren die Augen zu schließen. Jetzt wird er wohl seinen Abschied nehmen, wird heimkehren und das Erbe antreten. Ich werde die Leiche begleiten bis zu ihrer Ruhestätte. Sonst Niemand. Heute Nacht um Zwölf, wie gesagt, kommt der Leichen-

wagen. Morgen Nachmittag sind wir in Steinach. Sechs Meilen im langsamen Schritt. Wo wir durch Dörfer fahren, werden die Glocken geläutet. Das ist schon bestellt. Kostet viel. Mein junger Graf wird's gern bezahlen. Na Meisters, nun deckt zu. Die freiwilligen Jäger haben ihren Wohlthäter noch einmal gesehen, — und ich brauch' ihn nicht mehr zu sehen. Ich weiß ohnedies, wie er aussah, und werd's nicht vergessen.

Dann beugte sich der Redende über die Leiche, küßte die zusammengefalteten Hände und wiederholte: Deckt zu, Meisters, deckt zu; es muß ein Ende nehmen.

#### IV.

Vater Hasenbart hatte Wort gehalten. Flaschen voll Ungarweines waren aus dem Keller heraufgeholt worden, Mutter und Töchterlein hatten den Tisch besetzt, und die Abendmahlzeit nahm sich gar stattlich aus, da die Kürschnerfamilie mit ihrer Einquartierung zur Tafel ging.

Nicht, daß wir oftmals so in Saus und Braus leben, rief der Hauswirth, nachdem sie das erste Glas auf des Landesherrn und seiner braven Soldaten Wohlergehen leer getrunken; dergleichen dürft Ihr Euch nicht einbilden. Heute ist die Lust so über mich gekommen, weiß selbst nicht wie? Weil Ihr drei muntere, tüchtige Pursche seid; weil ich noch keine Einquartierung gehabt, die mir so gut zu Gesicht stand. Ferner, weil Ihr die Letzte seid; denn nun ist Alles heim und keine Durchmärsche mehr zu erwarten. Endlich aber, weil mir zu Muthe ist, als

wären wir, wie wir hier beisammen sitzen, noch gar nicht fertig miteinander, wenn Ihr, den Ranzen auf dem Puckel, Eure Wanderschaft antretet. Mein, als stände da droben, wo jedweder Buchstabe ein Stern sein muß, angeschrieben: der alte Hasenbart — (ist übrigens nicht so alt, wie er vielleicht aussteht!) — und die drei Freiwilligen begegnen sich wieder im Leben, und so und so. Na, deshalb wird meinen Flaschen der Hals gebrochen, und deshalb setzt der Pascha von den drei Fuchsschweifen sich und seine Gäste unter Wein. Laßt ihn Euch die Zungen lösen! Rede Jedweder, was ihm in den Sinn kommt, und wovon sein Herze voll ist. Ich hab's gern, wenn ich Einem kann so recht in's Inwendige sehen und weiß hernach ein- für allemal, wie ich mit ihm daran bin.

Die jungen Leute ließen sich nicht lange nöthigen; weder zum Weine, den sie nahmen, noch zur Aufrichtigkeit, die sie geben sollten. Mit jedem Glase wurden sie lebendiger, gesprächiger; sogar der schweigsame Tischler stimmte ein. Es verging keine Stunde, schon hatte Einer nach dem Andern seine kleine Lebensgeschichte erzählt, den Zustand seines Innern verkündiget. Da war denn allerdings nicht Viel zu erzählen, noch zu verkündigen. Wie viel Püffe und Kniffe sie als Lehrjungen empfangen; welcher Gesell gütig, welcher hart und roh gegen sie gewesen; welcher Kunde, dem sie ein Buch, — einen Rock, — einen ausgebesserten Stuhl überbrachten, ihnen ein Trinkgeld gab; welcher sie anschauzte, ohne in die Tasche zu greifen; welche Ceremonien bei der Freisprechung Statt fanden; was der Meister, was eines

Jeden Vormund, der sich sonst nicht viel um sie bekümmerte, dabei für entsprechende Lehren gegeben; wie sie den seligen alten Grafen im militairischen Meldungs-bureau angetroffen, und wie der würdige Herr sie marschfertig gemacht habe; wie sie einexercirt wurden, und der brummige Unterofficier, oder Oberjäger, — (denn in diesem speziellen Falle sind Unten und Oben gleichbedeutend) — ihnen zürnend in die Ohren geschrien: wenn die Herren Freiwilligen den Bauch nicht einziehen und die Brust nicht vorstrecken lernten, würde sie „der Teibel“ freiwillig vom Exercierplatze weg holen; wie sie beim Ausmarsch eingeseget wurden, und tausend junge Mädchen ihre von Thränen feuchten Tücher in der Luft schwenkten, damit selbige wieder trocken würden; wie sie auf dem Marsche stets gute Kameraden blieben und als Neben-Männer im Gliede auch fast immer in ein und dasselbe Quartier gelangten, oder im nassen Bivouak auf einem und demselben Rothhaufen lagen und dennoch schliefen; wie bei'm ersten Treffen, woran ihre Division Theil nahm, Einer den Andern angelegentlich befragte, ob der Herr Bruder zufällig Kurasche besäße, worauf Jedweder unumwunden eingestand, mit dieser Waare sei er noch schlechter versorgt, denn mit reiner Wäsche, und er habe nicht einmal hinreichend, um auszureißen; wie sich, nachdem erst mehrere Schüsse gefallen und verschiedene Kameraden nicht wieder aufgestanden waren, die Furcht legte, der Muth sich erhob, so daß nach und nach blutdürstige Begeisterung sie durchglühte und sie „draufgingen, wie Blücher!“ welche Ruhe sie bald gewannen,

und wie sie sich geschmeichelt fühlten, wenn der Hauptmann rief: Vorwärts, Ihr Schwerenöther! welche unsichtbare Vaterhand sie, die Vaterlosen, geschirmt und geschützt, daß Keiner von ihnen verwundet oder auch nur sonst irgend krank und marode geworden sei; wie die Schüchternheit, die ihnen aus dem Waisenhause anklebte, sie zwar zum Gegenstande des Spottes für manchen fecken Genossen gemacht und ihnen den Beinamen „die sittsamen Waisenkneben“ zugezogen; wie sie diesen aber doch gern trügen, im Vergleiche mit einigen Andern, welche durchaus nicht sittsam, vielmehr recht wild und unbändig gewesen, sich dadurch Tadel, Krankheit, Disciplinarstrafen, — Einer sogar Ausstoßung aus Reich und Glied damit verdient hätten!

Dies war ungefähr der Inhalt ihrer biographischen Bekenntnisse. Und Meister Hasenbart nahm dieselben befriedigt hin. Doch konnte ihm unmöglich entgehen, daß Franz der Tischler mit einem Umstande aus seinem Soldatenleben zurückhalte, der trotz ihrer gemeinsamen Vertraulichkeit auch den beiden Freunden halbes Geheimniß zu sein schien. Vergebens forschte der Kürschner danach; vergebens ließen Ignaz und Zachäus allerlei andeutende Worte gleich Lockvögeln flattern, als: „Officier, — verwundet, — drei Franzosen über ihm, — Büchsenkolben, — unbekannter Ketter, — Aufruf bei'm Appell, — Goldbörse“ u. s. w. — Franz schwieg und ertränkte, was ihm über die Lippen schlüpfen wollte, in einem Glase Wein.

Meister Hasenbart gab sich zufrieden: Er mag seine



Gründe haben, wenn er schweigt, und ich muß ihn loben. So weit wären wir nun mit Eurer Vergangenheit und mit zwei großen Flaschen. Jetzt brechen wir eine dritte an und wenden uns zur Zukunft. Aber erst geh' schlafen, Frau, und nimm das Mädel auch in's Bett. Zehn Uhr hat's geschlagen, genippt habt Ihr, nun kriecht in die Federn.

Rebekka sah nicht aus, wie wenn sie gern gehorchte; aber sie gehorchte und zog sich mit ihrer Mutter in die inneren Gemächer des Serails zurück. Der Pascha blieb sammt seinen jungen Freunden, dem Propheten gleichsam zum Troste, bei der Flasche.

Sie schwatzten Vielerlei durcheinander.

Der Wirth von seiner Wanderschaft, die gewesen; die Gäste von der ihrigen, die sein würde. Jedes Erlebnis des Erzählers weckte Ausichten, Hoffnungen, Wünsche in den Herzen der Hörer. Wenn er sagte: Dies und Jenes widerfuhr mir; und so oder so hab' ich mich dabei benommen, — alsobald erwiederte Einer von den jungen Leuten: wäre mir's widerfahren, ich hätte so oder so gehandelt. Und immer waren die Ansichten verschieden; blieben es, bis manchmal alle Drei zugleich ihre Meinung verfochten, Jeder die seinige, und Keiner den Andern hörte.

Vater Hasenbart schwatzte nicht als leerer Schwätzer; erzählte nicht, weil er eben nur gern erzählen mochte. Er brachte nicht mehr vor, als grade nöthig war, die Theilnahme der drei Gesellen in so weit lebendig zu machen, daß sie bei der Sache blieben, sich gehen ließen

und ihr Inneres offenbarten, ihre Eigenthümlichkeiten; wozu auch der Wein beitrug, daß sie dies redlich thaten. So horchte sie der Meister aus; er entnahm aus den Bemerkungen, womit sie die hingeworfenen Skizzen aus seinem Wanderleben begleiteten, und aus den Beziehungen, die sie für das ihrige daran knüpften, in schlauer Beobachtungsgabe, welche ihm angeboren, so ziemlich der aufrichtigen Burschen ganzes Wesen.

Es wundert mich nun gar nicht mehr, sprach er, daß Ihr Euch zusammen hieltet, und Keiner von den andern Beiden ließ. Ihr schickt Euch vortrefflich für einander, weil Ihr ganz unterschiedliche Temperamente habt und dabei doch wieder durch Eure jugendlichen Gemüther und anhängliche Gewohnheit vereiniget werdet. Das ist in der Freundschaft, wie im lieben Ehestande. Gleich und gleich gesellt sich freilich gern, wie das Sprichwort lautet, aber es dauert selten beisammen aus. Eure Ungleichheit ist es gewesen, die Euch verbunden hat. Da herbergt in Jedem von Euch ein anderer Teufel, noch winzig klein bis dato, aber dennoch schon ein Teufelchen; und Ihr mögt um Gotteswillen zusehen, daß es nicht größer werde, sonst wächst es Euch über den Kopf.

Ein Teufelchen? riefen sie zu Dreien, wie aus einem Munde, wobei sie, Jedweder den seinigen, weit aufgesperrt hielten, als ob sie besagtem ungebetenen Gast Raum gönnen wollten, durch die offene Pforte seinen Auszug zu halten.

Ich hab's gesagt, und ich bleibe dabei! Der Buchbinder soll sich vor Habsucht hüten, vor Bier nach Geld

und Gold. Der Schneider soll der Eitelkeit gehörig Maß nehmen zu einer hübschen Zwangsjacke; soll nicht zu viel um das Weibsvolk herumschwenzeln. Und der Tischler..

Nun, und ich? fragte Franz, indem er das volle Glas erhob.

Der Tischler mag dies eine Glas noch austrinken, aber dann keines mehr heute. Und überhaupt auch sonst niemals ein Glas über den Durst. Eure drei jungen Teufelchen, — braucht nicht zu erschrecken, es wird keine Christenseele geboren, die nicht schon Eines in ihrem neugeborenen Leibe hätte, wie sie auf die Welt kommt. Und noch glücklich der Mensch, der nur Eines mitbringt! — Eure drei jungen Teufelchen, wenn Ihr ihnen nicht bei Zeiten den Daumen auf's Auge drückt, werden Euch zusehen durch Karten, Weiber, Wein. Denkt an Vater Hasenbart, der's Euch heute verkündet hat, am zweiten Märzten und nehmt seine Warnigung als einen Glückwunsch zu Eurem Geburtstage auf. Noch einmal wollen wir anstoßen mit der letzten Reige: auf glückliche Wandererschaft! Auf frohes Wiedersehen in der Vaterstadt!

Es schlug Mitternacht, während die Gläser noch klangen.

Die drei Freiwilligen saßen still. Franz, der allerdings das Meiste getrunken, sah wie beschämt aus glühenden Augen auf den Tisch. Zachäus murmelte vor sich hin: es kann Etwas daran sein, ich spür's! Sogar Ignaz schien darüber nachzudenken, was sonst wenig seine Sache war.

Da sprang der Tischler plötzlich auf mit den Worten:  
„die Leiche!“

Nun hingen sie die Waffen um, schüttelten ihrem Hauswirth die Hand und begaben sich schweigend nach dem gräflichen Hause.

Um ein Uhr zog ein großer, schwarzbehängener Wagen langsam durch die menschenleeren Gassen. Diesem folgte ein Reisewagen, worin der treue Diener saß.

Zwischen beiden gingen drei junge Soldaten.

Sie gaben dem verstorbenen Wohlthäter das Geleite bis zum nächsten Dorfe. Als dort vom Kirchturme herab eine Trauerglocke erklang, sagten sie dem Manne im Reisewagen und dem Greise auf dem Leichenwagen Lebewohl — und Dank. Dann kehrten sie, feierlich gestimmt, zur Stadt zurück, in ihr Quartier, wo sie bei'm Grauen des März Morgens Meister Hasenbart schon an der Arbeit fanden.

---

„Wir nennen die große Mehrzahl menschlicher Lebensläufe dunkel. Welche Anmaßung! Wissen wir denn, wie viele Leben sich zum Ruhme aufschwangen, durch einen einzigen Gedanken, der übrig geblieben ist von dem Staube namenloser Gräber?“

**Pulver.**

## **Erstes Kapitel.**

Ein Schneider war es allerdings, der im Herbst des Jahres Achtzehnhundert und neunzehn sich aus der Herberge, wo er kaum vor einem Stündchen eingetroffen, nach der Neustadt in die breite Gasse eiligen Schrittes, aber hinkend, begab. Ein Schneider war es. Doch nicht etwa schon Derjenige, von welchem diese Erzählung ihren Titel führt. Nicht der Held dieses Buches. Und überhaupt kein Held, wenn gleich das Bändchen im Knopfloche beweiset, daß er vor dem Feinde gestanden und seine Schuldigkeit gethan. Dennoch kein Held. Er unterliegt fast dem Schmerze, den ein wundgelaufener Fuß ihm verursacht, und schleppt sich mit so jammervollem Gesichte fort und zwingt sich mit so trauriger Anstrengung zu raschem Gange, daß es ein Leiden ist

anzusehen. Nun wollen wir zwar nicht ableugnen, es könne auch große, weltberühmte Helden geben, deren Gleichmuth der Qual eines engen, reibenden Stiefels unterliegt; Helden, die leichter dem aus hundert Feuer-  
schlünden drohenden Tode Troß bieten, als bei'm gering-  
sten körperlichen Schmerz geduldig bleiben würden. Doch  
dieser Vergleich, dessen erschöpfende Untersuchung uns zu  
weit von unserm Ziele ablenken dürfte, kann dem wim-  
mernden Ignaz Rafael Bartel unmöglich zu Gute  
kommen. Der war kein Held, weder im Kleinen, noch  
im Großen, und das Herz, welches nun unter jenem  
Ehrenbändchen schlägt, weiß am Besten, wie gern es  
bei'm Krachen des Geschüzes sich in tiefere, unaussprech-  
liche Regionen gesenkt haben würde, wäre nicht der  
Schmachtriemen hindernd dazwischen gewesen, und hätte  
nicht rechts wie links ein mannhafter Kamerad gestanden,  
Senkung und Flucht wegsrottend. Bartel hörte sich gern  
befragen über die Kämpfe, an denen er als Freiwilliger  
Theil genommen; nichts desto weniger flüsterte, wenn er  
seine Kriegsthaten mit lauter Stimme schilderte, eine  
innere Stimme ihm leise, doch vernehmlich zu, daß er den  
Freunden, zwischen welche sein gutes Glück ihn gestellt,  
mehr dabei zu verdanken gehabt, als eigenem Muth.  
Deshalb auch hing er an Beiden mit einer Treue der  
Zuneigung, die sonst nicht im weichlich-selbstsüchtigen  
Charakter des eitlen Menschen begründet war. Deshalb  
auch zwang er sich heute, den kleinen Schmerz tapfer zu  
verbeißen, um vor Sonnenuntergang, wie abgemacht  
worden, an Ort und Stelle zu sein.

Vor zwei und einem halben Jahre hatten der Buchbinder Zachäus Blasius Zampel und der Tischler Franz Erhart mit ihm verabredet, sie wollten am achtzehnten Oktober dieses Jahres in der Breiten Gasse Nummer Elf bei'm Kürschnermeister Hasenbart wieder zusammentreffen. Darauf hatten sich alle drei das Wort gegeben, als sie sich trennten, um ihre Wanderschaft anzutreten; hatten sich die Hände darauf gereicht, und der gute Hasenbart hatte durchgeschlagen, auch zu so brüderlicher Verabredung seinen Segen ertheilt. Darum spütete sich der Schneider Bartel, der nicht unser Held ist, so viel es ihm nur möglich. Darum, und weil er gern der Erste bei'm Appell gewesen wäre, that er dem leidenden Fuße Gewalt an.

Den ihm feindseligen Stiefel auszuziehen und in bequemen Pantoffeln über die Straßen zu gehen, was jeder andere kürzlich erst eingewanderte Gesell leichten Sinnes gethan haben würde, dazu waren Herr Bartel zu hoch gesinnt. Seine Eitelkeit blieb mächtiger, als seine „Wehleidigkeit;“ ein bezeichnender Ausdruck, den er während seines Aufenthaltes in Wien angenommen, und den er auf sich selbst anzuwenden ehrlich genug war, indem er humpelnd und seufzend stöhnte: ich bin aber verflucht wehleidig!

— Einer sitzt schon drinnen, beim Vater!

So rief ihm, da er die kleine Hausthür Nummer Elf endlich erreicht hatte, ein allerliebsteß Mädchen entgegen, in welchem er, wenn es ihm an anderem Orte begegnet wäre, das muntere Rebekkel oder, wie sie es damals

nannten: „Rehböckel“ kaum wieder erkannt haben würde. Aus dem Kinde war eine Jungfrau geworden, doch achtete Bartel, ungeduldig, die Freunde zu begrüßen, ihrer wenig, da sie eilig fortfuhr: Einer sitzt schon drinnen, Herr Schneider; jetzt fehlt nur noch der Dritte, dann sind wir wieder zusammen, wie dazumal. Heißt das, bis auf die arme Mutter, denn die haben wir begraben vorigen Winter. Und ich muß dem Vater das Haus führen, ich ganz allein, wie Sie mich da sehen. Vater, hier ist der Herr Bartel!

Beim verwittweten Kürschnermeister Hasenbart befand sich Zampel, der Buchbinder. Dieser, der Erste beim Stelldichein, schon am vergangenen Abend eingewandert, hatte bereits die Klagen des Hauswirthes über den Tod „seiner Alten“ entgegengenommen und durch theilnehmende Worte dessen dürren Borrath an spärlichen Wittwerthränen auspressen helfen. Bartel empfing daher einen schon leidlich munteren Willkommen, sollte dafür aber sogleich über den Tischler Auskunft geben, dessen Andenken dem Kürschner am nächsten zu liegen schien.

Man wunderte sich gemeinsam, wo Erhart doch bleibe, der sonst in Allem der Pünktlichste und die Ordnung selbst sei?

Wenn ich es noch wäre, rief Bartel, der den Appell versäumte, — denn seitdem er nicht mehr die Büchse trug, bediente er sich möglichst-oft soldatischer Ausdrücke, um anzudeuten, daß ohne seine Dazwischenkunft die „hundert Tage“ noch dauern würden! — wenn ich es wäre! Im letzten Nachtquartier hat die Kammerjungfer einer pol-



nischen Fürstin, wenn's nicht eine russische gewesen ist, die Kammerjungfer, oder gar die Gesellschaftsdame mir die besten Worte gegeben, ich sollte so lange verweilen, bis ihr Wagen wieder in Ordnung sei, weil sie die Gesellschaft eines ehemaligen Kriegers, der von Gefechten, Schlachten, Wunden, Siegen zu erzählen weiß, jeder anderen vorzog. Ich erwiderte bloß: dem gedienten Soldaten geht Nichts über seine Parole, und diese lautet „breite Gasse, achtzehnter Oktober, Nummer Elf.“ Und fort war ich, mochte sie weinen und schluchzen. Und hier bin ich. Aber wo ist Kamerad Franz?

Dem muß ein Unglück zugestoßen sein, sagte Zampel. Ich war so fest überzeugt, ihn schon vorrätzig zu finden, daß ich gestern Abend in der Tischlerherberge nach ihm fragte. Nichts da! Gewiß hält ihn ein übler Zufall ab, denn sonst.... Es wär' ja unverzeihlich, ein Wort zu brechen, welches man so sicher gab. Ich wüßte nicht, was mich hätte können verhindern? Und wenn ich ein Spielchen gemacht und sämtliche Trümpfe in Händen gehalten hätte, — so wie die Stunde zum Ausbruch schlug, die Karten unter den Tisch und auf und davon! Freundschaft ist Haupttrumpf, der alle übrigen sticht.

Ja, ja, es wundert mich, fuhr Hasenbart weiter fort, wundert mich sehr; gerade vom Tischler. In diesen setzte ich ein besseres Zutrauen. Ich hab' so was für ihn gefühlt, wie etwa für einen Sohn, oder doch eines Bruders Sohn, und ich kann's Euch eingestehen, er war mir von Euch Dreien der Liebste. Habe auch noch, wie Ihr vor drittehalb Jahren auf Eure Burschen-Wander-

schaft auszogt, ehe er mich verließ, mit ihm eine Unterredung unter vier Augen gehabt, wo er mir Etwas anvertraute, was ihm alle Ehre macht. Und meine Seelige hatte ihn gleichfalls gar gern. Meinte noch kurz vor ihrem Ende . . . .

Hier unterbrach sich Meister Hasenbart mit einem Seitenblick auf Rebekka, die des Vaters Augen jedoch ohne irgend ein Zeichen zuvorkommenden Einverständnisses von sich abgleiten, dagegen die ibrigen mehr als billig am Schneider Bartel hängen ließ.

Zampel, dem das Benehmen der Tochter ebenso wenig entging, als ihm der Sinn entgangen war, den des Vaters nur halb ausgesprochene Worte haben könnten, fragte fast unwillig nach jenem Geheimnisse, welches Franz der Tischler vor seinen guten Kameraden verborgen gehalten und dem Kürschner Hasenbart eröffnet haben sollte?

Auch Bartel zeigte sich neugierig.

Beide drangen in Rebekka's Vater, bis dieser, nachdem er sich erst ein Weilchen vergebens bitten lassen, herausrückte: mit den Muthmaßungen, ob vielleicht Franz dereinst im blutigen Handgemenge das Leben jenes jungen Officiers gerettet, sein eigenes dabei muthig gewagt, sich nach vollbrachter That jedoch zurückgezogen und auch bei'm öffentlichen Aufruf nicht gemeldet, die Dankbarkeit des Geretteten nicht in Anspruch genommen, habe es seine vollkommene Richtigkeit. Ja, Franz Erhart sei jener Brave und kein Anderer.

Ist der Kerl toll, schrie Bartel, ist er verrückt? Thut  
Soltei, Ein Schneider. I.

solche ungeheure Sachen und stellt sein Licht nachher unter den Scheffel? Entzieht sich dem allgemeinen Lobe, dem Ruhme, vielleicht gar einem Orden? Hat denn der Tischler kein Ehrgefühl im Leibe?

Und eine volle Geldbörse, setzte Zampel hinzu, die dem Hauptmann übergeben war für Denjenigen, der zwei bärtige Franzosen mit seinem Büchsenkolben niedergedonnert, wie Simson die Philister mit Esels Kinnbacken, läßt er im Stich, wo er nur das Maul aufzusperren braucht? Weiß denn der Tischler nicht, was Gold gilt? Für so dumm hätt' ich ihn nicht gehalten.

Nein, ich auch nicht, beschloß Bartel.

Schämt Euch, sagte Hasenbart. Schämt Euch alle Zwei! Wohl hab' ich Recht, wenn ich behaupte, der Tischler allein ist mehr werth, als Ihr zusammen. Seid Ihr denn nicht fähig, zu begreifen, warum er schwieg? Warum er sich mit seiner That verbarg und lieber jedem Lohn entsagte, als sich zu erkennen gab?

Warum denn, Meister Hasenbart? fragten Beide.

Weil er Euch nicht kränken wollte, Ihr undankbaren, schlechten guten Freunde. So hat er zu mir geredet: Meister, hat er gesagt, sie können Nichts dafür, der Schneider und der Buchbinder, sie sind einmal so geboren; aber viel Kurasche führt der Bartel nicht im Tornister, und stark ist der Zampel auch nicht. Wie gesagt, ich war der Keim, der sie zusammenhielt, vor dem Feinde, wie in der Freundschaft. Sollt' ich mich nun groß und breit hinstellen und antworten: Hier, ich bin's, Herr Hauptmann, ich bin's, der den von seinem Gaule herab-

gerissenen Cavallerie-Officier herausgeschlagen!? Da hätten ja meine beiden Kameraden nicht mehr neben mir, sondern unter mir gestanden. Das durfte nicht sein. Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Sind wir mitsammen Waisenknaben geworden, sind wir an einem Tage Lehrlingen, an einem Tage frei geworden; haben wir an einem Tage die Uniform angelegt, sind an einem Tage ausgerückt, immer beisammen gestanden und gelegen, — wie sollt' ich mich überheben und mausig machen, weil ich in der Kappbalgerei hinter einem Gebüsch zufällig dem Lieutenant zu Hilfe kam? Sie hätt' es verdrossen, und darum hätt' es auch mich nicht gefreut, und darum schwieg ich lieber stille. — Das hat Euer Freund, der Tischler, zu mir geredet. Danach mögt Ihr urtheilen, ob er nicht im kleinen Finger mehr werth ist, als Ihr am ganzen Leibe?

Die derbe Frage des redlichen Kürschners machte auf jeden der zwei Befragten einen andern Eindruck. Der Schneider lächelte fast albern und murmelte dann leise: ein braver Bursch!

Der Buchbinder zeigte ein finsternes Gesicht und sprach vor sich hin: das ist ein seltsamer Grund; darauf wär' ich wirklich nicht gekommen.

Aber ich hätt' es ihm vergönnt, hub der Schneider wieder an, wenn sie ihn ausgezeichnet hätten oder zu irgend 'was gemacht. Ich wär' ihm nicht auffällig geworden oder neidisch. Nein, so bin ich nicht.

Ich auch nicht, sagte der Buchbinder mit einer Miene, die gerade das Gegentheil verrieth; ich bin auch nicht

neidisch. Und war es nicht viel klüger, sich zu nennen, die Geldbörse wenigstens zu nehmen und den Inhalt mit uns zu theilen? Das wäre die richtige Kameradschaft gewesen. Was haben wir jetzt von seiner Entfagung und Großmuth? Dergleichen liest sich gut in den Romanen, welche ich für Leihbibliotheken eingebunden habe, aber im gewöhnlichen Leben klingt Gold besser, als vornehme Reden.

Hasenbart schüttelte tadelnd den Kopf: Ihr seid's nicht werth, daß er Euch so lieb hatte. Der Zampel schon gar nicht, denkt immer an sein verwünschtes Geld. Freilich wohl, leider Gottes, — und hier that er einen schweren Athemzug, der auf den Namen „Seufzer“ gegründeten Anspruch machen durfte, — freilich wohl ist's ohne Geld auch ein traurig Ding. Das weiß ich am Besten und empfind' es tagtäglich. Mit mir und meinem Geschäft will's nicht mehr vom Flecke. Seitdem wir uns nicht sahen, ist Alles in's Stocken gerathen; keine Arbeit, kein Verdienst. Mit meiner Alten scheint der letzte Segen von mir gewichen. Das Häuschen senkt sich auch nach vorn und hinten und bittet um Reparatur. Kurz nach dem Begräbniß hab' ich's müssen stützen lassen. Und wer stützt mich?

Ich, Vater, Dein Rehböckel wird Dich stützen, rief das Mädchen und lehnte sich auf seine Schulter.

Nennst Du das stützen, Kind, wenn Du Dich auf mich legst? Du brauchst wohl eher Einen, der sich Deiner annähme, ehe mich die Motten . . . na, Dummheiten, was soll uns das jetzt? Zum Pinseln und Sammern ist

ein andermal Zeit. Heute wollen wir ja fröhlich sein. Wären es auch, wenn mein Tischler nicht fehlte. Habt Ihr denn gar Nichts von ihm vernommen? Gar Nichts? Seid Ihr Euch denn auf der Wanderschaft nicht einmal zufällig begegnet? Oder doch einem Dritten, der Euch Grüße bestellte?

Nichts davon, Vater Hasenbart, entgegnete der Schneider. Wär' auch wider unsere Abrede gewesen. Da wir uns trennten, beschloffen wir, Jeder soll seines Weges ziehen, der links, der Andere rechts, ich gerade aus; ohne zu fragen wohin? 's that uns Noth, daß wir versuchten, uns alleine fortzuhelfen und ferner nicht aneinander zu kleben, wie Kletten. 's war Zeit. Und Franz war der Erste, der darauf bestand.

Und ich theilte seine Ansicht, sagte Zampel. Selbst ist der Mann! Bis zu unserer Rückkehr aus dem Kriege waren wir ja so abhängig von einander, wir Drei, daß es eigentlich eine Schande war. Kinder sind wir mit-sammen geblieben, so lange wir beisammen steckten. Nun sollen wir uns als junge Männer wiederfinden, und da muß sich's ausweisen, ob wir noch passen, wie damals, oder ob wir auf unseren getrennten Wegen auseinander gerathen sind und uns auch getrennt haben. Ist das geschehen, hernach kann uns der Schneider nicht mehr zusammen nähen, ich kann uns nicht mehr in ein Buch heften, und des Tischlers Leim hält nicht mehr.

Wie kommst Du auf solche verflixte Gedanken, fragte ärgerlich Bartel; warum sollen wir nicht gute Freunde bleiben, nun wir Männer sind?

Ich hab' ja Nichts dagegen, Schneider, nur, denk' ich, schwer wird's halten. Sieh zum Beispiel gleich den Franz! Ist das ein Zeichen von treuer Freundschaft, daß er heute ausbleibt? Hab' ich nicht meine schönste Partie Dreikart mit dem dicken Gastwirth vorgestern unterbrochen, um weiter zu marschiren? Und Du hast gar Deine Fürstin, — oder der Fürstin ihre Kammerjungfer, wollt' ich sagen, vergeblich weinen und schluchzen lassen, nur um Wort zu halten. Warum hält er das seinige nicht? Er, der Günstling unseres guten Meisters Hasenbart? Denn das ist er doch, trotz jener Prophezeiung vom Wein-Abend her, wo Franz Erhart auf sein Drittheil mehr als die Hälfte trank. Was konnte ihn zurückhalten, — wenn er nicht etwa einen Rausch ausschläft?

Der Kürschner betrachtete aufmerksam den Sprechenden und sagte, nachdem dieser geendet hatte, zu ihm: Zampel, Ihr seid wirklich ein reifer, junger Mann geworden; wie Ihr Euch auszudrücken wißt, und so richtig redet, als ob's im Buche stände! Aber ein garstig Gesicht macht Ihr zu Euren Reden, muß ich Euch ehrlich eingestehen. Um die Mundwinkel herum liegt ein boshafter Zug, der mir unmöglich gefallen kann. Und redet doch von Eurem besten Freunde! Oder war das der Franz Erhart nicht?

Ja, rief der Schneider dazwischen, das ist richtig, das war er, im Felde und im Quartiere. Ehre, dem Ehre gebührt! Und wenn er auch manchmal brummte und über uns den Meister spielen wollte, der Beste von uns ist er doch gewesen und wird's auch bleiben.

Bei diesen Worten öffnete Rebekka, die unterdessen hinausgeschlichen war, um unter dem knarrenden Blechschilde mit seinen fast kahl gewordenen Fuchschwänzen die Gasse entlang zu lugen, plötzlich die Stubenthür mit dem lauten Ausrufe: Der Tischler!

Sieh'st Du? sprach der Schneider zum Buchbinder.

---

## Zweites Kapitel.

Franz Erhart wanderte, den schweren Ranzen auf dem Rücken, beim Kürschner Hasenbart ein; denn er hatte sich so viel Zeit nicht genommen, in der Herberge abzulegen, weil er sich zu verspäten fürchtete. Keuchend unter seiner Last, rothglühend, hastig wankte er fast in's Zimmer und schrie: nicht wahr, meine Zusage hab' ich nicht gebrochen? Der Tag ist noch nicht zu Ende, die Sonne noch nicht unter, ich bin kein Lügner?

Vater Hasenbart beruhigte ihn, Bartel fiel ihm herzlich um den Hals, Rebekka nahm ihm den Ranzen ab, ließ ihn augenblicks wieder fallen, weil „das Ding hundert Centner wiege!“ Zampel allein stand etwas verlegen zur Seite.

Ein schlechtes Gewissen hat der Buchbinder, sagte Hasenbart; allerlei garstige Zweifel hat er vorgebracht wider Dich, mein armer Junge. Und ich wußte doch, Du würdest bestehen vor Deinen Freunden; wußte doch, Du fändest Dich noch ein.

„Knapp ist's gegangen,“ pflegte unser Desterreicher in



meiner letzten Werkstatt zu sagen, lieber Meister. Viel fehlte nicht, so blieb ich wahrhaftig aus. Das ist eine lange Geschichte, die werd' ich Euch erzählen, wenn ich mich erst ein Weilchen verschnaust habe, und wir strecken nachher die müden Beine unter Euren alten Tisch mit den runden Füßen, die der Drechsler gedreht und uns Tischlern dabei in's Handwerk gepfuscht hat. Aber wo bleibt denn die Frau Mutter Hasenbartin, die brave Haushehre, die ihrer jungen Einquartierung alle besten Bissen zusteckte? Doch nicht krank?

Nein, krank ist sie nicht, mein Sohn Franz. Gesund ist sie, aller Leiden ledig, wohnt nicht mehr in meinem kleinen Häuschen; hat ein viel kleineres bezogen, so wie Ihr Tischler zu bauen wißt. Und das ist jetzt die Hausfrau, diese meine Rebekka, von Euch flinken Jägern Rehböckel benamset.

Todt? Unsere gute Frau Wirthin? Und Ihr Wittwer? Und die kleine Rebekka, das Kind, schon Wirthin im Hause? — Aber wahrhaftig, die ist kein Kind mehr. Die dürfen wir nicht mehr Rehböckel rufen. Wie ein junger Hirsch im grünen Walde, so prächtig ist sie herangewachsen. Und wie sie so schön roth wird, weil man ihr die Wahrheit zu hören giebt! Ist's nicht wahr, Bruder Bartel, daß die Rebekka ein schmuckes Jüngferlein geworden? Ist's nicht wahr, Bruder Zampel?

Die zwei Befragten wußten nicht gleich, was sie erwidern sollten. Keiner von beiden hatte bis jetzt Hasenbart's Tochter besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt. Zampel nicht, weil er überhaupt mehr auf die

Damen im Kartenspiel, als auf lebendige zu achten pflegte; Bartel, weil er vielleicht noch zu lebhaft an die fürstliche Kammerfrau oder Gesellschafts-Dame dachte. Als sie jetzt, durch Franz veranlaßt, die Erröthende schärfer musterten, erstaunten sie, nicht aus eigenem Antriebe und auf den ersten Blick gefunden zu haben, was ihnen so nahe stand. Sie stimmten laut bestätigend bei, unterließen auch nicht, dem geschmeichelten Vater ganz besondere Glückwünsche zu solcher Tochter abzustatten.

Rebekka zog sich verschämt zurück, den Pflichten der Hausfrau, deren sie sich selbst gegen Bartel gerühmt, bestens zu genügen.

Jeder von unseren drei Gesellen ließ seiner Bewunderung einen andern Ausdruck.

Wenn Meister Hasenbarts Einzige noch ein Jahr hat, oder ein paar, so muß Wache vor Nummer Elf in der breiten Gasse gestellt werden, sonst giebt's Spektakel, sagte der Schneider.

Die kann einen reichen Schwiegersohn in's Haus bringen, meinte der Buchbinder.

Franz aber sprach: ich hab's ihr schon angesehen, daß sie so hübsch werden würde, da sie noch ein Kind war.

Was der Tischler sagt, erwiederte Hasenbart, das laß' ich gelten. Ihr zwei beiden Andern seid nicht bei Troste. Reiche Schwiegersöhne verlaufen sich nicht um eines glatten Gesichtchens Willen in haufällige Häuser wie meines hier; die Zeiten, wo wohlhabende Bürgersöhne nach Neigung freiten, sind längst wieder vorbei. Geld sucht Geld. Und Wache werden wir auch nicht

nöthig haben, denn mein Mädel ist sittsam, und wenn ich mich in die Hausthüre stelle, kann daneben kein Verführer durch: der Eingang ist zu schmal. — Jetzt lassen wir das Mädel Mädel sein, bis sie Frau wird, und unterdessen sie uns einen Bissen Abendbrot zurichtet, erzählt Eurem alten Wirth, Ihr Freiwilligen, von Eurer Wanderschaft. Der Reihe nach, wie Ihr bei mir eingerückt seid. Zuerst der Buchbinder.

Zampel nahm wohl das Wort und berichtete von den Städten, wo er sich aufgehalten, so wie von jenen, die er nur im Vorübergehen gesehen. Er hatte Deutschlands Norden durchzogen, in den Hansestädten Arbeit gesucht und gefunden, war endlich durch Mecklenburg, Pommern bis Ostpreußen, Litthauen, Samogitien vorgezogen, von wo er aber, weil sich dort kein vortheilhaftes Unterkommen zeigte, sich bald entfernte und durch's Polnische den Rückweg einschlug. Nicht undeutlich ließ er durchblicken, daß er bei dieser von ihm gewählten, für einen Buchbinder ungewöhnlichen Richtung, außer seinem eigentlichen Berufe noch andere Zwecke im Auge gehabt, über die er sich zwar nicht aussprach, die aber leicht errathen werden konnten, da er bedauerte, nicht zu seinem Hauptziel, nach Petersöburg gelangt zu sein, wo ein anstelliger Deutscher, wie er sich versichern lassen, mit einiger Schlaubeit leicht sein Glück mache. Leider habe er in Wilna ungünstig gespielt, seine Sparpfennige eingebüßt und deshalb umkehren müssen, weil die Polizei ihn zurückwies.

Der Schneider hatte Mähren, Böhmen, Oesterreich

zum Tummelplazze auserwählt. Seine ursprüngliche Absicht war gewesen, bis Triest und weiter nach Italien zu gucken. Aber in Wien hatte ihn erst eine Kathi, sodann eine Jenni und endlich gar eine Nanni festgehalten, so daß er sein schon zweimal gepacktes Felleisen wieder ausgeleert, und bei einem neuen Meister Arbeit genommen. Schließlich gestand er, mit versöhnender Offenherzigkeit, daß er vielleicht gar über dem herrlichen Wiener Leben die Zusammenkunft der Freunde vergessen und versäumt haben würde, wenn nicht glücklicherweise die nichtsnußige Person, die Nanni, vergangenen Monat erst mit einem Ladenschwengel vom Koblmarkt angebandelt und ihn, den Ignaz Rafael Bartel, dadurch so „suchtig“ gemacht hätte, daß ihm noch zu rechter Zeit die kameradschaftliche Verpflichtung in's Gedächtniß gekommen sei.

Der Tischler, dessen Meinung gewesen war, nach Frankreich zurückzukehren, jenes Land, welches er als jugendlicher Feind zuerst betreten, nun als friedlicher Arbeiter wieder zu begrüßen und sich gar bis Paris zu wagen, wo er für feinere Tischlerkunst viel Neues zu erlernen und heimzubringen hoffte, mußte bekennen, daß ihn das heitere Leben am Rhein nicht losgelassen habe. Ja, Vater Hasenbart, sagte er in reumüthigem Tone, bei mir wenigstens habt Ihr es getroffen, als Ihr mich warntet, ich solle mich vor dem Weine hüten. Ach, die Schöppchen, die Schöppchen haben mich am Rhein zurückgehalten, nicht der schöne Strom und seine Wasserfluth. Bearbeitet hab' ich fleißig, verdient auch. Die

Meisters waren zufrieden mit mir. Aber wenn ich dann einmal im Weinhause saß, da war's vorbei, und die Sonntage verschlangen die ganze Woche. Bis vergangenen Schwesterabend hab' ich das Lumpenleben fortgesetzt. Wenn ich daran denke, geschieht mir hart. Gott sei Dank, wie ich am ersten Januar erwachte und zu mir selbst kam, da erwachte auch meine Besinnung. Ich überlegte, daß ich noch vor Ablauf des neu angetretenen Jahres mit den Kameraden hier bei Euch zusammentreffen sollte; ich erinnerte mich an Eure Prophezeiung, was Jedem unter uns sein eingeborenes Teufelchen für Gefahr drohe, und daß sie an mir schon in Erfüllung gehe, und daß mein Teufelchen zu einem Teufel heranwachse. Ich legte mir ein Gelübde ab, den Wein zu meiden. Und weil mir dabei der alte Spruch einfiel: wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um, — so schnürte ich mein Bündel, nahm Abschied vom Rhein und zog mich in eine Gegend zurück, wo kein Wein mehr wächst, wo er theuer ist, wo unser Einer weniger der Verführung ausgesetzt wird. Im Harz hab' ich gearbeitet bis zu dem Tage, wo ich die Heimreise antrat.

Scheinst aber doch, warf Zampel ein, noch ein kleines Rückfällchen gehabt zu haben, unterwegs, auf dem Marsche hierher, kurz vor dem letzten Nachtquartier, weil Du so spät angewachsen kommst?

Du thust mir Unrecht, Buchbinder. Mein Wort hab' ich gehalten. Weder Wein getrunken, noch Schnaps, nicht einen Tropfen; kaum ein Glas Bier. Nein, was mich verspätiget, das steht auf einem andern Blatte.

So schlag' um, lies weiter, daß wir's auch erfahren.

Ich hatte mich eingerichtet, daß ich gestern bei guter Zeit im Vaterstädtel einwandern konnte. Ging auch meinen Weg munter fort. Vorgestern Abend, etwa zwei Meilen von hier, führt mich der Fußsteig durch ein Kiefergebüsch abseits von der Landstraße. Warm war der Tag gewesen für einen Oktobertag; gegen Abend und im Wäldchen wurd's fast schwül. Ich sez' mich auf einen Grabenrand und zähle mein Erspartes vom letzten Jahre und denke, wie ich mir die Silberstückchen durch die Finger laufen lasse: hätt'st Du nicht anfänglich so viel Schöppchen durch die Kehle laufen lassen, brauchtest Du nicht so wenig Zeit zum Zählen. Birst aber wohl der Aermste sein und gegen den Schneider und Buchbinder ein Bettler, denn diese haben gewiß nicht allen Wochenlohn versoffen, wie Du, schlechter Kerl. Während ich aber noch denke und zähle, knistert's hinter mir in den Zweigen, und eh' ich Zeit hab' aufzuspringen, fällt ein Schlag mit einem schweren Knüttel, daß der Baum, an den ich den Rücken gelehnt saß, zitterte. Der Schlag sollte meinen Kopf treffen, und wär' er sicherer geführt worden, nur um eine Handbreit niedriger, so säß' ich jetzt nicht bei Euch. Wie gesagt, der unschuldige Baum bekam ihn, schüttelte ihn aber ab. Ich, auf den Füßen stehen und meinen Buschflepper, che er noch zum zweiten Male ausholen kann, bei der Gurgel packen, war Eins. Fest hielt ich ihn und sah ihm nun scharf in's Gesicht. Du barmherziger Gott, ein junges, hübsches Bürschel, nicht viel älter, als ich; jetzt, wie er unter mir lag, mehr

tobt als lebendig, todtenblaß, zitternd, jämmerlich. Räuber, Mörder! schrie ich ihm in die Ohren, weißt Du, was ich mit Dir mache? Binden thu' ich Dich, treib' Dich vor mir her wie ein Stück Vieh, übergeb' Dich den Gerichten, und wenn Du nicht an die Kette gelegt wirst wie ein Hund, will ich ein Hund sein. — Ihr seid viel stärker als ich, das fühl' ich, stöhnte er. Seid mitleidig und bringt mich um; helst mir vom Leben; der Himmel wird's Euch lohnen. Nur den Gerichten übergebt mich nicht. — Mit jeder Silbe, die er hervorächzte, ließ der Druck meiner Fäuste in etwas nach, und bei'm letzten Worte hatt' ich den Besiegten völlig frei gegeben. Ich hieß ihn aufstehen und betrachtete ihn genauer, meinen armen Sünder. Das konnte freilich kein Straßenräuber sein, so viel gab der Anblick. Uebung hatte der noch nicht, diese mißlungene That war seine erste. Nun mußte er mir meine Geldstücke mühsam aufklauben, die im Waldmoose umher verstreut lagen, und das that er gehorsam. Seinen Knüttel hatt' ich bei Seite geworfen, stand wie sein Herr neben ihm und ließ ihn sich bücken und suchen. Kaum war er fertig, so reicht' er mir das Bißchen Mammon dar, wobei er auf den Knieen liegen blieb. Ich nahm's und sackt' es ein. Da fing er an zu heulen, reckte die Arme zu mir empor, flehte um Gnade. Doch damit meinte er nicht etwa, ich solle ihn laufen lassen? Vielmehr wies er nach dem dicken Knüttel hin und gab deutlich zu verstehen, ich möchte an ihm vollziehen, was er gegen mich im Sinne gehabt. Schämst Du Dich nicht, fuhr ich ihn an; denkst Du, ich wäre

Deinesgleichen oder gar der Henker? Das ist nicht mein Amt. Ich bin ein ehrlicher Handwerker. — Ach, ich war auch ehrlich, war auch ein ehrlicher Arbeiter bis heute, . . . . und nun bin ich ein Missethäter! Ach, meine arme Mutter! — Na, wie ich das hörte, da wurde mir doch gleich so miserabel um's Herz, daß ich am Liebsten mitgeweint hätte. Ich konnt's nicht ändern, ich mußte andere Saiten aufzichn. Er solle wieder sich aufrichten, sprach ich zu ihm, und beichten solle er mir, wie er so tief gesunken wäre? Da kam's denn heraus: Das Kartenspiel war Schuld. Seines Zeichens ein Uhrmacher, und, wie er versicherte, ein geschickter, künstlicher Arbeiter, der an seines Lehrherrn berühmten Werken mit zarten Fingern das Beste gemacht, befand er sich auf dem Wege nach seiner Heimath, mit einem hübschen Säckel voll Dukaten, die er sich binnen vier Jahren erworben. Leider auf Unkosten der frankten Augen, weil diese durch angestregten Fleiß bei scharfem Lampenlichte früh gelitten, und er selbige nun wenigstens ein Jahr lang schonen müsse, hatte der Arzt gemeint. Er eilte nach Hause, der schwächlichen Mutter zu Hilfe. Die war kürzlich Wittwe geworden und hatte ihn beschworen heimzukehren, um zu retten, was von des verstorbenen Vaters Geschäft noch zu retten sei. Denn der Vater war auch Uhrmacher gewesen, in einem deutsch-polnischen Städtchen; aber so Einer, der sein Uebelang mit Noth und Mangel kämpft, wie's ihrer giebt bei allen Gewerken und aller Orten und Enden auf dieser schönen Erde. Vor acht Tagen etwa, schon ganz nahe vor zu Hause, war mein Bürschlein in



der Wirthsstube mit einem Wanderburschen zusammen gerathen, der aus der Ferne kam. Hab' ich doch vergessen zu fragen, von welcher Profession. Aber ein Abgedrehter war's gewesen. Denn kaum roch der eine Spur von den Dukaten im Säckel, wußt' er auch schon meinen Uhrmacher firre zu kriegen, reizte ihn zum Trinken, brachte die Rede auf's Kartenspiel, kurz fing es so pffiffig an, daß erst nach und nach das Unglück überhandnahm, wie mein Uhrmacher schon im Zuge war. Nun waren die Dukaten weg, und die Angst war da. Der Geprüllte erwachte aus seinem Taumel, doch der Andere tröstete ihn, das wär' eigentlich nur Spaß, morgen thäten sie weiter mit einander spielen, da würde sich das Glück wenden, denn das wechselte immer, und die goldenen Füchse würden zu ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückwandern. Lauter solcherlei Finten, womit sich der Unglückliche einschläfern ließ. Wie er aber des nächsten Tages spät mit schwerem Kopf und leichter Tasche erwachte und seinen gestrigen Traum von sich werfen wollte, da war der falsche Spielkamerad über alle Berge und der sauer zusammengesparte kleine Schatz mit ihm. Mein Uhrmacher fiel förmlich in die Verzweiflung und rannte davon, als ob er verrückt wäre. Unglücklicherweise blieb er im Nachbarorte wieder an einer Kneipe hängen, wo schlechtes Gesindel heimlich spielte. Da packte ihn der dumme Spielerglaube, er müsse hier wieder gewinnen, was er dort verloren, und da verspielte er nun sein Letztes, sein Bissel Wäsche, Kleidung, endlich den Ranzen, und blieb ihm Nichts als ein Taschenmesser,

da sie ihn Nachts auf die Straße warfen, weil er die Zechen nicht mehr bezahlen konnte. Nachdem er sich hin- und hergebettelt, auch seines verstorbenen Wesens halber von mancher Thür hungrig weggewiesen war, — heimzuzwandern fühlte er die Kraft nicht mehr und nicht den Muth, weil er sich schämte, so vor eine Mutter zu treten, die auf seine Beihilfe und Unterstützung rechnete; — da fiel ihm ein, daß hier in dieser Stadt ein Better seines verstorbenen Vaters leben sollte, von dem er freilich Nichts weiter wußte, als den Namen. Wie wär's, dacht' er, wenn ich den auffuchte? Und so irrte er weiter, giebt's wieder auf, nimmt sich's wieder vor, verliert wieder das Vertrauen, und mit lauter Zweifeln, Wagen und Zagen schneidet er sich den Knüttel im Busche, weil ihm der Teufel den Gedanken einbläset, dazu hab' er's ihm gelassen; von allen seinen Habseligkeiten dies Messer allein. Und wie er den Knüttel einmal hält, steigen ihm die Höllenmücken auf, bis er mich findet, wo ich mein Geld zähle. — Ich kann's Euch nicht nachmachen, wie er mir's vortrug, nicht mit denselben Worten, nicht mit demselbigen Ausdruck, der mir das Eingeweide schier zusammenschnürte. Genug, ich erbarmte mich seiner. Ich hab' redlich mit ihm getheilt, was ich besaß, und er hat mir dagegen einen heiligen Eid abgelegt, daß er sich wolle zu seiner alten Mutter begeben und keine Karte mehr berühren. Weil er aber noch gar so verzagt blieb, in Einem weg zitterte und dachte, hinter jedem Strauche könnten Gerichtsdienere vortreten, um ihn als Straßenräuber aufzugreifen; und wer ihm begegnete, würd's

ihm aus den Augen lesen, was er begangen — nu, da dacht' ich bei mir, man muß Nichts halb thun. Bin mit ihm eingekehrt, hab' ihm heute noch eine gute Meile das Geleite gegeben auf seinem Wege; hab' ihm Trost und Frieden nachgerufen, dem reuigen Gotthard; deshalb hab' ich mich auf meinem Wege versäumt, deshalb bin ich beinahe zu spät bei Euch eingetroffen, und deshalb bin ich müde, wie wenn ich vierundzwanzig Stunden hinter Vater Blücher einhermarschirt wäre.

Meister Hasenbart reichte dem ehrlichen Franz mit wahren Dankgeföhle die Hand und blickte ihn, ohne zu reden, geröhrt und freundlich an.

Bartel schob sich auf seinem hölzernen Stuhle unruhig herum, lebhaft ergriffen von seines Freundes Abenteuer. Er belobte des Tischlers edelmüthiges Verfahren, verschwieg jedoch nicht die Besorgniß, daß jener großmüthig behandelte Uhrmacher über kurz oder lang wieder etwas Böses verüben werde. Denn, sprach er, wer einmal zum Spieler geboren ist, der kann's nicht lassen.

Kaum hatte der Schneider diesen bedenklichen Ausspruch gethan, als er ihn für's Leben gern wieder zurückgenommen hätte; so heftig erschrak er vor Zampels finster-drohenden Mienen.

Dieser suchte denn auch gar nicht zu verbergen, daß Bartel's Wort ihn persönlich getroffen und beleidiget habe. Er bezog es geradezu auf sich selbst und entgegnete: Jeder hat sein Teufelchen im Leibe, wie dazumal unser Hauswirth sagte. Jeder. Gut, ich auch. Mag ich doch? es kommt nur darauf an, wie man sich mit

dem Dinge einrichtet, und ob man sich's dienstbar zu machen versteht. Teufel oder nicht; bei mir soll er kein Oberwasser kriegen. Er muß mir pariren, ich nicht ihm! Und nehmt Euch nur in Acht, Ihr Andern, vor Euren Teufeln, daß die Euch über kurz oder lang keinen Spuk machen. Mit meinem Spielteufel will ich wohl fertig werden. Ich werd's nicht treiben, wie der dumme Uhrmacher, der sich so mir nichts, dir nichts seine goldenen Kröten abnehmen ließ, dem ist sein Recht widerfahren und weiter Nichts. Warum läßt er sich mit einem Gegner ein, dem er nicht gewachsen ist? Das ist nicht anders, wie wenn ich mich mit dem Tischler auf eine Prügelei wollte einlassen und ihm zornig zu Leibe gehen; da müßt' er mich niederschlagen. Denn Jedweder wehrt sich seiner Haut. Im Spiele ist's ebenso: das ist ein Krieg mit Karten. Und Kriegslisten gelten in jedem Kampfe. Wer diese Listen nicht kennt, seinem Gegner nicht gewachsen ist und obendrein kein Glück hat, der soll sich nicht in Gefahr begeben, sonst kommt er darin um.

Sollte man doch schier denken, murmelte Hasenbart, der Buchbinder wär' es selber, der dem Uhrmacher sein Gold abgewonnen, so lebhaft nimmt er sich des glücklichen Spielers an. Ich für meinen Theil, wie schlecht meine Kasse immer bestellt ist, möchte doch mit dem Gewinner nicht tauschen und möchte schon lieber an Franzens Stelle sein, der gut gethan und wie ein ächter Deutscher gehandelt hat. Um die Folgen, mein lieber Ignaz, und ob der Gotthard in Zukunft rechtschaffen leben, oder ob er wieder in nichtswürdiger Verführer

Schlingen gehen werde? Darum hatte sich der Tischler nicht zu kümmern. Er kann nicht sein Uebelang hinter Jenem herlaufen, um ihn zu gängeln. Da heißt's denn: Jeder für sich, und Gott für uns Alle. Tischler, Deine Gesundheit! Wir bringen's in Biere aus. Wein ist kein Tropfen hier geflossen, seitdem wir die bewußten Flaschen mitsammen ausgetrunken. Der alte Pascha von den drei Fuchsschweifen hält seines Propheten Gebot. Ist aber auch kein Wein von Nöthen, so man es redlich meint, und Bier thut dieselbigen Dienste für den Durstigen.

Die Drei stießen an mit ihren dicken, vom trüben Gebräu erfüllten Gläsern, welche nicht so hell und fröhlich klangen, als dazumal die schlanken Weingläser geklungen. Auch ließ sich die Verstimmung, die zwischen ihnen eingetreten war, nicht ganz beseitigen. Deshalb gaben sie gern dem Buchbinder Gehör, der es passend fand, bei Zeiten die Herbergen zu suchen, damit sie sämmtlich, der müde Tischler zunächst, der Ruhe gehörig pflegen und sich im Laufe des morgenden Tages nach einem guten „honorigen“ Unterkommen umthun könnten.

Sie wurden einig, und Meister Hasenbart bekräftigte sie in diesem Entschlusse, jedweden Sonntagsabend bei ihm zuzubringen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es ihnen gestattet sei, aus eigenem Erwerbe Trank und Speise zu bezahlen; wogegen sich endlich der heruntergekommene Kürschner nicht lange wehrte, weil er aus seiner Armuth kein Geheimniß machte.

Rebekka schien mit diesem Uebereinkommen weniger zufrieden. Sie begleitete die Unterhandlungen, die

zwischen ihrem Vater und den drei jungen Burschen über einen so eiglichen Punkt gepflogen wurden, mit halbtrogigen, halb-schamhaften Mienen, warf die Lippen mürrisch auf, rümpfte die Nase, schüttelte den Kopf und wendete sich zuletzt gar weg, um ihre Thränen zu verbergen.

Sei nicht abgeschmactt, rief ihr der Vater zu. Armuth ist keine Schande. Und ehe sie in's Bierhaus laufen, dort Unfug machen helfen, ist's immer schickjamer, sie legen ihre Pfennige in Deine Hand, wo sie nicht über-vorthelt werden und mit dem Alten ein gescheidtes Wort diskurriren können. 's bleibt dabei. Ihr thut Euch nach Arbeit um, und auf nächsten Sonntag erwarten wir Euch.

Als sie gingen, fand Rebekka für Jeden eine andere Art gute Nacht zu sagen. Dem Tischler nickte sie treuherzig zu; dem Buchbinder neigte sie sich achtungsvoll, weil sie diesen, des Umgangs mit gedruckten Büchern halber, für eine Art von Gelehrten hielt; dem Schneider gab sie keinen Blick, kein Wort, keinen Handschlag; . . . und gerade darum scheint es nicht schwer, zu errathen, daß Mosje Bartel ihr am besten gefiel.

Und er errieth es auch, blies sich auf, verbiß die Schmerzen des wunden Fußes, womit er recht stattlich zum Zimmer hinausginge.

---

### Drittes Kapitel.

Ein alternder Vater, der seine ihm spät geborene heranwachsende Tochter hütet und von ihr gehütet wird; der für sie fürchtet und zugleich eitel ist auf sie; der sich freut, wenn sie gefällt und sich ängstiget, wenn Andere ihr zu gefallen scheinen; der darbt und spart, um sie zu beschenken, der aber schilt und zankt, wenn sie ihm eine gute Speise kocht; der Jeden lieber in's Gesicht schlagen möchte, welcher sie nicht liebenswürdig fände, und dabei bereit ist, Jeden niederzuschlagen, der eingesteht, daß er in sie verliebt sei; — ein verwittweter, kümmernder hinwelfender Vater, neben einer bräutlich-blühenden Tochter geräth in seltsame Widersprüche, die ihn häufig dahin bringen, nicht mehr zu wissen, was er will oder soll, wenn er dies auch sonst ein langes redlich-beschränktes Leben hindurch immer so ziemlich gewußt hat. Nicht anders geschah unserm lieben Meister Hasenbart neben seiner niedlichen Rebekka, und zwischen den drei jungen Hausfreunden. Diese, nachdem sie sehr bald gute Arbeit gefunden und Jeder in seinem Fache thätig waren, versäumten auch nicht, ihrer im vorigen Kapitel geschlossenen Uebereinkunft getreu, den Nachmittag und Abend jeglichen Sonntags bei ihrem alten Pascha sich zusammen zu finden. Sie haben nun, auf dem Zeitpunkte, den unsere Erzählung bezeichnen will, seit länger als einem vollen Jahre dieses Herkommen getreulich bewahrt, und es ist bei ihnen schon zur unerschütterlichen Gewohn-

heit geworden. Im Laufe dieser Tage ist es ihnen denn auch klar aufgegangen, was bei'm ersten Wiedersehen durch verschiedenartige Gemüthsbewegungen verdrängt wurde: wie Rebekka, das Kind, kein Kind mehr sei, oder doch längst, was man „ein schönes Kind“ benennt. Jeder Sonntag hat dieser Klarheit neue Lichter aufgesetzt, die heller leuchten, als des Kürschners dünne Kreuzerlichter.

Die schmucken Gesellen haben sich's auch nicht nehmen lassen, allwöchentlich ihren Beitrag zu Abendbrod und Getränke zu geben, wider dessen Empfang das eigenwillige Mädchen sich nur anfänglich auflehnte, nach und nach aber sich um so leichter dazu verstand, weil der häusliche Mangel und die daraus hervorgehenden väterlichen Entbehrungen ihr am besten bekannt waren. Fortwährend blieben die Burschen bemüht, ihr etliche Groschen mehr beizubringen, als die Rechnung betrug, und zu selbsteigenem Schaden ihre junge Wirthin zu übervorthen, ganz im entgegengesetzten Sinne dieses Wortes. Das gab unzählige kleine Durchstechereien, Geheimnisse, Vertraulichkeiten, die ein Jeder einzeln, unbemerkt von den Andern, mit ihr abzumachen suchte. Da konnte denn auch nicht fehlen, daß ein Jeder ihr zu gefallen wünschte, die ihm gefiel; daß ein Jeder an diesen Wunsch eine Hoffnung knüpfte, daß ein Jeder sich für den begünstigten, für den erklärte „Schatz“ hielt.

Wenn diese Uebereinstimmung der Gefühle die Einigkeit ihrer Knabenfreundschaft nicht zerstörte; wenn kaum versteckte Eifersucht, ohne welche es natürlich nicht abging, dennoch unmächtig blieb, in erklärte Feindschaft auszu-



arten, so lag dies nicht allein in den Liebenden, es lag auch in der Geliebten.

Wie die drei jungen Männer in ihrer zärtlichen Neigung für die liebliche Rebekka, sich untereinander völlig ungleich, verschiedenartige Ansichten oder Absichten hegten, so betrachtete das Mädchen einen Jeden von ihnen mit anderen Gefühlen und Gedanken, die wiederum, — ihr selbst unbewußt, und ohne daß sie sich Rechenschaft darüber zu geben wußte — mit jenen Persönlichkeiten in entsprechender Verbindung standen.

Wir müssen dies wunderliche Verhältniß näher auseinandersetzen, weil es auf den späteren Verlauf unserer einfachen Erzählung wichtigen Einfluß übt; weil es gewissermaßen den Grund legt zu all' den Begebenheiten, deren bunten Wechsel ich meinem Leser in nachfolgenden Kapiteln vorzuführen gedenke.

Franz Erhart, der Tischler, meinte es gut und redlich. Ihn hatte Rebekka's Vater ganz richtig erkannt, ihn und seine aufrichtige, treue Gesinnung. Er liebte das Mädchen, wie ein Bursche seines Schlages lieben kann, der des Morgens zeitig aufsteht, den Tag über fleißig arbeitet, des Abends tüchtig müde ist, folglich wenig Zeit übrig behält, sentimentalen Schwärmereien nachzuhängen, sondern, bevor er einschläft, nur eben noch denkt: „was mag sie jetzt machen? ob sie schon schläft? oder ob sie auch an mich denkt? Und wenn mir nur Keiner von den beiden Andern sie wegschnappt, bis ich's zu Stande bringe, daß ich Meister werde! Denn die Rebekka muß es sein, sonst

mag ich lieber gar keine Frau; wenigstens für's Erste nicht!"

Ignaz Rafael Bartel, der Schneider, war überhaupt zu viel von sich und seiner durch alle Dienstmädchen des Stadtviertels bewunderten Schönheit eingenommen; sein enges Herz war zu voll von Eigenliebe, um noch Raum zu behalten für eine andere Liebe. Aber ihm gefiel Rebekka doch sehr. Und weil er sich ohne Schmeichelei versichert halten durfte, daß sie ihn vor seinen Freunden auszeichne; und weil sie zu sittsam war, um dies ihm anders als durch halbe Blicke zu gestehen, während so viele Mädchen es ihm mit lauten Worten entgegen riefen, schien er bisweilen gar nicht abgeneigt, die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung mit Hasenbart's Tochter gelten zu lassen. Eine Möglichkeit, auf welche er hier und da anspielte; wodurch er dann nicht verfehlte, den armen Franz in grimmigen, schwer verhaltenen Zorn zu versetzen. Dadurch wurde dann aber der ohnehin schweigsame Tischler ganz stumm und mürrisch; folglich bei Rebekka um so weniger beliebt.

Zachäus Blasius Zampel, der Buchbinder, wußte am Deutlichsten, worauf er ausging. An Heirathen dachte dieser kalte Rechner nicht. Weder bei Rebekka, noch überhaupt. Ihn erwärmte nicht ein inniges Gefühl, ihn trieb nicht Eitelkeit, — er sah nur die Blume, die neben seinem Sonntags-Wege empor wuchs, und die er, — vielleicht — bei Gelegenheit — aus Uebermuth, — und ohne große Schwierigkeit brechen werde, um sie liegen zu

lassen und weiter zu gehen. Er empfand Nichts dabei; deshalb war er der Gefährlichste, um so gefährlicher, weil auf ihn, den scheinbar Gleichgültigen, Vater Hasenbart gerade gar nicht achtete, nur Schneider und Tischler für Bewerber hielt und so schlechte Absichten überdies nicht leicht einem jungen Menschen zumuthen konnte. Dazu war er selbst viel zu harmlos, der bibelfeste Pascha von drei christlichen Fuchschweifen. Auch wählte er Zampel'n viel zu sehr an's Kartenspiel gefesselt, „um daß der für ein Mäd'el Augen haben sollte!“

Rebekka widmete, wie schon erwähnt, dem Geist und Wissen des sie mit „Lesebüchern“ versorgenden Buchbinders mädchenhafte Devotion. Ihm gegenüber setzte und wählte sie jedes Wort so zierlich und sorgsam wie möglich. Sie fürchtete sich gradezu vor ihm: nach ihrer dem Vater gegebenen Versicherung wohl nur vor seinem überlegenen Verstande und bisweilen vornehm-unverständlichen Ausdrücken; der Wahrheit nach, die sie sich allein gestand, noch vor etwas Ungewissem, Drohendem, Unheimlichem, was sie durchaus nicht näher zu bezeichnen vermochte; wenn es nicht vielleicht in seinen düster brennenden Augen läge, die er bisweilen, wie wenn er sie damit versengend durchbohren wolle, auf sie richtete!

Man irrt bedeutend in höheren Lebenskreisen, und die dazu Gehörigen erweisen sich und ihres Gleichen zu viel Ehre — oder zu viel Schande, wie man es nehmen will? — wenn sie dem Glauben huldigen, nur bei ihnen walte neben unglücklicher Liebe der böse Geist, den unser Schiller in seinem fast ebenso monströsen, als genialen

Jünglings-Drama Kabale taugt und als solche der Liebe entgegensetzt. Ach, auch ohne fürstliche Maitressen, ohne Präsidenten, Sekretaire und Hofmarschälle fehlt es nirgends an Dienern besagten Unhold's, die oft mit groben schwieligen Händen zerstören, was Jene behutsam mit zarten Fingern zu vernichten suchten. Wer sich die Mühe gab, aus prachtvollen Sälen in ärmliche Bürgerstübchen zu dringen, sich unter deren Bewohner zu mischen, ihren Verkehr belauschend mit ihnen zu leben, dem kann unmöglich entgehen, daß unten Romane gespielt werden, wie oben; daß die Menschen bei verschiedensten Formen dem Stoffe nach sich überall gleichen. Es ist ein trauriger Trost, und dennoch ist es gewissermaßen einer. Mit diesem Troste müssen wir uns auch zufriedenstellen bei dem Geständniß, daß die gute, unverdorbene Rebekka den braven Franz entschieden zurücksetzt gegen den schlaukabalisirenden, schleichenden Zampel; noch entschiedener gegen den eitlen, gepuhten, geckenhaften Bartel; ja, daß sie endlich den Letzteren als Erwählten betrachtet und auch dem Vater ihre Schwäche nicht mehr verbirgt.

Was will Meister Hasenbart machen? Ihm allerdings ist Franz wie ein Sohn so werth, und er sagt sich mühsam von der freudigen Hoffnung los, ihn in Wirklichkeit zum Eidam, zum Sohne zu haben. Aber mein Himmel, hat er nicht nur die eine Tochter? Nur dies eine Kind? Soll er mit seinen Wünschen wider die ihrigen kämpfen? Er seufzt — und schweigt. Schweigt auch gegen Franz. Und so bleibt Alles im gewöhnlichen Gange, und jeder Sonntag vereinigt bei'm dürstigen

Kürschner die drei Gesellen, die von allen Nachbarn für Rebekka's Freier gehalten werden, — oder für etwas Schlimmeres. Denn der üble Wille einer löblichen Nachbarschaft schläft niemals; ebenso wenig um gebrechliche Hütten, wie um Marmorpaläste. Auch ist es geradezu eine Lüge, daß es große Städte gäbe, ohne Kleinstädtereien. Jeder Nachbar, jede Nachbarin sind ja geborene Kleinstädter, ob sie in lärmenden Residenzen leben oder in stiller Waldgegend, wo nur hier und da ein Jägerhäuschen zwischen den Bäumen sichtbar wird? Dort stößt Mauer an Mauer, — hier wohnen sie eine deutsche Meile aus einander, — gleichviel: so wie sie sich Freunde und Bekannte nennen, Nachbarn, etwa gar Gevattern, sind sie auch schon Kleinstädter. Das heißt: sie lauschen, horchen, mißdeuten, lästern, verleumden, — all' dies eigentlich in keiner anderen bösen Absicht, als — um es eben zu thun. Es gehört zur Nachbarschaft.

Hasenbart und Rebekka empfangen von rechts und links mehr Berichte über ihre Sonntagsgäste, als sie begehrt. Jeden der drei Gesellen kannten sämtliche Nachbarinnen, nicht nur von Gestalt, Namen, Handwerk; — auch seine Lebensweise, seinen anderweitigen Umgang meinten sie richtig ausgespürt und bis in's Kleinste verfolgt zu haben. Was trugen sie doch da für brauchbare Stoffe zusammen zu einem Neste, in welches der Teufel sein Ei legen, und worin des Teufels Großmutter, wosern sie nicht anziehendere Unternehmungen vor sich hatte, dieses Ei gemächlich ausbrüten konnte!

Wie es denn immer und überall bei Klatschereien der Fall ist, aus denen sich üble Gerüchte und aus diesen schlechter Ruf entwickeln gleich ansteckenden Krankheiten aus faulen Dünsten; — so gänzlich erfunden mögen sie selten sein; etwas Wahres liegt ihnen gewöhnlich zu Grunde. Das eben ist das Unglück für Diejenigen, welche es trifft. Denn wer ist am Ende so rein, daß er nicht irgendwo einen Fleck hätte? Sei's ein Fleck, wie ein Stecknadelknopf klein, das Gerücht läßt ihn wachsen bis zur Größe des Tellers. Und wenn der Betroffene davon vernimmt, erröthet er dennoch. Seine Verlegenheit gilt dem Stecknadelknopfe, — die Beobachter schwören auf den Teller.

So auch hatten Rebekka's Nachbarinnen Jedem der drei Freier oder Buhler oder Nebenbuhler seinen gehörigen umfangreichen Suppenteller auf den Rücken geklebt, füllten diesen Teller alltäglich mit scharfer Lauge aus ihren Kesseln und löffelten darin herum, daß es eine Lust war; — für sie nämlich, weniger für Rebekka und deren friedliebenden Vater, obschon bei diesen Beiden keine andere, als eine dem Sinne der Warnerinnen entgegengesetzte Wirkung dadurch hervorgebracht wurde. Je dringender die Weibsbilder Vorsicht predigten vor dem heimtückischen Buchbinder, vor dem jeder Schürze nachlaufenden Schneider, desto schöner fand die Gewarnte den Letzteren, desto geistreicher den Ersteren. Der gute Tischler, der bei allen dreifachen Unklagen am besten wegfam und nur unbestimmte Nachreden erhielt, kam — vielleicht grade deshalb — bei der Geliebten am schlech-

testen weg. Gegen ihn blieb sie gleichgültig, — immer freundlich und immer gleichgültig.

Da nun die Sonne des zweiten Märzens unseren jungen Freunden zum fünfundzwanzigsten Male aufging, will sagen: da sie ihr vierundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatten, so beschloß die Hasenbartische Sonntags-Gesellschaft, Wirthsleute und Stammgäste im Vereine, etwas Außerordentliches zu thun und das Fest der Volljährigkeit durch ein vollständiges Mahl zu feiern. Rebekka verkaufte im Stillen das güldene Kettlein ihrer seligen Mutter, ihr einziges Erbstück. Eine kühne That, in welche der Vater bisher, trotz oftmals drückenden Mangels, nie eingewilliget; die er aber nun geschehen ließ, weil auch er es unziemlich fand, die Kosten des Freuden-Abends ausschließlich den drei Geburtstagkindern aufzubürden. Das Mädchen beeilte sich, von der mühsam erzwungenen, nur stillschweigend ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen. Sie sah voraus, daß sie mit einem kleineren Theil des Erlöses die Unordnung dieses Tages bestreiten und mit dem Ueberschuß für die laufenden häuslichen Ausgaben eines ganzen Jahres reichen könne, wodurch sie sich schon vorhinein mancher bangen Stunde enthoben fühlte. Ein Jahr ohne Nahrungsorgen, — scheint es der Hoffnung nicht eine Ewigkeit? Was konnte sich bis dahin Alles ereignen! Wie viele Gesellen konnten sich in Meister verwandeln! Wie viele junge Meister konnten junge Frauen heimführen! Ein ganzes Jahr!

Rebekka fühlte sich unaussprechlich glücklich. Ihr

Glück lag vor ihr wie ein grüner schattiger Hain; blumig, — aber dunkel, ohne klare Aussicht. Im Hintergrunde stand wohl ein kleiner Tempel, und im Tempel stand ein Bild. Ganz deutlich war es nicht zu erkennen. Die Züge verschiedener Menschen mischten und verwischten sich in seinem Antlitz. Doch am nächsten kam es in Aehnlichkeit schon dem Schneider Bartel.

Es ist auch wieder eine Lüge, daß ein junges, lebensfrisches, einfach aufgewachsenes Mädchen, wenn es nach einem Ehemanne sich sehnt, stets nur für Einen schwärme und in hochpoetischen Träumen wimm're: Diesen oder Keinen! Es ist eine Lüge in der Praxis und ist unwahr in der Theorie. Es kann vorkommen, doch lediglich als Ausnahme. Mag die Heirathslustige auch Zampels Romane verschlungen haben, wosern sie nur tüchtig arbeiten und sich in häuslicher Beschäftigung matt und müde quälen mußte, — die Helden jener Bücher werden ihr Bücherhelden bleiben; sie wird recht wohl einen Unterschied festzuhalten wissen zwischen den goldenen Kavalieren, die sich mit zarten Händchen um eine Prinzessin schlagen, und zwischen jenen fleißigen Arbeitern, deren Einer sich bereit finden dürfte, ihr alles Ernstes die derbe Hand zu reichen. Es kann eine recht brave, sittsame Bürgerstochter sein, welche des Abends beim Auskleiden zu sich selbst sagt: Jener ist freilich der Hübscheste, aber Dieser ist auch gar nicht garstig; ich nähme auch in Gottes Namen Den da . . . und so weiter. Wenn ich nur einen lieben Mann kriegte. Und bald, wo möglich! D'rum, himmlischer Vater, laß' mich nicht eine alte



Jungfer werden. Ein recht braves, sitzames Mädchen kann so sprechen, wenn es mit sich selbst und dem lieben Gott redet. Rebekka sprach nicht viel anders, trotz aller Romane, die der Buchbinder eingebunden, und in denen bewiesen stand, daß nur eine wahre Liebe im Leben möglich sei, und daß außer dieser kein Glück in der Ehe blühe.

Meine handschriftlichen Quellen sagen es nicht deutlich, — und den alten, damaligen Kalender hab' ich nicht zur Hand, um ihn zu befragen; — ob der zweite März des Jahres Achtzehnhundert ein und zwanzig \*) etwa gar so gütig gewesen ist, auf einen Hasenbartischen Sonntag zu fallen? Oder ob unsere drei Geburtstagskinder sich genöthiget sahen, den ersten Tag ihrer Volljährigkeit zu einem blauen Montag, wo nicht zu irgend einem andersgefärbten Wochentage zu machen? Was ich ganz bestimmt weiß, ist die Stunde ihres Eintreffens bei Hasenbart's mit dem Schlage sieben Uhr.

Erhört und Bartel erschienen mit Blumensträußchen vor der Brust. Beiden war anzusehen, daß sie einem feierlichen Augenblicke entgegen gingen, der etwas Wichtigeres betraf, als ihr eigenes Wiegenfest. Zampel zeigte sich wie gewöhnlich, nahm auch die ihm dargebotenen Glückwünsche gleichgültig hin und verschonte die Freunde nicht mit einigen spöttischen Bemerkungen über ihren „Bräutigams-Aufpuß,“ was Beide verlegen machte, aber Jeden auf andere Art:

---

\*) Ziel auf einen Freitag.

Anm. d. S.

Der Tischler zog sich sogleich schüchtern zurück und wurde einsilbig. Der Schneider warf sich desto mehr in's Zeug und ließ errathen, daß er mit großen Entschliefungen umgehe. Jeder hatte eine Flasche Wein mitgebracht. Der Kürschnermeister hatte auch eine herbeigeschafft. „Auf den Mann einen Vogel!“ war sein Spruch; das Mädcl nippt ohnedies kaum.

Hoffentlich aus meinem Glase, rief der Schneider.

Ich dächte gar, sagte der Buchbinder; sie muß mit einem Jeden anstoßen und sein Wohl trinken helfen. Heute darf Keiner Etwas voraus haben, auch der Liebling nicht. Er begleitete diese bitter-süßen Worte mit einem jener stechenden Blicke, vor denen Rebekka sich zu fürchten pflegte.

Sie tranken, — schwagten — und tranken wieder. Zampel wußte sehr geschickt es zu fügen, daß Erhart mehrere Gläser rasch hinter einander leeren mußte. Mehr war nicht nöthig, um den schon erloschenen Muth des Liebenden wieder zu entflammen. Nun gab Franz unverhohlen die Gesinnungen und Absichten zu erkennen, mit welchen er eingetreten; so unverhohlen, daß der Schneider angemessen fand, den seinigen, welche vielleicht noch gar nicht reif gewesen, in aller Eile einen gewissen Ausdruck von Bestimmtheit anzupassen.

Schon ließ Bartel an seiner linken Hand Goldfinger ein Ringelein im Lichte flimmern, wendete und drehte die Hand hin und her, damit es blizend sichtbar werden und an ihn etwa die Frage gestellt werden möge: von wem er es empfangen? Ob es ein bedeutsames Geschenk sei?

Dann wollte er — so lautete sein Plan — erklären: es sei durch ihn selbst gekauft, um ein Geschenk damit zu machen; er wisse schon, an wen; und was es bedeuten solle, wisse er auch; und er sei begierig, wie es aufgenommen werde?

Dem Tischler entgingen die gezierten Wendungen und Drehungen der schneiderlichen Hand nicht; eben so wenig, als ihm das Klingelein entgangen war. Denn was entginge dem Blicke eifersüchtig-besorgter Neigung? Er verwünschte seine Einfalt, die ihm ähnliche Erfindungen versagt habe, und schalt sich im Stillen den Dümmden aller lebenden Tischler, die jemals ein Fournier eingelegt. Er hatte Nichts, als seinen Blumenstrauß, — freilich einen weit schöneren, als jenen in des Schneiders Knopfloch. So schön, wie dergleichen am zweiten März nur irgend aufzutreiben gewesen. Nach dem dritten der rasch geleerten Gläser schwang er sich zu der trostreichen Meinung auf, Blumen führten denn doch in Liebesachen eine viel beredtere Sprache, denn schnödes Gold; und wosern Rebekka sonst nur von ihm wissen wolle, so werde sie schon verstehen, was die kleinen Blüthen ihr zuzulüftern hätten. Alsogleich nahm er das Sträußlein von der Brust und legte es vor Rebekka auf den Tisch.

Was soll denn das auf einmal heißen? fragte Diese erröthend.

Das soll heißen, rief der Vater freudig aus, daß der Winter zu Ende geht, daß der März den Frühling anmeldet; daß es bald Beilchen giebt auf jedem Stück

Rasen, sei's so groß wie ein Pelzfleck; daß die Vögel auf den dürren Zweigen allbereits zu singen anfangen; daß auch Franz der Tischler endlich seinen Schnabel aufthun will. Nur munter, Junge, fürchte Dich nicht; bringe Dein Sprüchlein vor. Der Vater sitzt Dir zur Seite und ist auf Deiner Seite.

Rebekka wurde noch röther wie zuvor, doch schwieg sie.

Ich' ich rede, sprach Franz, muß die Rebekka meine Blumen nehmen.

Rebekka regte keinen Finger. Sie ließ den Strauß unberührt liegen, wo er lag. Dagegen bewegte sie ihre Augen und richtete durch lange Wimpern auf den Schneider einen Seitenblick.

Dieser zündete.

Ich bin auch da, sagte Bartel; ich bin auch da, Vater Hasenbart, hab' auch Blumen bei mir. Mit Vergunst will auch ich mein Sträußlein vor die Jungfer auf den Tisch legen, dicht neben des Tischlers Bouquet. Vorher aber steck' ich diesen Ring an den Stiel. — So! — Und nun mag die Rebekka wählen: mit Ring oder ohne Ring? Wer beringt ist, der ist bedingt.

Daß Dir auch so 'was nicht eingefallen ist, flüsterte dem Franz der Kürschner in's Ohr. Der Schneider ist ein ganzer Stutzer, weiß sich beliebt zu machen. Jetzt wird sie seine Blumen nehmen, — und was dann?

Vielleicht hätte das Mädchen dem Zuge ihrer Neigung Folge geleistet und wirklich den Stiel ergriffen, woran der Ring steckte, und dann wär' es aus gewesen mit des armen Tischlers Hoffnung und ihm Nichts übrig

geblieben, als sich abzuwenden und traurig seiner Wege zu gehn. Schon hob sie die Hand, — da griff der Buchbinder in die Westentasche, holte ein kleines Päckchen heraus, schob es zwischen die Sträuße und sagte: Unserer macht keine Ansprüche, so unwiderstehlich und beliebt zu sein, wie Schneider und Tischler. Blumenkram versteh' ich nicht zu schätzen, denn ich setze keinen Werth auf Dinge, die über Nacht welken und morgen in's Kehrrichtfaß geworfen werden. Einen Ring zu offeriren, möcht' ich mich erst gar nicht getrauen, dazu muß man seiner Sache schon gewaltig gewiß sein! Ich bringe überhaupt kein Geschenk. Ich will nur zurückerstatten, was unsertwegen hingegeben worden ist, und ich bitte die Jungfer, ihr Eigenthum anzunehmen. Dabei öffnete er das kleine Päckchen. Rebekka erkannte das Erbstück der Mutter, jene goldene Kette, die sie gestern verkauft hatte. Ihre Freude über diesen Anblick war innig und aufrichtig.

Auf Hasenbart machte die Ueberraschung eine um so günstigere Wirkung, weil er nur widerwillig und zweideutig die ihm abgedrungene Erlaubniß ertheilt, ja sich sogar angestellt hatte, als wisse er kaum, daß Rebekka sie wirklich benützt habe? Das Kettchen war ihm theuer und werth, weit über den Goldwerth hinaus. Die einzige goldene Gabe, die seine verstorbene Frau aus seinen Händen empfangen; die einzige überflüssige Zier, womit er die Gute jemals geschmückt. An diese Kette knüpften sich tausend Erinnerungen einer langen, nicht beglückten, doch still genügsamen und deshalb zufriedenen Ehe. Der Anblick dieser vielen, dünnen, leichten Reifchen

rief ebenso viele staubige Spaziergänge an einsamen Sonntagen, ebenso viele Vergnügungen ohne Vergnügen, ebenso viele trockne Festtage ohne Festlichkeit noch Freude in sein Gedächtniß zurück; aber all' Dies, was dürstig und dustlos gewesen, so lange es währte, es gewann Duft und Farbe im Dämmerlichte der Erinnerung.

„Unsere“ Kette ist wieder da, sagte der arme Mann geführt; meiner seligen Frau goldene Kette! Sieh nur, Rehböcklein, sie ist wieder da; Du darfst sie wieder um Deinen Hals legen. Aber Buchbinder, wie mochtet Ihr so viel Geld daran wenden, um diese Freude zu machen? Ihr müßt Euch ja ruinirt haben und in Schulden gesteckt, um Alles in der Welt. Wir sollen's eigentlich gar nicht annehmen.

Das wäre noch schöner, sprach Zampel, wenn ich nicht so viel erarbeitete, daß ich für außerordentliche Fälle gedeckt wäre. Ich brauche sehr wenig für mich, kenne keine Bedürfnisse. Das Wirthshaus lockt mich nicht mit seinem Säuserlärm. (Dabei schielte er nach Franz.) Den Mädchen in meiner Nachbarschaft bin ich gleichfalls keine Präsente schuldig. (Hier schoß er Blicke auf den Schneider.) Was ich erwerbe, bleibt mein und wird zurückgelegt.

Und die Trümpfe stellen sich auch zur gehörigen Zeit ein, murmelte Bartel, der seinen Aerger kaum zügelte.

Franz Erhart redete gar nicht dazwischen. Ihm schien diese Wendung nicht unwillkommen. Die Kette überstrahlte den Ring; der Buchbinder drängte für den

Augenblick den Schneider bei Seite. Das war ein Aufschub, folglich ein Gewinn; denn Rebekka schwankte.

Hasenbarts Freude ließ nach, wegen der beißenden Aeußerung des Schneiders über die Trümpfe. Der Gedanke, daß schnöder Spielgewinnst die Auslagen gedeckt haben könnte für seiner Seligen Kettlein, beraubte das Geschenk seines Reizes.

Rebekka, die allgemeine Verstimmung nachempfindend, suchte einen leidlichen Ausweg. Sie schlang die Kette um beide Blumensträuße, so, daß einer daraus entstand, und dankte für „alle drei Geschenke“ allen Dreien zugleich. Den Ring steckte sie an keinen ihrer Finger; sie ließ ihn sitzen, wo er saß. Recht fröhlich wurden sie aber an diesem Abende nicht mehr. Kein Gespräch wollte fließend in Gang kommen. Da sie aufbrachen, trennten sie sich vor der Hausthür; zum ersten Male gingen die drei Gesellen jeder einzeln heim und ohne sich gute Nacht zu wünschen.

---

### Viertes Kapitel.

Genes kleine Fest, wodurch Zampel, Bartel, Erhart im Vereine ihre Volljährigkeit feiern wollten, war die Ursach geworden, daß ihre Jünglingsfreundschaft brach. Was bis dahin, wenn gleich Allen bewußt, von Keinem zur Sprache gebracht worden war, lag offen da, eine unheilbare Wunde. Sie galten für erklärte Nebenbuhler, für Feinde. Den Schneider zeichnete Rebekka's Vor-

liebe aus, der Tischler durfte sich der Gunst des Vaters rühmen. Aber Beide waren einigermaßen im Werthe gesunken durch des Buchbinders freigebige Aufmerksamkeit. Denn, fragte Meister Hasenbart, wenn der Mensch wirklich nur im Späße um mein Mädchel herumgeschlichen wäre; wenn er nicht ernste und ehrliche Absichten hegte; — wo würde er denn sein Geld so mit vollen Händen wegwerfen? Eine solche Gabe reicht nur Einer dar, welcher darauf rechnet, sie sammt der Empfängerin wieder zu bekommen. Vollends ein Rechner und Goldscharrer wie Der!

Und nun zeigte sich eine Umwandlung im Benehmen des Vaters, — sogar der Tochter, die auf den ersten Anblick Beiden und den Gesinnungen Beider wenig Ehre zu machen scheint; die aber, genau betrachtet und erwogen, bei Menschen dieses Standes, unter gedrückten Verhältnissen, ebenso natürlich als gewöhnlich ist. Beide fingen an, den bisher Zurückgesetzten oder Gefürchteten und nur seiner Kameraden wegen im Hause freundlich Behandelten zu erheben. Sie gaben sich Mühe, seine guten Seiten hervorzufuchen, zu loben, was irgend löblich an ihm war, kurz, ihr früheres Mißtrauen möglichst zu überwinden.

Dadurch aber schob sich eine etwaige Entwirrung der verwickelten Verhältnisse immer weiter hinaus. Erhart, der den Bartel, und Bartel, der den Erhart nicht zum Ziele gelangen sah, — Beide zweifelten an des Buchbinders ernstlichem Entschlusse, um Rebekka's Hand zu werben; trotz der goldenen Kette. Darum richteten sich denn,



statt des bisherigen gemeinsamen Sonntagvereines, drei vereinzelte Abende ein. Der Buchbinder besuchte die Hasenbartischen am letzten Tage in der Woche. Der Tischler blieb bei'm Sonntage. Der Schneider wählte den Montag.

Nun hatten die Nachbarinnen erst recht zu fragen, zu vermuthen, die Köpfe zusammen zu stecken. Und wenn auch Vater wie Tochter vorgaben, sie machten sich Nichts aus manchem giftigen Worte, das bis zu ihnen drang, im Innern mußten sie sich doch eingestehen, daß sie sich in großer Verlegenheit befanden und durchaus kein günstiges Ende erwarten durften, so lange jeder Freier gewissermaßen durch zwei Andere zurückgehalten wurde, sich entschieden auszusprechen.

So verging fast abermals ein Jahr. Die Gesellen verblieben in ihrer Arbeit und in ihrer Stellung zu Rebekka, ohne sich einander wieder zu nähern. Hasenbart kam täglich weiter herab im Geschäft und vernähte kaum allmonatlich zehn oder zwölf grobwollige Schafspelze zu rohen Fußsäcken, die er an Krämer aus kleinen Städten mühsam, oft mit Verlust absetzte.

Der Schneider verschnappte sich häufig, von seiner Eitelkeit verleitet, durch Aeußerungen, die vermuthen ließen, daß für ihn die Woche sieben blaue Montage habe, bei denen das Blau gerade nicht als Farbe der Treue gelte. Eine Unvorsichtigkeit, wodurch Rebekka verletzt, betrübt, Vater Hasenbart immer wieder neuerdings auf den Tischler hingewiesen wurde und auf ihn hinwies, der still und ordentlich lebe, auch Etwas spare;

obschon er allerdings gegen den Buchbinder nicht aufkomme, welcher gar so reich bei Kasse sei, daß er nicht einmal jene große Ausgabe für die zurückgekaupte Kette nachempfinde. Und dieser sei freilich der Solideste, Sicherste, könne zu allererst Meister werden; — wenn er sich nur deutsch erklären wolle!

Doch Zachäus Blasius Zampel — diese Namen widerten Rebekka's Ohr nicht wenig an, und ihre Zunge sprach sie ungern aus — dachte nicht daran, sich zu erklären. Seine bösen Absichten mit heimtückischer Geduld und Festigkeit verfolgend, bemühte er sich vielmehr, Vater und Tochter hinzuhalten, Beide in Ungewißheit zu lassen über seine Lebenspläne. Ihm genügte, durch schlaue Einwendungen und scheinbar harmlose Bemerkungen des Tischlers Persönlichkeit im Vergleich mit jener des gewandten und hübschen Schneiders recht herabzusetzen; und wenn ihm dies bei Rebekka gelungen war, verstand er ebenso schlaue, ihren und des Vaters Argwohn auf des eben erst angepriesenen jungen Mannes eitlen Leichtsinne zu richten. Beides gelang ihm so gut, daß er sodann nicht mehr nöthig hatte anzudeuten, wer Jene in allen Vorzügen übertreffe. Die Hörenden sahen sich genöthigt, den Vergleich selbst anzustellen; und daß dieser zu seinem Vortheile ausfalle, dafür hatte der Heuchler schon gesorgt. So umwand er langsam, doch sicher, mit kalten Schlangenwindungen das ausersehene Opfer. Und der Mangel im kleinen Hause war des Buben Bundesgenosse. Der Ueberschuß, den der Verkauf der goldenen Kette abgeworfen, war schon erschöpft.

Noch einmal zu verkaufen, was jetzt nicht nur ein heimgekehrtes anhängliches Familienstück, was auch Neigungspfand eines höchst wahrscheinlichen Freiers hieß, das hätte Rebekka nimmer gewagt; das hätte der arme Kürschner nimmer geduldet. Lieber hätt er ja vor Hunger an einer trockenen Schafshaut genagt.

Zampel nahm seine Zeit wahr. Zurückhaltend mit den kleinen herkömmlichen Beiträgen für die Wirtschaftskasse seines Samstags-Abends, freigebig mit verstoßenen Winken und Hindeutungen auf ernste Absichten, sah sich dieser herzlose Berechner einen Tag aus, wo Vater Hasenbart über Land gegangen war, um einen Dorffleischer aufzusuchen, dem er seit Jahren schon all' jene schwarzen und braunen Schaffelle schuldig blieb, welche er mühselig zu geringen Pelzkitteln verarbeitete. Der Fleischer hatte lange Geduld gehabt, noch längere freiwillig versprochen, schien aber plötzlich ungeduldig werden zu wollen, wie ein eben eingelaufenes Mahnbrieflein, sonder Angabe von Gründen, unerwartet androhte.

Hasenbart machte sich rasch auf den Weg in der Absicht heimzukehren, ehe noch — denn es war Sonnabend und Buchbinders Tag — dieser sich einstelle. Kaum aber hatte der Vater Rebekken Lebwohl gesagt, als Herr Zampel ihr guten Morgen wünschte. Sein Erscheinen um diese Zeit war für des Kürschners Tochter etwas Außergewöhnliches, Ueberraschendes; sie dachte nichts Anderes, als der Augenblick sei erschienen, wo der Ketten-spender ihr anzukündigen komme, daß er entschlossen, sich

selbstständig zu etabliren, daß er eine Gefährtin brauche, daß die goldene Halskette nur zur unauflösllich-bindenden Lebenskette werden solle.

Das Herz schlug ihr denn doch gewaltig.

Sie hatte diesen Zeitpunkt lange schon erwartet und konnte wohl vorbereitet sein, wenn er eintrat, die Fassung nicht zu verlieren. Da jedoch, wie mehrfach erwähnt, Bartel der Schneider durch seine Persönlichkeit ihr besser gefiel, als der ernste Buchbinder mit den fremdklingenden Taufnamen, da sie ungleich lieber einem Ignaz Rafael, als einem Zachäus Blasius ihr Jawort gegeben hätte, da sie bisher zwischen beiden Möglichkeiten — (des Dritten, des als Nothnagel im Winkelchen ihres Herzens rostenden Tischlers gar nicht zu gedenken!) — geschwankt hatte und die Stunde herannahen sah, der diesem, wenn auch peinlichen, doch nicht reizlosen Schwanken ein Ende für immer machen sollte, so verrieth sie durch zitterndes Weinen ihre Besorgniß und zog sich verlegen vor dem Eindringenden zurück, dem sie mehr abwehrend als einladend entgegenrief, daß der Vater über Land gegangen sei und bis Abend ausbleibe.

Zampel schien das schon zu wissen und mehr noch, mehr als der Vater Kürschner von seinen eigenen Angelegenheiten wußte. Er ließ sich durch ihren Rückzug nicht im geringsten stören. Bedächtig schloß er hinter sich die Hausthür, schob den Riegel vor und folgte der Ausweichenden in ihr kleines Stübchen neben der Küche.

Rebeka, sprach er, — und seine Augen glüheten, daß sie des Mädchens dunkles Gemach wie mit verführerischem

Glanze füllten, — der Vater ist vergeblich hinausgelaufen. Ich kenne zufällig den Fleischer, habe mit ihm ein Spielchen gemacht; er ist überdrüssig, länger zu warten auf sein Geld; will sich nicht mehr vertrösten und hinhalten lassen. Er weiß, daß der Erlös der Waaren, zu denen er so lange die rohen Felle lieferte, fortbauernd verwendet wurde, dringendere Gläubiger zu befriedigen, ohne seiner zu gedenken, und das hat ihn unwirsch gemacht. Er will nicht länger schonen. Durchaus nicht! Wahrscheinlich heßt ihn Jemand, und wenn er einmal Lärm schlägt, so erheben sich all' Eure Gläubiger; voraus Diejenigen, die auf Eurem Grundstücke vorgemerkt wurden. Dann seid Ihr um's Häuschen, müßt zur theuren Miethe wohnen, und es ist ganz und gar aus mit Euch!

Jedes Wort aus des Sprechenden Munde, wie er es unbarmherzig, ohne Merkmal freundschaftlicher Theilnahme vorbrachte, war ein heftiger Druck auf Rebekka's verwundetes Ehrgefühl. Wußte sie auch, daß es übel stand mit ihres Vaters Geschäft, hatte sie auch längst bemerkt und beobachtet, daß er, neben seinen, in belebten Stadtgegenden verkehrenden Gewerksgenossen und hinter der Mode zurückbleibend, still verkümmerte, — so schlimm hatte sie sich's weder geträumt, noch hätte sie für möglich erachtet, daß der Hausfreund, den sie für einen wohlgesinnten Freier nahm, auf so schonungslose Art ihr anzukündigen komme: sie sei eines Bettlers Kind, solle sammt diesem auf die Straße geworfen werden, aus ihrem lieben, armseligen, trauten Häuschen. Sie stand starr und regungslos, vernichtet von dem schrecklichen Eindruck

dieser Anrede, immer noch auf einen Nachsatz harrend, der nicht fehlen könne, der sie trösten werde und Hilfe versprechen. Als dieser jedoch ausblieb, als der Buchbinder vielmehr sich zu laben schien an ihrer stummen Betäubung, da preßte ihr Todesangst die Frage aus: wie hoch sich denn wohl des Fleischers Forderung belaufe? Und ob nicht durch Verkauf alles noch entbehrlichen Eigenthumes ein Aufschub zu erringen sei?

Nur durch vollkommene Befriedigung des Fleischhacker's, versetzte Zampel mit so schneidender Betonung, wie wenn seine Zunge ein Hackemesser wäre; und zugleich mit einem so wild-gierigen Blick auf die Fragende, daß diese ein Schauer überlief, als sei Zampel der Schlächter, der sich ihr Fleisch ausersuchen habe.

In solchen düsteren, furchtbaren Ahnungen liegt bisweilen ein tiefer Sinn, der nur unverständlich bleibt, weil uns die Bilderschrift, worin er sich aussprechen will, nicht geläufig ist, wie ja auch der Traum gar Manches andeuten möchte, ohne leichtverständliche Ausdrücke des Alltagslebens dafür gebrauchen zu dürfen. In diese Welt der Geheimnisse ist keine prosaische, noch so gelehrte Aufklärung eingedrungen. Aber daß sie lebt und wirkt, würden, wenn sie aufrichtig sein wollten, auch selbst die zweifelndsten Verspötter alles Wunderbaren zugestehen müssen, und zwar aus eigener Erfahrung.

Rebekka fand, von einer ihr selbst unbegreiflichen Angst übermannt, durch diese die Kraft, den Einfluß des ersten Schreckens wieder zu überwinden: ein böser Geist jagte so zu sagen den andern in die Flucht, und das

Mädchen sah aus klaren Augen. Mit fester Stimme fragte sie nun weiter: sollte denn der Ertrag unserer nur irgend entbehrlichen Habseligkeiten nicht ausreichen, den Fleischer ganz und gar zu bezahlen?

Kein Gedanke, mein Schätzchen, kein Gedanke!

Auch nicht, wenn ich das goldene . . . .

Warum halten Sie inne, Rebekka? Auch nicht, wenn das goldene Kettchen mit verkauft wird? Meinen Sie, der Gedanke, dies kleine Geschenk wieder verkaufen zu wollen, könnte mich beleidigen, weil es durch mich in Ihre Hände zurück kam? Keinesweges. Ich bin überhaupt nicht so empfindsam und meine Liebe auch nicht. Denn daß ich Dich liebe, schönes Kind, wirst Du bereits bemerkt haben, nicht wahr? Ohne daß ich es durch schneiderhafte, prahlerische Faren kund gebe, oder durch tischlerisches, ungehobeltes Maulen und Kopfhängen. Ich mache weder Ansprüche auf's Herz, noch auf die Hand, denn ich bin entschlossen, unverheirathet zu bleiben, weil das meinen übrigen Lebenszwecken und Spekulationen besser zusagt, wie Kinderwiegen. Doch ein Spekulant hat auch Stunden, wo er sich nach einem kleinen Liebeshandel sehnt, und dazu hab' ich mir Dich ausersehen. Ohne Komplimente, Rebekka, willst Du meine Geliebte sein, so rette ich Deinen Vater. Die Mittel dazu sind bei mir vorhanden. Wo nicht, so ist er verloren, und Ihr müßt aus dem Hause! Ueberleg' Dir's. Alles muß abgemacht sein, ehe Dein Vater von seinem vergeblichen Gange zurückkommt. Ich lasse Dich eine Viertelstunde allein. Dann komm' ich wegen der Entscheidung. Wie

gesagt, überleg' Dir's gut, 's giebt keine andere Hilfe; weder Bartel, noch Erhart können sie leisten. Du rettest Deinen Vater, stellst mich zufrieden, und fangen wir's hübsch piffig an und treffen unsere Anstalten recht fein, so merken die beiden Andern Nichts, Einer nimmt Dich zuletzt dennoch zur Frau, und Du trägst Dein grünes Myrthenkränzlein in die Kirche hinein, wie jede Andere. Das ist nur Spaß. Ich gehe schon lange mit diesem Vorschlage um, nur auf die schicklichste Gelegenheit wollt' ich warten. Diese ist jetzt da, weil die größte Noth vor der Thüre steht. Uebrigens hast Du Deinen freien Willen. Jede Gewalt vermeide ich. Ueberraschen oder durch List verführen werd' ich Dich nicht, dazu bin ich zu ruhig und überlege mir Für und Wider. Wenn Du mir nicht, sobald ich jetzt wiederkehre, freiwillig entgegentrittst, so ist Nichts vorgefallen zwischen uns, und ich weiß von Nichts mehr. Willst Du aber, dann um so besser für beide Theile. Es kostet mich freilich ein tüchtig Stück Geld, denn mit dem Fleischer allein ist's nicht abgethan, aber was hilft's? Ein Mädcl wie Du ist schon 'was werth, und die Nase, die ich meinen Herren Kameraden drehe, ist auch nicht zu theuer bezahlt. Du hörst, ich bin ganz aufrichtig. Ein ehrlicher Handel ist kein Schelmenstück. Bedenke Dich, ob Du ihn schließen willst. In einer Viertelstunde bin ich wieder da.

Rebecka blieb allein, — allerdings gemartert von streitenden Empfindungen, keinesweges aber so empört durch des schlechten Menschen infamen Vorschlag, als manche meiner Leserinnen auf den ersten Blick vermu-



then, ja zur Ehre eines unverdorbenen Mädchens hoffen dürften. Anstatt voll Abscheu zu verwerfen, was ihr geboten worden, wog sie jeden Milderungsgrund bedächtig ab; vielleicht weil ihr selbst nicht ganz deutlich war, wie weit die lieblosen Forderungen eines kalt-berechnenden Liebhabers eigentlich reichten; vielleicht weil ihr der Gedanke, mit dem Vater und für ihn betteln zu müssen, so fürchterlich erschien, daß die Furchtbarkeit jedes andern Gedankens daneben ihre Schrecknisse verlor. Gewiß, wäre ihre Neigung für den geckenhaften Bartel eine entschiedene, würdige gewesen; wäre nicht seit so langer Zeit ihr feineres Gefühl im gefährlichen Hin- und Herschwan-ken zwischen verschiedenen jungen Leuten abgestumpft worden; hätte sie des eigenen Herzens Wünsche genau erkannt; — sie würde die ihr dargebotene Bedenkzeit verschmäh't und jenem Feinde ihrer jungfräulichen Ehre raschen Beiseid gegeben, ihm dadurch die Wiederkehr wohl erspart haben. Doch ach, was wissen wir, an deren schlaflosem Nachtlager niemals der Mangel die nagenden Zähne fletschte; was wissen wir, die wir Bücher lesen — und machen, im Allgemeinen von den inneren Zuständen Derjenigen, deren Schicksal wir schildern oder geschildert finden? Wie ungerecht sind wir oft in unsern Urtheilen, in unsern Anklagen! Wie leichtsinnig wird der Stab gebrochen über Personen und Verhältnisse, die wir schon deshalb gar nicht zu beurtheilen vermögen, weil wir nicht gelernt haben, uns in ihre Lage zu versetzen!

Rebecka, die erwägt und ringend überlegt, ob sie, sich Zampels Anträgen fügend, ihren Vater vom Elend

retten soll, ist sie sträflicher, als des vornehmen Mannes Tochter, welche dem ungeliebten, vielleicht geringgeschätzten Gatten ihre Hand reicht, damit sein Ueberfluß den Ruin des Schwiegervaters abwende? Der Letzteren wird es freilich an schmeichlerischen Huldigungen nicht fehlen, und die große schöne Welt wird ihr zu Füßen liegen, wenn sie sonst versteht, ein Haus zu machen, während Rebekka „das Kürschner-Mädel“ in ihrem Häuschen sehr bald ein Opfer der Schande, von Allen, sogar von Bartel und Erhart gemieden, ihr verlassenes Dasein schmachvoll fristen dürfte.

Doch so weit sollte es mit ihr nicht kommen. Von des Vaters Beispiel unterrichtet, der das Sprichwort „Noth lehrt beten“ gern anwendete und wahr machte, flüchtete auch ihre bedrängte Seele sich dahin, wo die Sprache der Erde nicht ausreicht, und wo, um verstanden zu werden, ein unverständlicher, in Worten nicht wieder zu gebender Seufzer genügt. Sie betete, — doch nur mit dem Willen. Es war ein Lied ohne Worte. Vielleicht stieg es deshalb um so sicherer in's Reich der ewigen Harmonie. Noch war die Viertelstunde, die der Peiniger ihr zugemessen, nicht verronnen, als sie schon seinen Tritt zu hören vermeinte. Unschlüssig sprang sie auf, wollte die Thüre sperren, stürzte ihm weinend entgegen und fiel in die Arme — des Schneiders. Auf seine Fragen, was sie zu weinen habe, und was ihr denn Trauriges begegnet sei, machten sich verhaltener Groll und Gram gewaltsam Bahn, und wie ein Strom flossen ihr die Worte von den Lippen.

Nun begab sich etwas sehr — Menschliches.

Bartel, der zufällig den Kürschnermeister, wie zu einer Fußwanderung gerüstet aus dem Thore ziehen sehen und daraus gefolgert hatte, Rebekka werde allein anzutreffen sein, war — nachdem er sich unter dem Vorwande plötzlichen Uebelbefindens von der Arbeit weggestohlen — in Absichten nach Hasenbart's Häuschen geschlichen, die eben nicht viel edler, wenn auch nicht so herzlos-kalt ausgerechnet sein mochten, als jene seines Vorgängers. Wo dieser schnödes Geld geboten, meinte er durch seine Person siegen zu können; jedenfalls dachte er bei diesem Ueberfall mehr an sich und das Glück des Augenblicks, als an Ehre und Zukunft des Mädchens.

Der Bericht über Zampels raffinirten Plan hätte ihn also billig beschämen und auf ernstliche Betrachtung seines eigenen Schuldbewußtseins zurückführen sollen. Doch davon weit entfernt begnügte er sich, in wüthende Schmähungen wider den Nebenbuhler auszubrechen, die nicht härter ausfallen konnten, wären sie aus dem reinsten Gewissen gedrungen; die aber in offenen, gewaltsamen Angriff übergingen, als der Gegenstand derselben erschien, die Erndte des in den Weizen gesä'ten Unkrauts zusammen zu raffen. Statt eines in Thränen gebadeten halbwillenlosen Geschöpfes, welches Zampel zu finden hoffte, fand er den vor Eifersucht und Rachbegier schnaubenden Gegner, den er oftmals wegen seiner „Schneider-Kurasche“ verhöhnt, stets für einen Feigling gehalten, jetzt aber, im Feuermuth wildausflodernden Zornes, kaum

wieder erkannte, wodurch er, bei aller Frechheit, sich verblüffen ließ.

Es entspann sich ein Handgemenge zwischen ihnen. Weil es ernsthaft zu werden drohte, flüchtete sich Rebekka in den Keller.

Der Buchbinder, so gewiß er bei kaltblütiger Besonnenheit dem stärkeren Widersacher durch List zu schaffen gemacht haben würde, war zu heftig überrascht durch den unerwarteten Unfall; er verlor den Vortheil, stolperte, stürzte über einen umgeworfenen Stuhl rückwärts darnieder, und ehe er sich wieder aufraffen konnte, bohrte ihm der Schneider beide Kniee in die Brust und drückte ihm mit beiden Händen den Hals zusammen.

In solcher Lage ist man nicht abgeneigt, Unterhandlungs-Vorschlägen williges Gehör zu leihen, mögen sie auch sonst nicht die vortheilhaftesten scheinen.

Zampel vernahm Etwas von Androhung einer Klage bei Gericht, wegen heimtückischer Verführung. — Die Schmeichelklänge „falscher Spieler, Wucherer, Betrüger“ drangen in seine vom stockenden Geblüt prickelnden Ohren. Auch mochte die Erinnerung, daß die plötzliche Umwandlung des sonst nachsichtigen Fleischers in einen drängenden Gläubiger von ihm selbst ausging, ihn die Heimkehr des Meister Hasenbart und eine dadurch herbeigeführte Erörterung zwiefach fürchten lassen; — kurz, er unterwarf sich, von zwei Uebeln das kleinere vorziehend, den ihm gestellten Friedensbedingungen.

Worin diese bestanden, läßt sich mit diplomatischer

Genauigkeit nicht angeben. So viel steht fest, daß er nach kurzer Frist mit verzerrtem Angesicht, bebend von ohnmächtigem Grimme, seine Flüche zwischen den Zähnen zerknirschend, Hasenbart's Haus verließ; daß Bartel die geflüchtete Rebekka aus dem Keller herauf holte, seinen und ihren Sieg frohlockend verkündete, ihre Zähnen von den Wangen küßte und sich die Erlaubniß nahm, den Vater in ihrer Nähe erwarten zu dürfen.

Der Kürschnermeister langte dick = bestaubt und schwer bekümmert an. Auch machte er gegen den Schneider kein Geheimniß aus dem Zweck dieses unfreiwilligen Spazierganges, wobei er in fortwährende Bewunderungen ausbrach über die Veränderung, die mit seinem alten Freunde, dem reichen Fleischer vorgegangen sei, der sich umgewendet habe, gerade wie man einen Marderbalg umwende, und ihm vorwerfe: er bezahle alle übrigen Gläubiger, nur den ältesten, geduldigsten nicht. Und das ist, setzte Hasenbart hinzu, gewiß und wahrhaftig ein ungeredhter Argwohn; denn Gott weiß, daß ich Keinen bezahlen kann, und Er weiß auch am besten, wie sehr ich mich darüber bekümmere.

Bartel, mit Rebekka einen Blick des Einverständnisses wechselnd, ließ sich auf keine näheren Erörterungen ein. Er begnügte sich, wenige flüchtige Aeußerungen hinzuworfen über Freunde in der Noth, gleichwie über falsche Freunde; bezeichnete als solchen den Buchbinder, dem für ewig der Umgang aufzukündigen sei, und fand mit dieser Warnung entschiedenen Anklang bei'm Kürschner, weil der Fleischer sich verschnappt und von einer verdäch-

tigen Bekanntschaft mit Zampel, sowie vom Kartenspiel in einem verrufenen Bierhause während des letzten Marktes gesprochen hatte.

Dann rückte der gesprächige Schneider mit dem Anerbieten hervor, die Geldmittel, über welche er glücklicherweise verfügen könne, zur Befriedigung des ungestümen Mahners zu verwenden.

Auf Hasenbart's zögernde Frage: kann ich denn so was annehmen? entgegnete er nur: auch von Rebekka's Bräutigam nicht?

Worauf die Verlobung erfolgte.

Nachdem Vater Hasenbart die Hände des jungen Paares ineinandergelegt und Heil für dieses Bündniß erfleht hatte, trat er vor die Hausthür, that einen schweren Athemzug aus banger Brust und seufzte: mein armer Franz!

---

### Fünftes Kapitel.

Franz Erhart, sobald er aus des Kürschners Munde vernommen, wie die Sachen sich gewendet, und daß die Noth der Gegenwart, über des Vaters Vorliebe stehend, jene der Tochter begünstiget habe, ließ sich gar nicht darauf ein, den ihm vorgezogenen Bräutigam einer tadelnden Musterung zu unterwerfen oder Etwas gegen die Wahl einzuwenden. Er äußerte nur sein Erstaunen, daß der Schneider, den er doch nicht als sparsam kenne, eine bedeutende Summe in Bereitschaft gehabt. Und ohne

zu fragen, wie hoch diese sich belaufen, meinte er nur, so viel wie Ignaz würde er immer austreiben können; es sei nicht gut, daß man ihm nicht das Vertrauen gönnt; ihn würde es sehr glücklich gemacht haben, mit seinem redlich Erworbenen auszuhelfen, und sicherlich hätte er keine Bedingungen daran knüpfen, noch Rebekka's Besitz dadurch erkaufen wollen, wenn sie ihn sonst nicht gemocht. Uebrigens verstehe sich jetzt von selbst, daß er nie mehr dies Haus betrete. Und da nehme er denn Abschied, danke für alle erwiesene Freundschaft und wünsche der Rebekka den glücklichsten Ehestand. Wiedersehen würden sie sich nicht.

Er brachte dies Alles freundlich, natürlich vor, zwar mit bewegter Stimme, doch ohne dabei zu jammern oder Groll zu verrathen. Hasenbart wurde ganz niedergeschlagen, und auch Rebekka zeigte sich mehr davon ergriffen, als einer zufriedenen, hoffnungreichen Braut zukam. Dennoch ließen sie ihn scheiden und gaben sich weiter keine Mühe, ihn zurückzuhalten und zu ferneren Besuchen aufzufordern.

Der Bräutigam verhehlte nicht, wie sehr Franzens friedfertiger Rückzug ihn beruhige. Vielleicht hatte er sich vor heftigen Ergüssen der Eifersucht gefürchtet und war nun froh, so leichten Kaufs jeder Auseinandersetzung überhoben zu sein.

Als erst der Fleischer beschwichtigt und dessen Forderungen befriediget waren, gingen die drei, jetzt auf das innigste miteinander verbundenen Personen an einen Entwurf für die Gestaltung und Ordnung ihrer künstli-

gen Existenz. Bei der entsagenden Ergebung des Vaters, bei der leichtfertigen Zuversicht des Bräutigams ward es Rebekka's zärtlichen Erwartungen leicht, jede scheinbare oder wirkliche Schwierigkeit in den Hintergrund zu schieben. Bald kamen sie überein, daß der Kürschner sein ohnedies längst abgestorbenes Geschäft begrabe, daß Ignaz Rafael Bartel, die Konzessionen der Gewerbefreiheit benützend, sich als „Kleidermacher“ selbstständig etablire, — zu welchem Zweck er seinem bisherigen Meister manchen einträglichen Kunden abzuschwätzen verhoffte, — und daß die Neuvermählten sich im Hause des Schwiegervaters einrichten, daß Herr Bartel in selbigem für's Erste die Werkstatt aufschlagen müßte, so gut es eben gehen wollte.

Das alte dreigeschwänzte Aushängeschild eines von den Motten aufgezehrten Kürschners Hasenbart hatte demnach der neuen Firma: „J. R. Bartel, Kleidermacher für Herren“ zu weichen und sollte nicht fürderhin, ein Spiel aller Winde, die Breite Gasse mit seinem nächtlichen Gewinsel erfüllen.

Bartel schien gerade nicht sehr erbaut von der bauwürdigen Morgengabe seiner Braut, tröstete sich jedoch des Gedankens, ein altes Haus sei immer besser als gar keins, von außen wenigstens lasse sich durch einige Pfund heller Farbe dem Dinge noch ein erträglich glänzender Anstrich beibringen. Daß es von innen leidlich aussehe, dafür werde schon Rebekka's ordnende hausfrauliche Sorgfalt die rechten Mittel finden.

Darin irrte sich der Schneider auch nicht, denn das



gute fleißige Mädchen ließ sich keine Mühe verbrießen, schon jetzt vorzubereiten und zu schaffen, wie es nur in Menschenkräften lag. Worin er sich aber gänzlich verrechnete, das war die ihm und seinem Wesen eigenthümliche Ansicht, die Braut werde Nichts einzuwenden wissen gegen die Berechtigung des Bräutigam's, schon vor der Hochzeit den Ehemann mit allen Ansprüchen geltend zu machen.

Rebekka verstand den zudringlichen Vertraulichkeiten, womit er sie bald nach der Verlobung bestürmte, sehr geschickt auszuweichen und ihn in gemessener Entfernung zu halten. Man sprach sogar von einigen in der Eil' gegebenen und mit Scherz aufgenommenen Backenstreichen, die trotz aller Eil' und allem Scherz ganz ernsthaft auf des Schneiders Wange gefallen sein sollten.

Übermals wollte hier ein alt-bewährtes Sprichwort, „daß die Abwesenden immer Unrecht haben,“ sich nicht bewähren und hielt nicht Stich. Denn seitdem der Tischler Franz Erhart für Rebekka unter die Abwesenden gehörte, dachte sie häufiger an ihn, als sonst. Und seitdem er mit seinem traurigen Gesicht, mit seinen stummen Vorwürfen nicht mehr vor den Schneider Bartel trat, ihr die Aussicht auf diesen zu rauben, seitdem spürte sie bisweilen eine Sehnsucht nach dem treuen bescheidenen Blick, der so fest an dem ihrigen gehangen, da ihre Augen sich noch begegneten. Vater Hasenbart, dem dies nicht entging, trug durch manche klagende Rück Erinnerung das Seinige bei, des braven Burschen Angeben frisch zu erhalten.

Der Bräutigam achtete darauf nicht. Der war so erfüllt von Entwürfen für das neue Etablissement, daß dadurch sogar die ihm einwohnende Lusternheit gedämpft und die Braut von manchen aufdringlichen Zumuthungen verschont wurde.

Unter Vorbereitungen, Plänen, Schwierigkeiten, Hindernissen und Bemühungen, letztere aus dem Wege zu räumen, näherte sich endlich der Tag, wo Bartel mit Rebekka vor den Altar treten und am nächsten Morgen sein Aushängeschild über jener niedrigen Thüre anbringen sollte, die ihn ein sehr unwürdiger Eingang für seine eleganten Kundschaften bedünkte, die nun aber einmal weder breiter, noch höher zu machen war, so lange das ganze Häuschen nicht durch die Besitzungen der Nachbarn erweitert und in ein Haus verwandelt werden durfte. Daß diese Vergrößerung dereinst Statt finden müsse, schwur der Schneider bei Allem, was Schneidern hoch und heilig ist.

Es entstand, wie natürlich, die Frage: welche Hochzeitsgäste eingeladen werden sollten? Des Waisentnaben Vormund lag längst im Grabe. Ebenso der Meister, bei dem der Schneiderjunge Ignaz — nur Rebekka nannte ihn bei seinem zweiten Taufnamen: Rafael — in Lehre gestanden. Der Meister, den er jetzt verließ, war nicht sein Freund, nachdem bekannt geworden, daß der allerdings geschickte und beliebte Arbeiter, ein eigenes Geschäft vorbereitend, damit begonnen habe, vieljährige Kunden abspänstig zu machen und an sich zu ziehen.

So blieben also von des Bräutigams Seite durch-

aus keine Beziehungen übrig, die eine Einladung veranlassen konnten, wenn man nicht die Genossen einer dürftigen Kindheit, die Kameraden aus dem glorreichen Kriege dazu rechnen wollte.

Ueber den Buchbinder waren alle drei Stimmen einig; von diesem konnte gar nicht die Rede sein. Doch Franz Erhart, der gute Tischler, der entsagende Freund, der im Frieden und ohne Groll Abschied genommen, der mit feuchten Augen Segen auf Rebekka's Ehebündniß herabgerufen, der den begünstigten Nebenbuhler nie gekränkt? Wie stand es mit diesem? Gebührte diesem nicht die Ehre, ihn zum Brautsführer zu machen?

Hasenbart äußerte sich lebhaft dafür. Bartel hatte Nichts dagegen einzuwenden. Rebekka meinte: der wird's nicht annehmen; warum sollen wir ihn und uns erst in Verlegenheit setzen? Auch glaub' ich kaum, daß er noch am Orte ist; er sowohl, wie der Buchbinder haben, glaub' ich, die Stadt verlassen seit meiner Verlobung; ein Jeder freilich aus andern Gründen.

Was den Tischler angeht, sagte Bartel, so weiß ich's nicht, denn ihm bin ich seither nirgend mehr begegnet. Der Buchbinder jedoch ist leider noch hier; erst vor etlichen Tagen ist er mir aufgestoßen und hat mir einen Blick zugeworfen, daß mir förmlich ein Grausen über den Leib lief, so tückisch und rachsüchtig. Der muß böse Absichten haben.

Laß' ihn nur kommen, rief Hasenbart, mit dem will ich ein Ende machen! Hab' schon seinethalb mit unserm Viertelskommissair geredet; sie haben ihn wohl auf dem

Gucker als falschen Spieler; der soll sich nur rühren!  
Vor dem brauchen wir uns nicht zu fürchten.

Wer fürchtet sich denn? fragte der Schneider stolz, indem er den Platz betrachtete, auf welchem er einen so unverhofften Sieg über den Falschen erkämpft. Vor offenen Angriffen hege ich gewiß keine Furcht. Dafür bin ich Mann! 's ist nur . . . .

Bei dieser Prahlerei öffnete sich die Stubenthür, und ein kümmerlich, aber reinlichgekleidetes Frauenzimmer, ein kleines Kind auf dem Arme, trat ein.

Der Schneider verstummte. Seine Züge redeten desto deutlicher. Man brauchte ihn nur anzusehen, um klar zu werden über den Zweck dieses Besuches.

Es ist gewiß ein schlechter Mensch, der mich hierher geschickt hat, klagte die Eintretende mit weinendem Tone, und ich habe kein gutes Zutrauen zu ihm. Er will sich rächen, deshalb hat er mich ausgekundschaftet. Auch hab' ich mir's lange überlegt, was ich thun sollte. Zulezt hab' ich mich doch entschlossen. Nicht meinetwegen; auch nicht dieses Kindes wegen; denn wir zwei verlangen Nichts von ihm, würden auch jetzt Nichts mehr annehmen. Dazu halt' ich mich zu gut, — und das weiß er auch. Ich bin nur gekommen, um den Vater zu warnen und die Jungfer zu retten, ehe es zu spät wird. Nicht weil mich der Bartel betrogen, belogen, verlassen hat. Nicht deshalb. Denn Du mein Gott, das ist ja der gewöhnliche Hergang! Ich bin ein armes, leichtgläubiges, dummes Geschöpf, und er giebt's hoch. Ich beklage mich auch nicht. War's nicht meine Schuld, daß ich

mich habe bethören lassen? Ich verdien' es nicht besser. Möchte er sich von mir los machen; ich passe nicht für ihn. Aber daß er mich und das Kind im Glend ließ, daß er auch nicht einmal nachfragte, ob wir Kleidung und Nahrung haben, daß ich unsere Betten verkaufen mußte, weil ich meine Mutter ordentlich in die Erde bringen wollte, daß er nicht mehr that, als ob er mich je gekannt hätte, das Alles zeigt ein schlechtes Herz an, ein kaltes, liebloses Herz. Denn er denkt nur an sich und sein Vergnügen. Darum wird er auch eine Frau unglücklich machen, mag er sich gegenwärtig wer weiß wie zärtlich anstellen mit Liebkosungen und süßen Reden. Die hat er zur Auswahl, die kosten ihm keine Mühe. Wehe dem, der daran glaubt! Ich bin die Karoline, Jungfer, die er so listig täuschte. Das ist mein Sohn, der August, mein liebes kleines Kind. Sein Kind nenn' ich's nicht. Besser keinen Vater, denn einen solchen. Hat's doch eine Mutter, und die braucht keine Unterstützung, die wird allein ohne Beihilfe ihre Schuldigkeit thun, mit des Himmels Beistand. Und nur um meine Schuldigkeit zu thun auch gegen die Jungfer hier, bin ich gekommen. Sie und der Herr Vater mögen sich danach richten. Kann sie sich von ihm losreißen, desto besser für sie. Kann sie nicht, und läßt sie sich wieder von ihm beschwagen, so ist sie nicht mehr zu bedauern. Ich hab' meine Sache gethan. Und ich verzeih' dem Bartel, wünsch' ihm sonst alles Gute, auch daß er in sich geht und sich bessert. Von mir wird er Nichts mehr hören,

noch sehen; von diesem Kinde auch Nichts. Das soll den Namen seines Vaters nie erfahren.

Wie sie gekommen, entfernte sie sich, rasch, entschieden, ohne Geräusch und ohne die geringste Spur von erbitterter Hestigkeit.

Vater Hasenbart ergriff seiner Tochter Hand, zog sie an sich, drückte ihr in Thränen schwimmendes Antlitz an seine Brust und flüsterte ihr in's Ohr: diese Mahnung schickte Gott. Thu' Dir Gewalt an; reiße die thörichte Liebe aus Deiner Brust. Diesen Menschen darfst Du nicht zum Manne nehmen.

Wenn er sich nicht rechtfertiget, Vater, will ich's auch nicht, erwiederte sie. Dann erhob sie sich und fragte nur: Rafael, hat das Mädchen wahr geredet?

Bartel ließ den Kopf hängen und vertheidigte sich nicht.

Nun, so geht bald Eurer Wege, und laßt Euch nicht mehr bei uns blicken; es ist heilsamer für uns Drei.

Der Schneider griff nach seiner Mütze und wollte sich hinaus schleichen.

Halt, rief Hasenbart, so geht das nicht. Wir haben kein Recht, ihm die Thüre zu weisen. Er darf uns hinausjagen. Ihm gehört dieses Häuschen. Von ihm kam das Geld, womit ich Schulden abzahlte und mir Frist gewann. Er ist der Herr; er bleibt, und wir müssen gehen.

Meister, entgegnete Bartel kleinlaut, Ihr seid im Irrthum. Mein Geld ist es nicht gewesen, welches Euch

half. Jene Summe hab' ich dem Buchbinder abgenommen, der sie bereit hielt, um Rebekka damit zu erkau-  
fen. Ich zwang ihm das Sündengeld ab, als ich auf  
seiner Brust kniete und ihm die Kehle zudrückte. In der  
Todesangst gab er's her und hätte noch zehnmal mehr  
hergegeben, um nur Lust zu kriegen und ohne Lärm  
davon zu kommen. Es giebt noch schlechtere Menschen  
als ich bin, mag mich die Karline noch so schlecht geschil-  
dert haben. Glaubt Ihr denn, ich hätte sie in ihren  
Nöthen verlassen, wenn ich damals bei Gelde gewesen  
wäre? Wenn ich nicht selber tief in Schulden gesteckt  
hätte? Späterhin, wie ich mich wieder ein Bißchen  
gerafft, schämte ich mich vor ihr, da ist's denn so gewor-  
den. Und wer weiß, wozu es nützt? Wer weiß, ob ich  
gut gethan hier in diesem Häuschen? Ob ich die Rebekka  
nicht wirklich unglücklich gemacht hätte? Mich treibt's  
hinaus, in's Weite, in die Freiheit, in and're Länder!  
Ich denke immer, ich bring's noch zu 'was Größerem.  
Mir blüht noch eine reiche Heirath. Diese Gedanken  
wären doch wieder aufgestiegen, wenn erst die Flitter-  
wochen vorbei gewesen wären. Ich bin immer ein Lieb-  
ling des schönen Geschlechtes gewesen, von jeher; und ich  
bin einmal ein Schmetterling; es ist meine Natur so.  
Bei Lichte betrachtet, war's hauptsächlich Rebekka's  
Widerstand, der mich angereizt hat, daß ich sie heirathen  
wollte; 's war mir etwas Neues, der Widerstand. Aber  
wir hätten doch nie zusammen gestimmt. Ich wollte  
nicht zurücktreten, weil ich mich nun einmal für gebunden  
hielt. Setzt schickt Ihr mich fort, — nun bin ich wieder

ledig, kann meinem Glücke nachjagen. Um das Geld macht Euch keinen Gram. Mir seid Ihr Nichts schuldig. Und ich bin Euch Nichts mehr schuldig. Wir sind un- schuldig von beiden Seiten und ungebunden. Rebekka wird sich geschwind trösten, und wenn Gott den Schaden besteht, setzt Ihr noch Euren Liebling bei ihr durch, den Tischler Franz. Mit dem wird sie besser daran sein, als mit mir. Der paßt für das kleine Haus und für die kleinen Verhältnisse.

Ich hab's niemals anders angesehen, murmelte Hasenbart. Aber eines jungen Mädels Neigung ist ein Räthsel und bleibt eins. Wie Gott will. Nur daß ich den Buchbinder wie einen Gläubiger betrachten soll, das wurmt mich.

Bartel und Rebekka tauschten stillschweigend die Ringe wieder aus, die sie als Verlobte sich angesteckt; jenen, den sie dem Bräutigam gegeben, wie jenen, der am Stiele des Blumensträußchens gefessen. Dann trennten sie sich. Rebekka mit Selbstbeherrschung und ziemlich standhaft. Der Schneider voll Freundlichkeit und mit einer gewissen Gattung leichtsinniger Betrübniß, die mit einem Auge Lebewohl weint, doch mit dem andern schon nach einem andern Mädchen schießt.

Erst als er fort und die verlassene Braut sicher war, nicht mehr von ihm gehört zu werden, brach sie in Klagen aus über seine Falschheit gegen sie, über seine Grausamkeit gegen Karolinen und das Kind. Mischte sich auch Eifersucht in diese streitenden Gefühle, dennoch behielt Theilnahme für das betrogene Mädchen, welches



sich hier so wacker und mütterlich-edel gezeigt, die Oberhand.

Und auch dankbar muß ich ihr sein, sagte Rebekka mit schwerem Herzen hinzu, daß sie mich von ihm getrennt hat. Es thut zwar sehr weh, und ich weiß kaum, ob mir noch einmal wohl werden kann auf Erden. Aber besser ist's doch, als wenn ich die Wahrheit erst hätte kennen lernen nach der Copulation; besser so, mag's auch noch so schlimm sein!

Freilich ist's besser, fuhr der Vater fort, was Dein Schicksal betrifft. Und ich danke der Vorsehung, die es also gewendet hat, sichtbarlich eingeschritten ist, die Folgen Deiner Verblendung und meiner Nachgiebigkeit wieder gut zu machen. Nur die Geldgeschichte liegt mir auf der Seele und bedrückt mir die Brust; schwerer und härter, als der Schneider den Buchbinder drücken konnte, da er auf ihm kniete und ihn ausraubte. Denn ein Raub ist es, wodurch er zu jener Summe gelangte; ein Raub ist und bleibt es. Daß derjenige, der sich hier in einer selbstgelegten Falle fing, ein schlechter Kerl, ein Spießer, ein frecher Ehrenräuber ist, das ändert freilich die Sache ein Bißchen; aber Raub bleibt Raub. Und soll der alte Hasenbart mit dem Bewußtsein sich in's Grab legen, Theilhaber und Mitschuldiger eines Raubes zu sein? Fehler mindestens; zwietach strafbarer Fehler, weil er den ganzen Vortheil daraus zog. Mit nichts! Der Buchbinder muß ausgekundschaftet werden, eher ruhe ich nicht. Er muß sein Geld wieder zurück haben! Und dann Rebekka, — nun in Gottes Namen, dann wollen wir betteln

geh'n. In dieser Behausung leidet's mich nicht länger; die gehört dem Zachäus Blasius Zampel.

Ihr habt Recht, Vater, solch' Geld kann keinen Segen bringen, und wir haben's ja schon erlebt, daß der Fluch daran haftet. Aber wo und wie wollt Ihr den heimtückischen Seelenverkäufer auffinden? Und wenn Ihr ihn habt, wie wollen wir ihn bezahlen? Soll denn der ganze schändliche Handel, den er mir antrug, noch einmal zur Sprache gebracht werden? Und geräth dadurch der Bartel nicht auch in den Pfeffer, wo er's doch eigentlich gut gemeint hat mit Euch — und mit mir? Wie ist da zu helfen, daß kein öffentlicher Lärm entsteht?

Ich weiß nur einen einzigen Menschen, der hier helfen kann, Rebekka. Der wird uns seine Beihilfe und Vermittelung nicht versagen. Bürste mir den grauen Ueberrock aus. Ich gehe und suche mir den Franz, den Tischler.

Die Tochter that, wie ihr geheißten.

Der Vater ging aus, seinen jungen Freund aufzusuchen.

Sie blieb allein mit dem Schmerz ihres zerstörten Brautstandes.

---

## Sechstes Kapitel.

Es wird kaum eine Woche vergangen sein seit Rebekka's Trennung von ihrem Bräutigam.

Wer hat die Thränen gezählt, die verstoßen aus des Holtei, Ein Schneider. I.

unbekannten Mädchens Augen niedertropfen auf ihre Näherei? Die feinen Hemden, die sie so sorgfältig und sauber um dürftiges Tagelohn vollendet, werden diese künftigen Besitzerinnen Kunde geben von jenen unzähligen Perlen des Grams? Ach nein. Keine Braut, wenn sie wonniger Träume voll ihre Ausstattung mustert, läßt sich zu dem Gedanken herab, daß eine verunglückte Braut, wehmuthsvoll darüber hingebeugt, Stück für Stück mit heißen Seufzern anhauchte. Und das Leben dreht unbekümmert seine lustigen Wirbel.

Da sitzt die Arme und näht.

Der Vater, der Nichts mehr zu nähen hat, weil seine letzten Borräthe verschleudert sind, und weil ihm der Muth fehlt, neue Schulden auf sich zu laden, der sich auch um keine Bestellung mehr bemüht, seitdem das Schild über seiner Haushür verschwunden ist, sitzt ihr gegenüber, liest im Buch der Bücher, aus welchem einzelne Stellen auf sein ernstes Geschick anzupassen, er für einen beruhigenden Trost anerkannt hat.

In der Bibel, Rebekka, steht mehr, — es kommt nur auf die richtige Auswahl an, — als in den Büchern, die der Buchbinder sonstmals Dir zum Lesen brachte. Da mag mitunter schlimmes Zeug dabei gewesen sein und Dich irre geführt haben, daß auch Deine Blicke sind trübe geworden, und hast den Schneider für besser gehalten, als meinen Liebling, den Tischler. Na, weil's nur noch so abgelaufen ist! — Heute will er kommen, der rechtschaffene Erhart; heute will er mir Nachricht bringen vom Buchbinder; so hat er versprochen. Und wie wirst

Du — (hier klappte Hasenbart sein Bibelbuch zu) — wie wirst Du ihn empfangen?

Wie unsern guten Freund, Vater.

Gewiß, wie unsern guten Freund. Solches ist er immer geblieben. Sogar während Deines Brautstandes. Immer hat er hierher gedacht; ist auch des Abends häufig vorübergegangen. Und wenn er Licht sah durch die Ritzen der hölzernen Läden, hat er gesagt: er ist bei ihr, sie sind glücklich! Damit hat er sich zufrieden gestellt, hat keinen Neid aufkommen lassen. Ja, ein guter Freund ist er zu uns; ein getreuer.

Rebekka ließ einen Augenblick die Nadel ruhen, wie wenn sie etwas Wichtiges überlegte. Dann sagte sie: was meint Ihr, Vater, ob er unterdessen nicht eine . . . eine andere Bekanntschaft gemacht hat?

Eine Bekanntschaft? Wie verstehst Du das?

Ob er nicht ein schöneres Mädchen gesehen, welches ihm besser gefiel?

Mädchen hat er sicher gesehen, denn er ist, Gott sei's gedankt, nicht blind. Und es laufen ihrer genug in allen Gassen herum, schlechte und gute, häßliche wie hübsche. Daß ihm Eine oder die Andere gefiel, will ich auch gern glauben, denn warum soll einem jungen Manne nicht gefallen, was hübsch ist? Das wär' ja eine Versündigung wider den Schöpfer, der da will, daß wir uns seiner Werke freuen. Daß aber dem Franz keine besser gefallen hat, als Du, daß er keine Andere lieb haben kann, wie Dich, daß er erst recht zur Einsicht gelangt ist, als er Dich für Bartels Braut betrachtete, — dieses weiß ich gewiß,

denn er hat mir's ehrlich eingestanden, und weshalb sollt er mich belügen?

So wird er auch wohl gar wieder mit mir davon zu reden anfangen?

Angstige Dich nicht. Dafür hat er zu viel Ehre. Einmal abgewiesen und einem solchen Windbeutel von Schneider nachgesetzt, wird er nie mehr in Dich dringen oder sich anbieten; dessen darfst Du sicher sein. Auch das hat er mir selbst gesagt. Er kommt als unser Freund, welchen ich gebeten habe, die Geschichte mit dem Buchbinder klar zu machen und die Pein von meinem Gewissen zu nehmen. Weiter Nichts. Und wenn er sich nachmals öfter einstellen sollte, so kommt er eben zu mir. Du brauchst Dich weiter nicht um ihn zu kümmern, darfst uns allein lassen und mit der Näherei in Dein Stübchen ziehen, — so lange wir noch ein Haus haben, worin ein Stübchen vorhanden ist.

Rebekka fing wieder zu arbeiten an, so eilig, so heftig, daß sie einige Male in ihre Haut stach statt in das feine Einnen. Ein Blutstropfen drang hervor und saugte sich neben einer kürzlich gefallenen Thräne ein. Beide, als nahe Verwandte, vertrugen sich so gut, daß sie in Eins verschmolzen und als blaßrother Fleck zurückblieben, ein Denkmal\*) dieser Stunde, dauernd bis zu des Hemdes erster Wäsche.

---

\*) Gern möchte der Verfasser hier ein Extrablättchen einschalten, von der Dauer irdischer Denkmäler überhaupt. Da er aber kein Jean Paul ist, so wagt er's nicht und erzählt einfach weiter.

Franz Erhart ließ immer noch vergebens auf sich warten. Hasenbart gab deutlich seine Ungeduld zu erkennen.

Vater, sagte Rebekka nach längerem Schweigen, versprecht mir nur Etwas; aber Ihr müßt's auch heilig halten: daß Ihr nämlich den Tischler weder heute, noch künftig, weder mit versteckten, noch mit geraden Reden aufmuntern wollt, wieder um mich zu werben. Versprecht Ihr mir's? Soll's eine abgemachte Sache sein?

Kind, antwortete traurig Meister Hasenbart, ich würde mich wohl hüten, Dir dieses oder nur ein ähnliches Versprechen zu geben, wenn ich nicht so gänzlich herunter wäre. Meine größte Lust sollt' es sein, dem braven Menschen Muth einzusprechen und seine alte Liebe für Dich neu zu verjüngen, hätt' ich nur noch ein kleines Restchen Vermögen, bliebe mir noch ein Bißchen Hoffnung auf redlichen Erwerb durch Fleiß in meinem Handwerk. Wie's jetzt mit uns steht, — da vielleicht morgenden Tages der Buchbinder Hausherr ist und mir die Stelle zeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat, — nein, Rebekka, wie kannst Du denken? . . . . Nein, so was kommt mir nicht in den Sinn. Aber ich höre ihn; er ist's!

Mag er's immer sein, rief Rebekka freudig; nun fürcht' ich mich nicht mehr vor seiner Gegenwart.

Franz brachte seltsame Nachrichten mit. Durch die sorgfältigsten Nachforschungen war es ihm gelungen, den Gesuchten auszukundschaften, der seit einigen Tagen jene große Werkstatt heimlich verlassen, in welcher bis jetzt er

für den geschicktesten Galanterie-Arbeiter gegolten, der im Stande gewesen sei, zierliche französische Muster nachzubilden. Sein Meister war außer sich über diesen Verlust, vermochte jedoch weiter keine Auskunft zu geben, als daß Zampel schlechte Streiche verübt haben müsse, weil verschiedene sehr bedenklich und drohend aussehende Personen mit wichtigen Mienen nach ihm gefragt. Franz hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, und weil er oberflächlich vielerlei junge Burschen kannte, deren Umgang er aus guten Gründen stets gemieden, die er dagegen häufig mit dem Buchbinder gesehen, so wendete er sich an Einen derselben, gerade an Denjenigen, dem er sonst am Weitesten ausgewichen war, suchte ihn vertraulich zu machen und erforschte richtig durch diesen bestechlichen Kumpen des ehemaligen Freundes Schlupswinkel in einer abgelegenen, übelberüchtigten Vorstadt. Ohne es zu wollen, führte er dadurch Zampels Flucht herbei. Denn auf dem Wege nach einer ihm völlig unbekanntem, verlorenen Gegend knüpfte er ein Gespräch mit einem Begegnenden an, den er um Bezeichnung der verworrenen Hausnummern bat, und der zufällig kein anderer war, als ein auf den Versteckten fahndender Beamter. Dieser, schon lange lauernnd, witterte sogleich willkommenen Spur, holte sich Beistand, und kaum war Franz bis zu Zampel gedrungen, kaum hatte er begonnen, sich seines Auftrages im Namen der Hasenbartischen zu entledigen, als auch schon ein verdächtiger Mitbewohner jener verdächtigen Räume zu melden kam, daß die Thüre umstellt sei, und daß der werthe Gast nichts Weiteres

unternehmen könne, als freies Feld zu suchen, um im Schutze der Dunkelheit zu entkommen. Zampel schien auf diesen Ausgang vorbereitet. Ein wohlgepacktes Felleisen überwerfend, stieg er durch's Fenster hinab und ließ dem unschuldigen Franz, der vergebens betheuerte, nur die beste Absicht habe ihn hergeführt, drohende Flüche zurück, nebst Verheißungen unverthilgbarer Rache für solch niederträchtigen Verrath, wodurch der treuherzige Tischler dermaßen niedergedonnert wurde, daß er wie festgenagelt stehen blieb. Der Hausgenosse des Entwichenen, der dem aufrichtigen Erhart'schen Gesicht wohl ansehen mochte, daß es nicht zu ihres Gleichen gehöre, nahm die Sache sehr leicht, tröstete den Bergwohnten über Zampels Vorwürfe und gab dabei zu verstehen, um Jenen hab' es keine Noth: „sein Paß“ sei in Ordnung, dafür hab' er schon vorher Sorge getragen; mit dem Wanderbüchel reise Herr Zachäus nicht mehr. Und bei dem Vorsprung, den er jetzt bereits habe, möchten die Herren Haltefeste in Teufels Namen heranrücken; diesen Vogel würden sie nicht mehr erwischen. Zugleich gab der in solchen Dingen Erfahrene dem kindlich-Unerfahrenen Anweisung, wie er auf Befragen der Versolger bestätigen müsse, daß, den sie zu suchen ausgingen, bereits an dieses Tages Morgen das Nest verlassen habe; eine Lüge, zu der sich Franz höchst ungerne, aber endlich dennoch zwang, um nur etwaigen Vorladungen und Vernehmungen als Zeuge zu entgehen. So ist es denn, schloß er seinen Bericht an Hasenbart, den er abstattete, ohne Rebekka dabei in's Auge zu fassen, durchaus nicht mög-



Ich, in derlei schlimme Händel sich zu mischen, daß Einem nicht unvermerkt Etwas davon anhängen bliebe. Weiß Gott, ich hab' mich ordentlich geschüttelt und abgestreift, wie ich erst aus der moderigen Spelunke in die freie Luft hinaustrat! Uebrigens ist jetzt Eure Sache mit dem Zampel ausgeglichen. Er ist ein Flüchtling, hat sich natürlich einen andern Namen beigelegt, Ihr werdet ihn nicht wiedersehen, Meister. Für Euch ist er ein Todter. Und was den Andern anlangt, den Schneider, den Einzigen, der mit um die Geldgeschichte wußte, — na, warum soll ich ein Geheimniß daraus machen, Jungfer Rebekka betrachtet ihn ja nicht mehr als Bräutigam, — der ist auch fort. Nicht vor den Gerichten ist er entflohen, wohl aber vor seinem Gewissen: aus Schaam über seine Hartherzigkeit gegen die Karline. Und da wollen wir denken, daß er sich's zur Warnung dienen läßt und in der Fremde besser wird. Gut machen ließ sich Nichts mehr, weder dort bei des Kindes Mutter, noch hier im Hause, — denn sie stirbt eher, als daß sie von ihm Etwas annimmt. Folglich hat er gut gethan, die Lust zu verändern. Nun macht Euch aber auch keine unnützen Sorgen mehr um das Geld. Bleibt in Eurem väterlichen Häuschen, Vater, und schleppt Euch so durch. 's wird schon gehen. Ich, seht Ihr, Meister Hasenbart, . . . . ich werde nicht heirathen. Glaube wenigstens schwerlich. Erwerbe ein hübsches Geld, bin ein flinker Arbeiter, verbrauchen thu' ich Nichts für mich. Das Trinken, wißt Ihr ja, hab' ich schon aufgegeben, seitdem ich aus dem Schöppchen-Lande fort bin! . . . Vielleicht

darf ich Euch manchmal wieder ein wenig unter die Arme greifen . . . . wenn's die Jungfer erlaubt.

Rebekka gab keine Antwort. Sie erhob sich, packte heftig ihre Näherei zusammen und verließ das Gemach.

Oder wäre dieser rasche Ausbruch vielleicht doch eine Antwort gewesen? —

Ein sprechender Blick, wie etwa eine junge feingebildete Dame unter ähnlichen Umständen dem zurückgewiesenen, großmüthigen Anbeter von der Thüre aus noch zugeworfen, und wie er sich dann in poetischer Beschreibung höchst bedeutend ausgenommen haben würde, . . ein solcher Blick fiel nicht. Hasenbart's Tochter räumte wirklich das Feld ohne Koketterie, ohne Nebenabsicht und Hinterhalt. Sie suchte ihr stilles Stübchen auf, um sich bequem und ungestört auszuweinen über . . . . ja, über ihren häuslichen Mangel, des Schneiders Leichtsinns, den zerrissenen Brautstand, die getäuschte Hoffnung, die verrathene Liebe, des Tischlers Treue, des Tischlers Güte. Und in ihr Schluchzen hinein redete sie: es ist wohl wahr, von den drei freiwilligen Jägern bleibt meines Vaters Liebling allein bei Ehren. Das macht, der Vater kennt die Menschen besser. Ach, warum ist Franz nicht mein Bräutigam geworden? Da hätten wir den ganzen Jammer nicht erlebt!

Ach, Franz, warum bist Du nicht Rebekka's Bräutigam geworden? Warum hast Du den Bartel nicht ausgestochen? Da hätten wir den ganzen Jammer nicht erlebt! So sagte in derselben Minute, wie seine Tochter zu sich selbst, der Kürschner zum Tischler. Und setzte

dann, des kürzlich ihr gegebenen Versprechens eingedenk, sogleich hinzu: natürlich wäre bloß von mir dabei die Rede; denn zu Deinem Vortheile wär' es nicht, das seh' ich ein. Warum sollst Du Dich in den Mottenfraß hinein stecken, und mit darin umkommen? Das war nicht so dumm vom Schneider, wie er meinte, sein Glück müsse er wo anders aussuchen, als hier in unserer Armuth.

Vater, ich hab' nur ein Glück im Sinne, dieses heißt: Rebekka. Einen andern Namen weiß ich nicht für mein Leben Glück. Sonst hab' ich wohl gedacht: gefallen thut sie mir! Ja! Soll's aber nicht sein, nun gut, so soll's nicht sein, und endlich findet man eine Zweite. Von dem Tage jedoch, wo die Verlobung Statt gefunden hat, ist mir's handgreiflich geworden, das steckt tiefer; da ist so Etwas dabei von einem Span, den sie mir in's Herz gestoßen; und zieht sie den nicht wieder heraus mit ihrer eigenen Hand, im Guten oder im Bösen, so bleibt er sitzen, und der ganze Mensch wird nicht mehr gesund und stehet dahin. Daß sie mit dem Schneider betrogen war, wußt' ich wohl, denn ich hatte Wind von seinen Schlichen. Doch sollt' ich's verrathen? Sollt' ich gegen ihn auftreten? Hättet Ihr's nicht, und sie zumal, für Eifersucht und Bosheit ausgelegt? Besser, ich blieb weg. Wie mir dabei zu Muth war, wenn ich bin hier vorüber gegangen, . . . das weiß außer mir nur noch Einer! Ich dachte immer: „hat sie doch eine glückliche Stunde!“ und blieb weg. Jetzt bin ich wieder hier, und die Andern sind fort, die mich in Schatten stellten. Wer kann vorhersehen, was noch geschieht? Geduld, und wieder Ge-

duld, dieses ist mein Symbolum: Liebe vergeht, Treue besteht, redet ihr nicht zu. Laßt sie gewähren. Vielleicht sind wir noch einmal glücklich zusammen, wir drei Menschenkinder. Für's Erste werd' ich Euch wieder besuchen, und nicht bloß des Sonntags; auch des Sonnabends und Montags; denn ich stelle jetzt ihrer Drei vor. Und da werden wir ja sehen, wie sich die Rebekka gegen mich beträgt, und ob sie jedesmal wie heute mit ihrem Weißzeuge in's kleine Stübchen retiriren wird, oder ob sie nach und nach wieder bei uns aushalten lernt und ihr Wort mitunter auch dazu giebt. Vielleicht fügt sich's doch am Ende, daß hier unten in der vormaligen Kürschnerwerkstatt eine Hobelbank zu stehen kommt und über der Hausthür geschrieben steht: „Franz Erbart, Tischler.“ Meint Ihr nicht auch, Vater Hasenbart?

Wenn mich der liebe Gott das noch erleben läßt, mein Sohn Franz, dann will ich ja gern gehen, sobald der Herr ruft, und meinetwegen kann hernach das erste Stück Arbeit, so Du in diesem Häuschen unternimmst, Deines Schwiegervaters Sarg sein. Wird er nur als Dein Schwiegervater hineingelegt, so verlangt er sich kein anderes Ruhelager mehr.

Ach was da! Wer redet von Särgen? Mit solcher groben Arbeit befaß' ich mich nicht gern. Ich bin Kunsttischler, mache hübsche Arbeiten, kleine Meisterstücke; die müssen so zierlich sein und so geschmackvoll, daß in Paris und London keine besseren gefunden werden!

Und dabei kannst Du verhungern, Franz, hier zu Lande. Um Alles in der Welt, laß' Dich nicht auf

Künsteleien und Meisterstücke ein. Dadurch hab' ich's auch verdorben, als ich anfing. Mußte bald linksrum machen. Wer da nicht Kapitalien besitzt und den Erfolg ruhig abwarten kann, der geht zu Grunde, — wie ich.

Wer sagt Euch, daß ich keine Kapitalien besitze? Oho, ich bin ein Mann bei der Spritze! In meinem Wäschkasten in der Ecke hab' ich mir ein verborgenes Schubfach eingerichtet, und in dem Schubfach ist ein alter Strumpf, und in dem alten Strumpfe steckt was, Vater Hasenbart. Wißt Ihr, was darin steckt? Alle die Schöppchen stecken darin die ich nicht getrunken habe, seitdem ich Laubenheimer, Rüdeshheimer, Ingelheimer, Oppenheimer und ähnliche „heimer,“ — von Hochheimer schweig' ich, der ist mir zu hoch, — nicht mehr anrührte, sondern mich an meinen Pumpenheimer hielt. Hab' was vor mich gebracht in meinen Strumpf, bin auf dem Strumpf, werde trockne Hölzer einkaufen, werde gedeihen sammt meiner jungen Frau, . . . wenn ich sie nämlich erst habe! —

Die freudige Stimmung, die den Tischler Erhart jetzt belebte, hatte ihn sehr zu seinem Vortheil verändert. Aus dem stillen, ernstesten, niedergeschlagenen jungen Manne war während eines Stündchens ein feuriger, in Hoffnung und Liebe ausblühender Jüngling geworden, dessen Wangen sich im Widerschein rosigter Lebenslust rötheten.

Als Rebekka mit einem kleinen Abendbrot zu den Männern trat, erkannte sie den bekannten Franz kaum in ihm.

Behmüthig lächelnd, — denn sie „thränte“ noch nach, wie die Blumen nach einem Sommerregen, — fragte sie ihren Vater: was habt Ihr denn angestellt, Ihr Beiden? Der sieht ja ganz fröhlich aus.

Gott sei Dank, ja, Rebekka! fröhlich sieht er aus. Fröhlich sind wir auch, wie Du uns hier beisammen findest. Und nur an Dir liegt es, daß wir's bleiben.

An mir?

Und daß Du es auch wieder werdest! — Aber nun wollen wir einen Bissen essen.

---

### Siebentes Kapitel.

„Ich sehe nun schon, wo es hinausgeht!“ ruft meine jugendlich-holde Leserin unzufrieden aus: Rebekka heirathet den tugendsamen Tischler, um unter die Haube zu kommen. Aber Gott, wie prosaisch! Gewiß, das ist es! Und einem Roman wär' es, den Begriffen und Anforderungen gemäß, welche man daran zu knüpfen gewöhnt ist, weit entsprechender, neue Hindernisse zwischen Franz und dessen Bahnziel aufzuthürmen. Dennoch muß der Erzähler bei der Wahrheit bleiben. Er ist verpflichtet kund zu geben, wie des Tischler's treue Ausdauer endlich über seiner Liebsten Bedenklichkeiten den Sieg davon trug.

Derselbe Auftritt, der vor einigen Monaten zwischen Hasenbart, dessen Tochter und dem Schneider Bartel stattgefunden, wiederholte sich nun mit dem Tischler Erhart. Nur in so fern verschieden, daß der Vater dies-

mal, ohne jenen Vorbehalt düsterer Ahnungen, aus freier Brust, aus frohem Herzen seinen Segen ertheilte; daß die Braut, wenn auch nicht stürmische Leidenschaft sie durchzitterte, dafür mit sicherem, zuversichtlichem Vertrauen zu ihrem Verlobten ausblickte; und daß dieser, kein stutzerhafter Modenarr wie der treulose Schneider, eine bedeutungsvolle, ernste Handlung mit Ernst und bürgerlicher Würde vollzog. Dabei verbarg er keinesweges, wie viel ihm an der baldigen Einrichtung seines neuen Lebens-Verhältnisses gelegen sei.

Jede Stunde, sprach er, die wir versäumen, ist ein Verlust. Meine Anstalten sind getroffen; mit dem Magistrat und der Polizei bin ich in Ordnung wegen aller nöthigen Förmlichkeiten. Morgen schon kommt eine Fuhrre Hölzer an; ja, ich hab' sogar schon einige Bestellungen; und ehe wir verheirathet sind, schickt sich's doch nicht, daß ich einziehe. Also wenn's dem Vater Hasenbart genehm ist und unserer — oder so zu sagen: meiner lieben Rebekka, so dächt' ich, morgen über drei Wochen. Darf ich das Aufgebot heute noch bestellen?

Das ist meine Sache, rief Hasenbart, ehe noch Rebekka Zeit fand, in ihrem Namen zu antworten. Zu dem Herrn Pastor laß' mich gehen. Mit den Schwarzkörcken von unserer Parochie stand ich von jeher im besten Vernehmen. Und bei dieser Gelegenheit hören wir auch zugleich, welcher von den Herren an Deinem Ehrentage die Woche haben wird: ob der Herr Senior oder der Subsenior oder Einer von den Diafonen?

TAYLOR

Danach hab' ich mich schon erkundiget, sagte Franz; es trifft auf den Herrn Diaconus Salbowski.

Auf den? Na, das ist mir eben nicht lieb zu erfahren. Dieser Herr mag ein sehr vorzüglicher Geistlicher sein; ich darf es ihm nicht streitig machen. Doch mein Mann ist er nicht. Wenn's nicht um des leidigen Geldes Willen wäre, und daß es doppelt so hoch zu stehen kommt, so wollt' ich am liebsten, man kaufte den Wöchner ab und ließe die Trauung von dem Subsenior verrichten, weil doch bei diesem die Braut in die Kinderlehre gegangen ist, und auch weil er den schönen Namen Gerhard führt, wo mir immer gleich die Seele singt und ich an den ehrwürdigen Paul Gerhard erinnert werde, von dem die himmlischen Lieder herkommen.

Um's Geld ist's nicht, Vater, denn die Welt wird's auch nicht kosten; mein Strumpf ist lang, und Hochzeit ist nur einmal. Aber ich denke, so ein Diaconus müßt's verhenkert frumm nehmen, wenn man ihn so verschmähet. Und was habt Ihr denn eigentlich gegen ihn?

Was ich gegen ihn habe? Daß er es gerade gar nicht frumm nehmen würde, wenn er nur gehörig Geld kriegt. Das hab' ich gegen ihn. Aber bei Eichte betrachtet, sind das Alles nur Einbildungen. Auf den Menschen kommt's nicht an, der die heiligen Bräuche verrichtet; auf die Beiden kommt's an, die er zusammengiebt, und auf Denjenigen, in Dessen Namen er dasteht vor dem Altare. Wenn der brave Subsenior Gerhard die Rebekka zehnmal mit dem Schneider kopulirt hätte, so wäre mein



Lebtage keine glückliche Ehe daraus geworden. Davon bin ich fest überzeugt. Und ebenso wird der Diaconus Salbowski an der Eurigen Nichts verderben, mit Gottes Beistand.

Es ist doch aber, nahm Rebekka das Wort, eine gehässige Einrichtung, daß die Brautleute sich den Geistlichen, der sie für's ganze Leben feierlich verbinden soll, nicht nach ihrem eigenen Wunsch und Vertrauen aussuchen dürfen; daß sie eben nur Denjenigen nehmen sollen, in dessen Kirchspiel sie wohnen, und der just an der Reihe steht. Ein solcher Zwang ist . . .

Wirklich höchst nothwendig, unterbrach sie der Vater. Wo sollten Trauscheine und Tausscheine und dergleichen nachgesucht werden, wenn's nicht bestimmte Gesetze für die Gemeinden und ihre Kirchen gäbe? Das kann nicht anders eingerichtet werden in großen Städten, und ebenso müssen die Geistlichen sich ablösen, wo ihrer mehrere bei einer Kirche amtiren, der Ordnung wegen, und weil Jeder Etwas einnehmen will. Darauf sind sie angewiesen. In wirklichen Vertrauensangelegenheiten hinwiederum, wo's auf die Persönlichkeit zunächst ankommt, wie bei der Communion, da bleibt einem jedweden Mitglied der Gemeinde freie Wahl, und Deinen Beichtvater und den Lehrer Deiner Kinder darfst Du Dir aussuchen, wo Du willst. Wenn der Salbowski Euch getraut hat, wird Dich Niemand hindern, bei'm Subsencor zum Abendmahl zu gehen. Ueber diese Einrichtungen wundere ich mich nicht, die haben guten Grund. Worüber man sich eher verwundern könnte, das wäre die Gleich-

gültigkeit eines hohen Consistoriums gegen den Ruf manches Geistlichen. Da ist zum Beispiel dieser Herr Salbowski mit seinem schmutzigen Geiz und seiner Habsucht. Was darüber für Geschichtchen herumlaufen, man glaubt's kaum! Wie sein Vorgänger im Amte und in der Amtswohnung auf dem Sterbebette lag, da soll der Mann Gottes ihn besucht und in den Kranken hineingeredet haben mit himmlischem Troste, daß der arme Leidende sich vor Trost schon gar nicht mehr zu helfen wußte. Dabei hatte der Tröster ein Stück Bindfaden aus der Tasche gezogen, sich über das Bette hingebeugt und sich allerhand zu schaffen gemacht, daß der sterbende Amtsbruder fragte: Ei, Herr Confrater, Sie wollen mich doch nicht etwa stranguliren? Aber der Herr Salbowski hat geantwortet: Daß mich Gott vor sündigen Gedanken behüte! Nein, ich messe nur aus, ob auch mein großer Kleiderschrank in dieser Ecke Platz haben wird.

Das ist wohl nicht menschenmöglich? rief der Bräutigam.

Ja, 's gehört 'was dazu. Aber Dem ist Alles möglich. Weiß ich mich doch zu besinnen, daß ich mit meiner Seligen kurz vor ihrem Tode einmal bin spazieren gegangen; sie war schon etwas schwach auf den Füßen, wir mußten ausruhen und kehrten in Eindenruh ein, setzten uns in den Garten, und ich ließ ein großes Glas Bier geben, woran wir Beide nur nippten. Auf einmal stellten sich unser Herr Diakonus ein mit seinen Söhnchen. Der begrüßte uns, redete hin und her, fragte, wie heute das Bier beschaffen sei, und ob er wohl kosten

dürfte? Warum nicht, Herr Diaconus? Da setzte er an, trank einen rechtschaffenen Schluck und schmazte: nicht absonderlich! Sonach reichte er es dem nächsten jungen Herrn, den er fragte: was meinst Du, Theobald? Der Theobald trank auch und gab das Glas dem Cölestin, und als der Dritte, der kaum Hosen trug, der Guido, es dem Cölestin vom Munde wegriß, war's leer bis auf den letzten Tropfen. Hernach empfahlen sie sich und sagten ihren Stab weiter. Meine Selige, die überhaupt im Punkte kirchlicher Angelegenheiten ein wenig frei dachte, Gott gönn' ihr darum nicht minder ewige Seligkeit! sagte, wie sie fort waren: Jetzt zieht der treue Hirte aus einem Kaffeegarten in den andern, bis er wo ein Häuflein Beichtlämmer entdeckt; bei denen ruft er: hier ist es schön, hier laßt uns Hütten bauen! und setzt sich nieder.

Und solche Leute predigen Gottes Wort, seufzte Franz. Solche Leute geben gute Lehren von der Liebe des Nächsten. Und dieser Mann, der nicht abwarten will, bis sein kranker Amtsbruder den letzten Athemzug gethan, wird uns die Pflichten guter Eheleute vorhalten, wenn er uns verheirathet?

Er wird Euch weiter Nichts vorsagen, als was gut und recht ist, darauf kannst Du Dich verlassen, mein Sohn; und nach weiter Nichts hast Du zu fragen. Wie er selbst mit seinen Lehren und seinem Leben in's Gleichgewicht kommt, das ist seine eigene Sorge. Ich war ein Narr, Dir erst solche Glöhe in's Ohr zu setzen. Es bleibt dabei: morgen bestell' ich das Aufgebot.

Der Vater hat Recht, fuhr Franz treuherzig fort,

indem er Rebekka's Hand ergriff. Der Schwarzrock mag mir vorhalten, was er will, und er mag mir meine Pflichten einschärfen, so streng' er kann, ist er doch nicht im Stande, mehr von mir zu verlangen, als ich Dir ohnedies mitbringe an gutem Willen und redlicher Gesinnung für Dich. Wem seine Braut so lange Zeit ließ, sich's gehörig zu überlegen und sich selbst kennen zu lernen; ja, wem es so schwer gemacht worden ist, wie mir, der muß endlich wissen, was er zu thun hat, und es wär' eine rechte Schande, sollt' ich's erst vom Herrn Salbowski erfahren. Er soll übrigens nicht zu klagen haben. Wir wollen ihn einladen, nach der Trauung mit uns vorlieb zu nehmen. Da mag er sich seinen hungerigen Leib vollschlagen nach Herzenslust, und einsacken darf er auch für Mosje Theobald und Cölestin und den kleinen Guido, der bei Vaters Biere zu kurz kam, so viel er will. Mein Strumpf hält's aus!

Mit diesen christlichen Liebesgedanken beschloß Franz Erhart, der Tischler, seinen Verlobungsabend.

---

Die Braut und deren Vater hielten sich fest überzeugt, daß der junge Mann im Besitze jener verschiedenen Summen sei, die er zu seiner Einrichtung als Meister gebrauche, und die — obwohl jede einzeln genommen an und für sich nicht unerschwinglich schien — zusammengerechnet immer schon für einen elternlosen Tischlergesellen ein hübsches kleines Vermögen ausmachten. Bei Rebekka und ihrer Unerfahrenheit ließ sich ein solcher Irrthum

entschuldigen. Wie jedoch ihr Vater wähen konnte, der einsam stehende Waisenknaube sei im Stande gewesen, nach Ablauf weniger Jahre sich durch seiner Hände Arbeit so viel zu erwerben, daß läßt sich nur durch seine fast zur Anbetung gesteigerte Achtung und Liebe für den längst ersehnten Eidam erklären. Diesem traute er auch das Unmögliche zu.

Wer fähig war — so folgerte der biedere Kürschner, — sich die Schöppchen abzugewöhnen, und Nichts mehr zu trinken als Wasser, bloß weil er will, — wer das durchführt, der führt Alles zum Ziel, und in dessen Strümpfen verwandeln sich Hobelspähne zu eitel Gold. Das seh'n wir an unserem Franz.

Nun aber standen die Dinge eigentlich so, daß Franz durch seinen stillen Fleiß die Neigung eines sonderbarlichen alten Herrn, eines Gymnasial-Professors der Physik und Naturlehre mit Namen Brieß gewonnen hatte, bei dem er mehrfach beschäftigt gewesen, aus dem Leim gegangene Schmetterlingskasten auszubessern oder für seltene ausländische Nachtfalter neue Paläste zu bauen; eine Beschäftigung, die bei jenem Sonderlinge auf Schwierigkeiten stieß, weil sie manchmal gelingen sollte, ohne daß die Kasten von ihrem leicht vergänglichen Inhalt befreit, und die Insekten von ihrem korkenen Piedestal weggenommen werden durften.

Franz unterzog sich diesen Mühen willig mit ängstlicher Vorsicht, fügte dünne Leisten, die des Ofens Wärme gekrümmt und auseinander getrieben, sorgfältig zusammen, ohne Glasscheiben zu zersprengen, ohne die bunt-

geflügelte, schillernde Sylphenwelt zu erschüttern, und zeigte dabei — was Briß ihm auf's Höchste anrechnete, — lebhaftes Interesse für Benennung, Familie, Heimath der unzähligen kleinen Blüthen- und Blumen-Bürger. Dadurch war eine gewisse gegenseitige Vertraulichkeit zwischen dem alten Hagestolz, Professor Briß, und dem jungen Liebenden, Tischler Erhart, entstanden. Letzterer kannte kaum ein Zehnthheil der selten vorkommenden Schmetterlinge und Käfer, als der Professor schon des Schülers ganze Lebens- und Liebesleiden-Geschichte inne hatte. So lange Franz eingestehen mußte, daß er für sich keine Hoffnung hege, weil Zampel und Bartel ihn verdrängten, und endlich gar, daß der Schneider mit Rebekka verlobt sei; so lange auch ließ der naturhistorische Lehrer sich auf wenig andere, als allgemeine, oberflächliche Trostsprüche ein. Denn von allen Naturen hatte er derjenigen des ungefederten, aufrecht gehenden zweibeinigen Thieres, homo genannt, bisher seine geringste Sorgfalt gewidmet und sich um die weibliche Gattung desselben nur insofern bekümmert, als er in Studentenjahren einen anatomischen Kursus mit durchgemacht, der ihm das Herz im leblosen Zustande vor Augen gelegt. Von Herzensleiden durch eine Spröde besaß der glückliche Mann keine Ahnung. Seine Geliebte, die Wissenschaft, war gegen ihn niemals spröde gewesen. Er begriff den gutmüthigen, sanften, arbeitsamen Tischler nicht, der sich, sobald er von Rebekka's Brautstand mit einem lustigen Schneider sprach, verstohlene Thränen mit dem Ärmel wegwischen mußte, damit sie nicht hernieder fallen und

irgend einem gut-erhaltenen Exemplar im offenen Kasten die Fühlhörner wegreißen möchten in ihrer heißen Strömung. Sobald aber Rebekka wieder frei wurde, sobald bei seinem nächsten Besuche Franz berichten durfte, daß Zampel schmählich entwichen, daß Bartel eben auch nicht ehrenvoll abgereiset sei, sobald nur eine Spur von neu-erwachender Hoffnung sich in des so gern hoffenden Tischlers verklärten Zügen entdecken ließ, — da war es doch, wie wenn der Professor einen längst-verfolgten, stets-entschlüpfenden, höchst schätzbaren Schmetterling endlich erhascht hätte! So froh wurde der wohlwollende Alte. Und von diesem Augenblicke zu rechnen, wendete er dem Fortschritte dieser klein-bürgerlichen Begebenheit sich nicht mehr ab. Er war es, der unter der Bedingung tiefster Verschwiegenheit Mittel und Wege fand, seinem Schützling das Bürgerwerden zu erleichtern. Er gab das Geld zu den wichtigsten Auslagen her, sorgte für den Elternlosen wie für einen Sohn und begehrte Nichts dagegen, als — daß sein Name nie dabei genannt werde.

So Etwas hat mir lange gefehlt, rief er laut lachend und rieb sich die Hände; hab' mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich meine Pflichten als Staatsbürger vernachlässiget, um der verwünschten geliebten Insektenbrut willen. Jetzt kann ich das einigermaßen wieder gut machen, indem ich ein junges, hübsches Paar zusammenkuppeln helfe: Ihr werdet einbringen, was ich versäumte; Ihr werdet ein genügsames, zufriedenes Paar sein! Aber das sag' ich Dir, Franziskus, meine Kisten, Kasten, Raupenschachteln, Spannbretter — den ganzen Kram mußt Du mir, auch

wenn Du Meister bist, in Ordnung halten und die Zinsen, die Du mir schuldig bleibst, selbst bei mir abarbeiten. Einen Gesellen oder Lehrburschen darfst Du mir, wenn ich des Tischlers Beihilfe brauche, nicht schicken.

Der dankbare Franz versprach Alles und wollte sich schriftlich verpflichten. Jedoch einen Schuldschein anzunehmen, weigerte sich der in Geldsachen gleichgültige Gelehrte: ob mein Bißchen Ueberfluß wie bisher ungezählt und ohne Früchte zu tragen im Kasten liegt, oder ob es durch Deine Hände geht, für meine Bedürfnisse bleibt sich das gleich. Verwandte leben mir nicht mehr, daß ich's wüßte! Und wenn ich ihrer hätte, so wüßten sie Nichts von mir. Wir sind uns nie begegnet, haben nie eine Beziehung gehabt. Wozu ein Schuldschein?

Doch Erhart's empfindliches Rechtlichkeitsgefühl begnügte sich mit diesen Versicherungen nicht. Er beharrte auf dem, was er die „gehörige Ordnung“ nannte, und schrieb mit großen deutlichen Zahlen und dann noch einmal mit großen deutlichen Buchstaben den schönsten Empfangschein auf Stempel-Papier, der unter seinen ungeübten Händen zum drohendsten Wechsel wurde: „Von dem hochgelahrten Herrn Professor Eulogius Brieff Siebenhundert auch Dreißig Thaler als ein mit fünf Prozent zu verzinsendes Darlehn baar empfangen zu haben.“

Als Brieff den Schein zerreißen wollte, schrie Franz: Herr Professor, so wahr ein Gott lebt, dann bring' ich Ihr Geld zurück, und sollt' ich . . . .

Brieff duldete nicht, daß die Drohung vollendet wurde. Du bist ein guter, dummer Esel, Meister Fran-



zißfuß, sprach er zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter und legte das Blatt in den Katalog seiner Fliegensammlung.

Da es nun durch des Himmels und des Professors Beistand so weit gediehen war, daß der Hochzeitstag mit Bestimmtheit hatte festgestellt werden können, und nachdem Franz seiner Braut wie dem Schwiegervater eröffnet, er, seinerseits bringe keinen andern Hochzeitsgast, als den hochverehrten, hochgelehrten Gönner, den Professor „Mottensammler“ zum kleinen Schmause, da brach der Kürschner Hasenbart, welcher bisher von solchem Gönner ebenso wenig vernommen als Rebekka, in ein heiseres Gelächter aus, ging von diesem in einen fast erstickenden Krampfhusten über und mußte lange kämpfen und lachen, bis er herauswürgen konnte: Einen Mottensammler willst Du als Beistand und Hochzeitsgast einladen, Franz, bei der Trauung mit eines armen Kürschners Tochter, den die Motten kahl gefressen? Da ist's wohl Schade, daß ich nicht mehr arbeite, und daß kein ander' Pelzwerk mehr im Vorrath ist, außer die drei Fuchsschwänze am Aushängeschild, von denen ich einstmals Pascha war? Einen Mottensammler bringt er uns; Rebekka, was meinst Du?

Und noch dazu einen Junggesellen, stimmte Franz lustig ein; einen ächten Junggesellen, wie sich gehört zum Brautführer; einen Junggesellen hoch über die Sechzig! Aber wen wird die Rebekka zu ihrer Brautjungfer machen?

Niemand, entgegnete Diese. Wir wollen kein Auf-

sehen erregen, keinen Zug bilden, keine Wagen haben, um in die Kirche zu fahren, keine Zuschauer, keinen Lärm in der Nachbarschaft. Wenn Du mich lieb hast, lieber Franz, nur in aller Stille, wie sich's schickt für mich, für meine Armuth, für mein vergangenes Leben. Du weißt's ja selbst, daß ich einen schlechten Ruf habe rings umher bei den Leuten in der Nachbarschaft. Du weißt's ja, wie sie uns beredet haben, den Vater und mich, wegen der drei Freier; kennst alle Lügen und Verleumdungen. Vom Zampel und seiner Flucht munkeln sie; daß ich des Bartels Braut war, wissen sie; über Dich spotten sie. Wär's ihnen nicht ein lustig Spektakel, wenn wir eine Prozession hielten für ihre Neugierde mit Kranzmädchen und allerlei Gepränge? Auch hab' ich keine gute Freundin mehr. Seit der Mutter Tode bin ich Vaters Wirthin gewesen, ohne weiteren Umgang als den seinigen, — und hernach den eurigen. Alle Mädchen haben sich von mir zurückgezogen oder ich mich von ihnen. Ich weiß Niemand, den ich mir einladen könnte. Geht's nicht auch ohne weiblichen Gast? Ist nicht Dein Professor genug?

Es geht schon, erwiederte Franz; der Küster kann den zweiten Zeugen abgeben. Ich meine nur, wenn wir nachgehends beisammen sitzen, mein Professor und Dein Vater und der Diakonus, — besser wär's halt doch, wenn noch ein Weibsbild mit dabei säße; 's plaudert sich besser.

Er hat ganz Recht, versicherte der Kürschner, es plaudert sich besser. Und ist der Professor Mottensammler nicht auch zugleich ein Grillenfänger, wird ihm eine

Nachbarin am Tische willkommen sein. Diese alten gelehrten Junggesellen treiben gar zu gerne ihre Neckerei mit jungen Mädchen, wenn sie erst einmal in's Weinglas geguckt haben. Besinnst Du Dich denn nicht vielleicht auf eine Schulbekanntschaft, oder von der Konfirmation her auf eine Kameradin?

Wo mögen die zerstreut sein? Wir haben uns zwar hundertmal gelobt, einander gegenseitig zur Hochzeit zu bitten, doch haben sie meiner gewiß ebenso wenig gedacht, als ich jetzt ihrer gedenken würde, wenn mich der Vater nicht daran erinnert hätte. Gott weiß, wie es ihnen ergeht, oder wie sie leben! Ich weiß Nichts mehr von ihnen. Außer den Damen, für die ich bisher Wäsche nähete, kenne ich kein Frauenzimmer. Und weiblichen Umgang hab' ich in der letzten Zeit weiter nicht gehabt, als . . . .

Hier hielt sie erröthend inne.

Hasenbart lauschte erwartungsvoll. Franz nickte bestätigend mit dem Kopfe.

Weißt Du, was ich sagen wollte? Kennst Du den Namen, den ich verschluckt habe? Wie, Franz?

Ich wär' doch ein schlechter Liebhaber und Bräutigam, wenn ich meiner Liebsten heimliche Gänge nicht ausspionirte! Wenn ich ihre Geheimnisse nicht wüßte! Mein kleiner Finger meldet mir Alles.

Dann lege doch bei Deinem kleinen Finger eine Fürsprache ein, bat der Vater, daß er mir auch was in's Ohr sagt, denn ich bin meilenweit davon, wenn sie verschluckt hat. Besitzt sie auch eine Gönnerin, eine mir Unbekannte,

wie Du einen Gönner hast in Deinem Professor Notensammler? Und was sammelt denn ihre unbekannte Gönnerin?

Umgekehrt, Vater, umgekehrt ist auch gefahren. Ihre Unbekannte sammelt Nichts und ist keine Gönnerin. Rebekka vielmehr ist die ihrige und sammelt feurige Kohlen auf ihr Haupt, die aber nicht brennen, sondern wohl thun und fühlen. Mit einem Worte: sie besucht heimlich des Schneiders Karline, erweist ihr und ihrem Kinde Gutes und verschweigt's, wie wenn's ein Verbrechen wär'! Ist's nicht so, Rebekka?

Verschwiegen hab' ich's nur deshalb, rief die Braut gerührt, weil ich befürchtete, Du könntest mir's falsch auslegen, als steckte noch Etwas dahinter von Vorliebe für des Kindes Vater.

Richtig, richtig, Rebekka, Du kennst mich genau. Gerade so, wie ich Dir verschwiegen habe, daß ich der armen kleinen Seele manchmal eine Erquickung brachte, weil ich befürchtete, Du könntest mir's falsch auslegen, als steckte Etwas dahinter von Vorliebe für des Kindes Mutter! Wir sind erschrecklich furchtsam, wir Beide, Eins vor dem Andern. Aber nein, die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut, und Dein Schweigen war löblich. Und ein braves Mädel ist die Karoline sammt ihrem Unglück; wenigstens jetzt, wo sie sich als zärtliche Mutter zeigt. Möglich, daß sie vorher nicht viel taugte; möglich, daß der Schneider nicht ihr Erster gewesen, und daß sie schon Nichts nuß war, ehe er sie kennen lernte. Wer sie nun sieht in ihrem Kämmerlein, mit ihrem Jun-

gen, wie sie für den lebt und sorgt, stolz ist auf sein Gedeihen, darbt, damit ihm Nichts abgeht, wer sie betrachtet, wie selig sie lächelt, wenn der dicke, kleine Kerl die weißen, fetten Aermchen um ihren mageren Hals schlingt; — der muß sie rein finden, tugendhaft, schön, — Alles miteinander!

Gieb mir die Hand und einen Kuß obendrein, alter Franz. So hör' ich Dich gern. Und nun darf ich auch mit meinem Wunsche vorrücken, was ich früher nicht gewagt hätte, daß ich die Karoline zu meiner Hochzeit laden darf.

Einverstanden, sprach Franz.

Seid Ihr nicht wohl bei Sinnen? fuhr jetzt Vater Hasenbart auf und dies mit einer Heftigkeit, wie der Tischler noch in keiner Lage des Lebens an ihm wahrgenommen. Die Karoline? Deines ehemaligen Bräutigams verlassene Dirne? Eine Herumtreiberin? Eine Entehrte? Nimmermehr geb' ich das zu; und nimmermehr darf Dein künftiger Ehemann es zugeben, wenn er auf Ehre hält.

Franz richtete seinen Blick nach Rebekka mit der stummen, dennoch verständlichen Aufforderung: erst möge sie reden; er behalte sich vor, was er zu sagen wisse, nachdem er sie gehört.

Sie ließ nicht lange auf sich warten. Vater, hub sie an, Ihr nennt die unglückliche Karoline eine Entehrte und gebt ihr häßliche Beinamen. Denkt doch lieber, wie nahe ich daran gewesen bin, denselben Irrweg zu gehen, und daß es nur eine günstige Fügung war, die

mich aus des Buchbinders Stricken gerettet. Denkt daran, daß ich späterhin ohne Karolinens Dazwischenkunft das unglückselige Weib eines Schwindlers geworden wäre. Wir haben wahrhaftig keine Ursache, hochmüthig zu sein neben Andern, wo wir in tiefster Demuth uns dankbar zeigen sollten gegen die Vorsehung und liebevoll gegen Menschen, die nicht mit dem blauen Auge davon kamen, gleich uns. Ist das arme Mädel nicht schon tief genug gebeugt? Trägt sie nicht schon Schmach genug auf ihrer Stirn? Sollten wir unsere Verachtung auch noch auf sie legen? Thun wir nicht besser, sie aufrichten zu helfen, indem wir ihre Bürde leichter machen und ihr zeigen, daß wir sie nicht schlechter halten, als uns selbst? Wie würd's Euch sein, wenn der Bartel mich verführt hätte? Und ohne die Warnung und Lehre, wodurch des Buchbinders böser Wille mich gewißiget, konnte das leichtlich geschehen. Wenn ich nun verlassen hier weinte und fände Nichts wie Abscheu, und keine menschliche Theilnahme schenkte mir Mitleid und Freundschaft? Wär' das nicht hart? Und würdet Ihr nicht jammern über der Menschen Härte? Ihr leset immer im Bibelbuche, leset mir daraus vor; haben wir nicht schon viele Stellen gefunden, die sich hierher schicken? Heißt es nicht: richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! Und sprechen wir nicht schon ein hartes Gericht, wenn wir uns schämen, die Karoline zu meiner Hochzeit zu bitten? Laßt mich sie einladen! Erlaubt mir's, daß ich's darf, es wird ihr ein Zeugniß sein, daß ich sie achte; daß Ihr sie nicht gering schätzt; wird ihr neue Zuversicht verleihen

und Kraft, ihre schweren Pflichten zu erfüllen. Aufzichten wird sie's und erheben; — und der Franz bittet ja auch. Wenn's aber was Unrechtes wäre, dann würde der's nicht wünschen.

Seit Rebekka sprechen konnte, hatte ihr Vater sie noch nicht so viel, so sicher, so klar hintereinander sprechen hören; er zeigte sich gerührt und wagte nur noch schwache Versuche, die ihm mißfällige Absicht zu bekämpfen. So meinte er schließlich, es dürste dem Herrn Professor unangenehm sein, mit „einer solchen Person“ zusammen zu kommen. — (Den Diakonus sich zu Hilfe zu rufen, unterließ er wohlweise; selbst überzeugt, daß Dieser sich überall gut geschehen lasse, und in jeglicher Gesellschaft, wo nur Kehle und Magen beschäftigt wurden.) — Doch nun hatte der arme Hasenbart völlig verspielt; denn Franz konnte ihm erwidern, daß sein Gönner, der Professor, die Karline kenne (durch ihn!) und unterstütze, daß er durch Franzens Vermittelung auch ihr Gönner geworden sei, ja, daß er darauf rechne, sie bei der Hochzeit zu finden.

Dem Kürschner schien dies Alles unglaublich. Ihm schwebten noch aus seiner frühesten Kindheit und aus seiner seligen Großeltern Hause düstre Mahnungen von Kirchenbuße, strenger Zucht, unehelichen Geburten und unerbittlicher Rüge vor. Er konnte nicht begreifen, wie sein Schwiegersohn so leicht darüber hinwegsehen möge, und vergaß dabei, — denn wir blinden Menschen in unserer Beschränktheit sehen häufig den Wald vor Bäumen nicht, — des Waisenkneben selbst eigenen

Stammbaum, der, wollte man ihn bis zur Wurzel verfolgen, für ein höchst zweifelhaftes Gewächs gegolten haben dürfte.

Gleichwohl fügte sich der nachgiebige Mann. Was konnt' er endlich thun? Wenn Franz und Rebekka einig waren, wie sollte Vater Hasenbart widerstreben?

Der ernste Tag rückte denn heran und fand die drei Hauptpersonen einig, froh, zufrieden — aber still. Es war ein Wochentag. Ein gewöhnlicher, grauer, kühler Wochentag, der nicht ohne Mühe durch dichtes Gewölke drang und durchaus nichts Festliches mitbrachte.

Rebekka hatte schon am Abend vorher die Speisen besorgt, die als „kaltes Frühstück“ prangen sollten, wenn die Neuvermählten von der Trauung heim kämen. Eine Dienerin war zur Beihilfe und Reinigung bei'm Wechsel des sparsam vorhandenen Geschirrs angenommen.

Sie gingen raschen Schrittes, ohne sich umzuschauen und ohne von den Nachbarn viel bemerkt zu werden, nach der Kirche, wo sie den Professor schon fanden, der mit Karolinen freundlich plauderte. Er trug, wie immer, kurze schwarze Beinkleider, mit silbernen Schnallen unter dem Knie fest geschlossen, blendendweiße Strümpfe, hohe Schuhe, und — ausnahmsweise für heute — einen pfirsichblüth-farbenen Frack mit blau angelaufenen Stahlknöpfen, der seit dreißig Jahren und länger, jährlich nur zweimal, zum Oster- und Michaelis-Examen aus dem Kleiderschrank genommen wurde.

Karoline war, trotz ihrer Jugend, wie eine alte Frau in Grau gekleidet, hatte keine Blumen vorstecken, über-



haupt nichts Hochzeitliches an sich, als den Ausdruck aufrichtiger Freude über Franzens Glück.

Der Diakonus zögerte nicht. Rasch ging er zu Werke. Keine von seinen langen, hochtrabenden Traureden gab er zum Besten. Wie er die Verhältnisse übersah, war es eine „geringe Hochzeit geringer Leute,“ die er vielleicht mit dem vorgeschriebenen Formular abgefertiget haben würde, wenn nicht die Anwesenheit des wohlbekannten Professors ihm doch einige Rücksicht auferlegt und zu verschiedenen Anspielungen veranlaßt hätte auf die „Wissenschaft, die von ihrem Lehrstuhl herabsteigt, um in christlich-milder Humanität ein Werk der Liebe zu üben an wackeren Handwerksleuten.“ Bei diesen Lobpreisungen schnitt Bries ein fürchterliches Gesicht.

Nach vollbrachtem Akte begaben sie sich zur Einschreibung in's Kirchenbuch nach der Sakristei, vor deren Eingang etliche von der Gasse eingedrungene Zuschauerinnen standen; unter diesen eine alte, blutarme Hausgenossin Karolinens, welcher sie ihr Kind unterdessen anvertraut hatte. Der Kleine jubelte seiner Mutter entgegen; und diese konnte sich nicht enthalten, ihn zu lieblosen, was dem Diakonus nicht entging. Er warf ihr einen furchtbaren Drohblick zu, daß die zärtliche Mutter abließ von ihrem Kinde, das Haupt senkte und sich erschreckt in die Nähe des Professors flüchtete. In diesem bedenklichen Augenblicke brachte Hasenbart sehr passend und wirksam die gehorsamste Frage an: ob vielleicht Seine Hoch- und Wohllehrwürden ihnen die Ehre erweisen werde, in ihrer

kleinen Behausung ein schlechtes Frühstück verzehren zu helfen?

Alsobald schwanden von Salbowski's Stirn die finstern Wetterwolken, welche Karolinen drohend beängstiget. Ich bin, winselte der fromme Herr, zu einer Leidenden berufen, so meines Zuspruches bedürftig, und gehet mir meine Amtspflicht über Alles, vermag also nicht an Ihrem frommen Familiensesse persönlich Theil zu nehmen. Wollt Ihr jedoch, Ihr guten Leute, was Eure christliche Gesinnung dem Diener des Herrn zugedacht an Speis und Trank in meine Wohnung senden, so wird es dankbar empfangen und tausendfältig vergolten werden von Jenem, der die Lilien des Feldes kleidet und die Vöglein unter dem blauen Himmel ernährt. Mit dieser süß-gelispelten Floskel empfahl er sich und hatte scheidend für Jeden der Anwesenden ein huldvolles Lächeln, einen tiefen Bückling. Sogar für die gedemüthigte Karoline, die den raschen Wechsel nicht wahrnahm.

Als nun Franz und Rebekka diese aufforderten, sie zu begleiten, lehnte auch sie es ab; doch keinesweges mit ähnlichem Vorbehalt, daß man ihren Antheil am Mahle ihr heimsende, sondern nur, weil sie ihren Jungen fremder Obhut nicht länger überlassen dürfe.

Ei, wer denkt daran? rief lustig Franz; lustig und neu-belebt durch die Gewißheit, ohne Salbowski frühstücken zu können. Wer denkt daran? Eure alte Nachbarin trägt unsern jungen Freund August uns nach; wir

behalten ihn bei uns am Tische, er wandert von Einem zum Andern, und wird er müde, daß er schlafen will, leg' ich ihn in mein Hochzeitsbett. Ein solcher Engel bringt Segen. Vorwärts, nach Hause!

Ehe sie noch Einwendungen zu Stande brachte gegen diesen possierlichen Vorschlag, hatte der Professor ihr schon seinen Arm gereicht und eröffnete hastig mit ihr den kleinen Zug. Franz führte seine junge Frau. Vater Hasenbart lief hinterdrein und wußte nicht, sollt' er sich freuen, sollt' er sich ärgern? Endlich aber entschloß er sich zur Freude, blieb zurück, bis die Alte mit dem Kinde ihn erreicht hatte, sagte ihr ein paar liebevolle Worte, versprach ihr einen guten Bissen, machte daneben Bekanntschaft mit August, der ihn groß anlachte; — und wie sie an die niedrige Thür des Hauses Nummer Elf in der Breiten Gasse gelangt waren, murmelte der Kürschner: solch' einen Enkel möcht' ich schon haben!

---

### Achtes Kapitel.

Lieber Leser! ich bin gesonnen, mich für den Schluß dieses ersten Theiles einer gedrungenen, historischen Kürze zu befleißigen, wovon Du Dich zu Deinem Nutzen und Frommen bald überzeugen sollst. Doch bevor ich zu solcher Selbstüberwindung mich ermanne, muß ich mir noch Vergünstigung erbitten, dem Erhart-Hasenbart'schen Hochzeitsfrühstück ein eigenes, selbstständiges Kapitelchen zu widmen. Bedenke selbst: es handelt sich

um ein wichtiges Fest in der Familie, aus welcher unser Held, der künftige Schneider, entspringen soll; derselbe, von dem dies Buch seinen Titel herleitet!

Sie saßen am voll beladenen Tische. Der Vater zwischen seiner Tochter und seinem Schwiegersohne. Neben diesem Karoline, und zwischen ihr und Rebekka hatte der Mottensammler Platz genommen, mit der ausdrücklichen Vorhersagung, daß er seit der Studentenzeit nicht mehr so aufgelegt gewesen sei, sich einen Haarbeutel zu trinken, wie heute. Auch Hasenbart, der Kürschner, gab entsprechende Vorsätze und Absichten kund. Der kleine August äußerte sich nicht über diesen Gegenstand; er zog vor, von seinem langen Aufenthalt in der Kirche ermüdet, ein Mittagsschläfchen zu machen im großen Ehebett, unter bunt-kattunenem Himmel, der, mit gelben Sternen durchwebt, freundlich auf ihn herab lächelte.

Franz hatte sich stillschweigend das Gelübde abgelegt, nur drei Gläser zu trinken. Er kannte seinen eingeborenen Erbfeind und mied ihn.

Ich bedaure nur, sagte der Kürschner, daß der Herr Diakonus unglücklicher Weise Verhinderung hat . . . .

Ihr bedauert, Vater? fragte Franz.

Des Herrn Professors wegen, setzte Hasenbart hinzu, weil der nun keine gelehrte Unterhaltung nicht führen kann.

Meister, plägte Bries heraus, thut mir den Gefallen, und bleibt mir mit der Gelehrsamkeit vom Leibe, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. Von der darf bei mir

gar keine Rede sein. Ich unterhalte mich weit lieber mit Euch, mit meinen Nachbarinnen und dem Franziskus, als mit dem Herrn Diakonus Salbowski. Jeder Hornkäfer, jede Baumwanze ist mir angenehmer und ersprießlicher als er. Wenn er an diesem heitern Frühstück Theil genommen, so wär' es wahrscheinlich kein heiteres geworden, und ich hätte mich davon geschlichen oder hätte mich zum kleinen August hinein in der jungen Leute Brautbett gelegt. Eher will ich eine Maus in dem großen Kasten erblicken, in welchem ich meine surinamischen Schmetterlinge aufbewahre, als den gedachten Herrn mir gegenüber.

Dann trifft sich's ja gerade sehr erwünscht, sagte Hasenbart beruhigt. Ich für meine Person raufe mir auch gerade nicht die Haare aus sinetwegen. Aber Du hast ihn doch nicht vergessen, Rebekka?

Die große Torte, — die war ohnedies für ihn bestimmt, — und zwei Flaschen Wein haben wir ihm hingeschickt durch Karolinens Nachbarin, die den Gustel brachte. Sie hat's ihm gleich in's Haus getragen, so wie sie nur das Kind seiner Mutter übergeben und selbst einen Mundvoll gegessen hatte.

Und jetzt, lachte Franz, werden der Cölestin und dessen allerliebste Geschwister schon mit ihren zarten Fingern die Süßigkeiten und eingemachten Nüsse vom Zuckerguß herunter klauben, während der Herr Papa seine Süßigkeiten am Krankenbette ausbreitet. Die Ärmste thut mir wohl von ganzer Seele leid, die da schmachtet und stirbt. Um einen Liebenden, wie ich bin, durch die Kopu-

lation glücklich zu machen, da ist leicht ein Jeder gut, der das Recht dazu hat; denn warum? wer Freude bringt, ist immer der Rechte. Aber die Lehren und Tröstungen, die mir Einer auf die letzte Reise mitgibt, würd' ich doch lieber aus einem Munde empfangen, der nicht gerade züngelt und lüftern ist auf eine Hochzeits-Torte. Ueberhaupt, wenn man's recht bedenkt, wir sitzen hier und freuen uns des Lebens, während jene Frau sich mit dem Tode herumquält. Ist und bleibt ein verwunderlich Ding auf Erden.

Franziskus, mein Sohn, unterbrach ihn der Professor, predige nicht. Lasse das den Herren über, die dazu berufen sind. Was Dich betrifft, stelle Dich für's Erste damit zufrieden, daß Du nicht das Schicksal unserer meisten Falter theilst, deren Hochzeitstag gewöhnlich auch ihr Todestag ist, und die das Zeitliche verlassen müssen, während ihre Gemahlin für die Nachkommenschaft zu sorgen hat, als trauernde Wittwe. Denn sie schiert sich weiter nicht viel um den Abgeschiedenen; wenn sie nur ein schattig' Plätzchen findet für ihre junge Brut.

Also sind die Schmetterlingweibchen gute Mütter? fragte Karoline. Es war die erste Aeußerung, deren sie sich bis jetzt ungefragt erkühnt hatte; und als sie's gewagt zu reden, erschrak sie fast über ihre Dreistigkeit.

Wie man's nehmen will, mein liebes Kind, belehrte sie freundlich der Professor. Sie suchen freilich den passendsten Ort, wo sie ihre Eier hinkleben, damit die kleinen Rämpchen, gleich wenn sie auskriechen, angemessene Nahrung in der Nähe finden. Und damit thun sie, was

in ihren Kräften steht; doch weiter Nichts. Denn wie dies Geschäft vollbracht ist, schlummern sie hinüber und folgen ihrem verewigten Herrn Gemahl.

Die armen Mütter, flüsterte Karoline; weiter können sie Nichts mehr für ihre Kinder thun? Nur für sie sterben?

Es ist allerdings schwerer, für sein Kind zu leben, fuhr der Professor fort. Schwerer, doch auch beglückender. Und mag dann der Vater wie ein loser, leichtsinniger Schmetterling — nicht zu Tode gekommen, nein, — weggeflattert sein, wohin leichtfertige Lüfte ihn treiben; eine getreue Mutter läßt ihn für todt gelten, nicht wahr? und lebt in ihres Kindes Leben. Auf das Wohl aller guten Mütter zu trinken, die es sind, und die es werden wollen! Die Neuvermählten hoch! Und alle guten Väter hoch! Seid lustig, Ihr Leute! Auch Du, verlassenes Mädchen, sei froh!

Franz füllte sein zweites Glas und leerte dieses auf „seines Wohlthäters Glück!“ Briesß bedeutete ihn zu schweigen und drohete, sich zu erzürnen. Doch Franz war nicht mehr zu bändigen. Das unterdrückte, gebundene, nie erstickte Gefühl der Dankbarkeit wollte sich Luft machen, und es brach hervor wie ein heftiger Bergstrom. Alles zählte er auf, was der Mottensammler für ihn gethan, auch durch ihn für Karolinen. Rebekka und Hasenbart wären gern auf die Kniee gefallen. Die vier Menschen drängten sich um den kleinen, trippelnden Greis, riefen ihm Heil, Dank, Segen zu. Von dem Lärm erwachte August und schrie darein. Sie zogen ihn

aus dem großen Bette, küßten und schmeichelten den rothglühenden Jungen, der mit beiden Händen nach des Naturforschers gepudertem Haupte langte und die spärlichen Locken tüchtig zerzauste.

Dieses holden Kindes Lebendigkeit trug nicht wenig bei zum allgemeinen Frohsinn, der nun seine Flügel auch über der schüchternen Mutter schwang und regte. Karoline wagte schon, freier zu athmen. Der bange Druck ihres einsamen Stübchens, das Bewußtsein ihrer Ausgestoßenheit, die Qual beschämender Geringschätzung, die sie zwar wie etwas Gewöhnliches, Alltägliches ertragen gelernt, die aber dennoch auf ihr lasteten bei Tag und Nacht, — diese entwichen in dem durch sie und ihr Kind vermittelten Aufschwung sittsam - bürgerlicher Freude. Und wie es den Andern erst klar wurde, daß jene aus ihrer demüthigen Entsagung herausging, um noch einmal Theil zu nehmen am geselligen Dasein unbescholtener Menschen, da erhöheten ihre Erhebung auch der Uebrigen Lust. Zum ersten Male, seitdem sie Braut hieß, gab sich Rebekka dem warmen Gefühle einer innigen Zuneigung für Erhart sichtbar hin; zum ersten Male wendete sie ihm ein Angesicht voll hingebender Zärtlichkeit zu; zum ersten Male suchte sie von seinen Lippen das Wort: jetzt bist Du mein! zu lesen, um es auf die ihrigen übertragen zu lassen.

Der Professor sprang umher „wie ein Ziegenbock;“ — dies Gleichniß bringt er selbst in Vorschlag, nicht wir, die wir seine Würde als Greis und Lehrer nicht so weit vergessen; — und schlug sogar dem Meister Kürschner vor,



einen Hopswalzer mit ihm zu tanzen, wenn anders Karoline dazu singen wolle. Ja, er gab nicht undeutlich zu verstehen: fiel ein alter Hagestolz von seiner Gattung vielleicht einmal auf den unsinnigen Gedanken, eine Frau zu nehmen, so könne der Narr nichts Klügeres thun, als Karolinen seine Hand anzutragen, weil er dann wenigstens sicher und gewiß sei, einen hübschen Sohn zu bekommen, den er ebenso zuversichtlich für sein eigenes Fleisch und Blut halten dürfe, als jeden später zufällig eintreffenden.

Hasenbart, der sich gegen den Hopswalzer, als ihrer beiderseitigen Stellung nicht angemessen, entschieden ausgesprochen, zeigte sich nicht abgeneigt, das Thema vom Ehestande des Hagestolzen weiter auszuarbeiten, und setzte schon auf einige Beispiele an, die er, den Mottensammler anzufeuern, citiren wollte, — da stürzte, glühend wie ein frischgebackener Meteorstein, die Hilfsmagd mitten in die kleine Versammlung, um die segenverheißende Ankunft des Herrn Diakonus Salbowski zu vermelden.

Dieser vortreffliche Mann, der ihr so rasch auf dem Fuße folgte, daß noch kein Vergnügter Zeit gefunden, sein fröhliches Angesicht in ein verdrießliches umzuändern, stellte sich mit der Eröffnung ein: die Kranke, die seinen geistlichen Zuspruch gewünscht, liege gegenwärtig, bevor er noch Alles, dessen sie bedürftig, aus der Fülle seiner Beredsamkeit gespendet, in erquickendem Schlafe, aus welchem aufzuwecken des Arztes Verbot untersage. Er sei deshalb eiligst und schleunigst der an ihn ergangenen Einladung nachgekommen, lediglich um durch die That

zu beweisen, daß kein Hochmuth ihn abhalte, mit schlichten Bürgerleuten zu essen und zu trinken.

Das Richtige in der Sache war nun wohl, er habe vorerst in seiner Wohnung die an ihn gemachte Sendung der Torte und des Weines abgewartet und, nachdem er selbige in seiner Gattin Händen wußte, vorgezogen, den Empfang zu ignoriren, um an Ort und Stelle noch einen Angriff auf die Vorräthe des Hochzeithäuschens unternehmen zu dürfen.

Niemand war zugegen, der diese seine Strategie nicht durchschaut hätte. Dennoch waren sie zu gutmüthig und zu harmlos, sich auch nur durch pffiffige Zeichen das allgemeine Verständniß zu bestätigen.

Sie boten ihm den Ehrenplatz, den er einnahm; man setzte sich um ihn her, man reichte ihm Speise und Trank, . . . er begann zu verschlingen.

Anfänglich unterbrach er sein Werk durch dazwischen geschobene fromme Sprüche, die er stückweise zwischen einzelne Bissen zwängte. Weil aber das Thor seines Mundes von außen her viel aufzunehmen hatte und gleichsam gestopft wurde, so verhinderte das Gedräng den freien Ausgang der aus dem Innern entsendeten edleren Boten, und sie kehrten mit dem Pöbel wieder um. Bald hörte man Nichts mehr, wie das bewunderungswürdige Spiel seiner Kinnbacken, dem Alle, besonders der Professor als Naturforscher, in bangem Erstaunen lauschten.

Der Frohsinn war gewichen. Die Langeweile thronte,

wo vor wenigen Minuten reine Heiterkeit gewaltet. Der Professor gab sich Mühe, durch häufiges Einschenken eine, wenn auch nicht löbliche, doch erklärliche Rache am Freudenstörer zu üben. Vergebliche Mühe! Ebenso leicht konnte er einen Blutegel in weichem Wasser ersäufen und tödten, als es ihm gelang, den Diakonus durch Wein zu berauschen. Etwas schwerer wurde die Zunge, etwas langsamer und gemessener drangen inhaltsschwere Phrasen aus dem endlich doch gesättigten Munde; — das war der ganze Erfolg. Weiter brachte der getäuschte Zoologe die Wirkung nicht, und er ward fast irre an seiner Wissenschaft.

Endlich schien eine innere Stimme dem Arbeiter im Weinberge zugerufen zu haben: bis hierher und nicht weiter! Sein Zweck war erfüllt. Noch einmal ließ er die matten, verschwommenen Augen über Schüsseln und Teller gleiten mit der Frage: ist noch eine Möglichkeit vorhanden? Doch sie kehrten in ihre Höhlen zurück ohne Antwort. Er hatte das Seinige geleistet. Nun wird meine Kranke von ihrem Schläfe aufgewacht, neu gestärkt sein, mich weiter zu hören, sprach er zufrieden und empfahl sich.

Zwar fühlten sich die Hochzeitsleute von einer großen Last befreit, wie sie ihn los waren; doch hatte der Druck seiner Gegenwart zu breit auf ihnen gelegen, als daß die kleinen Blümchen bescheidener Freude sich davon hätten erholen und ihre Häupter sogleich wieder empor heben können. Der Professor spürte auch Nichts mehr von jenem Rausche, der ihn zu Tanz und Ghestand verlocken

wollte. Die heilsame nüchterne Alltäglichkeit guckte aus allen Ecken des Hauses, wohl wissend, daß ihr von morgen an sämtliche Räume offen standen, und ihrer künftigen lebenslänglichen Herrschaft sicher.

Karoline packte ihren August zusammen und schied, mit einigen kurz gefaßten Wünschen, mit heißer überquellender Dankbarkeit.

Der Professor zeigte sich Willens, sie nach Hause zu geleiten. Als sie vor Hasenbart's Thüre standen, verbat sie sich's. Wenn uns Einer von Ihren Schülern begegnete, sagte das edle Herz, was müßte der denken?

Briefß wurde dadurch völlig nüchtern und ließ sie mit ihrem Jungen ziehen. Dann schlug er den entgegengesetzten Weg ein; denn ich muß wahrhaftig, brummte er, aus dem Thore hinaus, in's Freie, damit ich wieder zu Verstande komme.

Und im Hochzeithause?

Je nun, sie räumten ab und räumten ein; sie trugen hin und her; sie machten Ordnung. Und sie schickten die Aushilfsmagd von dannen, und Rebekka richtete die Kammer vollends ein, wo der Gesell und der Lehrbursch wohnen sollten, die Meister Franz Erhart morgen mit Tagesanbruch erwartete. Und dieser kramte noch in seiner kleinen Werkstatt herum, nahm Nichts in die Hand, legte Nichts fort, hing Nichts an die Wand, ohne zu sagen: der gute Herr Professor! So verging ihnen vollends der festlichste Tag ihres Lebens wie ein gewöhnlicher Arbeitstag. Um neun Uhr wünschte Vater Hasenbart seinen Kindern gute Nacht. Sie suchten das Bette

auf, in welchem heute Karolinens August gelegen hatte. Und so schließt das Kapitel vom Hochzeitstage.

---

### Neuntes Kapitel.

Es giebt Menschen, die geboren sind, vergeblich zu trachten und zu streben, in fruchtlosen Bemühungen ihr Dasein hinzubringen und endlich, wenn sie voll Geduld und Ergebung ein Ziel erreicht haben, wonach ihre Sehnsucht hinwies wie nach einem gelobten Lande, — legen sie sich nieder und sterben.

Wir bedauern solche Menschen, beklagen ihr trauriges Geschick und zeigen auch dadurch, wie durch unzählige ähnliche Irrthümer, daß wir kurzsichtige, staubgeborene Erdenwürmer sind und bleiben.

Wer gab uns denn Bürgschaft, daß jenes „gelobte Land,“ nachdem es erreicht war, dem sehnsüchtig-Wünschenden dauernd erfüllen dürfe, was er sich davon versprochen? Daß nicht auch hier bittere Täuschungen seiner warteten? Und ist ihm der Heimgang nicht zu gönnen, bevor noch die Wirklichkeit zerstören konnte, was die Hoffnung ihm dargeliehen? Daß er abscheide aus dieser Welt des Scheines, lächelnd; in zitternden Händen ein Spielwerk haltend, sich daran ergözend; ein Spielwerk, von milden Mächten dem alten Kinde auf seine letzte Reise mitgegeben?

Deshalb klagen wir nicht, daß Meister Hasenbart, der Kürschner, seine Tochter verlassen mußte, während noch

die Flitterwochen ihrer jungen Ehe im kleinen Hause blüheten. Er starb ohne lange Leiden, in frommer Zuversicht, glücklich durch der Kinder Glück, starb segnend, betend, glaubend. Dieser Tod wurde zur schönsten Stunde seines kümmerlichen Lebens, und nicht bedauern, beneiden darf ihn Jeder von uns, den bisweilen ein Grauen beschleichen will vor dem letzten Tage. Auch veredelte sich im Anblick solch' eines Todeskampfes, welcher fast ein Sieg ohne Kampf schien, der Tochter Schmerz und Gram zu gläubig-wehmüthiger Zuversicht, daß ihm wohl geschehen sei. Sie verhehlte sich's ja nicht, welche bange Vorahnungen und Erwartungen, die eigene Zukunft betreffend, mitten aus den ersten Wochen ihres sonst zufriedenen Ehestandes vor ihr aufstiegen! Sie mußte sich's eingestehen, daß die Vergangenheit in ihrem Herzen noch nicht ganz vergangen und vergessen war, daß Empfindungen widersprechender Art sie bisweilen erschreckten, gleich drohenden Winken, welche in die Ferne reichten.

Dessen gedachte wohl Rebekka, da sie dem Vater die Augen zudrückte. Komme nun schon, was da wolle, flüsterte sie; er steht's nicht mehr.

Franz, der von trüben Ahnungen Nichts wußte, der in rüstiger Arbeit glücklich, im Besiz der Geliebten selig war, empfand des Schwiegervaters Verlust viel tiefer, als das eigene Kind. Er gedachte mit dankbarer Treue an die Vorliebe, die Hasenbart von der ersten Stunde ihres Zusammentreffens für ihn gehegt, wodurch er ihn vor den Kameraden ausgezeichnet hatte. Er vergaß

nicht, daß ohne diese dauernde Vorliebe Rebekka niemals die Seinige geworden wäre. Und warum soll nun, rief er trauervoll aus, indem er der Tochter das Erbstück des Vaters, das alte Bibelbuch, übergab, warum soll nun der gute Mann nicht bei uns bleiben? Warum soll er sich nicht mehr freuen dürfen an meiner Freude? Warum soll er nicht ein Enkelkind in Armen halten? Warum müssen wir ihm den schwarzen Deckel über sein altes, ehrliches, gutmüthiges Gesicht legen und ihn hinunter senken in das finstere Loch, was der Todtengräber gegraben? So klagte der Tischler Erhart mit lauter Stimme und feuchtem Auge, wodurch er freilich nicht behindert wurde, seine Arbeit wieder vorzunehmen und sich des Daseins nebenbei zu freuen, wie bisher. Alles ging in der Werkstatt, wie im Hauswesen seinen stillgeregelten Gang. Die ersten Tage nach dem Begräbniß war es wohl noch, als ob Mann und Frau nur in tiefer Niedergeschlagenheit nach dem Plaze am Tische blickten, welchen der selige Pascha von den drei Fuchsschweifen bisher eingenommen, und der nun leer stand. Doch bald gewöhnten sie sich an diese Lücke, und nach wenigen Wochen schon besaß der Sprachschatz des jugendlichen Ehepaares einige Wendungen mehr, die lauteten: „— als der Vater noch lebte!“ — „kurz vor des Vaters Tode!“ — und so weiter.

Anfänglich wurden derlei Bezeichnungen nur mit dem Ausdruck trauernder Andacht gebraucht. Nach etlichen Monaten verlor sich diese wie von selbst, und

blos wenn die Rede auf Rebekka's bevorstehende Entbindung kam, sagte etwa Franz: Schade, daß er das nicht mehr erlebte!

Rebekka war anderer Meinung, denn sie fürchtete sich vor ihrer Niederkunft. Sie glaubte aus dieser Furcht all' jene schon erwähnten trüben Ahnungen herleiten zu müssen, deren sie nicht mächtig werden konnte. Sie erwartete den Tod, den das neuentkeimende Leben ihr bringen werde, wie eine unzweifelhafte Gewißheit und litt um so heftiger dabei, weil sie aus Schonung für Franz in sich verschloß, was durch offenherzige Mittheilung minder quälend geworden wäre.

Gegen solche innere, selbstgeschaffene, oder doch sich aus sich selbst erzeugende Leiden der Seele, die genau betrachtet doch auch wieder körperliche sein mögen, giebt es ein sicheres, wenn auch trauriges Heilmittel: den wirklichen, gewaltigen Schmerz, der in Folge eines heftigen Ereignisses von außen her anstürmt und Erschütterungen hervorbringt, gleich einem Gewitter erfrischend und reinigend.

Dies Wetter zog bereits herauf mit schwarzen Wolken. Es hing schon über unserer Freunde Häuptern, ehe sie noch irgend vermutheten, daß aus jener Gegend der erste Schlag fallen solle, der sie und ihr kleines häusliches Gedeihen träfe. Dennoch waren sie es selbst, die ihn herbeiführten durch die Vernachlässigung, der sie sich gegen Karolinen schuldig gemacht.

Franz und Rebekka hatten, durch ihre Beschäftigun-



gen in Anspruch genommen, wenig Zeit übrig behalten, sich um die Eingeschüchterte, Menschenscheue zu bekümmern, die — eben weil sie dies war — Nichts von sich vernehmen ließ, um sich nicht anzubetteln. Sie wollte sich nicht ausdrängen — und wurde vergessen von den jungen Eheleuten.

Den alten Schmetterlingsjäger verließ das Andenken der Mutter mit dem Kinde nicht mehr. Täglich gedachte er des Hochzeitmahles, wo er neben ihr gesessen. Weil er aber geneckt zu werden fürchtete, fragte er bei Erhart's nicht nach ihr. Daß diese fortfahren würde, sie zu unterstützen, nahm er an wie eine Sache, die sich von selbst verstehe, und wartete nur des günstigen Momentes, auch seine Beisteuer wieder darzubieten.

Eines Abends, von weitem entomologischem Streifzuge durch Busch und Wiesen durch entlegene Vorstädte heimkehrend, hörte er von zwei Weibern, die vor einem verdächtig aussehenden Hause schwatzten, und die nicht minder verdächtig erschienen, als das Gebäude, einer „Schneider-Karline“ Erwähnung thun. Es giebt gewiß viele Schneider und viele Karlinien. Ihn aber beschlich eine Angst, die beiden furchtbaren Geschöpfe könnten von seiner Karoline geredet haben? Und was hatte diese mit ihnen gemein? Er faßte sich ein Herz, trat hinzu, redete sie an, vernahm, daß ein Mädel mit ihrem Kinde seit kurzer Zeit hier wohne, weil man sie aus der bisher inne gehaltenen Wohnung hinausgeworfen; daß sie ihnen unter dem lockenden Namen „die schöne Schneider-Karline“ zugekommen, daß aber Nichts mit ihr anzu-

fangen sei wegen ihrem dummen Stolze, und man wolle sie bald weiter expediren.

Briefß erkaufte die Nachweisung, wie er zu ihr gelangen könne, durch etliche Groschen und wurde über schmutzige Gänge und morsche Stiegen zu einer abgelegenen Bodenkammer gewiesen. Dort bewohnte Karoline ein erbärmliches Gemach, durch Nichts geschmückt, als durch die Schönheit ihres Knaben und durch ihre Mutterliebe. Der Professor konnte einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken bei'm ersten Anblick dieser Wohnung. Doch trat die Umgebung sogleich in den Hintergrund, nachdem er die Bewohnerin selbst aufmerksam betrachtet hatte. Welche Veränderung war in wenig Monaten mit ihr vorgegangen! Wie bleich und abgezehrt sah sie aus! Wie kalt und leblos schien ihr kaltes, blasses Angesicht neben des Knaben lebenswarmer Fülle!

Himmlicher Vater, Sie sind ja sehr krank, Karlinchen; an was leiden Sie denn? Und haben Sie denn Pflege? Haben Sie einen Arzt? Wie? Und warum schickten Sie nicht zu Erhart's? Um Gotteswillen, reden Sie doch! Warum ließen Sie mich nicht rufen?

Ich mag Niemand belästigen, erwiederte Karoline, und ich habe ja auch gar kein Recht dazu. Bis jetzt ist's ganz gut gegangen. Nur seitdem ich hier wohne, in dieser Räuberhöhle, werd' ich immer schwächer. Ein Arzt? Ein Arzt wird's nicht ändern, Herr Professor. Denn wenn mich der Gedanke an meinen August nicht

gesund macht, was soll mir da noch helfen? Wären Sie heute nicht zufällig von selbst gekommen, — und Sie hat Gott geschickt in diese verrufene Gegend! — hätt' ich mir vielleicht morgen ein Herz gefaßt, an Sie zu schreiben. Nur wußt' ich nicht genau den werthen Namen. Und Erhart's wollt' ich auch nicht stören. Die haben gewiß so viel zu thun . . . .

Und wollten lieber Noth und Kummer tragen, unterbrach sie Brieff, wollten einsam, verlassen, ungetröstet, ungelabt sich abquälen, als andere Menschen an ihre verdammte Schuldigkeit erinnern? Schämen Sie sich! Ist das nicht sträflich? Ist es nicht grausam gegen den Kleinen hier?

August begriff, daß von ihm geredet wurde. Er lief dem alten Manne zu, durchsuchte dessen große Taschen, die wie zwei Säcke voll Proviant klappten, und zeigte sich sehr betrübt, Nichts darin zu finden, als eine Schachtel voll Raupen und ein Spiritusfläschchen mit heute gesammelten Käfern.

Wenn ich wieder komme, sprach der Professor, wenn ich morgen früh wieder komme, sollen meine Taschen mit besseren Dingen gefüllt sein, August; verlaß' Dich d'rauf. Dich will ich leicht zufrieden stellen. Wüßt' ich nur, was ich Deiner Mutter mitbringen darf, um sie zu stärken.

Mama nicht essen, — mir Alles geben — stammelte der dicke, wohlgenährte Junge.

Brieff starrte, von einem schauerhaften Verständniß ergriffen, die vermagerte Mutter fragend an: Wäre das möglich? Auch Hunger haben Sie gelitten, für ihn?

Nicht mehr, sagte sie leise und lächelte wie im Irrsinn. Dann drückte sie das Kind, welches der Professor aufgehoben und auf seine Knie gesetzt hatte, ihm noch fester an die Brust, murmelte einige unverständliche Worte und sank zusammen.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatte sich der tief erschütterte Greis überzeugt, daß es wahr und wirklich eine Leiche sei, die zu seinen Füßen lag, an deren erstarrten Fingern der Knabe zupfte, um sie zu ermuntern.

Durch unsere Saumseligkeit, stöhnte er, die Hände ringend; durch unsern Kaltstinn, unser schändliches Vergessen! Franz und Rebekka haben sie vernachlässiget, vor eigenen Lebens-Freuden und Mühen; ich habe mich von alberner Rücksicht abhalten lassen, meinem besseren Gefühle zu folgen; sie ist zu stolz gewesen, uns zu erinnern; sie wurde krank, hatte keine Arbeit, keinen Erwerb, verkaufte ihre letzten Lumpen, schlief auf Stroh, nur das Kind behielt ein Bettchen. Sie fütterte den Jungen zum Zerplätzen, und sie verhungerte. Durch uns, durch mich, durch meine Schuld! Herr, vergieb uns unsere Schuld!

Es wurde immer finsterner. August schrie und weinte. Der Professor nahm das Kind auf den Arm und trug es hinab, wo die gemeinen Weiber gleichgültig die Nachricht vom Tode der Mutter hinnahmen und angelegentlich fragten, ob ihnen der Bengel auch gewiß nicht auf dem Halse bleibe.

Brief umschlang den Knaben fester, und dieser klammerte sich, nach seiner Mutter brüllend, auch fest an ihn.

Dann gab der alte Herr, was er an Gelde bei sich trug, damit die Leiche bestellt werde, und ging mit dem schweren Jungen davon. Raun vermochte er die Last zu schleppen.

Zu Erhart's kann ich Dich heute nicht mehr bringen; das ist zu weit, mein Söhnchen. Halte Dich nur still, schrei nicht so, die Leute denken sonst, ich hab' Dich gestohlen. Meine Wohnung ist näher, Gustel; da ist's hübsch; da wollen wir spielen und lustig sein. Nicht wahr? Schrei' nur nicht, als ob Du am Spieße stecktest. Ach Gott, was brüllt der Junge! Das ist eine Strafe des Himmels, weil ich so vielerlei unschuldige Insekten in meinem Leben aufgespießt habe! August, Dich will ich ja nicht aufspießen, will Dir alles Gute und Liebe erweisen; nur brülle nicht so mörderlich; hörst Du?

Mama! Mama Karline! schrie unaufhörlich der Kleine; meine Mama!

Ja, Deine Mama! Sie wird uns folgen. Und käme sie etwa nicht, so folgen wir ihr; verlaß' Dich drauf!

Mit Versprechungen, Tröstungen, Liebkosungen, die endlich doch den Knaben ein wenig beruhigten, gelangten sie bis zum Ziele der beschwerlichen Wanderung. Einige Male hatte der müde Träger seine Bürde niederzusetzen versucht, damit August selbst ein Paar Schritte mache. Aber die kleinen Arme waren nicht los zu lösen vom gebeugten Nacken. Wie ein Scheerenkrebs hat er sich eingezwickelt, wiederholte Briesß hundertmal; wie ein Hummer hält er fest, der verzogene kleine Schlingel. Und wenn ich ihn losschütteln könnte, würd' es mir auch

Nichts helfen, denn er würde rückwärts kriechen, gleichfalls wie ein Krebs. Das ist eine Angst! Doch geschieht mir schon gut; ich hab' es noch ärger verdient; Mörder, der ich bin an seiner Mutter! Na, jetzt noch die Treppen hinauf, dann haben wir das Schlimmste überstanden, — für heute wenigstens.

In den Treppenfluren herrschte völlige Nacht. Als sie von der Straße, wo Laternen spärliches Licht verbreitet, in die Finsterniß des Hausraumes einbogen, wurde August unbändig, schrie heftiger und zappelte, daß er sich kaum noch regieren ließ. Auf der zweiten Stiege glitt der Professor aus, verlor das Gleichgewicht und fiel von der obersten Stufe den ganzen Absatz herunter. Obgleich er heftige Schmerzen in der linken Achsel empfand, ließ er doch seinen ungeduldigen Gast nicht los, suchte ihn während des Falles zu schützen, wodurch er sich selbst natürlich nicht schonte, und raffte sich sogar, wenn auch betäubt durch den gewaltigen Sturz und heftig zunehmende Schmerzen, wieder empor, daß es ihm wirklich gelang, die Thür seines Vorzimmers zu erreichen.

Er gehörte zu den in der gelehrten Welt gar nicht so selten vorkommenden Originalen, die lieber jede Bequemlichkeit geselligen Lebens entbehren, als daß sie ihr Arbeitszimmer, ihre Papiere und Sammlungen, ihr Junggesellenthum überhaupt den unwissenschaftlichen Eingriffen eines herrischen Dieners oder gar den staubfeindlichen Bestrebungen einer säubernden Aufwärterin Preis geben. Er trieb sein Wesen am liebsten allein, ordnete sein Lager selbst, reinigte seine unzähligen Kisten,

Schachteln, Kasten, fütterte seine Thiere, kletterte über Hefte und Bücher und nahm es mit dem Ausfegen und Abbürsten nicht so genau, wenn nur die geniale Unordnung, die er seine Ordnung nannte, nicht entweiht wurde. Es erwartete ihn also auch heute, da er derselben zwiefach bedürftig gewesen wäre, keine Hilfe, noch Pflege. Er allein sah sich genöthiget, ein Löffchen Milch für August warm zu stellen, dem Kinde auf einem, von tausend erst zu beseitigenden Gegenständen beladenen Sopha das Lager zu bereiten, es auszukleiden, durch Schmeicheleien und wohlgemeinte Lügen in Schlaf zu plaudern, — und erst nachdem dies gelungen war, durfte er an sich denken, wo er dann vom wüthendsten Schmerze gequält in's Lager kroch, um unter unsäglichem Leiden eine schlaflose Marternacht zu durchwachen, was den menschenfreundlichen Greis doch nicht hinderte, sich Gewalt anzuthun, sein unfreiwilliges Wimmern möglichst zu unterdrücken und fortwährend hinzuhorchen, ob Karolinens Kind auch noch ruhig schlummre. Mit Ungeduld, dennoch geduldig trotz stündlich wachsender Schmerzen, die er nur durch kalte Umschläge zu lindern suchte, brachte er den Morgen heran, bis dann endlich sein alter Bursch erschien, der sich immer nur zur Frühstunde einfand, Kleider zu säubern, Bücher zu tauschen, Gänge zu machen. Diesen jagte er nach einem ihm befreundeten Chirurgen, welcher auch nicht säumte, seine Untersuchungen anstellte, Mittel anwendete, dabei jedoch dem alten Herren nicht verschwieg, daß der Bruch des Schulterblattes, wie er da vorliege, ein sehr garstiger, daß die Gicht, durch nasskalte Umschläge

noch aufgereizt, in vollem Anmarsche, daß der Zustand überhaupt im Allgemeinen bedenklich, im Besonderen sehr gefährlich sei.

Brieff hörte das so ruhig an, als wäre die Rede gewesen vom möglichen Absterben eines Kohlweißlings oder eines anderen gemeinsten Schmetterlings, und äußerte nur einige Besorgniß, wie seinem Stiefelpußer, welcher jetzt natürlich zu ihm übersiedeln mußte, um ihn zu warten, die Fütterung der jungen Raupen gelingen werde? Seine zweite Sorge war um August, der durchaus weiblicher Pflege bedurfte.

Es wurde also nach dem Tischler Franz Erhart gesendet.

Als dieser bei seinem Gönner und Wohlthäter ankam, blieb er sprachlos vor Schreck über die Veränderungen, die mit dem edlen Greise vorgegangen, dessen Züge fast schon unkenntlich waren.

Brieff verbarg sich nicht, was Franz verbergen zu wollen sich vergebens bemühte; ebenso wenig, wie er sich über die Bedeutung seiner mit rasender Gewalt steigenden Krankheit getäuscht haben würde, wenn der besreundete Wundarzt auch minder rücksichtslos gesprochen hätte. Er empfing den Tischler spottend über die alte Feindin, die Gicht, die ihn von jeher geneckt und gezwackt habe, und die jetzt wer weiß was für einen Streich gegen ihn auszuführen sinne, wenn sie ihm in den Magen fahre; — als ob ich mich jemals etwas Besseren von der Närrin versehen hätte? Sonach berichtete er von Karolinen's traurigem Ende, wobei er alle Vorwürfe auf sich häufte;



denn ich, sagte er, die Schmerzen verbeißend, ich hatte vollkommen Zeit, mit ihrem Elende mich zu beschäftigen und es wenigstens zu lindern, während Ihr bei Euch zu Hause alle Hände voll zu thun habt und Euch rühren müßt. Es ist schändlich, daß ich sie Mangel dulden ließ, die Arme! Nun liegt sie kalt und starr . . . und wo kriecht denn der Junge herum, der August? Ich glaube, der hat seine Mutter schon vergessen?

Franz entdeckte das Kind in des Professors Sammlungs-Zimmer. Da saß er auf dem Boden mitten unter Schmetterlingkästen, die der Stiefelpußer auf Befehl des Herrn von der Wand herabgelangt. Da saß es, — die Gläser waren zurückgeschoben, — und spielte mit den Zierden der Brießischen Fauna, an die der alte Sammler so zu sagen sein Leben gesetzt; brach hier seltenen Käfern die Hörner ab; riß dort großen Faltern die Beine aus, wischte ihnen den Farbestaub von den breiten Flügeln und richtete Verwüstungen an, die sogar den Tischler, als Verfertiger und Ausbesserer dieser zierlich gearbeiteten Behältnisse, verdrossen.

Das dulden Sie, Herr Professor, schrie Erhart, daß er Ihnen Ihr Heiligthum zerstört? Es wird ja Alles verdorben.

Laß' ihn, erwiederte Brieß; was thut's? Meine Augen werden sich nicht mehr weiden an diesen Schätzen, ohnehin vergänglich wie — wie wir, die sie sammeln. Staub! Staub und Asche! Laß' ihn. Ist's doch nur ein dürftiger Ersatz für seinen Verlust! — Gott vergieb mir meine Schuld!

Des fleißigen Tischlers Ordnungssinn lehnte sich auf gegen diese unbegreifliche Nachgiebigkeit. Er rettete, was zu retten war, schloß die Kasten, hing sie wieder an ihre Haken, ohne nach August's Zetergeschrei zu fragen, und nahm den Jungen auf den Arm.

Hier kann er nicht bleiben, Herr Professor; Ihnen lärmt er den kranken Kopf toll und voll, und er hat auch keine rechte Aufsicht und Wartung. Ich bring' ihn der Rebekka. Sie kommt halt ein Bißchen zu früh in die Wochen, und unser Eigenes findet gleich ein größeres Brüderchen; das ist der ganze Unterschied! Uebrigens komm' ich gleich zurück und bleibe bei Ihnen, damit Sie nicht allein sind, wenn Ihr Schicketanz in die Apotheke oder sonst wohin läuft. Vorwärts, Gustel, bei mir ist's auch hübsch und kannst Du mit Abschnitzeln von Brettern spielen; die passen besser für Dich, als die kostbaren Schmetterlinge. Zum Tischler wirst Du doch erzogen, das kann jetzt Alles Nichts helfen.

Mama, rief der Junge, der, im Spielen gestört, sich seiner Mutter noch einmal erinnerte.

Sa doch; eine Mutter sollst Du auch haben; eine hübsche, gute! Auf baldiges Wiedersehn, Herr Professor! — —

Rebekka nahm Karolinens Kind mütterlich auf; mütterlich und freundlich. In wie fern sie dabei auch des ungetreuen, einst geliebten Vaters dachte? Wer will es sagen! Wer kann des Menschen — wer des Weibes Herz ergründen?

Weiblich war es in jedem Falle, daß sie aus aufrichtigem

Mitgefühl, aus ungeheuchelter Rührung über all' den rasch hereingebrochenen Jammer sogleich auf die Besorgniß um's irdische Dasein, auf die Geldfrage gerieth. Das vorhandene Unglück lenkte ihre sanft-genährte Schwermuth vom eingebildeten ab; sie dachte jetzt nicht mehr ihrer bangen Vorahnungen, nicht mehr ihrer gefürchteten Entbindung. Sie fragte ängstlich nach des Professors letztem Willen; ob er einen solchen aufgesetzt habe? Ob er jetzt den Knaben zum Erben machen werde?

Denn Franz hatte sie vorbereitet auf ihres Gönners nahen Tod; es ist aus mit ihm, hatte er entschieden gesagt, er ist schon so gut wie todt, mein lieber, alter Papa Brief. Und er selbst spürt es am Besten, sonst hätt' er den Jungen nicht lassen über unsere Kasten herfallen.

Darum gingen auch Rebekka's Fragen nicht wirkungslos an ihm vorüber. Nicht sowohl eines Testamentes halber, — weil von Habsucht nicht ein Fünkchen in des Tischlers Brust glimmte, — als vielmehr jenes Schuldscheins wegen, den er damals seinem großmüthigen Helfer großmüthig aufgedrungen, der aber nun, in den Händen des Gerichtes, ohne vorhergegangene Anordnungen, dem Aussteller peinliche Verlegenheiten bereiten konnte.

Deshalb nahm er sich vor, ehrlich mit dem Herrn Professor zu reden und sich zu erkundigen, wo das bewußte Papier aufbewahrt sei.

Aber wie hätte er dies vermocht, als er den Theuren nach Verlauf einiger weniger Stunden um so Vieles, Vieles schlimmer fand; als er den Arzt aussprechen hörte:

hätte ich doch nicht gedacht, daß es so geschwind gehen würde.

Den von Wundfieber durchwühlten, in Sichtscherzen stöhnenden Greis sollte er mit eigennützigen Fragen bedrängen? Sollte, ein schnöder Undankbarer, herzlos von Geld mit ihm reden, wo die Schauer des Todes heranzogen? Das war ihm unmöglich. Er fand nur mitleidige Liebesworte, von Zähren der Dankbarkeit halb erstickt. Das Wort Geld hätte er nicht über die Lippen gebracht, und wäre der Besitz von Millionen dadurch zu erringen gewesen.

Die Arzneien schlugen nicht an. Von Stunde zu Stunde steigerte sich die Gewalt der Krankheit. Bries hatte Nichts mehr dagegen zu setzen; seine Kräfte waren erschöpft.

Er ging hinüber, des Tischlers Hand haltend, in milden Phantasteen. Er sagte: die Raupe hat ausgelebt, sie nimmt kein Futter mehr; sie kriecht in die Erde und verpuppt sich. Nur über Winter bleibt sie in ihrem Grabe. Dann kriecht der Falter aus, dringt durch, regt die Flügel, schwingt sich empor! Hoch, hoch empor! In die Sternennacht! Blauer Himmel! . . . .

Und der alte Mottensammler war todt.

---

## Zehntes Kapitel.

Des Professors unvorbereiteter Austritt aus diesem Erdenleben gab dem Tischler Franz Erhart und dem Gebeihen seiner Werkführung den ersten Schlag. Weder fand sich ein schriftlich aufgesetzter letzter Wille vor, der Karolinens Kind bedacht hätte, noch war dem Sterbenden bei seinen Qualen der Gedanke gekommen, des Tischlers Schuldverschreibung hervorsuchen und vernichten zu lassen, was er bei klarem Bewußtsein, auch in den heftigsten Schmerzen, nicht vergessen haben würde. Als nun die Behörden des alten Junggesellen Nachlaß vor der gesetzlichen Veriegelung aufnahmen, entdeckte man im Insekten-Kataloge das verhängnißvolle Blatt, dessen Inhalt alsbald unter die Aktiva verzeichnet wurde. Sodann schritten die Gerichte durch die Zeitungen zum öffentlichen Aufrufe nach etwaigen Blutsverwandten und rechtmäßigen Erbschaftsansprechern, und sonder Zögern stellte sich eines längst verstorbenen Veters Enkelsohn ein, der in entferntem Städtchen sein dunkles Leben geführt, von dem der Professor Nichts gewußt hatte, der aber jetzt bündig zu beweisen vermochte, daß er Briß heiße und der eheleibliche Sohn vom eheleiblichen Sohne von des Verstorbenen verstorbenem Vetter sei.

Gegenreden und Schwierigkeiten fanden weiter nicht Statt. Er trat die Erbschaft an. Der Advokat, den er zu seiner Hilfe sich beigelegt, erließ ein dringendes Mahnschreiben an den Tischler Franz Erhart, die Schuld zu tilgen und Siebenhundert auch Dreißig Thaler nebst

Zinsen, von denen bisher bloß auf dem Papiere Erwähnung geschehen, auszuführen, an Gotthard Brieff, Uhrmacher. Widrigensfalls 2c. 2c.

Franz machte sich in Gottes Namen auf, nach des Professors Wohnung, ohne seine Frau — denn Rebekka harrte täglich ihrer Niederkunft — durch Mittheilung des groben Briefes erst zu erschrecken. Er trug die Hoffnung mit sich auf diesem schweren Gange, der Enkelneffe werde mit sich reden lassen, werde gern gemächliche Fristen gewähren, wenn er erfahre, wie der Selige eigentlich die Absicht gehegt, mit jener Summe ein Geschenk zu machen, und wie nur des Empfängers Bescheidenheit den Schuldschein ausstellen zu dürfen selbst erbeten habe. Dies schien dem ehrlichen Tischler so billig und natürlich, daß er am günstigsten Erfolge eines Zwiegesprächs gar nicht zweifelte. Doch wie bald wich seine Zuversicht, als er im Erben des verstorbenen Wohlthäters einen alten Bekannten entdeckte, den er hier, in diesen ihm heiligen Räumen, wiederzufinden am wenigsten vermuthet hätte.

Der Uhrmacher Gotthard Brieff war kein Anderer, als jener Gotthard, welcher den von langer Wanderung heimkehrenden Gesellen damals im Wäldchen straßenräuberisch überfallen, dem Stärkeren jedoch unterlegen und dabei Gelegenheit gefunden, Erhart's Güte und Edel-muth zu erproben. Die ohnehin kranken Augen des herabgekommenen, sonst kunstfertigen Menschen waren seitdem noch kränker geworden, und die gleichsam für ihn vom Himmel gefallene kleine Erbschaft konnte ebenso

wenig seine in Gram verkümmerte Mutter aus dem Sarge, als ihm die Fähigkeit erwecken, mit diesen unbrauchbaren Augen seinen Unterhalt zu erwerben. Immer in der Besorgniß, völlig zu erblinden, hatte er sich wie ein Maulwurf in des Großheims Verlassenschaft eingewühlt, wo er nun gierig lauerte, was und wie viel er aus dem ungeordneten Nachlaß erstreiten, was er den Weitläufigkeiten des Rechtsganges abringen könne.

Franz, von seinem Gläubiger (wie er wähnte) unerkannt, ihn jedoch auf den ersten Anblick wieder erkennend, gab ohne langes Ueberlegen die mitgebrachte Hoffnung auf. Er hatte sich einen wohlhabigen, lachenden Erben erwartet, dem es um eilige Befriedigung nicht zu thun sei. Er fand einen Unglücklichen, dessen Hauptstütze des Tischlers dünner Schuldschein blieb, und der ebenso ängstlich fürchtete, nicht pünktlich bezahlt zu werden, als der Schuldner irgend fürchten möchte, nicht pünktlich bezahlen zu können. Von billigem Nachlaß war nicht zu reden, wo Noth und Mangel wie Raubthiere lauerten.

Sollte Franz den Schleier lüften? Sollte er den Blöddäugigen mahnen an den Raubanfall im Wäldchen, und dadurch des Verbrechers Besorgniß vor Entdeckung rege machen, um ihm Aufschub oder vielleicht Herausgabe der Verschreibung abzutrogen?

Pfui, machte er, da ein Schatten dieses schwarzen Gedankens auf seine reine Seele fiel; pfui! Ich hab' ihm ewiges Schweigen zugeschworen, wie wir schieden. Das darf ich nicht brechen, auch nicht gegen ihn selbst. Er darf nicht erfahren, wer sein Schuldner ist. Ich muß

ihn bezahlen. Ja, gerade den muß ich bald bezahlen, mag es gehen, wie es will!

Und diesen edlen Vorsatz durchzuführen, sah er sich genöthiget, neue Schulden zu machen, Bucherzinsen zu verschreiben.

Dies drückende Geschäft kam zu Stande an demselben Tage, wo Rebekka ein munteres und gesundes Mädchen gebar, welches in der Taufe den Namen Beate, — die Glückliche! — empfing.

Es lag ein Widerspruch in der Wahl dieses Namens, denn von jenem Tage begann Erhart's Unglück.

Wir wollen es nicht Schritt für Schritt verfolgen. Unsere Aufgabe ist es nicht, das Leben des Tischlers Franz Erhart zu beschreiben. Nur vorbereitend bestreben wir uns bis jetzt, die Personen einzuführen, welche unseres Helden Laufbahn umgeben werden. Dies vermochten wir nicht, ohne im Vorübergehen auch Derjenigen zu gedenken, die der Tod schon früher abrief, und deren Namen auf ihn und sein Schicksal nachwirken aus einer anderen Welt. Wir gehen, einmal so weit gelangt und in seiner Familie heimisch, jetzt ohne Aufenthalt weiter und kommen so, mein lieber Leser, zur Hauptsache: zur Lebensschilderung unseres Helden. Selbige kann füglich nicht passender beginnen, als mit seiner Geburt, und es erfolgt diese am fünften August des Jahres Achtzehnhundert vier und zwanzig, welchem Tage zu Ehren ihm der Name Oswald beigelegt wird. Ich stelle Dir also hiermit den jungen, derben Weltbürger

Oswald Franz Erhart



feierlich als Denjenigen vor, der Dich und mich beschäftigen soll, bis wir dieses Buch glücklich zum Ende gebracht haben.

Mich, die Feder in der Hand, mit manchem Stoßseufzer, mancher bangen Autorsorge, manchem ernstem Bedenken, immer mit väterlich-treuer Liebe für dies neue Kind meines Geistes!

Dich? . . . ja, wer das im Voraus wüßte! —

---

Wie Oswald auf die Welt kam, sah es in Erhart's Hause und Werkstatt schon lange nicht mehr so gut aus, als es noch am Geburtstage seiner kleinen Vorläuferin Beate ausgesehen. Damals herrschte zwar auch Kummer wegen Brißens Tode, wegen Franzens Schuldschein, wegen drohender Verlegenheiten; — aber diese waren ja noch nicht da; man durfte noch hoffen, sie zu besiegen. Und was hoffte ein junger Vater nicht, der seine hübsche junge Frau, ihr Erstgeborenes an der Brust betrachtet?

Unterdessen hatten sich die unausbleiblichen Folgen des übereilten und in edelmüthiger Verzweiflung abgeschlossenen Darlehns schon geltend gemacht. Die Wucherer kannten bereits den Eingang durch Erhart's Thür. Und wehe dem Hause, dessen Thür einmal diesen Leuten offen steht!

Wo blieb das Meisterwerk, welches der geschickte Mann in ruhiger Behaglichkeit auszuführen sich vorgenommen, und welches er vor den Blicken einer großen

Stadt zur öffentlichen Würdigung auszustellen gedachte, ehe sein erstes Kind noch laufen könnte?

Ach, Beate lief schon an August's, des Pflegebrüderleins, Hand Trepp auf Trepp ab, und das zweite Kind schrie schon wacker, wie unserem Helden geziemt, in der Wiege, — noch aber war Erhart's Muster-Schreibschrank kaum über die rohen Anlagen hinaus gewachsen. Denn der unermüdliche Mann mußte ja bis spät in die Nacht hinein grobe Arbeit fördern, damit er nur sammt Weib, Kindern und einem Lehrlingen, — der Gesell hatte sich schon davon gemacht, — leben und daneben die unmäßigen Zinsen für seine Gläubiger zusammen scharren möge.

Unter solchen Umständen bringt ein Zuwachs der Familie Kummer. Kaum daß Vater und Mutter eine matte, flüchtige Freude bezeugten über die Geburt eines Knaben, den sie sich so lebhaft gewünscht, der nun zu spät kam, den rechten freudigen Willkommen zu empfangen.

Es mischte sich viel Trauriges, viel Verzagtheit in die ersten Begrüßungen des kleinen Oswald.

Dieser schien sich wenig daraus zu machen. Wie er an und für sich schon der stärkste Bengel war, der jemals mit den kleinen dicken Keinen gestrampelt und die fest zusammen gekniffenen Fäuste undankbar drohend gegen den milden Quell sanft strömender Mutterliebe gestemmt, so blickte er sicheren Auges dem dräuenden Schicksal in's Antlitz, wie wenn er nicht einen Pflückerling nach allen Ränken des tückischen Feindes fragte.

In meinem Leben hab' ich noch keinen solchen Jungen gesehen, meinte die alte Hebamme, als er seinen dritten

Tag zurückgelegt; der hat mehr Kräfte als ich. Wenn er so fortmacht, wird er ein Schlagetod, und Gott sei den Kindern gnädig, die mit ihm in die Schule gehen!

Wie weise sprachst Du, o weise Frau; wie richtig wußtest Du den Neugeborenen zu würdigen! Auch wir wissen von seiner ersten Kindheit, die zuletzt verlief wie der meisten übrigen Menschen erste Kindheit, nur hervorzuheben, daß er seine Schwester Beate bald überwuchs und sich das Mädchen, ohne Respekt für dessen vierzehnmönatliches Uebergewicht, dienstbar zu machen versuchte; daß er, durch August, der Schwester treuen Ritter, anfänglich oft besiegt, im ungleichen Kampfe aus dem Sattel — (des Wiegenpferdes) — gehoben und darnieder geworfen wurde; daß er, auf den mit Sägespähen bestreueten Turnierplatz hingestreckt, Arme wie Beine fliegend zum Himmel emporhob, wobei er lauter als billig schrie; daß er jedoch den fast um drei Jahre älteren August auch einholte, ehe dieser sich's versah, und ihm, dem siebenjährigen der vierjährige Streiter, schon unverzagt alle früher empfangenen Stöße und Schläge wiedergab; weshalb August, der bereits eine hohe Schule besuchte — diese befand sich im dritten Stockwerk eines ruinenartigen Hauses, wo der ärmste aller Winkelschullehrer den Anfang und das Ende jeder Wissenschaft, das Alphabet, tradirte — und es mit seiner Ehre unverträglich fand, sich von Oswald prügeln zu lassen, auf den Gedanken gerieth, Beatens Farben nicht mehr öffentlich und vor der Welt zu tragen, die Dame seines Herzens im Stillen zu verehren, um den wilden Sansculotte nicht

herausfordernd zu erbittern. August wurde auf diese Vorsichtsmaßregeln hingewiesen durch das Benehmen der Eltern, die bei all' ihrer Gutmüthigkeit, und ob sie gleich redlich für ihn sorgten, doch nicht umhin konnten, ihrem kleinen Herkules, dessen frühzeitige Wunderwerke sie anstaunten, in zweifelhaften Fällen partiischer Weise Recht zu geben und Karolinens Sohn doch wohl empfinden zu lassen, daß er nicht ihr eigenes Kind sei. Unzarte Anspielungen auf einen „Brodesser mehr“ konnten um so weniger ausbleiben, als Erhart's immer abnehmender Wohlstand sich ebenso fortschreitend in Uebelstand verlor, wie Oswald's körperlich-kräftiges Gedeihen und der anderen Kinder Eßlust täglich zunahm. Gewissermaßen wurde Karolinens verwaiseter Sohn für eine Last des bedrückten Hauswesens betrachtet. Was blieb ihm übrig, als Ergebung in sein Geschick, Dankbarkeit und Gehorsam gegen die Eltern, Liebe für seine Pflegeschwester.

Zum Glücke hatte Oswald, dessen Muskelstärke und Kraft ein freiwilliges, selbstständiges Geschenk der schaffenden Natur schien, mit dieser Gabe zugleich von seinen Eltern die Weichheit des Herzens, die Milde der Gesinnung ererbt, welche Beiden zu eigen blieb, auch wo Kummer und Noth sie umdüsterte. Ein freundliches Wort rührte, gewann ihn bald. Wie er nur erst so viel Urtheilsfähigkeit besaß, sich von Beaten erklären zu lassen, daß August keine Eltern mehr habe und in ihrem Hause „Gnadenbrod“ esse, — (schreckliches Wort!) — da theilte er unaufgefordert manche Schnitte mit ihm, da legte er auf manchen Schlag der kleinen Riesensauft, auf manchen

blauen Fleck eine blaue Pflaume oder das Pflaster eines zerschnittenen Apfels, einer weichen Birne.

Rebekka förderte solche versöhnende Ausgleichungen durch Rath und That. Sobald sie dem Mutterstolze genug gethan bei Anschauung eines Faustkampfes, in welchem sie nicht früher intervenirte, bis ihr Fleisch und Blut unzweifelhaften Sieg errungen, dann munterte sie selbst den Sieger auf, sich des Besiegten zu erbarmen und ihm die Hand, — die volle — zu reichen. Auch tröstete sie den beschämten August gern mit den Worten: es können nicht alle Jungen so stark sein, wie mein Oswald; der ist nun einmal so beschaffen, Du weißt's ja; also mach' ihn nicht erst ärgerlich.

Auch Erhart ergötzte sich an den Kampfschauspielen.

Nur Beate mied ihren Anblick, — so lange Vater oder Mutter dabei zugegen waren. Wurde sie aber alleinige Zeugin, o dann verschmähet sie nicht, sich in's Mittel zu schlagen. Und es sollen Fälle vorgekommen sein, wo sie den zu früh triumphirenden Bruder hinterücks angegriffen und ihm seinen Triumph durch einen mit weiblicher Schlaubeit im rechten Augenblicke angebrachten Knuff oder Zwickel gänzlich entriß. Doch auch diese Angriffe wurden bald vergessen, ließen keinen Groll in Oswald's Herzen zurück, er trug der Schwester Nichts nach, und die drei Kinder liebten sich trotz aller kindischen Zänkereien.

Eigenthümlich und mit seinem ganzen Wesen in Widerspruch stehend muß es genannt werden, daß

Oswald Erhart, der tapfere Streiter, so durchaus keine Neigung zeigte, sich in Scherz oder Ernst einer männlichen Beschäftigung zuzuwenden. Während August jede Gelegenheit benützte, mit dem Abfall kleiner Hölzer aus der Tischlerei Zimmermann oder doch wenigstens Schreiner zu spielen, während Beate ihm behilflich war, Schränke, Tische, Kasten zu leimen, Häuser aufzubauen, ging des „starken Kindes“ Bestreben stets nach Nadel und Zwirn. Wo er seiner Mutter ein Stückchen Zeug abbetteln konnte, vernähte der sechsjährige Oswald, was eben in seine Hände fiel, mit großer Geschicklichkeit zu brauchbaren Bekleidungsstücken für der Schwester Puppe, die sich dabei vortrefflich stand und im Reichthum ihrer Garderobe es bald mit den Töchtern angesehenster Kaufleute der Hauptstadt aufnehmen konnte. Damit nicht zufrieden, machte er gelungene Versuche, seinen scheckigen Hanswurst würdiger auftreten zu lassen. Er wagte sich an Röcke, Westen, sogar an Beinkleider, die bekanntlich das schwierigste Stück unserer Tracht bilden, und welche richtig zuzuschneiden die Hauptaufgabe eines gesuchten Kleidermachers heißt. Ohne Unterweisung, nur von innen aus seinem Talente heraus, erreichte unser Held die merkwürdigsten Resultate. Sein Hanswurst erschien sehr bald als vollkommen modischer Stutzer, was bei der zarten Jugend des schneidernden, ein halbes Duzend Jahre zählenden Besitzers und bei Entbehrung anleitenden Unterrichtes gewiß eine interessante Erscheinung genannt werden darf und ebenso

selten, wie die entgegengesetzte häufig ist, nämlich jene, die uns veranlaßt, solche vollkommen modische Stücker, wenn sie lebendig, für Hanswürste zu halten.

Oswald durfte, wie es geborene Architekten, Maler, Bildhauer, Musiker giebt, die, wo sie gehen und weilen, mit dem Instinkt des Genies formen, zeichnen, kneten, singen, ein geborner Schneider genannt werden. Was für seine Erdenfahrt ihm an Schönheitsstun, plastischer Anschauung und an Wohlklang mitgegeben war, — es richtete sich auf die vielsagenden Hüllen, deren die Männerwelt nicht mehr entbehren kann, seitdem sie mit der Unschuld im Paradiese auch das gleichmäßige Klima einbüßte.

Und warum sollte die Vorsehung das männliche Geschlecht, dessen Tracht — in Europa wenigstens und auch, Ureinwohner ausgenommen, in Amerika, — so geschmacklos, unkleidsam, unmalerisch geworden ist, nicht von Zeit zu Zeit mit einem geborenen Schneider versorgen, der für die Umhüllung der Formen das Nämliche zu werden bestimmt ist, was andere Künstler für künstlerische Darstellung der Formen selbst sind? Ein Beredler, Verschönerer, Regenerator? Gewiß, die fortdauernde Schöpfungskraft übt ihre Thätigkeit auch daran.

Was jedoch erstaunenswerth, von der Regel abweichend scheint, ist und bleibt in unseren Augen die Vereinigung dieser Fähigkeiten und Neigungen mit einer kolossalen Körperkraft. Unter einem „zum Schneider Geborenen“ sind wir gewöhnt, uns einen schwächlichen

Knaben zu denken, dem jede andere Laufbahn, wo starke Gliedmaßen gebraucht werden, verschlossen wäre. Deshalb wahrscheinlich achteten weder Erhart, noch Rebekka sonderlich auf Oswald's Naturtriebe. Der kleine Herkules mit der Spindel blieb in ihren Augen darum nicht minder ein Herkules, und wenn er stichelnd nähete, wenn er schneidernd der Mutter größte Scheere führte, so freute sich der Vater, daß sein Sohn durch diese Spielereien von Allem abgeleitet wurde, was Holz heißt, daß er keinen Trieb zeigte, Tischler zu werden. Denn, was einem Tischler blüht, davon geb' ich ein trauriges Exempel! sagte der niedergeschlagene Mann; der Schmied an seinem Ambos ist ein anderer Kerl, der kann das Eisen schmieden, so lang' es warm ist; der kann seines eigenen Glückes Schmied werden. Und unser Oswald, wenn er auf mich hört, erwählt solch' einen Beruf; da kann er den Hammer schwingen für Drei! —

So sprach er freilich, um Rebekka durch solche Aussichten auf bessere Zukunft erheiternd zu trösten. Doch er selbst glaubte wenig an seine Verheißungen, rechnete nicht mehr auf Glück in seiner Familie, wenigstens auf keines, welches ihm noch zu erleben beschieden sei. Die Freude an seiner Wirksamkeit war längst erloschen. Die schönen Pläne, als Kunsttischler Aufsehen zu erregen, mit dem Handwerk die Kunst zu verbinden, durch bewunderte Meisterwerke Ruf und Namen zu gewinnen, hatten längst weichen müssen vor den gebieterischen Anforderungen wachsender Bedürfnisse. Wo sollten Zeit und Lust her-



kommen, langsam und bedächtig auf Vorrath zu arbeiten, der Stunde gewärtig, die zufällig einen Käufer für kostbare Stücke herbeiführen werde?

Gott danken mußte Erhart, wenn reiche, vielbeschäftigte Inhaber großer Werkstätten mit mehr als zwanzig Gesellen ihm ein Theilchen ihrer kontraktmäßig bedungenen Lieferungen, die ihnen zu viel wurden, aus ihrem Ueberflusse zuwarfen, wenn er Fenster-Rahmen, plumpe Thüren, unerquickliche Duzend-Waare für irgend ein geschmacklos emporstießendes Gebäude in der Vorstadt zu machen bekam und durch diese hastig-geförderte, oft über Nacht zusammengeschleuderte Puscherei so viel gewann, dem dringendsten Gläubiger auf ein Weilchen den Mund zu stopfen — und dem Hunger der Seinigen! Dennoch stahl er sich hier und da ein Stündchen ab, welches er seiner Liebhaberei widmete. Weil ihm zur Vollendung größerer Meubles Zeit und Mittel fehlten, hatte sein Kunstfleiß, um nur nicht gänzlich zu feiern, sich auf ein Schachbrett geworfen und dieses mit einem Geschmack, mit einer Zierlichkeit ausgeführt, daß jeder Kenner sowohl von der Auswahl farbiger Hölzer, wie von ihrer Anordnung und Behandlung entzückt sein mußte. Man konnte nichts Reizenderes sehen, als dies lächelnde Kind seiner Schmerzen. Und Rebekka, die den biederen Franz nach und nach wirklich lieben gelernt, wie er sie nur lieben mochte, theilte sein Entzücken darüber. Sie konnte sich nicht versagen, spärlich Vorübergehenden darzuthun: welch' ein Meister in dem unscheinbaren, halb-verfallenen Häuschen darbe, und sie stellte

es, wider sein Wollen und Wissen, hinter die kleinen in Blei gefaßten Scheiben an's Fenster, durch deren grünes Glas die lachenden Farben leuchteten, wie der Mond durch einen dunklen Laubwald.

Manche würdigten es keines Blickes.

Anderer blieben einen Augenblick stehen, sahen es oberflächlich an, gingen gleichgültig weiter.

Einige Wenige betrachteten es prüfend, zeigten sich erstaunt über ein solches Bildchen im Rahmen eines solchen Hauses — und zogen auch davon.

Endlich kam einmal ein alter, stattlicher Mann die Gasse entlang. Dieser weilte wohl eine Viertelstunde und mehr vor dem niedrigen Fenster, widmete dem Schachbrett die höchste Aufmerksamkeit, so daß Rebekka sich veranlaßt sah, ihren Mann aus der Werkstatt herbei zu rufen, um ihm den Beobachter zu zeigen.

Den Herrn sollt' ich kennen; flüsterte Erhart.

Dann standen Beide mit verhaltenem Athem, ohne Regung, als ob sie wüßten, dieses sei ein wichtiger Moment für sie.

Nachdem der Fremde sich satt gesehen, hob er die Augen nach dem Aushängeschild über der schmalen Hausthür Nummer Elf, worauf ganz verblichen, kaum noch lesbar Erhart's Name stand.

Daß dieser Name dem alten Herrn nicht unbekannt sei, zeigte ein zweifelndes Kopfschütteln den Passierenden an. Es wiederholte sich und schien auszudrücken: den Namen hab' ich früher gehört, nur weiß ich nicht, wie ich mich jetzt mit dieser unbestimmten Erinnerung abfinde?

Vielleicht will er es kaufen, meinte Rebekka.

Er denkt nicht daran, erwiederte Franz; siehst Du, er macht sich weiter.

Nein doch, er tritt ein.

Wahrhaftig?

Hörst Du ihn nicht? — Er klopft!

Herein! Herein! riefen Mann und Frau zugleich.

---

### Elftes Kapitel.

Wir wissen aus der Einleitung zu diesem Buche, daß der alte würdige Graf Steinach, dessen Leiche die drei freiwilligen Jäger bis über das Weichbild der Stadt hinaus geleitet haben, einen Neffen und Erben hinterließ, was damals der Kammerdiener den jungen Leuten erzählte, da er ihnen, ehe der Sarg zugeschraubt wurde, den verstorbenen Wohlthäter noch einmal zeigte. Er deutete ihnen auch an, daß Graf Polykarp wahrscheinlich bald seinen Abschied begehren und sich auf der Herrschaft Steinach niederlassen werde. Doch das hatte sich nicht so rasch gefügt, wie der treue Diener meinte und wünschte. Der junge Graf, nicht viel älter als unsere Freiwilligen, mußte nothwendig sein dreiundzwanzigstes Jahr abwarten, bis er durch die Obervormundschaft für volljährig erklärt werden durfte, und zog vor, die Zwischenzeit noch unter seinen Regimentskameraden zu verleben. Während die drei Gesellen wanderten, trieb sich

Polykarp in der großen Welt herum, wo er sich, dem gewöhnlichen Ausdruck zufolge, die Hörner ein Bißchen ablief. Fast zu derselben Zeit, da Franz Erhart von der Wanderschaft heimkehrte, übernahm der junge Graf erst seines Oheims Herrschaft. Während Franz um Rebekka freite, weinte, litt, sich zwischen Eifersucht und Liebe abhärmt, sah Polykarp sich unter den Töchtern des Landes um, überlegend, welche er heimführen solle, mit der vollständigen Besonnenheit eines jungen Herrn, der Alles durchgemacht hat, der keiner erotischen Täuschung mehr zugänglich ist und nichts Höheres auf Erden kennt, als seines Ranges, seiner Würde, seines Namens Glanz.

Nur um wenige Wochen fiel sein Hochzeitstag früher, als jener des armen Tischlers. Nur um wenige Wochen älter war sein Sohn Bernhard, als Rebekka's Erstgeborene, Beate.

So nahe nebeneinander gingen die Lebensläufe zweier Menschen, die Nichts von einander wußten, sich nicht kannten, und die dennoch, ohne es zu ahnen, mit einander verbunden waren. Nicht nur durch das Andenken des verstorbenen Grafen, sondern auch durch ein Ereigniß, dessen bald Erwähnung geschehen soll.

Sene in allen hohen und wirklich edlen Häusern heilig-gehaltene Pietät für getreue Diener des Vorfahren sicherte dem Kammerdiener des Oheims eine günstige und einflußreiche Stellung bei dem jungen Neffen. Thomas behauptete seinen alten fortgeerbten Einfluß im Schlosse als Vertrauter Polykarps, als Liebling der Gräfin, als Gegenstand gehorsamer Achtung für sämt-

liche Dienstboten. Er und seine Frau, in ihrer patriarchalischen Ehe, bewohnen dieselben Stübchen, die sie vor fünfunddreißig Jahren bezogen, als er zum Kammerdiener befördert wurde. Ihre Tochter ist an einen herrschaftlichen Förster verheirathet; ihr Sohn bekleidet eine der besten Verwalterstellen. Sie speisen von der gräflichen Tafel, und ihr Tisch wird ihnen, wenn jene aufgehoben ist, ebenso in ihrem Zimmer servirt.

Graf Polharp hat seinem „Thomastus,“ — so nennt er ihn seit frühester Kindheit, — den Titel Haushofmeister beilegen wollen. Dagegen aber hat Thomastus lebhaften Widerspruch erhoben und dringend gebeten, es bei'm Alten zu belassen, fintemalen es sonst das Ansehen gewinnen werde, als wolle sich der Neffe über den gottseligen Ohm erheben, welcher mit einem simplen Kammerdiener kontentiret gewesen; worauf die Standeserhöhung zwar officiell unterblieb, doch nicht gehindert werden konnte, daß alle Dienstboten „haushofmeisterten,“ was Thomastus veranlaßte zu äußern: sie geben mir die Haus-Excellenz, und ich wollte lieber, sie nenneten mich Herr Thomas schlechtweg und thäten dafür besser ihre Schuldigkeit!

Kein Anderer als dieser Thomas aus Steinach ist der Bewunderer des Erhartischen Schachbrettes. Er ist sammt Graf und Gräfin auf einige Wochen zur Stadt gekommen, und da Jene heut bei'm Kommandirenden speisen, so hat er die freie Zeit zu einem Spaziergange durch minder belebte Gassen benützt, wo er planlos umherzieht, nach links und rechts gaffend, jede Verände-

rung der letzteren Jahre anstaunend „wie die Kuh das neue Thor.“

Er ist ein leidenschaftlicher Schachspieler.

Der jüngere Büchsenspanner des Grafen hat sich dadurch, daß er dies Spiel begreift und des Abends mit ihm eine Partie macht, zu seinem besonderen Günstling emporgeschwungen. Deshalb fesselte ihn hier Erhart's vortreffliche Arbeit. Wie er aber nachher des Tischlermeisters Namen entdeckte und sich zu erinnern meinte, daß von den drei freiwilligen Jägern, die sein Herr vor fünfzehn Jahren unterstützte, Einer Franz Erhart geheißten, wünschte er sich persönlich zu vergewissern, ob Dieser vielleicht der Verfertiger des niedlichen Kunststückes sei?

Herein! hatten Franz und Rebekka zugleich gerufen.

Mit Herrn Thomas drang ein Schimmer helleren Lichtes durch die geöffnete Thür in's düstere Gemach: Es war eine freundliche Erscheinung, die ihnen entgegentrat, und an welche sich so Etwas knüpfte wie Vorgefühl besserer Tage.

Die drei redlichen Menschen sahen sich ein Weilchen schweigend an. Rebekka in zuversichtlicher Erwartung, eine Frage nach dem Preise des Schachbrettes zu vernehmen; die Männer, sich gegenseitig erkennend und die Veränderungen musternd, welche vergangene Jahre an ihren Personen unternommen.

Ja wohl seid Ihr's, fing Thomas an, ich darf nicht zweifeln: Ihr seid Einer von den Dreien, die meinem seligen Grafen folgten, da ich ihn begrub. Ihr habt

Euch wenig verändert, nur daß Ihr männlicher geworden seid.

Und Sie, Herr Kammerdiener, sagte Franz mit aufrichtiger Ueberzeugung, haben sich wahrhaftig verjüngt in der langen Zeit, die zwischen heute und dem Begräbniß unsers gnädigen Herrn Grafen liegt. Damals waren Sie bleich und vergrämt, daß man Sie für wer weiß wie alt halten mochte; heute, Gott sei Dank, find' ich Sie frisch und munter, und gewiß geht's Ihnen gut.

Gewiß, gewiß, mein Lieber. Es geht mir sehr gut; über Verdienst. Ich hab' einen huldreichen, wohlwollenden Gebieter, der mit mir zufrieden ist; warum sollt' ich's nicht sein? Damals trauerte ich um den verstorbenen Herrn, jetzt fühl' ich mich glücklich, daß Jener in seinem Erben wieder aufgelebt ist. Wenn man sich glücklich fühlt und sein Glück mit Bescheidenheit genießet, dann erfüllet sich der Spruch: auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden.

Auf daß Dir's wohl gehe, seufzte Franz, und Rebekka wendete sich ab, um ihre Thränen zu verbergen.

Thomas hatte gleich bemerkt, daß die zur Schau gestellte Pracht des Schachbrettes, die ihn hereingelockt, in keinem Verhältnisse stehe zu des Verfertigers Häuslichkeit, welche, wenn auch reinlich gehalten, doch in Allem des Mangels Spuren trug und schamhafter Dürftigkeit. Er knüpfte an seine Frage nach dem Preise die zweite, ob Meister Erhart verschiedene dergleichen Kabinetstücke im Borrath habe? Und da der Tischler mit niedergeschlagenen Augen eingestand, wie er sich mühsam

mit den Seinigen durcharbeite und keine Frist mehr behalte, der größten Brotarbeit auch nur ein nächtl'ich' Stündchen abzuzwingen; da Rebekka's verhaltenes Weinen ihres Mannes traurige Mittheilung begleitete; da August, gerade aus der Winkelschule heimkehrend, der Pflegemutter in's Ohr vertraute: Beate und Oswald bäten um Vesper! — für sich selbst wagte der arme Teufel nur auf solche Weise zu bitten — da entfaltete sich vor dem ehrlichen Kammerdiener auf einen Blick das trübseeligste Familiengemälde und nahm sein Mitgefühl in Anspruch.

Er schlug dem armen Tischler vor, das Schachbrett dem Herrn Grafen von Steinach zum Verkauf anzubieten. Er, Thomas, wolle dafür sorgen, daß der Graf ihn empfangen. Dann gäbe ein Wort das andere, und wenn vorher schon gehörig angebracht sei (wofür wiederum er, Thomas, Sorge tragen wolle!), daß Erhart zu den bewußten drei Waisenknaben gehöre, welche der selige Herr für den Feldzug ausgerüstet, so ließe sich vielleicht noch etwas Nützlicheres und auf die Dauer Wirksameres erzwecken, als der beabsichtigte Verkauf. Denn, meinte der verständige Mann, das Leben ist auch ein Feldzug, für welchen Mancher manchmal eine Ausrüstung braucht.

Mit einem Worte: ich soll bei Ihrem Grafen betteln, erwiederte Erhart, soll um ein Almosen ansprechen? Das ist nicht leicht, Herr Thomas. Dazu entschließt man sich schwer, wenn man ein Bißchen Ehre im Leibe hat. Die Ehre ist überhaupt ein wunderbarlich Ding; des



Zungen seine Mutter, die Karline, ist daran verhungert, mitten in ihrer Schande. Und ich sollte . . .

Seid nicht hochmüthig, Erhart. Denkt an Eure Frau, die sich härt, an Eure Kinder, die noch viel brauchen, bis sie sich selbst forthelfen können. Denkt an Euer Haus, und daß es sehr wacklig aussteht. Warum sollt Ihr nicht des Neffen Beistand anrufen, da Ihr den des Oheims dankbar empfangen habt?

Das war wieder 'was And'res, Herr Kammerdiener. Damals war ich ein Junge, ein halbes Kind. Da nimmt man, was man bekommt, ohne zu überlegen. Jetzt soll ich einen Mann vorstellen, einen Bürger, einen Familienvater, soll auf Farbe halten. Schickt sich's, daß ich auf die Bettelei gehe wie ein läuderlicher Herumtreiber?

Das würde sich allerdings nicht schicken. Aber dagegen kann Niemand Etwas einwenden, daß Ihr zum Nachfolger Eures verstorbenen Gönners geht, diesem durch Eurer Hände Werk zeigt, was aus Euch geworden ist; daß Ihr fragt, ob er diese schöne Arbeit zu besitzen wünscht, und daß Ihr das Uebrige seinem Ermessen und Gottes Fügung anheimstellt. Ich verspreche Euch, daß ich meinem Grafen vorher Nichts von Eurer Armuth und Noth verrathen will. Ihr dürft nicht wie ein Bettelmann empfangen werden. Für's Erste handelt sich's nur um das Schachbrett.

Und das soll ich ihm so in's Haus tragen, Herr Kammerdiener?

Ich trag's! rief der kleine Oswald, der einen Keil Brot soeben verschlungen hatte, und trat aus seinem Schmollwinkel in's Licht des Tages.

Du, winziges Kerlchen, den schweren Kasten? fragte Thomas lachend; Du bist wohl unflug, Junge?

Schwer? erwiderte Dieser, nahm des Vaters Meisterstück in beide Hände, schwang es mit Leichtigkeit hin und her, und als die massiv-gedrechselten Damensteine im Innern rollten und klapperten, rief er: Hörst Du, Mann? sie tanzen!

Thomas starrte verwundert auf des Knaben Bewegungen und fragte nur: wie alt ist das Kind?

Sechs Jahre wird er, sprach die Mutter mit leuchtenden Augen.

Den bringt mit! Nehmt seinen Vorschlag an, laßt ihn den Kasten tragen. Dann seid Ihr sicher, Meister, daß Euch der Graf nicht für einen Bettler hält. Denn wer einen solchen derben Burschen aufzog, in dessen Hause kann unmöglich Mangel herrschen. Auch liebt unsere Gräfin die Kinder, macht sich gern mit ihnen zu schaffen. Unser junges Gräflin ist fast in gleichem Alter, auch stark, frisch, keck, reitet schon wie ein Kosack! Bringt Euren Kanonenstöpsel mit! Wer weiß, wer weiß? Heute gegen acht Uhr, wenn die Herrschaft vom Diner zurückkam und allein ist, da will ich Euch anmelden. Folgt meinem Rathe. Heute ist noch Zeit. Morgen geht's nach Steinach zurück, und wahrscheinlich sieht uns die Stadt vor einem Jahre nicht wieder. Redet ihm zu,

Frauchen, daß er meinen Vorschlag nicht wegwirft. Ich mein' es gut. — Aber was ist denn eigentlich aus Euren beiden Kameraden geworden?

Erhart stattete, so weit es sich mit der Schonung für Zampel, Bartel, — hauptsächlich für Rebekka vertrug, möglichst getreuen Bericht ab über diese verlorenen Schafe der grünen Heerde, welche einst auf den Feldern blutiger Ehren geweidet, und mußte zuletzt eingestehen, daß er von Beider gegenwärtigem Aufenthalt und Schicksal Nichts wisse. Er schloß mit den Worten: mein guter Schwiegervater Hasenbart meinte immer, es trüge Jedweder seinen Teufel in sich, der ihn triebe. Den Bartel treibt halt der Weiberteufel und den Zampel der Kartenteufel.

Wie steht's aber mit Euch, Erhart? Hat Euer Schwiegervater bei Euch Nichts entdeckt von einem ähnlichen Einwohner? Redet im Vertrauen mit mir, — Eure Frau ist ja sammt den Kindern hinausgegangen, — war es vielleicht ein kleiner Kollega der langschwänzigen schwarzen Bruderschaft, der Euer Gewerbe in Verfall und Euch in's Pech brachte?

Ich müßte lügen, Herr Kammerdiener, wollt' ich behaupten, ich trüge nicht auch meinen Feind in mir. Hat mir auch genug zu schaffen gemacht, der Satan. Aber ich hab' ihm die Zähne gewiesen, und seitdem ich verheirathet bin, — o schon seit etlichen Jahren vorher, — darf er nicht muksen. Jetzt war ihm die Nahrung vollends abgeschnitten, weshalb er total matt geworden ist. Es reicht eben nur auf Brunnenwasser bei uns;

alle hohen Festtage vielleicht ein Glas Bier. Vor Schnaps hab' ich einen Abscheu, — und wie Wein schmeckt, ist mir längst entfallen. An meinem Hochzeitstage hab' ich meine letzten drei Gläser getrunken, und die nächsten drei will ich erwarten, bis Beate einen Mann kriegt.

Thomas schüttelte dem Tischler die Hand und belobte ihn. Ihr verdient, sagte er, daß etwas Ordentliches für Euch geschieht; was ich vermag, will ich gern dazu thun. Versprechen kann ich nicht mehr, als was in meinem besten Willen liegt, denn bei unserem Grafen, — er ist ein edler Herr, aber auch er hat seine Launen und Geschichten, wie alle reichen, vornehmen, verwöhnten Herren in unserer neuen Zeit. Im Vertrauen, die Alten waren besser; die alten Zeiten und die alten Kavaliere. Na, Ihr besinnt Euch ja auf unsern Seligen? Die Gattung stirbt aus, . . . ich rede nur im Vertrauen mit Euch, und Ihr werdet es nicht mißbrauchen. Dennoch wagen wir's. Kommt gegen acht Uhr, bringt Euer Schachbrett mit und laßt's den Jungen schleppen. Vielleicht treffen wir's günstig. Man muß dem guten Glück eine Thür öffnen, und das Pfortner-Amt will ich übernehmen, wenn ich Euch bei meinem Grafen einlasse. Seid pünktlich, gegen acht Uhr!

Nachdem der Kammerdiener des Tischlers Häuschen verlassen, ging dieser noch einmal mit Frau Rebekka zu Rathe, und sie wurden einig, daß er ernstlich gehen und den Grafen Polykarp Steinach zum Ankauf einladen solle. Ueber den zweiten Vorschlag, den Thomas ihnen

gethan, ihren Oswald als Träger des Schachbretts mitzunehmen, war die Mutter auch sehr bald im Klaren und begann bereits, über dem Jungen zu waschen und zu kämmen. Franz zeigte dazu weniger Lust. Es kommt mir vor, gestand er, wie wenn ich ein Luftspringer wäre, der seines Sohnes Stärke vor den Leuten produciren will. Und warum soll August nicht das kleine Trinkgeld verdienen, das vielleicht abfällt, wenn der Graf den Kauf eingeht?

Damit er's gleich vernascht? wendete Rebekka ein; nicht doch, nimm unsern Oswald. Je kleiner das Kind, desto größer fällt das Geschenk aus, das ist natürlich. Wir stecken's ihm in eine Sparbüchse, und das wird ihm Segen bringen, denn es ist sein erster Verdienst. Vielleicht, wenn er der Frau Gräfin recht gefällt, macht sie ihn gar zu ihres eignen Sohnes Spielkameraden, und das wär' eine schöne Sache! Meinst Du nicht, Franz?

Das hätte wohl auch wieder zwei Seiten, mein Schatz! Indessen weil Du's wünschest, und weil's der Herr Kammerdiener angerathen, muß ich mich schon fügen. Puß' ihn heraus, mach' ihn schön, so weit seine verschoffenen Lumpen reichen. Läßt er aber mein Brett in den Roth fallen, dann seht's 'was. Das schärf' ihm vorher ein, Deinem dicken Simson, darum bitt' ich Dich, Rebekka.

Schlag sieben Uhr machten sie sich auf die Beine. Rebekka, Beate, August standen in der Hausthür und blickten bewundernd Herrn Erhart dem Jüngeren nach, wie er glattgelockt, festen Schrittes seinem Vater voran-

ging und die nicht unbedeutende Last schwebend auf seinen Händen trug, als ob's ein Kästchen von geflochtenem Stroh wäre.

Die Leute in den Gassen machten Front und fragten lachend: wo läuft das Damenbrett mit dem Kinde hin?

Zwei Jungen, jeder um zwei Fäuste höher als Oswald, höhnten ihn, spotteten seiner, nannten ihn Zwerg, — im Wahne, er sei ein kleiner Mann, — und streckten ihm ihre ansehnlichen Zungen heraus, nicht ahnend, daß der hinter ihm Schreitende sein Vater, folglich eine sichere Bedeckung war. Unser Held nahm aber seine Zuflucht nicht erst zu Diesem. Er zog vor, in eigener Angelegenheit selbstständig zu handeln. Deshalb lehnte er seine Last an einen Eckstein und ging fröhlich an's Werk. Denjenigen seiner Gegner, der ihm zunächst stand, erwischte er noch an der Zunge, die er um einen Viertelzoll verlängerte und vielleicht aus der Wurzel gerissen hätte, wenn dieselbe nicht aalglatt seinen Fingern entschlüpft und der Besitzer persönlich ausgerissen wäre. Den zweiten, zur Hilfe Anrückenden schlug er mächtig nieder; ehe der in Staub Geworfene Zeit gewonnen, sich zu sammeln und zu erheben, und ehe Vater Franz noch das Schlachtfeld erreichte, trug Oswald schon wieder sein Schachbrett mit derselben ruhigen Würde, die er vorher gezeigt.

Ich müßte ihn eigentlich schütteln und schelten, murmelte der Vater, doch kann ich mich dazu nicht entschließen. Er ist zu tapfer und verdient ebensoviel Lob wie Tadel.

Ohne weitere Hindernisse gelangten sie in das wohlbekannte Steinach'sche Palais. Thomas erwartete sie schon und ließ sie ein, wo der Graf vom überstandenen Gastmahl gelangweilt und faul sich in einem Sessel dehnte und die Gräfin ihren kleinen Bernhard ausfragte, was er heute gelernt, und wie „sich der Hauslehrer gegen ihn benommen.“

Der Tischler Erhart bringt das Schachbrett, sagte Thomas; wenn vielleicht gräßliche Gnaden nicht abgeneigt wären? . . . dabei nahm er einen Armleuchter vom Tische und beleuchtete den Gegenstand seiner Bewunderung.

Der Graf, der sich aus dem Halbschlummer der Verdauung nicht so rasch aufzurichten vermochte, hielt Oswald auf den ersten Anblick für den angemeldeten Tischlermeister und gähnte mit weitgeöffnetem Munde: Der? das ist ja, Gott straf' mich, ein Zwerg!

Oswald hätte bei dieser abermaligen Beleidigung gern des Grafen vorlaute Zunge bestraft, wie jene des Gassenjungen. Da ihm aber dies frevelnde Sprachwerkzeug hier nicht so einladend dargeboten wurde, er auch vom Glanz der Umgebung geblendet stand, begnügte er sich zu entgegnen: ich bin gar kein Zwerg nicht; ich wachse sehr!

Es ist mein Sohn, Herr Graf, sagte vortretend der Tischler; er trug's nur, gemacht hab' ich's.

Mittlerweile war die Gräfin mit Bernhard in die Nähe der handelnden Personen gekommen, und der junge

Graf würdigte den vermeinten Zwerg einer ganz besonderen Aufmerksamkeit.

Graf Polystarp jedoch sah weder auf das Schachbrett, noch auf dessen kleinen Träger. Seine Augen hingen an Erhart, der die seinigen verlegen niederschlug.

Thomas gerieth in Besorgniß. Ihm konnte nicht entgehen, daß diese beiden Männer sich zu erkennen glaubten, daß unter ihnen ein Geheimniß walte, wovon er nicht das Geringste gewußt. Und er befürchtete schon, durch diese in redlichster Absicht herbeigeführte Begegnung vielleicht gar etwas Uebles angerichtet zu haben?

Es gab eine lange, peinliche Pause, welche nur die beiden Knaben durch Geflüster ausfüllten, indem Bernhard sich bestrebte, das Schachbrett aus Oswald's Händen zu nehmen, was dieser nicht geschehen ließ.

Auch die Gräfin bemerkte, daß etwas Ungewöhnliches hinter dem Schweigen ihres Gemahles lau're, und sah den Kammerdiener fragend an.

Thomas zuckte mit den Achseln, wodurch er eingestand, den Faden gänzlich verloren zu haben.

Endlich, wie Einer, der nun seiner Sache gewiß ist, begann der Graf: wieviel waren ihrer doch über dem jungen Lieutenant her, als er am Boden lag und der freiwillige Jäger ihn herauschlug? Vier oder fünf?

Nur Drei, Herr Graf, antwortete kaum hörbar der Tischler; aber 's war Einer dabei von den Alten, die Egypten und Rußland überstanden.

Die Gräfin lauschte. Der Kammerdiener hob die



zusammengefalteten Hände und stand mit vorgeneigtem Haupte, um keine Silbe zu verlieren.

Der Graf legte seine Rechte auf Erhart's Achsel: Der ist's, Cecilie! Der ist's, Thomasius! Aus Tausenden hätt' ich das ehrliche Gesicht wieder gefunden. Ich danke Dir, daß Du mir ihn brachtest. Da, Bernhard, mache Bekanntschaft mit dem Sohne des Mannes, der Deines Vaters Leben gerettet, als Beide noch unbärtige Jünglinge waren. Gib Dein Schachbrett her, Kleiner. Stell' es dort auf den Tisch, Thomasius, ich schenk' es Dir als Finderlohn, Du alter Schachspieler. — Meister Erhart, was kann für Sie geschehen? Ich bin Ihr Schuldner; die Rechnung ist alt. Heute Abend soll sie auf einen Zug bezahlt werden.

Cecilie küßte den kleinen Oswald; Bernhard brachte ihm Näschereien.

Der Graf nahm Erhart bei der Hand und ging mit ihm in's Nebenzimmer.

Thomas hob die Arme gen Himmel und redete laut: O Du mein seliger, unvergesslicher Herr, darum hast Du müssen die armen Burschen ausstatten, damit Einer unter ihnen Deines Namens Erben aus Todesgefahr befreie; darum hast Du meinen Weg bei seiner verfallenen Behausung vorüber geleitet, — denn Deiner gedacht' ich ja, während ich träumend umherstrich, — daß er wieder gefunden werde und nun auch befreit aus der Gefahr des Mangels; er und die Seinigen. Und jetzt schwebt Dein Geist um uns; wie ein Hauch aus

anderen Welten weht er mich an. Das war ein glücklicher Tag! Das ist ein schöner Abend . . . .

Thomas, was treiben Sie?

Ich rede nur mit meinem seligen Herrn, gnädige Gräfin!

---

### Zwölftes Kapitel.

Rebekka quälte sich in ängstlichen Zweifeln, wo doch Franz mit Oswald bleibe? Nach neun Uhr erst war es ihr gelungen, Beaten und August in's Bett zu bringen, die Beide durchaus ausbleiben und abwarten wollten, ob der Vater das Brettspiel verkauft habe, und wie viel silberne Groschen Oswald als hochgräfliches Präsent mitbringen werde; die Mutter mußte sie fast mit Gewalt zum Schlafen anhalten. Dann saß sie, bangend und harrend, machte sich vielerlei trübe Gedanken, welches Unglück den Ihrigen etwa zugestoßen sein, oder was zwischen Franz und dem fremden, großen Herrn, zu welchem Thomas ihn bestellt, vorgefallen sein könnte? Ob denn etwa gar ihr starker Oswald mit dem kleinen Grafen sich gemessen, Letzteren beschädiget, wohl gar umgebracht habe? Und ob er sammt seinem Erzeuger bereits in tiefem Kerker schmachte?

Wenn erst die Einbildungskraft in solchen wirren Bildern schweift, geht sie gern aus Rand und Band, gefällt sich zuletzt in den schrecklichsten Unmöglichkeiten.

Frau Rebekka gerieth, nachdem der Wächter ihr die Versicherung ertheilt, die zehnte Stunde habe geschlagen, in eine allerliebste, kleine, hausbäckene Verzweiflung. Sie suchte ihre Laterne vor und rüstete sich, auszugehen, um den Verlorenen nachzuspüren. Schon stand sie mit einem Fuße auf dem Steinpflaster, da vernahm sie Schritte die Gasse herauf und erkannte bei mattem Schein der benachbarten, ersterbenden Del-Lampe ihren Sohn, der dem Vater voraneilend, heftig gegen sie anrannte. Die kleine Laterne in ihrer Hand zerbrach zu Splintern.

Lebt Ihr noch? rief ihm die abgemattete Selbstquälerin entgegen; und was ist denn um Gottes Barmherzigkeit willen aus Euch geworden? Und ist Euch kein Leid widerfahren?

Dswald überantwortete zur Bekräftigung des Gegentheils seiner Mutter eine Kiste voll Backwerk und eine kleine Börse voll Dukaten.

Rebekka, welche aus ihren leichtgeschaffenen, phantastischen Qualen ebenso leicht auf die Berechnung ihrer Wirthschafts-Angelegenheiten überzugehen vermochte, fragte, die Börse wiegend: ist das für Dich, Dswald, in die Sparbüchse? oder ist's die Bezahlung für sein Brett?

Keins von Beiden, antwortete an seiner Stelle der Vater; für Beides wäre das zu viel Gold. Es ist ein Geschenk, ein freiwilliges, welches die Frau Gräfin dem Sohne eines Freiwilligen gab, den ihr Herr Gemahl in mir wiedererkannte. Kurz und gut, Graf Polykarpus Steinach ist derselbige, dem ich mit meinem Büchsenkol-

ben Luft gemacht, als ihm der Athem anfang auszugehn, — und es ist geradezu Gottes ausdrücklicher Wille gewesen, daß der Herr Kammerdiener hier vorbei spazieren sollte, um das Schachbrett zu entdecken. Gottes unmittelbarer Wille, sag' ich Dir, Rebekka! Leg' den Zungen schlafen, den Dewald, er hat sich brav gehalten, hat einem Gassenbengel fast die Zunge aus dem Munde gezogen und einem Zweiten den Hirnkasten eingeschlagen. Doch das sind Nebendinge. Unser Elend hat ein Ende. Die ganze Schinderei in dieser bauwürdigen, verschuldeten Leidenshütte, die ewige Marter unter Gläubigern, Gerichtsboten, Nachtarbeit, Dürstigkeit, — Alles ein Ende! Wir kommen in's Reine, Rebekka. Des Grafen eigener Sachwalter hier am Orte übernimmt meinen Kram, schlägt das Haus los, befriediget alle Ansprüche, und was mangelt, legt der Graf zu. Wir aber werden erlöst aus diesen Jammerhöhlen, aus denen der Segen gewichen ist mit dem Tage, wo unser guter Vater Hasenbart hinausgetragen wurde. Wir packen unser Gerampel und Gerümpel auf und ziehen gen Steinach. Dort haben der Herr Graf ein Häuschen leer stehen, liegt dicht am Städtchen, mit einem Obstgärtchen dabei; heißt das Kutscherhäuschen, und dieses giebt er mir umsonst, daß wir darin wohnen und unser Wesen treiben dürfen. Ist nur ein Tischler am Orte, alt, veraltet, versteht nicht viel. — Ich bekomme sämtliche Arbeit für's Schloß. Denk' Dir nur, mein einziges Rehböckel, — (so nannte Franz seine Frau noch immer in Ausbrüchen höchster Glückseligkeit!) — keine Schulden mehr! keine Angst! Frische

Lust, grüne Bäume, Nichts von Nahrungsorgen, eine eigene Ruh, zwei Schweine, drei Kinder, ist das nicht himmlisch? Aber so freu' Dich doch! Du freu'st Dich ja gar nicht? Warum freu'st Du Dich denn nicht?

Ei, ich freue mich erstaunlich, Franz! Nur kann ich's nicht so zeigen. Wie soll der Mensch gleich lustig sein, wenn er erst so traurig war und hat sich abgeängstigt, wie ich? Und ist matt, müde, verschlafen, Alles mit einander. Ich will mich morgen schon laut freuen, — aber erst muß ich gehen und Gott danken.

Um Mitternacht begaben sie sich zur Ruhe, — doch sie schliefen nicht.

Erhart überließ sich seinen belebenden, erheiternden Ausichten für die Zukunft, die ihm erquickender waren, als der gesündeste Schlaf hätte sein können.

Rebekka murmelte noch im Einschlafen: Alles recht gut und schön, und Gott sei gelobt. Wenn nur das Steinach nicht ein gar zu erbärmlich Städtlein ist; ein purer Marktflecken! Mein seliger Vater war doch Bürger, Kürschnermeister und Hauseigenthümer in einer großen Hauptstadt, und ich werde nun eine Kleinstädterin. Das will sich nicht schicken.

Diese Aeußerungen scheinen albern genug, wir wollen es eingestehen. Und es thut mir gewissermaßen leid um die hübsche, niedliche Rebekka, wie wir sie vor Jahren kannten, da sie ihrem Vater die Wirthschaft führte, flink, pffiffig, gewandt, daß sie im Joche kümmerhaften Erdenlebens ein Weib gewöhnlichen Schlages geworden sein solle?

Ist's aber anders? Kann es anders sein in solchen Verhältnissen?

Zu ihrer Entschuldigung dürfen wir nicht unerwähnt lassen: es mischte sich in ihre Abneigung gegen das unbekannte Steinach fromme Anhänglichkeit für die Räume, in denen sie geboren, in denen ihr Vater gestorben war. Verzeihen wir der Guten ein Bißchen Albernheit, um jener Pietät willen. Wir können es um so leichter, als sie ja doch, wenn es zur That kommt, rüstig schafft und Wehmuth, wie verletzte Eitelkeit hinter hausfräulichen Fleiß zu verbergen sucht, was höchst gebildeten und klugen Personen in ähnlichen Lagen oftmals gar nicht gelingen will.

Es ist unglaublich, wie rasch Alles von Statten geht, wenn die Menschen sich aus Umgebungen loszureißen trachten, die ihnen lästig geworden sind, wenn ein neues Dasein mit seinen Verheißungen ihnen winkt. Rücksichtslos wirft der Hoffende, Erwartende hinter sich, was ihm bisher, trotz aller Klagen, noch lieb und werth geblieben war, was ihm vielleicht, in Ermangelung besserer Aussichten, sogar für ein Mittel zur Hilfe galt? Es ist über Nacht werthlos, unbrauchbar geworden, er stößt es mit dem Fuße zurück und wendet sich davon ab in verächtlichem Hasse. Gestern noch hegte Meister Erhart keinen anderen Gedanken, als wie er versuchen wolle, den zerbröckelnden Mauern seiner Wohnung neuen Halt mit möglichst geringen Kosten zu verleihen und im Hofe einige Stützen anzubringen, damit der hintere Theil des Hauses nicht zusammenstürze. Heute würdigte er den

Verfall der bisherigen Heimath kaum eines geringschätzenden Blickes, gefiel sich sogar in der Voraussicht, daß nach ihrer Abreise nicht viel mehr als eine Ruine zurückbleiben werde. Mag der alte Plunder völlig zusammensinken, rief er aus; desto besser, wenn von Grund auf gebaut werden muß. An diesen Wänden sind zu viele Seufzer hängen geblieben, die umgehen würden, künftige Bewohner mit Gespensterangst zu erfüllen. Fort damit! Nieder in Schutt und Staub! Es ist kein Schade darum!

Acht Tage reichten hin, die Ansprüche der verschiedenen Gläubiger nach ihren verschiedenartigen Rechten zu klassificiren und zu sichern. Des Grafen Rechtsfreund ließ sich die Regelung dieser Sache ebenso angelegen sein, als sie ihm angelegentlich empfohlen und auf die Seele gebunden war. Auch bekam er leichtes Spiel, weil bei dem traurigen Zustande des Erhart'schen Besitztumes Niemand mehr auf volle Bezahlung gerechnet hatte. Die Wucherer ließen einen Theil ihrer Forderungen schwinden; das Grundstück, als solches, gewann glücklicherweise an Werth, weil ein reicher Bauherr sich geneigt zeigte, einige kleinere Nachbarhäuser zusammenzukaufen, um mit den Plätzen zu spekuliren. Graf Polykarp's versprochene und bewilligte Zuschüsse wurden kaum zur Hälfte in Anspruch genommen, und schon in der zweiten Woche durfte Erhart einige Lastwagen mietzen, die sein Hausgeräth, sein Werkzeug, seine Familie aufnahmen, damit die Reise nach Steinach angetreten, der „Auszug der Kinder Israel in's gelobte Land,“ — wie Rebekka zum

Theil gottesfürchtig, zum Theil ironisch sich darüber ausdrückte, — bewerkstelliget werde.

Er war lustig, dieser Auszug; sie war schön, diese Reise.

Rebekka's Thränen, die natürlich flossen, da sie dem väterlichen Hause Lebewohl sagen mußte, wurden bald getrocknet durch den Jubel der Kinder, durch den erfrischenden Morgenwind, der mit den ersten Lichtern des heiteren Herbsttages sich erhob. Denn Erhart hatte seine Vorkehrungen so getroffen, daß erst nach zehn Uhr Abends aufgepackt, daß vor Anbruch des Tages aufgebrochen wurde. Es war ihm eben nicht sehr um ein Schauspiel zu thun, welches er und die Seinen einer ehrsamem und ehrabschneidenden löblichen Nachbarschaft bei Tage gegeben hätten.

Zuerst fuhr ein Wagen mit Kasten, Betten, leichteren Waaren. Auf diesem war ein ziemlich bequemer Sitz für Rebekka bereitet, und neben dieser saß Beate, die zum ersten Male in ihrem siebenjährigen Dasein die Bewegung des Fahrens erprobte; allerdings in höchst bescheidenem Tempo, für sie jedoch überraschend, wunderbar und gewaltig.

Hinter diesem Wagen wanderten Franz und August, denen sich auch Oswald angeschlossen, obgleich der Letztere seinen Sitz bei Mutter und Schwester hätte einnehmen sollen. Wir Männer gehen lieber zu Fuße, hatte er gesagt.

Zuletzt kam der schwere Packwagen, den drei mächtige breite Lastpferde zogen.



Da gingen sie nun durch das nämliche Thor, durch welches Erhart mit seinen beiden Kriegskameraden damals hinter dem Sarge des alten Grafen gegangen war. Und die Erinnerung an jenen Leichenzug gab Anlaß zu eigenthümlichen Vergleichen. An seiner Seite befand sich nun des einen Gefährten Sohn, dem er Vater geworden; zu seiner Rechten sein eigener Sohn, derselben Rebekka Sohn, die der andere Gefährte schmählich zu verderben getrachtet! Und die Leiche, der sie heute folgten, war ein Stück seines bisherigen Lebens, welches er begraben, in Vergessenheit senken wollte, um ein neues zu beginnen. Und der Mann, dessen großmüthige Dankbarkeit dieses neue Leben vor ihm öffnete, ist des alten, damals begrabenen Grafen Erbe und Verwandter, dem er im Gefecht das Leben retten mußten, damit sich heute Alles finde, vereinige, gestalte im innersten Zusammenhange, in innigster Verkettung unerforschlicher Schicksale!

Wahrlich, an Stoff zum Nachdenken fehlte es nicht. —

Der Tag war völlig angebrochen. Die Sonne beleuchtete Flur, Wiese, Feld und Strom. Sie hatten des Hügel's Spitze erreicht. Hinter ihnen glänzten die Thürme der Stadt durch eine graue Nebelwolke. Vor ihren Augen lag das weite Land. Die Knaben wälzten sich jauchzend im Grase. Die Fuhrleute hielten an und ließen ihre Pferde verschmausen. Beate, die noch nie so weit in's Freie gekommen war, bewunderte, als ächtes Stadtkind, was nur ihr Auge erreichte, und hörte nicht

auf zu fragen. Rebekka gab vom Wagen herab ihrem Manne die Hand und sprach sehr herzlich zu ihm: ich habe zu Gott gebetet, daß Er's uns besser gehen lasse, als bisher. Wenn nur Steinach nicht gar zu klein ist!

Für uns und die Kinder, antwortete Erhart, wird's immer groß genug sein. Um zu arbeiten und sein Brot redlich zu verdienen, braucht man wenig Raum. Gib Dich nur zu Gute, Du Großstädterin!

Dabei schwang er sich auf's Wagenrad, beugte sich über ein Bettgestell, welches die Seitenwand von Rebekka's kühngebautem Reisesitz bildete, und umarmte sie herzlich. Es ist mir so leicht und wohl um's Herz, fuhr er fort, daß ich nur die Luft gewechselt habe, daß ich nur aus meiner Schuldenangst heraus bin, daß ich nicht mehr bei jedem Thürklopfen in Besorgniß gerathen darf, es klopfte die Hand eines ungestümen Mahners. Ach, was können so kleine Summen so große Leiden schaffen, wenn eine zur andern kommt! Das ist wahrhaftig wie mit dem Ungeziefer, den Wanzen, die wir im Hause hatten. Etliche kann man zur Noth ertragen und zieht gegen sie aus mit Geduld und Terpentinöl. Wenn sie aber gar kein Ende nehmen wollen, immer wieder frischer Nachtrab anrückt, da reißt die Geduld, und der Schlaf geht zum Fenster. Gott sei Lob, nun ist's überstanden. Die Wanzen sind aus den Mobilien gebeizt, und die kleinen Schulden sind getilgt: wir kommen rein und sauber nach Steinach. Das ist mehr werth, als wenn wir in die größte Residenz unsern Einzug hielten.

Da es wärmer wurde und der klare Herbstmorgen  
Holtei, Ein Schneider. I.

die Miene eines Sommertags annahm, gaben August und Oswald ihre Ansprüche auf Mannbarkeit gefangen und weigerten sich nicht länger, auf dem Wagen in Stroh vergraben ein Schläfchen zu versuchen.

Rebekka spannte einen großen blauen Regenschirm über sich und ihre Tochter aus, in dessen Schatten Beide ein Gabelfrühstück verzehrten, — wenn anders ihre Finger mit Gabeln verglichen werden dürfen.

Erhart, als getreuer Hausvater, blieb auf seinen Beinen, ruhete und rastete nicht, bildete jetzt den Vortrab des Zuges, verweilte dann wieder im Nachtrabe, um zu forschen, ob sich auch Nichts vom Gepäck verschoben habe, gab bei Gelegenheit den Rädern eine kleine Nachhilfe, plauderte mit den Fuhrleuten, um sie bei guter Laune zu erhalten, kurz, bezeigte weder Müdigkeit, noch Hunger, noch Durst, denn Hoffnung belebte, stärkte, erquickte ihn. Seine Seele war so voll Freude, sein Herz hob sich so hoch, daß er sich fast Gewalt anthun mußte, um nicht laut aufzuschreien vor Wonne.

Immer wieder empfand er den Druck der letzten Jahre, der zu einer schmerzhaften Gewohnheit geworden und deshalb nicht so rasch zu verbannen war. Immer wieder sagte er sich selbst: was willst Du denn, Thor? Es ist ja schon überstanden! Was Dich bedrückte, ist Dir abgenommen; die Bande, die Dich einschnürten, sind gelöst; Du gehst einem jungen Dasein entgegen, Du hast Deine Freiheit wieder, Deine Selbstständigkeit! Du wirst nicht mehr für unerbittliche Wucherer, — nein, für Weib und Kind, für Deine Zukunft wirst Du arbeiten . . .

und ruhen dürfen, — ruhen, wenn Du müde bist, und Dich manchmal des Lebens freuen. Glück auf, alter Franz, noch einmal jung darfst Du werden und von vorn anfangen! —

Etwas über drei Meilen, das heißt die größere Hälfte des Weges, waren zurückgelegt, da kehrten die Fuhrleute ein, um Mittag zu machen, in einem kleinen friedlichen Dorfe. Das Wirthshaus lag links von der Straße, im Schatten uralter Kastanienbäume, von deren dicht-belaubten Aesten unzählbare, buntgefärbte Früchte herabfielen, aus halbwelken Schalen hervorplazend, Erhart's jugendlicher Nachkommenschaft ein willkommenes Spielwerk. Auch Rebekka, welche den Wagen verließ, um „sich die Füße zu vertreten,“ freute sich daran, konnte doch den städtischen Wunsch nicht unterdrücken, diese Bäume möchten edle, und ihre Früchte genießbare Maronen sein, wogegen Franz einwendete, daß ja dann die Kinder nicht damit spielen dürften, folglich ein Vergnügen entbehren würden. Als Rebekka nun das Vergnügen, gebratene Kastanien zu essen, höher stellte, schüttelte er bedeutend mit dem Kopfe. Es war eine jener zwischen ihm und ihr häufigen Meinungsverschiedenheiten, bei denen die Frau, ihrer häuslichen Pflichten gedenkend, wohlweislich die Rechte der Prosa vertrat, indeß der Mann — in seiner Unschuld und ohne daran zu denken — für eine poetische Richtung kämpfte.

Die Frachtfuhrleute, ihre plumphen Rosse mit einem Gemisch von Hafer und Häcksel abspeisend, in welchem die Körner wohl nicht das Uebergewicht behaupteten,

dachten denn auch an sich, holten Käse, Butter, schwarzes Brot aus ihren ambulanten Speiseshränken hervor, und Erhart, selbst durstig, hielt es für seine Pflicht, sie mit Bier zu bewirthen. Ein Felsenkeller fehlte, — das Getränk schmeckte matt, abgestanden, war trübe und säuerlich. Es fand keinen Beifall. Der Wirth rühmte seinen Branntwein, den Erhart's Gäste alsbald wie Wasser hinabschlängen, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken. Er konnte nicht vermeiden, ihnen zuzutrinken, doch nippte er vorsichtig. Jetzt empfand er erst, wie durstig der lange und langsame Marsch ihn gemacht. Das Bier blieb ungenießbar; leidliches Trinkwasser gab der flache Brunnen im Hofe nicht, sogar die Pferde genossen es ohne Begier. Erhart entschloß sich, ein ganzes Gläschen Schnaps hinunter zu stürzen als „bestes Mittel wider den Durst.“ Er rann wie Feuer durch seine Eingeweide und dünkte ihm abscheulich. Dennoch aber fühlte er eine erregende Wirkung, die ihn erschreckte, als ob sein Teufel sich wieder einmal in ihm bewegte. Er wendete sich von den Seinigen ab, wich den lärmenden Kindern aus und verlor sich im Dunkel eines öden Stallgebäudes hinter dem Wirthshause. Dort lehnte er den brennenden Kopf gegen einen Pfosten und versank in dumpfes Träumen: Was die Gewohnheit thut! Diese Menschen gießen das brennende Gesöff in sich hinein mit sichtlichem Behagen. Ihnen schadet es Nichts. Ihre Nerven sind unempfindlich dagegen, ihr Blut wird deshalb nicht heißer wallen, während bei mir schon dieß eine Gläschen Alles durcheinander jagt. Mir

etelt davor, und dennoch spür' ich ein wildes Begehren danach! Welch' ein Widerspruch! Wenn mich etwa die Stille unseres neuen Wohnortes, die kleine Stadt, vor der sich Rebekka fürchtet, die Eintönigkeit meiner künftigen Lebensweise, ja selbst die sorgenfreiere Lage dazu verführte, Kneipen zu besuchen, und wenn ich dort . . . . . ach, das wäre schrecklich! Nein, das darf nicht geschehen. Ich muß meinen Umgang behutsam auswählen, tüchtig arbeiten, nur für Weib und Kinder leben. Bin ich ja doch kein dummer Junge mehr, der sich nicht beherrschen könnte. Ich bin ein Mann von dreiunddreißig Jahren, hab' Kummer und Angst ausgehalten, bin bei Verstande geblieben. Darf mich nicht lassen zum Narren machen durch den bösen Geist, der im Weine steckt oder gar im Brantwein. Dies Gläschen war eine Warnung. Dafür soll's gelten. In Steinach wird's gutes Bier geben, und das Wasser wird auch besser sein, als die grüne Pfütze, die sie hier Brunnen heißen in diesem Sumpfloche. Frisch auf, alter Franz, denk' an Vater Hasenbart wie an einen guten Geist, und fürchte Dich nicht vor den bösen Geistern.

Als er zu den Seinigen zurückkam, die ihn kaum vermißt hatten, war er wieder fröhlich und guter Dinge.

Um zwei Uhr Nachmittags setzte sich der Zug abermals in Bewegung. Menschen und Vieh, neu ermutiget, schritten besser aus. Der genossene Schnaps hatte auf jene Trinker sonst keine Wirkung ausgeübt, als daß sie ein kräftiges Lied anstimmten, wozu sie den Takt mit Peitschknall schlugen, der in den grünen Waldungen

ringsumher munter wiederhallte. Durch diese Töne aufgeschreckt erhob sich ein Hase, den das Echo verwirrte, so daß er, anstatt in's Dickicht zu flüchten, Anstalten machte, quer über den Fahrweg zu laufen. Das bedeutet nach einem alten eingewurzelten Volksaberglauben Unglück und gilt als doppelt übles Vorzeichen, wenn es Reisenden begegnet, die auf der Fahrt nach einer neuen Heimath begriffen sind. Rebekka von ihrem erhöhten Zug in's Land entdeckte den kleinen Propheten des Unheil's zuerst und stieß ein Zetergeschrei aus, wie wenn's Einer von den vier großen gewesen wäre. Der Hase, offenbar ein heuriger, noch arm an Lebenserfahrung, spitzte die Köffel, machte ein Männchen und blieb, sehr erstaunt über den fremdartigen Aufzug, dicht am Graben aufrecht sitzen.

Wird er umkehren? Wird er über den Weg laufen? Zwischen diesen beiden Fragen schwankte der Tischlerfrau Fürchten und Hoffen.

Der Hase schien auch zu schwanken. Noch ließ sich Nichts entscheiden, und zufällig vorüberreisende Engländer konnten unter völlig gleichen Chancen die bedeutendste Wette eingehen.

Da gab Oswald den Ausschlag. Den Hasen fang' ich und Koch' ihn mir heute zu Nacht, schrie der Junge und flog mehr, als er ging, auf die ungleiche Jagd. Weil er sich aber auch auf der linken Seite der Straße dicht am Graben hielt, vermehrte sein Schnelllauf die gefürchtete Wahrscheinlichkeit, daß der Frevler gezwungen zum ursprünglichen Plane zurückkehren und dennoch über den Weg rennen werde. Schon neigte er sich zur Unthat.

Die Mutter wollte ihr Angesicht verhüllen, um den Greuel nicht zu sehen. Junge und Hase waren sich so nahe, wie unter diesen Umständen möglich war, und wie vierbeinige Hasen sich überhaupt zweibeinige Jungen nur kommen lassen; — der Hase schwenkte ein, — Oswald warf in demselben Augenblick einen Stein nach ihm, in Ermangelung anderer Waffen, — und siehe, der Stein flog so herrlich und fiel so prächtig, daß er dem Straßen- und Glück-Durchschneider seine böshafte Prophezeiung recht vor der Nase abschnitt. Der Hase kehrte auf dem Flecke um, sprang über den Graben zurück in die Gesträuche, aus denen Peitschenknall ihn aufgeschreckt, wurde nun zwar von Oswald weder getroffen, noch erwischt, hatte doch aber auch seine Unheil kündende Verheißung nicht durchführen können.

Es entspann sich ein Meinungsstreit zwischen Mann und Frau, in welchem Letztere alles Ernstes die Frage aufwarf, ob die böse Vorbedeutung nicht dennoch ihre Gültigkeit behalte, weil ja der Hase im Begriff gewesen sei, quer über den Weg zu laufen, woran nur der zufällige Steinwurf ihn gehindert.

Zu jeder andern Zeit würde Franz diesem ausgesuchten, raffinirten Aberglauben ärgerlich entgegen getreten sein. Weil ihm aber noch ein graues Wölkchen eigener düsterer Vorahnung in Betreff des „bösen Geistes“ die Seele umschleierte, so begnügte er sich, fein säuberlich zu erwiedern, und getröstete die Zweifelnde, indem er auf ihre Ansicht einging: willst Du annehmen, Rebekka, daß der verwünschte Hase ein Unglücksprophete



war und wirklich Etwas bedeutet, so mußt Du auch annehmen, daß unser Oswald zwischen uns und das Unglück getreten ist. Und das bedeutet dann wiederum so viel, als dieser Hauptkerl, dieser Kleine, sei vom Himmel außersehen, dereinst abzuwenden, was uns bedroht. Ich will Dir Deine Meinung gelten lassen, dafür sollst Du auch die meinige achten.

Dadurch hatte der Tischler den rechten Fleck getroffen und als unbewußter Homöopath Uehnliches mit Uehnlichem geheilt. Rebekka nahm die dargebotene Arznei dankbar an und ein, zeigte auch durch unmittelbar wiederkehrende Heiterkeit, welch' günstige Wirkung die Streukügelchen des Gegengiftes auf sie geübt. Oswald wurde zu ihr beschieden, an's mütterliche Herz gedrückt und höchlich belobt über den gelungenen Steinwurf aus freier Hand, der des Knaben David Schleudermwurf Nichts nachgebe, weil auch er einen Goliath von Schreckgespenst siegreich darnieder geschlagen.

Hätt' ich nur ein paar Körnchen Salz gehabt, Mutter, da hätt' ich ihn schon gefangen, meinte der kleine Bär.

Wie denn das? fragte Rebekka.

Ich hätt's ihm bloß auf den Schwanz gestreut, hernach konnt' ich ihn packen.

Ein Hase hat gar keinen Schwanz, wendete der Fuhrmann ein, der sich an dem Jungen ergözte; ein Hase hat eine Blume, nennt man's.

Die hätt' ich ihm ausgerissen, und hernach wär's doch bloß ein Schwanz gewesen.

Und was hättest Du mit dem Felle angefangen?

Da hätt' ich meinem Hans einen Pelz davon genäht; 's geht auf den Winter.

Rebekka drückte den Knaben fester an sich, denn sie dachte an Vater Hasenbart, weil von Kürschnerarbeit und weil von einem Hasen die Rede war.

Mutter, was ist mehr: ein Kürschner, der Pelze macht, oder ein Schneider?

Ein Tischler, sagte Franz; ein Tischler ist mehr, mein Sohn.

Tischler mag ich nicht werden, Vater.

Du hast es ja selbst nicht gewollt, daß er Deine Profession treiben soll, äußerte begütigend die Mutter.

Weil ich zu jener Zeit im Glend steckte, fuhr Erhart auf, heftiger als sonst seine Weise. Weil mich Noth und Schulden blind machten gegen meine Tischlerei und ihre Vorzüge. Jetzt, wo der Himmel geholfen hat, will ich mich nicht mehr so schwer versündigen, will ihm vielmehr täglich danken, daß er mich Tischler werden ließ. Nichts Anderes möcht' ich sein, um keinen Preis nicht, und wenn der Junge nicht auch so denken lernt, dann... Na, Zeit bringt Rosen. Er wird schon einmal ein Einsehen kriegen und seine dumme Nähnel gegen andere, kräftigere Werkzeuge vertauschen.

August lief mit Beaten, die ihren Platz bei der Mutter auf ein Weilchen dem Bruder eingeräumt, lustig voraus und war dessen gar froh, weil er auf diese Art unbehorcht mit ihr plaudern durfte. Zwischen diesen zwei Kindern waltete die innigste Freundschaft. Man

hätte es Liebe nennen müssen, wären Beide um acht Jahre älter gewesen. Doch that der neunjährige Knabe, was nur in seinem Vermögen lag, dem siebenjährigen Mädchen zu beweisen, daß er nicht ihr Bruder sei; das will sagen, er zeigte sich aufmerksam und zuvorkommend für jede ihrer Kinderlaunen, war stets nachgiebig und gefällig, wagte sogar Oswald's Zorn und trotzte den Schlägen des Gewaltigen, wenn es galt, Partei für Beate zu ergreifen. Ihr Verhältniß gestaltete sich um so zarter, je unklarer ihre kindlichen Ansichten darüber bleiben mußten. Denn eigentlich hatte ihnen Niemand eröffnet, recht deutlich mit Worten hatten die Eltern niemals ausgesprochen, daß August nicht ihr leiblicher Sohn, daß er nicht Oswald's und Beatens wirklicher Bruder, daß er nur eine aus Erbarmen aufgenommene Waise sei. Was sie davon wußten, was Beate ihrem Bruder davon mitgetheilt, — sie hatten es errathen; errathen mit jenem Scharfsinn, der Kindern selten mangelt. Und so erriethen auch Beide — August wie Beate — das Geheimniß einer sie verbindenden zärtlichen Neigung, der Knospe, die künftig erst erblühen sollte. Beate vermied sogar, und August vermied nicht minder, sich Geschwister zu nennen, während Oswald und August sich nie anders als „Bruder“ riefen, sich auch ächt-brüderlich prügelten. Beate predigte ihnen zwar immer Frieden, doch hielt sie sich möglichst auf August's Seite, trat auch — wie, glaub' ich, oben bereits erwähnt — als ihres Bruders Gegnerin in's Mittel, sobald der

Geliebte aus Mangel an Ueberlegenheit oder aus Scheu für den Sohn des Hauses zu kurz kam.

Heute dachte Keines an Zwist und Streit. Ebenso innig wie Vater und Mutter zeigten sich die Kinder. Ueber Allen waltete segnend der ungewöhnliche, nie erlebte Tag im Freien. Wann wäre diesen armen eingeräucherten Städten ein solcher geboten worden vom ersten Morgenrauen bis zum goldnen Abendroth? Und wie wenn es eigens für sie bestellt und eingerichtet worden: sie begegneten wenig oder gar keinen Reisenden auf der ohnedies nie stark befahrenen Straße, die erst mehrere Jahre später zum Rang einer Kunststraße erhoben werden sollte. Vormittags hatte wohl ein und das andere Gefährt die Flüche ihrer Fuhrleute hervorgerufen, wenn diese halbes Geleise halten und ausbiegen mußten. Die Misttöne wider die Harmonie des reinen Herbsttages legten sich aber, sobald sie den Seitenweg nach Steinach einschlugen.

Selten mehr ein Dorf; — viel Busch und Hain; — viel Strichvögel; — bunte Herbstblätter, schöner als Blumen; — rothe Beeren; — blaue Luft; — schleichende Feldbächlein; — rauschende Fichten; — einsame Wegweiser; — pflügende Landleute, die aus der Ferne grüßen; — auf der fahlgeschorenen Wiese unzählige Maulwurfs-  
hügel, über die Beate stolpert; — und endlich, um das Maß der Abendfreude voll zu schütten, ein lahmer Bettler, der eine Gabe empfängt und zum Lohne dafür auf die Frage: wie weit noch bis Steinach? mit dem Stabe

zurückweist: wenn Ihr durch das Wäldchen dahinten hindurch seid, könnt Ihr schon den Steinacher Kirchturm sehen.

Nun beginnt das Stündlein, welches auf jeglicher Reise das längste, ungeduldigste wird. Es füllt die letzte Strecke vor dem ersehnten Ziele aus und dehnt sich, als ob seine Minuten Stunden werden wollten. Harrende Ungewißheit, bangende Erwartung, bisher durch hundert kleine anmuthige Zerstreuungen des hellen Tages besiegt, verscheucht, in die Luft geschlagen, sammeln sich nun bei feierlicher Dunkelstunde und lagern sich um des Wanderers Brust. O, daß wir schwachen Menschen so leicht die Farben der Umgebung in uns aufnehmen, uns von ihnen umbüstern lassen!

Mit des Tages letztem Dämmerchein erlischt auch schon wieder Frau Rebekka's muthige Zuversicht. Wie die Dunkelheit wächst ihre Furcht vor der kleinen Stadt. Erst das Flimmern einiger Lichter aus der Ferne giebt ihr einigen Trost zurück: Wenigstens wohnen doch Leute dort, die wie andere ehrliche Christen in wirklichen Stuben leben und Kerzen oder Lampen anzünden bei stockpechfinsterner Nacht, wo man die Hand nicht mehr vor Augen sieht!

Als ob die Sterne nicht leuchteten, murmelte Franz, ohne weiter auf seiner Gattin Klagegedicht einzugehen.

Aber der Bettler hat sie falsch berichtet, oder sie haben falsch verstanden. Das ist nicht Steinach, dessen Kirchturm sie zu sehen vermeinten, wenn es hell geblieben wäre. Sie haben seit zwei Uhr Nachmittags kaum zwei

Meilen im langsamsten Schritt der faulen, dicken Pferde zurückgelegt, und jetzt ist es acht Uhr. Noch eine volle Meile bis Steinach.

Die Fuhrleute kehren ein, die Pferde fressen, die Kinder schlafen, Rebekka faßt sich in Geduld, um Franz nicht ärgerlich zu machen, und dieser geht die Straße, die sie noch zu befahren haben, entlang, kehrt immer wieder zu den Wagen zurück, geht immer fort und zählt die Schritte. Er behauptet, dies sei das sicherste Mittel, einer solchen Stunde ihre schärfsten Stacheln einzeln auszurupfen.

Nach neun Uhr endlich ist es den Fuhrleuten gefällig. Es geht ein wenig geschwinder; der Weg wird besser, wahrscheinlich schon in Folge gräßlichen Einflusses. Jetzt vermehren sich die Stöße des Wagens; Rebekka erkennt die Ursache; o welch' eine Wohlthat für sie ist jeder Stoß, der den Wagen krachend erschüttert, denn er beweiset: Steinach ist gepflastert!

Abscheulich, fürchterlich, Räder und Achsen fast zertrümmernd ist dieses Steinpflaster, — doch, indem ihr die Rippen knacken, hebt sie dankerfüllt den Blick empor: Gott sei gepriesen! Mag es immerhin eine kleine Stadt heißen, worin wir hausen werden, wenigstens hat sie gepflasterte Straßen!

Und dieses harte Pflaster schmiegt sich weich und heilend an die verwundete Brust einer verbannten Großstädterin.

---

### Dreizehntes Kapitel.

Lichter hatten sie zwar aus der Ferne schimmern sehen, unsere reisenden Freunde, aber in der Nähe erblickten sie Nichts mehr davon. Steinach hatte sich längst zu Bette begeben, da sie eintrafen. Tiefe Nacht waltete in der schmalen Gasse, die vom offenen Thor nach dem Innern führt. Da sehnte sich Rebekka beträchtlich nach ihrer alten Nachbarin, der traurigen Straßenlaterne neben Nummer Elf. Zu diesem Steinpflaster hätte nothwendig Beleuchtung gehört, damit der Strauchelnde wenigstens sehen konnte, wohin er stürzte. Aber keine Laterne! Kein Licht! Kein Mensch! Nicht einmal ein Hund! Die Fuhrleute knallten Sturm.

An solche Ausbrüche obdachloser Verzweiflung schien Steinach längst gewöhnt. Kein Fensterladen öffnete, keine Thürklinke regte, kein lebendes Wesen zeigte sich.

Das verfluchte Loch muß doch ein Stück von einem Nachtwächter haben, meinte der jüngere Pferdeknecht, und wenn die Nachtmüze nicht bald kommt, schrei' ich Feuer. Das Wirthshaus soll er uns wenigstens nachweisen und die Pafasche 'rausklopfen, daß wir's Vieh einstellen; hernach scheer' ich mich weiter nicht d'rum.

Und wir sollen die Nacht unter freiem Himmel bleiben? wimmerte Rebekka, den schlafenden Oswald mit einem Zipfel ihres Mantels bedeckend.

Erhart stand mitten auf dem Plage ganz verblüfft. Seine kindliche Zuversicht hatte gewähnt, zu ihrem Empfange müsse Alles vorbereitet sein. Er würde es nur

in der Ordnung gefunden haben, hätte Thomasius die neue Tischlerfamilie am Thore erwartet und Graf Polyskarp in Person ihnen die Schlüssel des Hauses überreicht. Daß die Fahrt so langsam von Statten gehen, daß so spät in der Nacht sie kein Mensch mehr vermuthen, daß sein Gönner, der Kammerdiener, sich durchaus nicht um sie bekümmern könne, sondern auf dem Schlosse Anderes zu thun habe, war ihm nicht eingefallen. Wer so viel Wohlwollen für Jeden hegt, wie Franz Erhart, der setzt voraus, ein Jeder hege desgleichen. Deshalb konnt' er sich für's Erste in seine Lage gar nicht finden und wußte sich nicht zu helfen.

Unterdessen hatten die Peitschen nicht gerastet, und der schleppende Tritt eines schlastrunkenen Mannes die Kirchgasse herauf deutete an, daß zwei knallende Fuhrmannspeitschen, wenn sie sich's ernstlich angelegen sein lassen, sogar einen Wächter aufwecken können. Die Begrüßungsformeln, die als Einleitung näherer Bekanntschaft zwischen den Fremden und dem Einheimischen gewechselt wurden, hatten so wenig von gesellig-herkömmlicher Verbindlichkeit an sich, streiften vielmehr so nahe an jene Ausdrücke, in deren Gefolge blutige Köpfe stehen, daß der Tischler für gerathen hielt, sich in's Mittel zu legen und sich dem Wächter von Steinach als einen Zuwachs der von ihm bewachten Gemeinde vorzustellen, so gut sich das in der Finsterniß machen wollte.

Nach und nach ging dem Steinacher bei dunkler Nacht so viel Licht auf, daß er in den Ankömmlingen die Tischlerfamilie errieth, von welcher ja das ganze Städt-



chen schon voll war. Der Herr Kammerdiener vom Schlosse hatte Maurer und Anstreicher getrieben, die Ausbesserungen im „Rutscherhause“ — (so hieß das für Erhart bestimmte Gebäude von einem pensionirten, unlängst verstorbenen Liebling des seligen Grafen) — zu beschleunigen! Das wußte der Wächter. Folglich zog er die Pfeifen ein und wurde so artig, als in seiner Art lag; wodurch aber nicht gesagt sein soll, daß er des Guten zu viel gethan. Er versicherte Erhart und Rebekka von der Unmöglichkeit, jetzt bei nachtschlafender Zeit in ihr künftiges Domizilium einzudringen, sntemalen Alles fest verschlossen, das Schlüsselbund in Verwahrung des Herrn Haushofmeisters, dieser auf dem Schlosse seßhaft, das Schloß eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt, so spät zur Zeit aber gewiß Jedermänniglich daselbst im Schlafe begriffen sei.

Dagegen ließ sich nichts Erhebliches einwenden, und Rebekka brachte die Frage nach einem Gasthause vor, wo sie etwa übernachten könnten.

Daß ein solches vorhanden sei und sich durch den prachtvollen Namen „zum römischen Kaiser“ auszeichne, bestätigte der Nachtwächter von Steinach mit gerechtem Stolze, fügte aber sogleich die niederschlagende Kunde hinzu, daß „hinte“ an eine Unterkunft weder für Menschen, noch Vieh zu denken wäre. Es sind, sagte er, im Ganzen nur zwei kleine Zimmer im Kaiser; die haben unser Herr Bürgermeister beschlagen, weil seine Tochter morgen Hochzeit hält, für Anverwandte. Und unten in der Gaststube liegt's knüppeldick voll von Marktleuten,

die nach Fichtenstädtel machen zum morgenden Jahr-  
markte. In den Stallungen wimmelt's nur so; da hat  
kein Pferdeshwanz mehr Platz.

Das fehlte just noch, brummte der großstädtische  
Fuhrmann. Da müssen wir gleich retour zum nächsten  
Dorfe, und da heißt's geschwind abladen. Mein Vieh  
kann nicht die Nacht über auf dem Pflaster bleiben.

Über wir mit den Kindern? jammerte Rebekka.

Das ist mir einerlei, antwortete Toner. Komm',  
Gottfried, greif' an, der Wächter wird uns behilflich sein.

Schon legten sie Hand an Erhart's fahrende Habe;  
doch dieser beschwichtigte sie mit freundlichem Zureden  
und brachte es wenigstens dahin, daß sie sich's gefallen  
ließen, vom Wächter bis zum Kutscherhause gewiesen zu  
werden. Dort angelangt, begannen sie das Werk. Die  
verschlafenen Kinder wachten bei dieser nächtlichen, nur  
von häufigen Sternschnuppen beleuchteten Unterhaltung  
zu reger Thätigkeit auf und spendeten bereitwillig ihre  
Hilfe, wobei sich Oswald wieder durch überraschende  
Kraftleistungen hervorthat, die den Wächter in Erstau-  
nen setzten. Binnen einer Stunde hatten sich die Last-  
wagen entleert, und der Platz vor Erhart's Wohnung  
hatte sich in das reichhaltigste Trödelmagazin umgewan-  
delt, wo Geräthschaften jeglicher Gattung und Form zum  
Kaufe ausgestellt sind. Nur die Käufer fehlten.

Die Fuhrleute empfingen ihren ausbedungenen Lohn,  
nach dessen Empfange sie ihre Deichsel umwendeten und  
die Mauern Steinachs mit dem Rücken ansahen, nicht  
ohne verschiedene, unehrerbietige, gegen das Rathhaus

gerichtete Herausforderungen, die wir, um den löblichen Magistrat nicht zu beleidigen, lieber unterdrücken wollen.

Der Nachtwächter, gleichfalls mit einer zufriedenstellenden Gabe beschenkt, zog sich in sein unbekanntes Wächter-Asyl zurück unter dem Wunsche: „wohl zu schlafen!“ und wahrscheinlich in der friedlichen Absicht, dergleichen zu thun.

Da kampirten denn unsere Freunde im Gasthaus zum hohen Himmel, heimathlos in der fremden Heimath. Der Beginn ihres ersehnten neuen Daseins zeigte sich nicht vielversprechend.

Rebekka hatte den Kindern, so gut es sich thun ließ, auf trockenem Ruheplätzchen gebettet. Sie selbst saß auf den Stufen der Hausthür, fest in eine Decke verhüllt, deren Zipfel sie reichlich mit ihrer Thränen Thau tränkte.

Franz umging in geometrisch genau vermessenen Halbkreisen das Lager und warf nur von Zeit zu Zeit ein beruhigendes Wort in's Centrum.

„Auswanderer, die in Amerika landen, sollen es oftmals noch schlimmer treffen, liebe Rebekka. Sie liegen mit ihrem Gepäck im Walde, oft im Sumpfe. Ihr Haus haben sie erst zu errichten, die Klöße dazu erst zu fällen; Mobilien besitzen sie so gut wie gar keine. Wir bringen Alles mit, was zu des Lebens Nothdurft von Nöthen. Wir finden ein fertiges Haus. Ein recht hübsches, so viel sich im Finstern ausnehmen läßt. Wir wissen, wenn der Morgen kommt, empfangen wir die Schlüssel. Dann ziehen wir ein und machen's uns bequem. Wir sind also ungleich besser daran, als viele

bessere Leute in der neuen Welt und anderswo. Folglich sollten wir nicht undankbar sein und ruhig den Tag abwarten. Ein Uhr ist längst vorüber. Die Kinder schlafen gut, höchstens werden sie morgen den Schnupfen haben. Ziehe Du Dir nur Deine Decke recht hoch über die Ohren, vor Sonnenaufgang wird's frisch werden. Recht betrachtet ist der Vorfall sehr lustig. Wie oft werden wir noch im warmen Bette über diese erste Nacht lachen. Mir macht das gar Nichts. Ich habe so häufig bivouakirt! Es ist mir nur um Dich."

Von diesen Funken seiner warmen, zärtlichen Empfindung, die er — den Halbkreis pünktlich einhaltend — fliegen ließ, mochte wohl ein' oder der andere Rebekka's Ohr erreichen; sie verlöschten aber sämmtlich in den naßgeweinten Zipseln der emporgezogenen Decke, ohne durch das Ohr erwärmend bis in's Herz einzudringen. Kein Laut der Entgegnung deutete darauf hin, daß der Beschwichtiger, der Tröster auch nur ein kleines Theilchen seiner edlen Absicht erreicht habe. Es blieb ihm also auf die Länge Nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen, obwohl es ihm schwer fiel und er jeden Ausbruch des Unmuthes solch' hartnäckigem Verstummen vorgezogen haben würde. Seine halben Kreise wurden immer weiter, seine Schritte immer hastiger, bis er zuletzt die äußerste Gernze des ihm dargebotenen Raumes berührte und zu seinem Schrecken entdeckte, daß es die Mauer des Begräbnißplatzes war, welche dem Kutscherhause gegenüber lag.

Da möchte man ja, Gott weiß es, wünschen, der Tag

bräche nimmermehr an, stöhnte er. Denn wenn sie diese Nachbarschaft wahrnimmt, wird sie völlig außer sich gerathen. Und dagegen läßt sich Nichts thun. Die Aussicht bleibt uns, so gewiß als Häuser auf sicheren Grundmauern stehen und sich nicht von einem Flecke auf den andern schieben lassen. O mein gütiger Vater im Himmel, muß mir denn das Bißchen freudige Lebenshoffnung gleich nach ihrer Wiedergeburt krank werden? Gleich am ersten Tage, vielmehr in der ersten Nacht? Und ich glaube wahrhaftig, er bricht schon an, mein erster Steinacher Tag! Im Gasthause unten werden die Marktreisenden lebendig, wie ich höre, und über die Dächer jenseits schimmert so Etwas wie entfernter Morgen; und sie sitzt da, in ihre Decke verhummt, an den Thürpfosten gelehnt, still und verstockt, als wär' sie eine bestellte Figur für den Begräbnißplatz . . . na, wenn sie den entdeckt! Das ist eine traurige Zugabe zu Deinem neuen Lebenslauf, armer Tischler Franz Erhart. Das wird Thränen absetzen, Ahnungen, Vorbedeutungen! Das ist schlimmer als zwanzig Hasen, die über den Weg laufen.

Mit zunehmender Tageshelle gewann er nach und nach eine umfassendere Ansicht der Umgebung und fing an, sich allmählich wieder zu beruhigen. Freilich war dies die Friedhofsmauer, doch sie war hoch genug, Denjenigen, die im unteren Stockwerk des Kutscherhauses — (dies besaß zum Glück nur hinten nach dem Garten hinaus ein oberes) — am Fenster saßen, den Einblick auf Grabbügel, Kreuze und Leichensteine zu verdecken. Dagegen ragten alte herrliche Linden mit ihren vollen

grünen Kronen hoch herüber und warfen ihres Schattens Fülle weit in den grünen Rasenplatz herein, der wie zum Spielraum für die Kinder bestellt schien. Das Kutscherhäuschen mit einigen kleinen Stall- und Wirthschafts-Anhängeln und seinem vernachlässigten, doch hübschen Obst- und Gemüse-Garten lag abgetrennt von jeder Nachbarschaft. Die nächste bildete des Begräbniß-Platzes — er umschloß die Kirche, die freundlich durch Bäume blickte — hintere Mauer.

Erst darüber hinaus öffneten sich kleine Gäßchen nach den beiden Hauptgassen, aus denen Steinach besteht.

Diese vollkommene Einsamkeit gefiel Erharten und erfüllte seine Einbildungskraft mit friedlichen, ihm zusagenden Bildern.

Soll sie denn einmal jammern, rief er in die frischwehende Morgenluft hinein, so ist's doch besser, daß keine klatschenden Weibsbilder Wand an Wand die neugierigen Ohren spizen, daß unser Leid und Freude in unsern vier Pfählen bleibe. Die guten Nachbarn dort innerhalb der Mauer unter den alten Einden werden's nicht weiter tragen. Und hat sich meine fleißige Hausfrau nur erst ein Bißchen eingewohnt, wird sie bei ihrer Arbeit, — und bei ihrer Frömmigkeit, die sie nicht heuchelt, die sie wirklich in sich trägt, schon die große Stadt vergessen lernen, von der sie ja doch Nichts hatte, als Noth. Den kommenden Winter giebt's hinreichend zu nähen, zu flicken und zu basteln im warmen Stübchen. Zum Frühjahr aber, wenn's grün wird, geht's in den Garten! O, es kann Alles noch schön werden; so schön, wie ich mir's

dachte! Wer nur den lieben Gott läßt walten! — Und nun geh' ich hin, zupfe an der Decke und wünsche ihr guten Morgen.

Es war ein kühner Entschluß. Und Erhart führte ihn aus. Wie erstaunte er aber, als er den Zipfel der Decke lüftete und Rebekka mit ein paar großen, offenen Augen darunter vorschauete.

Sie hatte gar nicht geschlafen. Im Gegentheil schien sie die langen finsternen Stunden durchwacht und durchdacht, schien mit sich und ihrem weibischen Grame abgeschlossen zu haben. Sie zeigte sich, als sie Erhart's guten Morgen erwiederte, beinahe heiter. Auch kann der Zipfel jener wollenen Decke sie nicht so gänzlich umhüllt haben, daß nicht ein Guckloch offen geblieben wäre, denn sie kannte bereits ihr Gegenüber. Ehe noch Franzens Fürsorge Zeit gewann, sie auf die Aussicht nach dem Kirchhofe vorzubereiten, sprach sie zu ihm: also dort werden wir, will's Gott, neben einander liegen.

Rebekka?! rief er im höchsten Erstaunen; Du weißt? . . .

Weit haben wir nicht aus unserem Hause, fuhr sie fort. Du geh' und hole die Schlüssel, daß wir bald einräumen und zur Sache schreiten. Und der Himmel geb' uns Segen, laß' uns Frieden finden hier im Hause, — dereinst Ruhe dort — und die ewige Seligkeit oben.

Rebekka, was ist mit Dir vorgegangen? Du bist ja wie verwandelt?

Ich hab' nur ein halbes Stündchen geschlafen, Franz; das hat mich schon gestärkt. Mein seliger Vater ist mir

auch im Traum erschienen; ich sah ihn so deutlich, wie ich Dich jetzt sehe. Er nahm mich bei der Hand. Rebekka, weine nicht, sagte er, öffnete mir die Hausthür, führte mich hinein, bereitete mir ein Lager, wies hinüber nach dem Kirchhof und lächelte wie ein himmlischer Geist. Hier wirst Du leben und sterben, sagte er, das ist Eure Heimath und bleibt es, bis Ihr in die rechte Heimath eingeht, wo ich Dich auch empfangen will. Hernach verschwand er, und ich wachte auf und weinte nicht mehr. Nun geh', Franz, und hole unsere Schlüssel. Ich wecke unterdessen die Kinder, und wir fangen an zu räumen und zu kramen. Es sieht ja aus wie im polnischen Kriege.

Erhart umfaßte Rebekka's Haupt mit beiden Händen. Dann sank er auf seine Kniee und dankte Gott.

Betest Du einmal? fragte sie erstaunt; das ist ja eine „Rarität?“

Sie kniete neben ihm nieder und sprach die Verse eines Liedes, das ihr noch vom Vater her im Gedächtniß lebte und hierher paßte. In diesem Augenblicke klang die Morgenglocke vom nahen Kirchturm. Und Oswald rief erwachend: wo bin ich denn?

Da erhob sich Erhard, um das gräßliche Schloß zu suchen und daselbst nach dem Herrn Haushofmeister Thomastus zu forschen, damit dieser die Schlüssel zum Kutscherhause überliefere.

---



### Bierzehntes Kapitel.

Also Eure neuen Tischlerleute sind angelangt, Thomas? fragte Gräfin Cecilie bei Tafel den Kammerdiener.

Zu Befehl, antwortete Dieser. Die Nacht über haben sie müssen auf dem Boden liegen unter freiem Himmel. Sie konnten nicht in's Haus, weil wir sie so spät nicht mehr erwarteten. Erst heute Morgen ließ mich der Mann aufwecken; sie sind so bescheiden.

Die arme Frau mit den Kindern im Freien? fuhr Cecilie fort; und es wird schon recht kühl! Wollen wir sie nachher besuchen, Polykarp? Wollen zusehen, wie sie sich einrichten?

Mit Vergnügen, theuerste Cecilie!

Da geh' ich auch hin, rief der kleine Bernhard, und spiele mit dem Oswald und nehme ihn mit auf's Schloß, und er bleibt bei mir; nicht wahr, Papa?

Das ist kein Umgang für Dich, Bernhard.

Warum denn nicht, Papa?

Weil Du von Kindern seines Gleichen Nichts profitiren kannst. Du mußt nur mit solchen verkehren, die älter und wohlerzogener sind, als Du. Des Tischlers Knabe ist ja ein Knirps. Nicht wahr, Thomastus, er ist jünger als Graf Bernhard?

Um ein Jahr, gräßliche Gnaden.

Siehst Du, mein Sohn, daß er zu jung wäre für Dich.

Aber stark ist er, Papa; viel stärker, als ich. Wir

haben in der Stadt gerungen, und ich hab' ihm versprochen, er darf reiten auf meinem Pony.

Das wird sich finden, Bernhard, sagte Cecilie, wenn Herr Hein Nichts dagegen hat. Herr Hein, wie waren Sie heute mit Graf Bernhard zufrieden? Hat er seine Sachen gewußt?

So leidlich, wie immer, Gräfin. Weder kann ich entschieden tadeln, noch ist er sehr zu loben. Er behauptet in Allem die Mittelmäßigkeit.

Cecilie wurde blutroth: er ist noch so zarten Alters, — erst sieben Jahr!

Ich verlange Nichts von ihm, als was diesem Alter und seinen Fähigkeiten entspricht. Da Ihr Herr Gemahl seiner Ansicht zufolge nur einen Lehrer für Bernhard verlangte, der ihn von den Anfangsgründen bis zur hohen Schule leiten soll, und da ich mich diesem ungewöhnlichen, höchst schwierigen Versuche einmal unterzog, so hab' ich mir auch sehr wohl überlegt, wie ich zu beginnen und was ich für den Anfang von dem Knaben zu begehren habe. Weiter geh' ich nicht. Aber darin dürfte er mir auch um so weniger zurückbleiben, als er gesund, körperlich entwickelt und geistig begabt ist. Es fehlt an strengem Ernst . . .

Und weshalb fehlt es daran? fragte heftig der Graf. Hab' ich Ihnen nicht unumschränkte Vollmacht gegeben?

Herr Hein warf der Gräfin einen Blick zu.

Diese senkte ihre Augen auf den Teller, wurde aber diesmal bleich.

Bernhard lächelte seinen Lehrer spöttisch an und rief, nach der Mutter gerichtet: und ich gehe doch mit zu den Tischlerleuten.

Nein, Du gehst nicht, sagte Herr Hein. Du bleibst oben in Deinem Zimmer und schreibst das Alphabet noch zwei Mal nach der gestochnen Vorschrift in's Reine.

Graf Polykarp nickte bestätigend.

Cecilie bezwang nur mit höchster Anstrengung einen Ausbruch ihrer gekränkten Empfindung.

Jedenfalls, setzte Herr Hein noch hinzu, müßte es günstig wirken, wenn Bernhard einen passenden Gefährten um sich haben könnte, der seinen Eifer anspornte.

Ich weiß keinen zu finden, sprach achselzuckend der Graf.

Das Gespräch stockte.

Man hörte Nichts, als das Rasseln der Messer und Gabeln beim Wechseln der Teller.

Die Diener flüsterten sich mancherlei Bemerkungen zu, die sie durch absichtliches Geklapper zu verdecken suchten, damit Herr Thomas Nichts davon höre, der auf Alles achtete und in diesen Dingen keinen Spaß verstand.

In vierstimmiger Verstimmung, welche sich durch lange Pausen kund gegeben, ging endlich das Diner zu Ende.

Herr Hein eilte, sammt seinem Zögling das Feld zu räumen.

Graf und Gräfin begaben sich in's sogenannte Blumenzimmer, wo Beide nichts Angelegentlicheres zu thun

wußten, als nach längst gelesenen Zeitungsblättern zu greifen.

Thomas brachte Briefe für den Grafen und fragte zugleich an, ob der Besuch im Kutscherhause zu Wagen gemacht werden und ob er das Anspannen bestellen solle?

Das hängt von der Gräfin ab, erwiederte Polykarp. Mir ist's gleich, sagte Diese.

Nun war Herr Thomastus nicht klüger, denn zuvor, und ein minder eingedieneter Diener wäre unsicher geworden. Er aber kannte hinreichend diese scheinbare gegenseitige Nachgiebigkeit, in welcher Stoff genug für zwanzigstündige Unwetter verborgen lag. Er verbeugte sich daher, dem Anscheine nach ebenso zufriedengestellt, als ob er die gemessensten Befehle empfangen hätte, und ging, im Stalle einzuschärfen, es solle allerdings ein leichter Wagen zum Ausfahren bereitet und bespannt sein, derselbe solle jedoch sich nicht eher vor dem Portal zeigen, bis man danach verlange. Wollen sie gehen, so werden die Pferde wieder in den Stall gezogen und der Wagen in die Remise geschoben; wollen sie fahren, so heißt's: Jakob, vorfahren! und er ist da. Oh, mich sollen sie nicht irre machen!

Dann begab er sich zum Speisen und erzählte seiner Alten, was bei herrschaftlicher Tafel vorgefallen. Beide, er und sie, besprachen das feindselige Verhältniß zwischen Herrn Hein und der Gräfin im tiefsten Vertrauen, ohne Zeugen, weshalb es uns auch nicht gestattet ist, ihre Meinungen zu belauschen und auszuplaudern. Nur den

Gegensatz erlauben wir uns hervorzuheben: wie hier, im traulichen Stübchen Mann und Frau am kleinen Tische dicht beisammen sitzen, liebevoll, herzlich miteinander plaudern; zufriedene Großeltern, denen ihre lange Ehe noch Nichts geraubt von der jugendlichen Wärme jener aufrichtigen Neigung, welche sie einst verband; — und wie dort, im prachtvollen Blumenzimmer, Gemahl und Gemahlin, jedes in einem andern Winkel, schmolten und lieber ein zerknittertes Zeitungsblatt gedankenlos anstarren, als sich ein freundliches Wort gönnen.

Und dennoch sind Graf und Gräfin gut und edel. Dennoch ist es wahre Liebe gewesen, die vor acht Jahren die Braut dem Bräutigam in die Arme geführt? Wenigstens sagte man so.

Aber acht Jahre! Ach, das ist eine halbe Ewigkeit, — wenn wir die Herrschaften hören.

Dagegen der Kammerdiener Thomas ist anderer Ansicht; diesem sind die letzten acht Jahre dahingeschwunden gleich ebenso vielen Tagen. —

Der Besuch wurde zu Fuße unternommen, und Jakob durfte wieder ausspannen, worüber Niemand klagte als sein Stallknecht, weil dieser einige kühne Entwürfe gehegt für die Dauer einer Spaziersahrt, und weil er jetzt bei den vier Füchsen ausharren mußte, während Jakob Freiherr spielte. So wird des Einen Glück gewöhnlich erkaufte durch des Andern Mißgeschick.

Während Jakob seinem Vergnügen nachhing, schritten Graf und Gräfin Arm in Arm durch Schloßgarten, Vorstädtchen und Städtchen, über den Rathhausplatz,

bei der Kirche vorüber, nach dem Hause, welches einstmals Matthäus Apelles Graf Steinach für einen von Jakob's Vorsitzern auf dem Rutschenthron erbaut, damit Jener, alterschwach und müde, abdiziren, einem Jüngern den Peitschenscepter überantworten und seine letzten Tage in Ruhe genießen möge.

Ob wohl der verewigte Graf damals eine Ahnung gehabt, daß nach des verhätschelten Leibkutschers Tode der drei von ihm auszurüstenden Freiwilligen Einem dieses Haus zu Gute kommen sollte? Unmöglich! Welch' sterbliches Auge nimmt denn die Fäden wahr, die von der Wiege bis zum Sarge, ja noch weit darüber hinaus reichen und sich mit andern Fäden kreuzen, vereinen, verschlingen, verknoten? Wessen Hand ist stark genug, diese zarten, unsichtbaren Gewebe zu lösen oder gar zu zerreißen? Kein Mensch hat sie je gesehen, doch hilft Jeder auf seine Weise daran spinnen, drehen, knüpfen, — verwirren. Dem unermesslichen Weltgeseß entgegen von Zufälligkeiten, auch nur im Kleinsten, reden zu wollen, erscheint bei nachdenklicher Beobachtung so albern und inkonsequent, daß man oft nicht begreift, wie Männer von Geist sich solcher Inkonsequenz schuldig machen konnten. Und dennoch bleibt uns Allen oft Nichts übrig, als Ereignisse, die ohne äußerlich wahrnehmbaren Zusammenhang entscheidend in unser Dasein treten, mit dem Namen „Zufall“ zu bekleiden. Diesen beliebten Namen gab nun auch Graf Steinach der Auffindung des vielbesprochenen Schachbrettes durch Thomastum, welche zunächst zur Bekanntschaft mit dessen Verfertiger

und folglich zur Auffindung jenes Franz Erhart geführt, den Onkel Matthäus Apelles in den Krieg sandte. Und dieselben Worte, womit ich vorstehenden, vielen Lesern viel zu langen Satz begonnen habe, begannen auch das Gespräch zwischen Erhart und Polykarp, da dieser das Kutscherhaus betrat, denn er fragte: Ob wohl mein seliger Oheim? u. s. w. u. s. w.

Gräfin Cecilie hatte den Unmuth, den sie aus dem Tafel- in's Blumen-Zimmer getragen, auf dem Spaziergange so ziemlich besiegt. Sie vermochte freundlich mit Rebekka zu reden und anerkennend auszudrücken, daß schon so viel und in so kurzer Frist gethan sei für die häusliche Einrichtung. Wirklich stand bereits Alles an seinem Orte, die wohnlichen Gemächer waren ein- und aufgeräumt, Mutter und Tochter machten Ordnung in der Küche, Franz und August in der Werkstatt und in der Kammer, die Vater Erhart für seine Liebhabereien herichten wollte, und eben, als Graf und Gräfin über den Platz vor dem Hause kamen, hatten sie Oswald einen Besen mit langem Stiel handhaben sehen, um die letzten Spuren des Nachlagers zusammenzufegen, die in Stroh, Heu und Spähnen bestanden. Er that dies auf so energische Weise und regierte den großen Besen, als ob er ihm schon gewachsen wäre, so fest, daß er mit Lobsprüchen überhäuft wurde, die er, wie einen gebührenden Zoll, gleichgültig aufnahm.

Thomasius war — und das versteht sich fast von selbst — schon anwesend. Sollte er die Erstlinge seiner gläubigen Saat nicht erndten helfen? Er machte den

Grafen, der das Kutscherhaus — wie leider so manches der hier und da zerstreuten kleineren Besitzthümer — noch keines Blickes zu würdigen Zeit gefunden, aufmerksam, daß dieses Gebäude ursprünglich eine ausgedehntere Bestimmung gehabt, als nur den pensionirten Leibkutscher zu beherbergen, für den es viel zu groß gewesen. Es hatte, worauf auch seine isolirte Lage hindeutete, den Anfang bilden sollen zu einer Reihe von ähnlichen Häusern, in die der selige Graf arme Leute aus der Herrschaft einlegen, und dadurch ein Hospital im Großen gründen wollte, welches die stalmäßige Unbehaglichkeit anderer Anstalten dieser Gattung vermeide. Der ganze Raum hinter der Kirchhofsmauer war dieser wohlthätigen Absicht gewidmet. Weil aber die unglücklichen Kriege mit ihrem traurigen Nachtrab von feindlichen Invasionen, Plünderungen, Kontributionen; — weil dann der gewaltige Aufschwung des erwachenden Vaterlandes mit seinen unerläßlichen Opfern alle disponiblen Geldmittel verschlungen, so unterblieb nebst manchen andern schönen Vorsätzen auch dieser schönste, und als Matthäus Apelles zu seinen Vätern versammelt ward, stand das Kutscherhaus allein. In seinem Gefilde verlor sich der uralte Einwohner fast, nachdem er durch den Tod seine ebenso alte Frau verloren. Er war dem Grafen bald und gern gefolgt, hatte sterbend gesagt: wer weiß denn, ob's in jener Welt nicht auch was wie Pferde giebt, und mein' Excellenz braucht einen zuverlässigen Kutscher, wenn er bei unserm Herrgott vorkahren will? Ich muß mich sputen, denn warten war nie seine Sache.



Seitdem stand das Haus leer, bis Thomas für den Tischler es wieder öffnen, restauriren, lüften durfte.

Für die zwei alten Leute war es wirklich zu geräumig gewesen. Für Erhart's Familie schien es wie bestellt; nur reichte der mäßige Hausrath, den sie mitgebracht, nicht genügend hin, es auszufüllen. Manche Wände nahmen sich noch kahl aus.

Als die Gräfin diesen Tadel nicht verschwieg, meinte Franz: nach und nach will ich schon dafür sorgen, daß es hübsch voll wird; unser Einem wachsen ja die Schränke unter den Händen.

Wenn die Knaben erst so weit sind, daß sie Euch helfen! sagte die Gräfin.

Erhart seufzte. Mit dem August mag es möglich sein, aus dem will ich zur Noth wohl einen Tischler machen. Aber mein Kleiner, Frau Gräfin, der Oswald, wenn's bei diesem sich nicht mit Gewalt ändert, da hab' ich wenig Hoffnung. Der Junge ist so stark wie ein Bär und könnte schon angreifen. Gott weiß, wo es steckt; er will nicht. In meinem Leben ist mir dergleichen nicht vorgekommen und hat's auch, glaub' ich, nie und nirgend gegeben. Er hat Nichts im Kopfe wie nähen und Kleider machen. Hab' ich ihn nicht müssen sogar heute von der Nähnadel wegzagen und gleichsam zwingen, daß er uns half Dies und Jenes tragen oder wegstellen?

Aber bei all' dem handhabte er doch seinen großen Besen wie ein Alter, wendete der Graf ein.

Ja, wo er einmal zugreift, da fleckt's, das ist schon richtig. Darum eben ärgert man sich desto mehr, daß

ein solch' berber Junge eine Schneidernatur in seinem robusten Leibe führt. Zeig' einmal der gnädigen Herrschaft Etwas her, Beate, von den Fegen und Lumpen.

Beate brachte verschiedene Puppen zur Ansicht, unter denen Oswald's stugerhafter Hannswurst vorzüglich die Aufmerksamkeit des gräßlichen Ehepaars erregte.

Den hat er ausgestattet? rief der Graf voll Erstaunen; das ist sein Geschmack, seine Arbeit?

So wahr Gott im Himmel lebt, antwortete Rebekka mit einigem Stolze, Niemand hat ihm dabei geholfen. Zugeschnitten und genäht, mein Oswald ganz für sich.

Unglaublich! Was meinst Du, Cecilie, sollt' es auch geborene Schneider geben?

Die Gräfin bewunderte die Gleichheit der kleinen Stiche mit weiblichem Kennerblick.

Und da soll man nicht wüthend werden? sagte der Vater.

Warum wüthend, Meister Tischler? Ist es eine Schande, einen Schneider zum Sohn zu haben?

Was würden der Herr Graf thun, wenn Ihr kleiner Bernhard dem Hannswurst die Kleider hier gemacht hätte? Würden Sie ihm erlauben, Schneider zu werden?

Unser Bernhard? rief lachend Cecilie, indem sie den Hannswurst in einen Winkel warf; unser Bernhard, Schneider?

Mein Sohn? fragte gedehnt der Graf und trat einen halben Schritt zurück.

Seid Ihr nicht wohl bei Troste? flüsterte Thomas und zupfte Erhart am Rockschöß.

Rebekka bebte vor Angst, daß ihr Mann den Grafen beleidiget und seine Gnade verscherzt habe.

Sie müssen sich in meine Lage versetzen, Euer Gnaden, Herr Graf, darum wollt' ich bitten, fuhr Erhart gleich fort. Wie ich jetzt fragte, ob Sie geneigt wären, den kleinen Bernhard zum Schneider zu machen, dacht' ich nicht an den Grafen Steinach auf Steinach. Ich dachte nur an meines Gleichen und wollte mich nur entschuldigen, daß Sie mich nicht für aufgeblasen halten möchten. Warum Ihr Sohn nicht Schneider werden kann, begreif' ich allenfalls; so weit reicht mein Bißchen Kribs etwa. Aber wir können es ja anders ausdrücken. Der Herr Haushofmeister hat mir erzählt, daß Euer gräßliche Gnaden mit Leib und Seele Landwirth sind und sehnlich wünschen, Ihr Söhnlein möge denselbigen Trieb geerbt haben und in Ihre Fußstapfen treten. Was würden Sie nun davon halten, wenn der junge Herr von Acker und Wald Nichts wissen wollte, sondern immer nur von der Stadt faselte und vom Hofe, und daß er wünschte, ein Kammerjunker zu sein, Prinzeßinnen die Schleppe zu tragen, sich zu bücken und zu liebedienern, statt in Steinach den Boden zu bauen, wie sein Herr Vater? Würden Sie nicht klagen: der Junge schlägt aus der Art? Würde Sie's nicht verdrießen? Na, und ein Kammerherr ist in seiner Art nicht schlechter, als ein Schneider. Können Beide brave, prächtige Leute sein. Nur, daß sie uns gerade nicht gefallen, Herr Graf. Sie hätten lieber einen freien, unabhängigen Landedelmann. Ich hätte lieber einen freien, unabhängigen Tischler, der

nicht nöthig hat, jedem eiteln Kaffen nachzugeben und sich ausschelten zu lassen, wenn der Kragen zu hoch ist, oder das Beinkleid auf den mageren Lenden eine unrechte Falte wirft. Ich hab' einmal die Schneider im Magen, obgleich mein bester Jugendfreund auch einer war, oder vielleicht — setzte er zwischen zwei Seitenblicken auf Rebekka und August hinzu, — vielleicht auch deshalb!

Ihr seid ein verständiger Mann, Tischler; Euer Gleichniß gefällt mir. Wohl vermag ich jetzt mich in Eure Lage zu versetzen. Auch habt Ihr's getroffen: es würde mir weh' thun, wenn mein Bernhard nicht dereinst mit Eifer fortführen wollte, was ich jetzt mit Eifer betreibe. Doch mein' ich, ist immer noch ein großer Unterschied zwischen meinen liegenden Gründen, wie ich sie dem Sohne zu hinterlassen gedenke, und Eurer Profession, die nicht an schon Bestehendem wirkt, sondern erst Neues zu schaffen hat. Aber dem sei, wie ihm wolle, ich begreife Euren Wunsch, achte ihn, wie ich den meinen achte. Nur dürfen der Väter Wünsche nicht dahin führen, der Kinder Neigung Gewalt zu thun. Wo sich eine solche bestimmt und ausdauernd zeigt, soll man sie nicht eigenfinnig hemmen. Und so leid es mir thun würde, wenn Graf Bernhard künftig den schlüpfrigen Boden, auf welchem Höflinge wandeln, diesen Fluren vorzöge, — zurückhalten möcht' ich ihn nicht. Was man wider seinen Willen thut, wird man halb oder schlecht ausführen. Immer besser ein seinem Fürsten in Ehrfurcht und Treue ergebener Kammerherr, als ein Gutsbesitzer und Landwirth ohne Freude an seiner Wirksamkeit.

Immer besser ein guter, geschickter Schneider, als ein verdrossener Tischler. Solche Arbeiten wie Euer Schachbrett müssen aus dem Herzen entstehen, und wenn die Lust zur Sache nicht freudig dabei hilft, — die Finger allein bringen's nicht zu Stande! Was für Summen sind an mich verschwendet worden, weil meine gute Mutter sich in den Kopf gesetzt hatte, ich müsse gleich ihr Talente für Musik haben. Vergebens! Thomastus weiß, wie weit ich's brachte, trotz aller Mühe. Dagegen im Zeichnen hab' ich ohne allen Unterricht auf eigene Hand rasche Fortschritte gemacht, und das kommt mir jetzt trefflich zu Statten, wo ich Pläne aufnehme und meinem Baumeister manchen Entwurf mache. Laßt Euren Zungen gehen. Reißt ihm Nadel und Scheere nicht aus der Hand. War's nur ein Spielwerk, so wirft er's bei Zeiten selbst hin; war's mehr, dann denkt, der Himmel hat Euch einen Schneider bescheeren wollen. Und was der Himmel thut, ist wohlgethan.

Amen, so denk' ich auch, mit Eurer hochgräflichen Gnaden Erlaubniß, stimmte Frau Rebekka ein.

Erhart seufzte: wie Gott will!

Da erschien der Gegenstand dieser Gespräche, unseres Romanes Held, Oswald, den Besen in seinen kleinen Fäusten, mit der Nachricht: er habe das ihm aufgebene Geschäft vollzogen, müsse aber nun wieder an seine eigenen Geschäfte gehen, die er nicht länger aufschieben könne; denn sein Hanns brauche nothwendig ein Paar neue Hosen, um in Steinach anständig zu erscheinen. Dabei brachte er einen Lappen hervor, den er draußen

aus dem Kehrlicht gerettet. Doch vergeblich sah er sich nach Hannsen um.

Den haben die gnädige Frau Gräfin dort in die Ecke geworfen, verkündete Mutter Rebekka.

„Meinen Hanns? Du?“

Gräfin Cecilie mußte laut auflachen über den beleidigten Jungen und bat förmlich um Verzeihung.

Erhart schalt ihn, daß er die Gräfin mit Du anrede, und hob die Hand, ihn wegen dieser Ungezogenheit zu zausen.

Doch Cecilie nahm Oswald in ihren Schutz; Du bist ein Prachtjunge, sprach sie zu ihm, und gefällst mir heute in Deinem offenen Hemdkragen und mit bloßen Füßen ungleich besser, als neulich in der Stadt, wo sie Dich aufgepußt hatten. Geh', bring' Deinen Hanns, damit ich sehe, wie Du ihm Maß nimmst, und wie Du den herrlichen braunen Stoff zuschneidest. Rufe mich in Gottesnamen „Du!“ Ich werde mir mit Dir dieselbe Freiheit nehmen, und wir wollen gute Freunde bleiben. Ja, Oswald?

Meinetwegen, erwiderte Dieser, ungerührt durch die Zuvorkommenheit der holden Dame. Doch blieb er willig mit ihr im Zimmer zurück und ging unter ihren Augen an's Werk, während sich der Graf mit Thomas und Erhart hinaus begab, um Alles in Augenschein zu nehmen, was zum Kutscherhause gehörte, und Einiges zu untersuchen, was einer Umänderung oder Verbesserung bedürftig gehalten wurde.

Oswald benahm sich bei'm Zuschneiden so geschickt,

redete so verständig, daß Gräfin Cecilie ihn einmal über das andere einen merkwürdigen kleinen Kerl nannte, in dessen Adern kein falsches Blut rinne, den man lieben müsse. Sie vergaß oder bemühte sich zu vergessen, daß sie mit ihrem Gemahl von der Tafel her gespannt sei. Sie erinnerte sich dafür desto lebhafter, wie häufig sie einen dauernden Umgang für Bernhard gewünscht, einen kleinen Mitschüler für dessen Lehrstunden. Mit der ihr eigenen Erregbarkeit warf sie sich jetzt auf die Idee, des Tischlers Sohn, und nur dieser, sei passend für diesen Zweck. Ohne sich lange zu besinnen, stürmte sie in den Grafen hinein und gewann ihm eine — wenn auch kalte — Bewilligung um so schneller ab, weil er seine bei Tafel über diesen Punkt gegen Bernhard ausgestoßene Aeußerungen bereute, nachdem er den Vater des Knaben so tüchtig und klug reden gehört; auch weil ihm Oswald wirklich gefiel und weil . . . , wir erschöpfen die Gründe später noch.

Genug, Graf Polykarp antwortete kalt: Wie Du willst, theuerste Cecilie; doch ich meine, die Eltern müßten erst befragt werden.

Weder Erhart, noch Rebekka würden in einen so überraschenden, beinahe Schrecken erregenden Antrag eingegangen sein, wenn nicht Oswald, bei aller Liebe, die sie Beide für einander fühlten und zeigten, gewissermaßen zum Störer häuslichen Friedens heranzuwachsen gedroht hätte. Rebekka sah voll Angst und Bangen den Tag kommen, wo der Tischler im Vater sich gegen den Schneider im Sohn auflehnen und ihren Oswald wider des

Knaben Willen als Lehrbuben hinter die Hobelbank zwingen werde. Dagegen, dachte sie, schützt ihn vielleicht der Unterricht in einem vornehmen Hause und die Kameradschaft mit dem kleinen Grafen. Erhart aber dachte wieder bei sich: wenn der Oswald auf's Schloß kommt, wird er andere Gedanken fassen, wird was lernen, und soll er dann auch kein Tischler sein, giebt er doch wenigstens die verrückte Schneider-Passion auf; neben dem jungen Grafen kann er nicht den ganzen Tag sticheln und flicken, und er hat dort keine Rebekka und keine Beate, die ihm zu Willen sind und seine Kindereien unterstützen. In der Stadtschule wäre ohnedies nicht viel zu lernen, wie ich höre, . . . mag er mit dem kleinen Herrn Unterricht haben, . . . mag er ein Bißchen feinere Manieren annehmen, . . . das Schloß ist ja nicht aus der Welt!

Die Tischlerleute hatten nach dieser Ueberlegung, welche schneller in ihnen vorging, als des Lesers Blick fähig war, die geschriebenen Worte zu durchlaufen, nichts Erhebliches einzuwenden gegen das Anerbieten der Gräfin; sie begnügten sich, ehe sie ein vernehmliches Ja laut werden ließen, den bisherigen Vermittler zwischen dem Grafen und ihrem Geschick, den Kammerdiener Thomas, fragend anzuschauen, und da sie nun in dessen Antlitz keine Mißbilligung des wohlwollenden Vorschlages wahrzunehmen meinten; da die Gräfin wiederholentlich drängte, fast bittend; da Oswald selbst, gereizt durch Aussichten auf eine Fülle verwendbarer Seidenstoffe, die Victorine, Cecilien's Kammermädchen, ihm liefern würde,



nach der Seite des Schlosses sich neigte; da zuletzt der Graf, gelangweilt durch der Eltern Unentschlossenheit, kurz äußerte, er begreife gar nicht, warum so viel Gewicht darauf gelegt werde, ob der Junge gehen solle oder nicht, es komme ja nur auf eine Probe an, und wenn diese nicht gelinge, sei der Rückweg stündlich offen, — da sagte Erhart: der Herr Graf spricht die Wahrheit, Rebekka; wir wollen uns nicht weiter sträuben und wollen auch dieses Ereigniß wie eine Fügung des Himmels betrachten.

Die beiden Familien trennten sich mit der Uebereinkunft, daß Oswald auf's Schloß ziehen sollte, sobald der Steinacher Schneider ihm einige Anzüge geliefert haben würde, die ihn fähig machten, neben Bernhard am „gräflichen Hofhalte“ zu erscheinen. Er behauptete, diese Anzüge sei er im Stande sich selbst zu machen, und sie sollten ihm nur Alles geben, was er dazu brauche.

Cecilie schalt ihn einen Prahler, und Thomas ward entsendet, noch für denselben Abend den Schneider in's Kutscherhaus zu bestellen.

---

### Fünfzehntes Kapitel.

Weshalb Gräfin Cecilie darauf bestand, ihrem Sohne Bernhard einen Vern- und Spielkameraden zu geben?

Der Gründe dafür wären mancherlei, sehr einfache, naheliegende, von jeder guten Mutter gebilligte zu nen-

nen, und es mag auch hier ein jeder derselben mitgewirkt haben. Doch wir dürfen es nicht verschweigen, neben diesen harmlosen, löblichen Ursachen waltete vorherrschend eine, welche leider nicht mehr harmlos genannt werden darf, und die wir näher zu betrachten uns veranlaßt sehen.

Vor einem Jahre etwa war Graf Bernhard dem jungen Herrn Hein als Zögling übergeben worden. Graf Polykarp hatte beim ersten Auftreten desselben im Schlosse seiner Gemahlin erklärt, daß sie in diesem Hauslehrer den unumschränkten Gebieter ihres Sohnes sehen möge, den Er mit ausgedehntester Vollmacht begabt und sich neben diesem Fremden eigener Vaterrechte so gut wie entäußert habe. Ich kenne keinen Mittelweg, hatte der Graf damals gegen seine bangerstaunte Gemahlin geäußert, entweder man ist unfähig, einem lehrenden Erzieher unbegrenztes Vertrauen zu gönnen, dann nehme man ihn nicht! Oder man fühlt sich geneigt, an die Empfehlungen und Bürgschaften, die er mitbringt, und folglich an ihn selbst zu glauben, — dann lasse man dem Menschen auch freie Hand. Bisher haben wir Beide geredet, haben um die Wette erziehen wollen und waren nur allzuhäufig verschiedener Meinung. Das hat nicht gut gethan. Wären wir gar unsererer Drei, würd' es noch schlimmer gehen, denn Zwei würden gewöhnlich Partei gegen den Dritten machen. Folglich überlassen wir es Einem allein; Demjenigen, der diese ernste Pflicht auf sich nahm. Wir wollen uns damit begnügen, ihm dieselbe zu erleichtern.

So hatte der Graf vor einem Jahre geredet und seitdem diesen Grundsätzen gemäß gehandelt.

Die Gräfin dagegen hatte Nichts unterlassen, dem jungen Manne die schwierige Stellung zu erschweren. Sie zeigte sich feindselig gegen ihn, und im Schlosse galt die Ansicht: „der Graf hält den Hauslehrer; doch nur mit Mühe, denn die Gräfin haßt ihn, weil er so streng gegen ihren Bernhard ist.“

Dies war schon anfänglich der Fall gewesen. Die ersten Strafen, die der Machtspruch eines ihr durch eheherrlichen Machtspruch aufgezwungenen Hausgenossen über den kleinen Liebling verhängte, stempelte ihn in der Gräfin Meinung zum pöbelhaften, rohen, bildungslosen Studenten, der „Nichts gelernt habe, als sein Bißchen dumme Gelehrsamkeit,“ von feineren Sitten, von zarteren Rücksichten für eine zarte, vornehme Dame Nichts wisse.

Dazu kam noch unglücklicher Weise, daß Herr Hein entschiedener Anhänger einer politischen Richtung war, welche von der Regierung seit länger als zehn Jahren eifrigst verfolgt und möglichst unterdrückt wurde. War er auch für seine Person noch nicht in Untersuchungen wegen „demagogischer Umtriebe“ verwickelt gewesen, mußte dies günstigen Gegenwirkungen mehr, als seiner eigenen Zurückhaltung und Behutsamkeit zugeschrieben werden. Er machte kein Geheimniß von seinen Ansichten über Staat und Leben, nannte Manchen Freund und Bruder, welcher langwieriger Kerkerhast nur durch die Flucht entwichen, und hatte sogar dem Grafen bei

ihrem ersten Gespräche nicht verhehlen wollen, daß er ein Feind aller adeligen Institutionen sei.

Das ist mir höchst gleichgültig, hatte der Graf erwidert, wenn Sie nur ein guter Lehrer und Erzieher sind.

Sobald Cecilie sich über ihn beschwerte und in ihre Anklagen wegen Bernhard's Sklaverei Anklagen wider Hein's politische Gesinnungen mischte, wodurch der Lehrer den Schüler „vergiften“ werde, dann erwiderte Polykarp in seiner wahrhaft aristokratischen Zuversicht und Seelenruhe: wähne nicht dergleichen, meine Theure. Je zeitiger Bernhard dies revolutionaire Gewäsch verdauen lernt, desto besser ist es. Ja auch dann, wenn es Herrn Hein gelingen sollte, den jungen Grafen für seine Humanitätsschwärmereien zu gewinnen, hab' ich gar Nichts dagegen. Denn dies könnte nur dazu beitragen, unsern Sohn bescheiden und freundlich vor den Leuten erscheinen zu lassen, ihm Wohlwollen und Mitleid für Unglückliche und Arme einzusößen. Solche sanfte Empfindungen mögen ihn dann wie ein Kindertraum durch's Leben begleiten. Was er sonst seinem Range und meinem Namen schuldig ist, lernt er schon begreifen, wenn er selbstständig wird. Und daß er nicht überschnappt in liberalen Schwindeleien, dafür bürgt mir der Besitz, den ich ihm hinterlasse. Herr Hein bleibt! Und Du, meine Theuerste, richte Dich mit ihm ein tant bien que mal. Mein Wille in diesem Punkte ist unbeugsam. Der Wechsel der Erzieher ist der Verderb der Zöglinge. Wie gesagt: unbeugsam!

Daß er es in allen wichtigen Angelegenheiten sei, wußte die Gräfin nur zu wohl — schon seit den letzten Tagen der Flitterwochen. Sie hatte oft darüber geweint, oft über Kälte und Lieblosigkeit gejammert, dadurch das Uebel nur vermehrt, den Rückzug des Grafen nur beschleuniget und sich endlich mit ihren Gemüths-Bedürfnissen in die Kinderstube geflüchtet, um das vollste Maß derselben auf den einzigen Sohn auszugießen. Nun war ihr durch eines Dritten Dazwischenkunft auch dies Labfal ungestörten Ergusses entzogen; — was Wunder, wenn sie Herrn Hein haßte, als ob er „Freund Hain“ wäre? Sie nannte oder schrieb ihn auch gewöhnlich: „Feind Hain,“ in larmoyanten Briefen an eine Pensionsfreundin.

Des jungen Feindes Aeußerung bei der letzten Mittagstafel, daß ein Genosse für Bernhard wünschenswerth sei, war nicht die erste in dieser Art. Aber sie wurde zur entscheidenden, weil zum ersten Male eine Möglichkeit, ihr Folge zu geben, nahe lag. Erstens, meinte die zärtliche Mutter, müsse es den Feind rühren und mit Dankbarkeit erfüllen, wenn man seine Vorschläge willig ausführe; zweitens hielt sie sich überzeugt, ihr Bernhard werde, wie er alle Kinder an Geist und Liebenswürdigkeit überrage, auch den Tischlersohn ausstechen. Und die Vergleiche, die der Lehrer zwischen Beiden anstelle, würden ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß er dem jungen Grafen bisher Unrecht gethan, daß es um Steinachisches Blut in den Adern eines Knaben doch etwas

Anderes sei, als um Erhartisches; mochte sie letzteres auch im Kutscherhause für ein gutes, getreues selbst erklärt haben, Bernhard konnte ja dabei nur gewinnen. Auch Oswald's Beruf zur Schneiderei, den sie erstaunt gepriesen, mußte den Jungen neben ihres Sohnes adeligen Spielereien nothwendig erniedrigen. Herr Hein mußte einsehen, was „hochgeboren,“ was „niedriggeboren“ sei!

Der arme Oswald! Seine Eltern hofften, die Gräfin beabsichtige, ihn wie einen aufgefundenen Edelstein seinen bisherigen ärmlichen Umgebungen zu entrücken, damit er in goldener Fassung prange. Unterdessen sollte er nur als Folie dienen, damit der ächte Brillant desto schöner glänze!

Wie sie sich irrten, Erhart und Rebekka.

Doch Gräfin Cecilie war noch tiefer im Irrthum befangen. Denn sie vergaß eine Hauptsache: des Lehrers Adelshaß, dem dieser Zuwachs reiche Nahrung verhieß. Wenn dem glühenden Demokraten unter zwei Zöglingen die Wahl blieb, von denen Einer der Sohn seiner gräflichen „Herrschaft,“ der Andere Sohn armer Bürgerleute hieß, konnte denn ein Zweifel Statt finden, welchem von Beiden sein Herz den Vorzug geben werde?

Graf Polykarp täuschte sich darüber nicht und sah die Folgen im Voraus. Doch gerade deshalb, ja nur deshalb allein bezwang er seinen inneren Widerwillen gegen dieses „unpassende Wagestück.“ Nur deshalb gab er seine Zustimmung. Je absichtlicher, dachte er, dieser enragirte Gegner meines Standes den Tischlerjungen

begünstiget, je strenger ihn das gegen Bernhard macht, desto mehr wird mein Sohn sich zusammennehmen, desto früher wird sein edler Stolz geweckt, der unmöglich erdulden kann, hinter einem aus Erbarmen aufgenommenen Bürgerkinde zurückzubleiben. Das will ich ihm begreiflich zu machen suchen, und das sei die einzige Einmischung, der einzige Eingriff, den ich mir in des Hauslehrers pädagogische Vorkehrungen erlaube.

Solch' ein Gemisch grauer und düsterer Wolken umzog die Sonne des Tages, an welchem Oswald Erhart, unser Held, zuerst die Stufen des gräßlichen Schlosses Steinach erkletterte.

Seine Mutter hatte ihn mit Thränen gebadet bei'm Abschiede; — als wenn er nach dem Pfefferlande reisete, sprach Erhart.

August, der im Grunde nicht traurig war über eine Trennung, die ihm nur Vortheile bringen konnte, bemühte sich, einige wenige Tropfen aus den Augen zu drücken, und Beate war getheilt zwischen schwesterlicher — und anderer Treue. O, wie zeitig fangen die Mädchen an Weiber zu sein!

Thomas, der Oswalden abholte, bemühte sich, der weinenden Mutter die Sachen im höchsten Glanze darzustellen. — Dem Vater flüsterte der wackere Gönner ehrlich zu: wenn's nur Bestand hält!

Geht's nicht, so bringen Sie ihn halt zurück, lieber Herr Haushofmeister, sagte Erhart, der jetzt, getröstet durch eine kummerlose Zukunft und reichliche Arbeit, die-

selbe Welt, die ihn noch vor wenig Monaten ein Jammerthal bedünkte, für einen lachenden Garten ansah.

Oswald blieb bis zum Augenblicke des letzten Abschiedes gleichgültig, auch bei den wehmüthigsten Anrufungen von Seiten der Mutter. Erhart sah sich genöthigt, die gekränkte Rebekka, die ihren Sohn lieblos schalt, zu erinnern, daß bei solchen Kindern die Aussicht auf Wechsel und Neuigkeiten vorherrsche, und Gefühle, wie sie begehre, in so frühem Alter noch nicht ausgebildet sein könnten.

Hätten Beide den Knaben gesehen, nachdem er das Kutscherhaus verlassen, Franz würde anderer Meinung über ihn geworden, Rebekka würde in Thränen zerfließen, — aber selig gewesen sein!

Thomas hatte den schmalen Fußsteig längs der rechten Seite der Kirchhofsmauer eingeschlagen, anstatt links durch die Fahrgasse zu gehen. Er wünschte, daß sein Schützling nicht durch unnöthige Fragen und Bemerkungen aus dem Munde Steinacherischer Gevatterinnen um seine unbefangene Munterkeit gebracht werde. Denn auch der Kammerdiener hegte die Meinung, Oswald scheide mit leichtem Sinne von den Seinigen, laufe voll kindischer Zuversicht dem ersehnten Glanze des Schlosses entgegen.

Kaum befanden sie sich zwischen der Kirchhofsmauer und der Hinterwand von des Pastors Scheuer, wo nur ein enger Durchgang für höchstens zwei Personen und eine Begegnung selten, — da stürzte sich Oswald im



Ausbruch lange verhaltenen Schmerzes auf seinen Führer und packte diesen gewaltig an, daß Thomas laut aufschrie: wirst Du toll, Junge? Was widersfährt Dir?

Doch er mußte gar viele Fragen vergeblich stellen, bis er endlich aus dem Geschluchz und dem krampfhaften Zittern herausfragte: Ach, meine Eltern!

Jetzt, auf einmal, mein Söhnchen? Du warst ja bis jetzt ganz ruhig und guter Dinge? Niemand würde Dich gezwungen haben, hättest Du Furcht bezeigt. Warum hast Du denn nicht gesagt, daß Du bei den Deinen bleiben willst?

Ich muß ja fort, antwortete der Kleine, sich langsam fassend, weil die Eltern arm sind und ich soll lernen mit dem Grafen Bernhard. Ich will ja auch. Nur ein Bißchen lass' mich noch weinen, guter Herr Thomas; bitte, noch ein Bißchen. Auf dem Schlosse darf ich nicht, die thäten mich auslachen. Und Du mußt auch nicht plaudern, daß ich geheult habe, sonst sprechen sie wieder, ich bin kein Mann. Aber ich bin doch einer, gewiß, lieber Herr Thomastus, und gleich hör' ich auf. Erlaub' nur, daß mich der Bock noch ein paar Mal stößt. Hier steht's ja Keiner, goldenster Herr Haushofmeister!

Thomas, dessen Rührung mit Eachen kämpfte, streichelte den hübschen Eockenkopf, redete ihm freundlich zu: wie kommst Du denn darauf, daß sie Dich für unmännlich halten? Du bist ja doch ein Knabe und berühmt wegen Deiner Stärke in so zartem Alter?

Um der Schneiderei Willen, weil ich immer hab' ge-

näht. Ich will's aber nicht mehr thun. Hab' auch meinen Hanns nicht mitgenommen und keine Nadel nicht im Aermel. Siehst Du? Ich will ja fleißig lernen, daß ich Alles lerne wie der Graf. Gewiß, Du kannst mir's glauben. Und bis ich nicht Alles weiß, will ich keinen Stich machen, daß der Vater Freude an mir hat, — und auch die Mutter.

Solch' ein tüchtiger Bursch bist Du, mein Dswäldchen? Das ist löblich, und dafür sollst Du belohnt werden, laß' nur mich sorgen. Nichts soll Dir fehlen auf dem Schlosse und Deinen Eltern im Kutscherhause auch nicht, so lange der Thomas da ist. Deine Betrübniß gereicht Dir zur Ehre, und ich freue mich darüber; denn ich meinte gar nicht, daß Du so innig an den Deinen hängst. Du nahmst so leicht Abschied?

Es ist mir erst so traurig gekommen, wie wir hinter die schwarze Mauer gingen. Nu bin ich schon wieder gut. Stößt der garstige Bock nicht mehr?

Einen Kuck, oder ein Paar wird er mir vielleicht noch thun. Weinen thu' ich nicht mehr. Wir können weiter, Herr Haushofmeister.

Sie verließen die dunkle Stelle, bogen in ein Seitengäßchen, gelangten in die lange Gasse, dann durch's Thor in's Freie und erreichten sogleich die breite Landstraße, die sie bis an die gräßliche Wegmauth und von dieser rechts ab nach der Allee führte, die Dswald noch nicht betreten, und an deren Ausgang er das von Gärten

umgebene, stattliche Schloß erblickte, welches er mit einem Ausruf der Bewunderung begrüßte.

Er ließ des Führers Hand los: Dort soll ich wohnen? und eilte furchtlos dem stolzen Grafensitze zu.

Thomas folgte bedächtig: Da wär' ich doch begierig zu erfahren, was aus diesem Kinde wird? Ob es nicht zu Etwas Großem bestimmt ist? Aber ich natürlich erleb' es nicht mehr.

**Ende des ersten Bandes.**

# Ein Schneider.

---

Roman in drei Bänden

von

Karl von Holtei.

---

Zweiter Band.

---

Zweite Auflage.

---

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.  
1858.



Bald werden meine Nerven gewisser feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich ehemals gefühlt zu haben doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen Diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weise verloren habe.

G. E. Fessing.

## Sechszehntes Kapitel.

Raum war Oswald Erhart im Steinacher Schlosse einigermaßen heimisch geworden, als Gräfin Cecilie auch schon bereuen mußte, seine Aufnahme veranlaßt zu haben. Der Lehrer neigte sich unverhohlen dem Tischlersohne zu und gab diesem vor Bernhard stets den Vorzug. Dies wurde so merklich, daß es sogar dem Grafen nicht entging, der es aber, wie wir wissen, anders auffaßte, als seine Gemahlin.

Sie klagte über Herrn Hein's Ungerechtigkeit; er fand nichts Ungerechtes darin und wiederholte nur: Bernhard soll sich Mühe geben, daß er den Andern übertreffe.

Doch das war leichter gesagt, als gethan und würde für den kleinen Bernhard, auch wenn er es ernstlich gewollt hätte, sehr schwierig gewesen sein. Denn Oswald übertraf ihn nicht allein an Fähigkeiten, sondern auch an Ausdauer, die mit jedem Tage erstarke und mit seiner körperlichen Entwicklung gleichen Schritt hielt. Derselbe Ernst, den er noch vor einem Jahre auf seines Hannswurstes Bekleidung und andere schneiderliche Spielereien verwendet, wendete sich nun auf die verschiedenartigen Lehrgegenstände. Da war keiner, worin er nicht binnen wenigen Wochen den gräßlichen Vorgänger eingeholt, binnen wenigen Monaten hinter sich zurück gelassen hätte, zu Herrn Hein's höchster Zufriedenheit. Dabei ließ er sich in seinem Betragen durchaus Nichts zu Schulden kommen, was ihm gerechte Vorwürfe hätte zuziehen können. Obgleich er weder altklug, noch vorlaut, ein natürliches Kind blieb, seinem Alter angemessen, zeigte er doch genügende Einsicht in die Verhältnisse, um auf des Lehrers Gunst niemals zu trogen; ebenso wenig, wie auf seine Körperkraft, die er gegen den jungen Grafen sogar dann nicht geltend machte, wenn dieser ihn herausforderte.

Zum Glücke war auch Bernhard ein gutmüthiger Junge, der seinem siegreichen Nebenbuhler weiter nicht zürnte, ihm die Lobeserhebungen des Lehrers gönnte und sich leicht zufrieden gab über Tadel und Strafen, deren er sich unzählige zuzog, — wosern nur im Hintergrunde eine Belustigung winkte.

Uebrigens wurden die Kinder völlig gleich gehalten

und Polykarp's Befehle in diesem Punkte genau erfüllt. Cecilie blieb bei all' ihren Mutterchwächen eine zu edle, vornehme Natur, um nur das Geringste zu veranlassen oder zu dulden, was einer kleinlichen Rache hätte ähneln können. Die Dienstboten anlangend sorgte schon Thomas dafür, daß Oswald keine Ungebühr erlebe.

Nur Eins hatte das Gräslein voraus gegen des Tischlers Kind: sein Reitpferdchen. Darauf hielt der Graf. Seine Begriffe von Ritterlichkeit gestatteten sehr wohl, daß in den Lehrstunden der fleißige Schüler dem nachlässigen als nachahmungswerthes Beispiel aufgestellt werde, ohne Rücksicht auf Geburt und Herkunft. Aber dem Erben seines Namens und seiner Güter durfte die Gelegenheit nicht fehlen, ein „firmer Reiter“ zu werden. Der tägliche Spazierritt an der Seite eines alten, erprobten Reitknechtes mußte erfolgen, auch bei schlechter Lektion. Das war die einzige Sache, in die Herrn Hein's Veto nicht reichte.

Oswalden gleichfalls beritten zu machen, gelang dem Fürwort des Lehrers nie. Und darin bestand der einzige Unterschied, der Erhart's Sohn vom Sohne des Hauses absonderte; vielleicht um so bedeutender, weil es der einzige war.

Im Allgemeinen und vor den Leuten ging Alles leiblich. Graf Polykarp bekümmerte sich wenig oder gar nicht um den Gemüthszustand seiner Gemahlin. Er lebte in seiner ausgedehnten Landwirthschaft, auf der Jagd, bei verschiedenen Nachbarn, die eben nur in Ermangelung näherer Nachbarschaft so hießen, die aber



meilenweit vom Schlosse wohnten. Vielleicht hatte das Gerücht so unrecht nicht, wenn es zischelte, daß einige dieser entfernten Nachbarinnen sich dem Blicke Cecilien's absichtlich entzögen, und daß der Graf den Umgang nicht auf die Damen auszudehnen wünsche. Ich weiß es nicht.

Der Gräfin aber war dies höchst gleichgültig. Was ihr Gemahl außer ihrem Hause trieb, berührte sie nicht mehr. Mit ihrem Herzen währte sie längst abgeschlossen zu haben, meinte nichts Anderes mehr auf Erden lieben zu können, als ihren Sohn.

Doch es soll sich Niemand solcher Dinge vermaßen, am allerwenigsten eine Cecilie.

Zur Zeit, in der wir jetzt handeln, hatte die Gräfin ihr neunundzwanzigstes Lebensjahr begonnen. Ihre Schönheit stand im Zunehmen, denn sie gehörte zu den Frauen, denen erst reisende Fülle vollen Zauber verleiht, die eigentlich ausblühen, nachdem der Mai vorüber, die Sommer und Frühling in sich vereinen. Man muß ihr zum seltenen Ruhme nachsagen, daß sie der eigenen Reize wenig geachtet. Als sie dem Grafen zur Trauung folgte, gefiel sie sich selbst nicht besonders; sie fand sich zu mager, was sie auch damals wirklich war, und was sie bei ihrer hohen Gestalt, bei ihren edlen, doch langen Gesichtszügen nicht gut kleidete. Später, als sie nach ihrer einzigen Niederkunft sich wohler fühlte, behaglicher, nach und nach voller wurde, da lebte sie nur ihrem Kinde und merkte wahrlich kaum auf sich. Wie sie dann, nach treuester Uebung aller Mutterpflichten, aus der Kinderstube wieder

in's Leben treten wollte, hatte Polykarp sich schon von ihr gewendet, ging seinen Zerstreuungen nach, und es war Niemand zugegen, der ihr in der Sprache der Galanterie gesagt hätte, welche Veränderung an ihr geschehen. Ihren Spiegel befragte sie selten; ja, was er ihr unaufgefordert verkündete, machte wenig Wirkung auf sie. Sie fühlte sich vom Vater ihres Sohnes geschieden, und wie gesagt, sie wähnte, mit ihrem Herzen abgeschlossen zu haben. Für wen sollte ich schön sein wollen? fragte sie sich bisweilen; meinem Bernhard gefall' ich, wenn ich noch so häßlich wäre. Und für wen sonst? Bei mancher Frau in ähnlicher Lage nimmt solche entsagende Selbsttäuschung ein gesegnetes Ende. Sie blüht in frohem Ernste fort und fort bis in's höchste Alter, und sind nur erst die verhängnißvollen „Dreißig“ vorüber, nennt sie sich schon vor der Zeit gern und lächelnd eine alte Frau, bis sie es wirklich wird. Solche Frauen sind es dann, die einen heiligen Frieden um sich her verbreiten, die Jedem, der ihrem Heiligthume nahen darf, Alt wie Jung, reine Achtung einflößen, und deren Söhne meines Erachtens zu den aus Tausenden Bevorzugten, zu den beneidenswerthesten Sterblichen gehören. Wer eine solche Mutter sein nennt und durch ihre Liebe veredelt zu ihr hinaufschauen darf, der hat den Himmel auf Erden, dem kann das Gemeine nur dann nahen, wenn er sich undankbar von ihr abgewendet.

Willig würden wir von Gräfin Cecilie dasselbe berichten und ungleich lieber die Feder führen, wenn uns dies gestattet wäre. Doch der Lauf der wahren Begebenheiten

zwingt uns, eine andere Bahn einzuschlagen, indem wir der ihrigen folgen. Und diese führt leider in's Verderben.

Sie selbst hatte verschuldet, an Oswald verschuldet, was ihr nun drohete. Während sie das Kind armer und geringer Leute, trotz des Antheils, den seine günstige Begabung ihr einflößte, seinen Eltern abschwagte, mit der versteckten Absicht, es ihrem Sohne gleichsam als Opfer zu schlachten, damit es, wie ein Sündenbock, des Lehrers Groll auf sich lade und von Bernhard abwende, schmiedete sie sich in unüberlegter Selbsttäuschung eine glühende Kette neuer Qualen, die ihr Mutterherz immer tiefer verwundete. Wie Oswald in Hein's liebevoller Gunst emporstieg, meinte sie ihren Bernhard sinken zu sehen. Und weil sie nicht wagen durfte, sich bei'm Grafen zu beschweren über ein Mißverhältniß, welches ihre eigenen, dringenden Bitten herbeigeführt; weil sie Niemand wußte, dem sie ihr Leiden anvertrauen konnte, gab sie sich stummer, aufreibender Verzweiflung hin.

In einem dieser Anfälle geschah es, daß ihr Kammermädchen, ein stumpfnasiges, albernes, verliebtes Ding, schon lange darauf brennend, ein Stückchen von einer Vertrauten vorzustellen, sich voll Bedauern einmischte und ihren Abscheu aussprach gegen das Ungeheuer, den Hauslehrer, welcher so feck sei, dem jungen Grafen Stubenarrest zu geben, während der Tischlerbengel groß und breit im Garten spaziere. Und als diese Kunde den Unmuth der Gräfin zu lauten Klagen antrieb, ging das schnippische Mädchen in seinem Geschwätz weiter:

Gräßliche Gnaden, sprach sie, sollten der Geschichte doch ein Ende machen und sie nicht länger dulden.

Cecilie, welche bisher mit richtigem Zartgefühl die Grenzen beobachtet hatte, die zwischen einer sanften, milden Herrin und zwischen einer vorlauten Zofe bestehen sollen, ließ sich vom Augenblicke verleiten, auf diese Aeußerung einzugehen, und erwiederte, freilich mehr mit sich selbst, als mit Victorine redend: was kann ich dabei thun? Herr Hein ist ja Herr im Hause durch den Willen und Befehl des Grafen?

Jetzt befand sich die Kammerkage in ihrem Element, und wie ein Kal, der vom Trocknen endlich wieder in's Naße gelangt, schnalzte sie vor Behagen und ließ ihrer Zunge freien Lauf: Das weiß ich wohl, und wir ärgern uns Alle darüber im ganzen Schlosse und sind borstig genug, daß wir's nicht ändern können. Es möchte auch ein Jedes für seine Seele gern dem gestrengen Herrn Schulmeister einen Stein in den Weg schieben, daß er darüber stolperte, aber mit dem Menschen ist ja Nichts anzufangen. Er läßt sich zu Nichts verleiten, knüpft kein Gespräch an, geht auf keine Unterhaltung ein, versteht keinen Wink, steckt in seinen Büchern, redet nur mit den Kindern, mit uns Andern bloß das Nothwendigste. Was hab' ich mir schon für Mühe gegeben, ihm beizukommen! — Nichts da! Wir sind ihm zu gering. Er giebt's verzweifelt vornehm. Aber dabei ist er doch ein junger Mann, und hübsch ist er auch; ganz apart; das muß man ihm lassen. Mag er sich schon so steinern

anstellen, wie er will, mit sechsundzwanzig Jahren ist man doch nicht von Stein. Wenn's gräßliche Gnaden mit dem Menschen versuchten? Sich herabließen, ihm manchmal ein freundliches Wort zu gönnen?

Bin ich nicht von der zuvorkommendsten Freundlichkeit für ihn, Victorine?

Gräßliche Gnaden verstehen mich nicht. Ich meine das anders. Wenn Sie . . . ich weiß mich nicht recht auszudrücken, . . . aber ich denke, wär' ich eine Gräfin und so schön wie Euer Gnaden und trüge eine Nase aus Rom in meinem Gesicht statt dieser kleinen Steinacher Kartoffel, . . . ich wollte den jungen Mann binnen acht Tagen so klein kriegen, daß ich ihn zum Fußschämel gebrauchen könnte. Und Graf Bernhard müßte ein für allemal bessere Censuren aufzuweisen haben als der Tischlerlummel. Es ist ja Nichts leichter . . . . .

Hier unterbrach Cecilie die unverschämte Schwägerin durch einen drohenden Blick, der zwar nur matt, durch Schleier des Trübsinns verhüllt, aber noch wirksam genug war, Demoiselle Victorine plötzlich verstummen und den Rückzug antreten zu lassen. Die Gräfin hatte nur zu gut verstanden, welch' gefährlicher Sinn hinter diesem scheinbar leeren Geplauder sich versteckte. Ach, daß sie sich's eingestehen mußte: das Mädchen wäre nie so kühn gewesen, in diesem Tone mit der Gebieterin zu reden, hätten die Lippen nicht ein Vorgefühl geöffnet, daß unter Cecilien's Haß gegen den strengen Lehrer noch etwas Anderes schlumm're, daß die Mutter schon in inneren Zwiespalt gerathen sei mit dem Weibe.

Wer sieht so scharf? Wer sonst, als die Eifersucht, der Neid!

Victorine, zum Märrischwerden, wenn sie dessen noch bedurft hätte, verliebt in Herrn Hein, und von ihm zurückgewiesen mit dem kalten Ernste eines kurz angebundenen Verächters jeder entgegengetragenen Weibergunst, suchte die Ursach solcher Zurückweisung nicht in seiner Gleichgültigkeit gegen einen flüchtigen Liebeshandel, glaubte sie nur in einer andern, höherstrebenden Neigung zu finden. Deshalb legte sie sich auf die Lauer, behorchte jeden Seufzer, bewachte jeden Blick, erwog des Grafen Benehmen, der Gräfin Verlassenheit und blieb endlich bei der Ueberzeugung stehen: Wenn die Gnädige den Lehrer noch nicht liebt, und er sie nicht, so können sie unmöglich weit davon sein. Mich mag er gewiß nicht; folglich thu' ich am besten, wenn ich ihnen Vorschub leiste und mich unentbehrlich mache, damit ich doch Etwas von ihm habe.

Philosophie eines Kammermädchens, in Steinach geboren! Moral einer ehemaligen Puzmacherin aus der großen Stadt! Praktische Lebensweisheit der Antichambre!

Dafür hat Cecilien's edler Sinn es erkannt; hat sich dabei aber nicht ableugnen dürfen, daß die frühere Selbstansprache: für wen sollte ich schön sein wollen? seit geraumer Zeit nicht mehr so unverfänglich, wie sonst gestellt werde. Victorine in ihrer Albernheit hat wahr geredet; jedes Wort war ein Stich für die Gräfin. Denn die Mutter, die zärtliche und so gern verzärtelnde

Mutter, die nicht länger zu ertragen vermag, daß ihr Herzblatt, ihr Bernhard, der Willkür eines hämischen Gegners verfalle, eines „Verleugner's nothwendiger Unterschiede im Leben,“ — „eines einseitigen Gelehrten,“ — „eines modernen Kobespierre,“ — hat in ihrer Hilfslosigkeit das schöne Weib zu Hilfe gerufen, damit dieses durch seine weichen Reize den harten Schulmann erweiche. Weil dies aber mißlungen, weil der Adelsfeind unbeweglich geblieben, weil er auf mancherlei Koketterieen immer nur durch entschiedenerere Parteinahme für Oswald, durch unerbittlichere Strenge gegen Bernhard geantwortet, so ist endlich das Weib wider die Mutter auffäßig geworden und kämpft nun für seine eigenen Rechte und Ansprüche, indem es fragt: sollte dieser in Stahl gewappnete Feind durchaus nicht zu entwaffnen sein?

Freilich kann bis jetzt eine Dame wie Cecilie nur in allen Ehren so fragen. Wenn sie den Feind zu ihren Füßen sehn möchte, so ist es für's Erste nur, um ihn erbarmungslos liegen und verschmachten zu lassen, um sich und Bernhard zu rächen an ihm für alle Leiden, die er ihnen zufügte, seitdem er im Schlosse waltet. —

In so fern hat Victorine ziemlich richtig gesehen.

Doch wie reimt sich mit Hein's unnahbarer Kälte und Unbeweglichkeit des lüsternten Mädchens Ausspruch: „daß es nur von der Gräfin abhänge, Jenen um den Finger zu wickeln!“ Worauf gründet sie ihre Behauptung, und was hat sie gesehen, das Cecilien entging, was sie aber berechtigt, Schlüsse zu machen und Vermuthungen auszusprechen, wie sie ihrer Herrin vorgelegt? Hat

vielleicht der Sohn des Volkes, — denn nichts Anderes ist der durch eisernen Fleiß emporgedrungene junge Gelehrte, — der in seinem stolzen Hasse wie in einem undurchdringlichen Harnisch der Gräfin entgegenstand, geringere Vorsicht beobachtet gegen eine Tochter des Volkes, gegen seines Gleichen? Und ist es dem Kammermädchen gelungen, durch irgend eine Fuge seines Panzers, durch irgend eine Oeffnung des geschlossenen Bisters ihre Augen ihm in Augen und Herz hinein zu bohren, wo sie dann geheim gehaltene Gluth entdeckte, die — ach, nicht ihr galt, die folglich — der Gräfin gelten mußte?

Genug, sie hatte geredet, war allerdings zum Schweigen verwiesen und im Groll entlassen worden. Doch der empfindlichste Nerv in Cecilien's Busen zitterte von dieser frechen Berührung. Kein Nachtwort tugendsamen Hochmuthes vermag ihn mehr zu beschwichtigen. Die Gräfin weicht; das Weib tritt in die Rechte seiner eingeborenen Natur.

Von dieser Stunde schreibt sich eine andere Wendung des alten Krieges zwischen Hein und Cecilie. Sie gebraucht schärfere Waffen, führt diese mit voreiliger Hestigkeit, legt offenkundige Feindschaft an den Tag, vergißt sich selbst in ihrer Stellung und überschreitet immer unbesonnener die bisher inne gehaltenen Grenzen, je ungeduldiger des Widersachers höflicher Hohn sie macht.

Das ganze Schloß geräth in Aufruhr darüber. Sogar den Kindern entgeht es nicht, daß „Mutter und Lehrer böse auf einander sind!“ Thomas theilt in ängstlicher Treue dem Grafen seine Besorgnisse mit. Dieser,



mehr als je außer dem Hause in Anspruch genommen, begnügt sich, seiner Gemahlin zu eröffnen: wenn Du so fortfährst, meine Theure, müssen die Leute glauben, Du zürnest unserm Lehrer, weil er Dir eine Liebeserklärung zu machen sich unterstanden, — oder gar, weil er sich's noch nicht unterstanden habe. Ich natürlich glaube Nichts dergleichen, doch muß ich Dich bitten, Dich zu mäßigen, denn ich bin außerordentlich zufrieden mit ihm und würde in Verzweiflung sein, wenn Du ihn verschlechtetest. Bernhard macht schöne Fortschritte. Herr Hein ist ein vortrefflicher Instruktor, die Aemulation mit Oswald, die Du herbeiführtest, wirkt Wunder. Verdirb uns das nicht, und beherrsche Deine vorgefaßten Meinungen!

Daß eine solche Anrede Nichts besserte, daß sie nur Del in's Feuer goß, begreift jede Leserin. Auch die Leser werden zugestehen, Graf Polkarp sei nicht der Mann gewesen, Cecilien vom Abgrunde zu retten. Vielleicht hätte Hein's trozige Zurückhaltung, die nun schon in bäurische Grobheit überging, was sich mit gewissen glatten Formen wohl verträgt, — vielleicht hätte der Gräfin guter Engel es gethan, der sie stündlich mahnte, umzukehren und mit der Gefahr nicht länger zu spielen, — wäre nicht ein schwarzer Dämon erschienen in Gestalt ansteckender Krankheit. Das Scharlachfieber fand sich in Steinach ein und forderte viele Opfer aus der Kinderwelt. Knaben in Bernhard's Alter unterlagen am häufigsten. Die Angst der Gräfin steigerte sich bis zum Wahnsinn, und als Oswald nur ein wenig über Hals-

welch klagte, mußte ihn Thomas ohne Aufschub zu seinen Eltern bringen, wo er sich denn auch bald einlegte, und wo Beate sammt August ihm folgten, so daß Rebekka schwere Zeit hatte und Meister Erhart nur mit Mühe den Kopf oben hielt.

Schon triumphirte Cecilie, daß ihre Entschiedenheit den jungen Grafen, der mit sämmtlichen Schloßbewohnern von allem menschlichen Verkehr abgesperret blieb, geschützt habe; da ergriff es auch diesen, und mit heimtückischer Gewalt, welche gerechte Besorgniß erweckte.

Der Graf hielt sich dem Krankenzimmer fern. Auch die Dienstboten, Demoiselle Victorine obenan, zogen sich zurück, so weit sie konnten; denn man hat ja Beispiele, daß auch Erwachsene dieser Kinderkrankheit anheimfallen.

Hein, der treue Lehrer, in dessen Wörterbuch das Wörtlein „Furcht“ überhaupt zu mangeln schien, ließ sich's nicht nehmen, mehr als seine Pflicht zu thun. Er machte sich zum unermüdlchen Krankenwärter. Und hier, am Lager des leidenden Knaben, begegneten sich Feind und Feindin zum ersten Mal als Menschen. Hier lernte der Gegner des Adels in der gemiedenen Gräfin die Mutter kennen, erkannte er in der schönen, hohen Dame das reine Weib. Bald wurde jede weitere Bedienung als unnütz, als störend beseitiget. Er und sie theilten sich voll sorgfältiger Hingebung in des Kindes Pflege. Sie wußten von keiner andern Gegnerschaft mehr, als in dem Bestreben, sich an Aufopferung zu überbieten. Und dadurch kamen sie sich nur näher. Denn

nach jeder durchwachten Nacht sprach Cecilien's mattes Auge zu ihm: wie hab' ich Dich erkannt! Und Hein's wehmüthiges Lächeln sagte zu ihr: welch' himmelschreiendes Unrecht hab' ich Dir gethan! Dann lebten sie den Tag mit einander hin bei feierlicher Stille eines streng gehüteten, von Niemand sonst betretenen Krankengemachs und löseten sich von Bernhard's Bette Eines das Andere ab, damit ein Stündchen nothwendigen Schlummers für die kommende Nacht stärke.

Und es kam eine Nacht, vom scheidenden Arzte durch bedenkliche Mienen verkündet, für die er nur noch gleichgültige Labungen verordnete, sich sonst auf nichts Bestimmtes einließ und ängstlich zu entschlüpfen versuchte, indem er seine Wiederkehr mit Anbruch des nächsten Morgens gelobte.

Hein begriff die Deutung dieser symbolischen Sprache; entmuthiget sank er auf den Sessel zu Füßen des Bettes und zählte des Knaben schwache Athemzüge, die er auch für die eines Sterbenden hielt. Noch wenige Stunden, hatte der Arzt im Fortgehen ihm zugeflüstert, dann wird sich's entscheiden. Quälen Sie ihn nicht unnütz mit Arzneien.

Die Mutter kniete betend. Ihr Haupt lag dicht am Haupte Bernhard's. Ihre aufgelöseten braunen Locken mischten sich mit des Kindes blonden Haaren, und vom Todeschweiße befeuchtet klebten sie zusammen.

Gegen Mitternacht sagte Hein: Gräfin, möchten wir nicht den Grafen wecken lassen?

Wozu? erwiederte Cecilie, ohne ihre Lage zu verän-

bern; helfen kann er nicht, und es würde ihm peinlich sein. Ich fürchte, mein Gemahl fürchtet sich.

Aus den letzten Worten drang ein Ton verächtlicher Gleichgültigkeit, der den Lehrer mit Weh und Wonne durchrieselte. Doch ermannte er sich: aber ein Vater will seinen einzigen Sohn noch einmal sehen, wenn . . . ich halt' es für meine Schuldigkeit.

Thun Sie, was Sie für nöthig halten; ich weiche nicht von dieser Stelle.

Hein entfernte sich und kehrte nach wenigen Minuten zurück mit dem Grafen.

Sie hatten ihm Unrecht gethan. Er hatte weder geschlafen, noch seinen Geschäften oder Vergnügungen gelebt. Ungekleidet fand ihn der Lehrer; durch Thomas, der neben ihm stand, unterrichtet von Bernhard's nahem Ende. Unkenntlich fast, niedergebeugt, entstellt — der hohe Mann.

Ist er todt? rief der Vater dem ernstesten Boten entgegen, so hohl, so schauerlich, daß diese Frage selbst schon wie die Stimme aus einer Gruft erklang.

Noch lebt er, und deshalb kam ich, Herr Graf, Sie zu fragen, ob Sie Ihren Sohn sehen wollen, bevor er eine Leiche ist?

Komm', Thomas! hatte der Graf ausgerufen; und sie waren mit Hein gegangen.

Im Halbdunkel der Nachtlampe vermochte der Vater anfänglich kaum die Umrisse beider Köpfe zu sondern, die wie an einander gewachsen auf dem Kissen lagen, Wange an Wange, Mund an Mund.

Die arme Gräfin, sprach Thomas.

Und ich? fragte der Graf. Und Du, Thomas? Ihr stirbt ein Sohn, mir der Erbe unseres Namens! Dir stirbt Dein Herr! Deiner Herrschaft einziger Sohn, dieses Geschlechtes einziger Erbe!

Dann warf er sich schluchzend an des alten Dieners Brust, und dieser Anblick gab ein erschütterndes Bild, weil er zeigte, wie furchtbar den hochfahrenden Herrn das Schicksal getroffen.

Hein fühlte Mitleid. Und da von Mitleid zu Neigung nur ein Schritt ist, erlosch — für diesen Moment wenigstens — in seiner Seele der langgehegte Haß, der dem stolzen Edelmann im Allgemeinen, dem unnahbaren Schloßtyrannen im Besonderen geglolten. Mit sanfter Stimme bat er, sie möchten sich wieder entfernen.

Thomas leistete Folge. Polykarp ließ sich ohne Widerstreben leiten.

Cecilie nahm keine Kenntniß, weder von der Gegenwart, noch von der Abwesenheit ihres Gatten. Sie blieb auf den Knien liegen, wo sie lag.

In des Lehrers Brust wogten die widerstrebendsten Empfindungen: Sehnsucht nach seinem lieben Schüler Oswald, den er zwar bei guten Eltern, doch aber mancher Entbehrung ausgesetzt glaubte, und über dessen Befinden er keine Nachricht hatte; Theilnahme für Bernhard, den er zwar weniger liebte, schon weil es der „junge Graf“ war, den er aber nun sterbend wähnte und gern gerettet hätte; — neue, ihm selbst unbegreifliche Gefühle für Cecilien, deren Schönheit ihm zwei Jahre

hindurch fern gestanden, wie etwas Unerreichbares, fast Unverständliches, und die ihm nun im Laufe von sieben Nächten so nahe gerückt war, daß er beinahe verlernte, in ihr des Grafen Gemahlin zu sehen.

Was ihn am meisten beunruhigte, war jenes dunkle, schmerzhaft Entzücken über die ausgesprochene geistige Trennung der Gattin vom Gatten, über die Gleichgültigkeit dieser zwei ehelich Verbundenen, im Gemüth von einander Geschiedenen, die der gemeinsame Schmerz am Sterbebett des einzigen Kindes nicht einmal auf eine Minute zusammenführte. Wie unausfüllbar mußte die Klust sein, welche diese Menschen schied! Und warum bebten geheimnißvolle Ahnungen durch Hein's Glieder, wenn er, stumm-lauschend auf Bernhard's Athemzüge, die Mutter betrachtete, die hingeworfen in heiße Trauer des Knaben letzte Stunden erwartete, als ob es auch ihrer üppigen Lebensfülle letzte sein sollte.

Welche Stunden, von Mitternacht bis zur Morgendämmerung!

Sie fanden einen jungen Mann, dessen fester Wille ihnen sonst wohl Stand gehalten hätte, der aber jetzt durch anstrengende Nachtwachen am Krankenlager eines ihm anvertrauten Zöglings fast selbst zum Kranken geworden, der im Fieber fortwährender Anspannung und aufregender Träume nicht mehr unumschränkter Gebieter über seine Gedanken war. Sie umschlangen ihm mit duftig betäubenden Mohnkränzen Stirn und Schläfen, sie zogen ihn lockend in matt beleuchtete Regionen der Einbildungskraft, wo sein verschwimmender

Blick nicht mehr den sterbenden Knaben fand, wo nur Cecilie auf Rosen gebettet vor ihm lag, ihre Arme nach ihm ausstreckte und ihm flehend zurief: Ich habe Niemand mehr als Dich! Verschmähe nicht die Verlassene! —

Welche Träume! Welche Stunden! —

In ihrem gefährlichen Zauber entschwand ihm die Gegenwart. Er wußte kaum noch, was der Arzt scheidend verkündigt, daß der Morgen eine kleine, kalte Leiche bescheinen werde.

Erst des Tages Lichter riefen ihm jene trübe Vorhersagung in's Gedächtniß zurück. Er suchte sich zu ermannen, beugte sich zu Bernhard herab, zitternd vor Angst, daß er die endlich in Schlummer gesunkene Mutter werde wecken müssen neben ihrem nicht mehr zu erweckenden Sohne . . . . aber Bernhard war nicht todt. Tief und ruhig hob sich seine Brust. Und nicht war es der Gräber Schlaf, der ihn beruhiget. Das schien ein Schlaf des Lebens, der Genesung, ein Schlaf ohne Angst und Stöhnen, ohne Furcht und Grauen.

Hein mußte sich Gewalt anthun, um nicht in hellem Jubel aufzuschreien. Dennoch bezwang er sich und schwieg.

Wie, wenn er sich, wenn er die Gräfin täuschte? Was verstand er vom Sterben, der Leben und Tod nur aus Büchern, der bisher kein anderes Krankenlager, als sein eigenes kannte, wenn zur Studentenzeit geistige Anstrengungen, verbunden mit körperlichen Entbehrungen, ihn überwältiget. Er bezwang sich, er schwieg, — doch er hoffte.

Wie nun aber der Arzt erschien; wie dessen in Bor-  
rath gehaltenes kummer- und antheil-volles Gesicht sich  
beim ersten Anblick des Kranken glättete, entfaltete, mit  
der Morgensonne um die Wette leuchtete; wie ein: Wun-  
derbar, bei Gott im Himmel! sich den vor Ueberraschung  
bebenden Lippen entrang; wie diese Worte den bleiernen  
Schlaf der Mutter gewaltsam löseten, daß sie auffuhr,  
starren Blickes umher schaute und das Lächeln des Arztes  
wahrnahm; wie dieser, von einem glücklichen Einfall  
ergriffen, an den sich unfehlbar das Klimpfern voller  
Börsen reihte, plötzlich ausrief: ich eile dem Grafen zu  
melden, daß ich seinen Sohn gerettet habe! wie  
Mutter und Lehrer, nachdem Jener sie verlassen, sich in  
einem Blicke begegneten — da sank Cecilie willenlos mit  
ausgestreckten Armen an des geliebten Feindes Herz, der  
auch sie umschlang, ohne zu wissen, was er that.

Der erste Ausbruch ihrer Gefühle galt Bernhard's  
Genesung.

Dank, ewigen Dank Ihnen! rief die Mutter dem  
Lehrer zu.

Hätt' er sich damit begnügt — vielleicht würden sich  
die Wogen noch einmal gelegt, Herkommen und Gewohn-  
heit würden noch einmal der Gefahr einen Damm gesetzt  
haben.

Doch er flüsterte „Cecilie!“

Und diese Vertraulichkeit in ihrem schüchternen Zwei-  
fel enthielt ein vielsagendes Bekenntniß von vier kurzen  
Silben.

Sie hassen mich nicht? fragte die Gräfin.



Seine Antwort war ein Kuß, den er nicht gab, den sie nicht suchte, der empfangen ward ohne Absicht, ohne Frechheit, ohne Widerstreben, der dauerte, bis der Graf mit Thomas und dem Arzte herbeieilend die Selbstvergessenen durch seine hastigen Tritte auseinander schreckte.

Cecilien's Feind war ihr Freund geworden, die Gräfin des armen Lehrers Geliebte. Der lange, brennende Kuß fieberisch-glühender Lippen hatte ihr Geheimniß besiegelt.

Doch Bernhard, indem er zu neugeschenktem Leben die matten Augen aufschlug, hatte ihn noch gesehen, den unseligen Kuß, der einen Sohn seiner Mutter, der eine Mutter ihrem Sohne rauben soll.

---

### Siebzehntes Kapitel.

Die schwere Krankheit, die sie durchgemacht, hinterließ auf beide Knaben sehr unterschiedene Nachwirkungen. Oswald's geistige wie körperliche Entwicklung schien dadurch gefördert: größer, stärker, gewandter, anstelliger, lernbegieriger fand er sich auf dem Schlosse wieder ein. Bernhard dagegen siechte fortdauernd, auch als der Arzt ihn für genesen erklärte. Mancherlei kleine Leiden und Schmerzen mahnten von Zeit zu Zeit an die kaum beseitigte Gefahr, und sein Gedächtniß wollte durchaus nicht mehr genügen, für Alles, was in's Gebiet des Wissens gehört. In den Lehrstunden sowohl durch Aufmerksamkeit

und rasches Begreifen, wie bei den Aufgaben durch Fleiß und Ausdauer stündlich von seinem Kameraden übertroffen, zeigte sich das junge Herrlein jetzt verdrossen und neidisch, wo früher niemals eine Andeutung hochmüthigen Grolles stattgefunden.

Auch in dem Verhalten des Grafen Polykarp war eine merkliche Veränderung vorgegangen. Weit entfernt, wie früher, in der Anklage wider seinen Sohn Herrn Hein zu unterstützen und Letzterem unbedingt Recht zu geben, fing er jetzt an, für den Angeklagten aufzutreten, seine Säumnisse und Unarten zu entschuldigen. Er sprach sich sogar dahin aus, man müsse auch nicht zu viel von einem jungen Cavalier verlangen, man dürfe mit dem Unterricht auch nicht zu heftig auf einen erst Genesenden eindringen. Es war, wie wenn die Minute, die er am Lager des bereits Aufgegebenen zugebracht, ihn erst recht mit jener älterlichen Liebe erfüllt habe, die leider so selten ohne schädliche Nachgiebigkeit bleibt.

Dagegen machte Cecilien's oft gescholtene Mutterzärtlichkeit einer festeren Haltung Platz. Sie stellte sich weder des Lehrers Anforderungen mehr entgegen, noch vertheidigte sie ihren Bernhard, wenn er sich Hein's Tadel zugezogen.

Diese Umwandlung war zu deutlich, um den Blicken der Hausgenossenschaft zu entgehen. Jeder legte sie nach seinem Sinne aus, und Victorine, die sich in ihrer Erwartung einer einträglichen Vertrautenstelle noch nicht befriedigt sah, trug nicht wenig dazu bei, durch hingeworfene Aeußerungen dem Urtheil der Dienerschaft über

die Herrin vorgreifend, eine verdächtigende Richtung zu geben.

Durch den Alles wahrnehmenden Thomas gelangten ihre Klatschereien auch bis an den Grafen, dem es im Grunde wohl gleichgültig war, ob Bernhard's Lehrer mit Cecilien eine Liebelei versuche, der aber nicht dulden wollte, daß sein Sohn irgendwie darunter leide. Dadurch mußte die Spannung immer fühlbarer, immer gefährlicher werden.

Der Einzige, den sie nicht berührte, blieb unser Oswald. Dieser schloß sich nur inniger an seinen Lehrer, welcher ihm diese kindliche Abhänglichkeit mit Zinsen vergalt. Der prächtige Junge labte sich zugleich an Cecilien's Gunst, deren er vor der Krankheit sich wenig rühmen dürfen, die jetzt über ihn kam wie himmlischer Segen. Oft fragte er: lieber Herr Hein, wie ist denn die Frau Gräfin gar so gut zu mir geworden? Sie streichelt mich oft und sieht mich fast so freundlich an, wie den Grafen Bernhard?

Das wisse er nicht, erwiederte Hein.

Ach, er wußt' es wohl. Und er hielt sich mit jeder Faser seines Herzens an den beglückenden Glauben, daß er die Mittelperson sei, durch welche sein holder Schüler mit der Vielgeliebten in wohlthätiger Sympathie stehe. War doch dieses Zeichen seines Glückes das einzige, sichtbare; war doch Ceciliens Güte für Oswald das einzige Pfand der Erinnerung an jene erste und letzte Vertraulichkeit! Denn die Gräfin hatte sich und ihre Würde wiedergefunden, ehe des Grafen Eintritt sie überraschte, und

seitdem war kein Wort mehr gewechselt worden zwischen ihr und Hein ohne Zeugen. Sie schien den Moment der Schwäche, der Hingebung vergessen zu haben, oder vielmehr seiner nur in so fern zu gedenken, als nöthig war, einen zweiten zu vermeiden.

Wer ihm jedoch ein ebenso treues Gedächtniß bewahrte, als nur der liebende Lehrer, das war — wenn auch in entgegengesetztem, feindlichem Sinne — der gräßliche Schüler. Was dieser, vom Tode zum Leben erwachend, gesehen, ohne es in vollster Bedeutung zu begreifen, hatte sich anfänglich unter den allgemeinen freudigen Kundgebungen des ganzen Schlosses für ihn verloren, und nur ein dumpfer Traum blieb ihm davon, daß er die Mutter, die Gräfin, mit dem Lehrer Hein in eine Umarmung, in einen Kuß verschlungen erblickt habe! Er wußte nicht, was er mit dieser unklaren Vision beginnen, wie er sie auslegen solle? Dennoch konnt' er sie ebenso wenig los werden, als er sich entschließen mochte, den Lehrer oder die Mutter um Aufklärung zu bitten. Ein gewisser Groll gegen Beide, der ihn seit seiner Genesung häufig überkam, ließ den Knaben vermuthen, daß er gesehen, was er nicht hätte sehen sollen, daß er durch diesen Anblick als Sohn verletzt, daß sein Vater, der Graf, beleidiget sei durch eine vertrauliche Heimlichkeit, die zwischen der Gräfin und einem Hauslehrer bestehe! —

Da wendete er sich zu seinem und des Hauses Unglück an Victorine, die ihm zufällig einmal in den Weg lief, wie er, von Herrn Hein gescholten, verdrossenen Unmuthes voll aus dem Pferdestall schlich, um eine schlecht-

gemachte Arbeit zu wiederholen. Wie vom Bösen verleitet fragte er die bissige Schwägerin, ob sie schon einen Mann umarmt, geküßt habe, und warum überhaupt dergleichen geschehe?

Zuerst lachte das Mädchen laut auf, meinte, solche Fragen paßten sich nicht für einen jungen Herrn von noch nicht neun Jahren, er fange frühzeitig an, und was dergleichen Kammerfagen-Gemauz mehr sein mochte. Doch mitten in ihr Lachen und Abweisen schimmerte der albernen Schlaubeit eine Aussicht auf brauchbare Kundenschaft für sich und ihre Zwecke, weshalb sie der frivolen Frage was Graf Bernhard von Umarmungen wisse, die zweite folgen ließ, wer sich denn umarmt habe?

Stell' Dich nicht so dumm, Victorine, erwiderte der angehende Diplomat auf gutes Glück; Dich mein' ich und den Jäger Klaus.

Mochte nun Victorine ihrer selbst nicht ganz sicher sein, was den Jäger betraf, oder war sie pfißig genug, des Knaben Pfißigkeit zu durchschauen, sie gab sich scheinbar zufrieden und zog sich mit neuem Gelächter aus der Schlinge, doch fest überzeugt, ihrer Herrin Sohn habe mehr entdeckt, als ihr bis jetzt zu entdecken gelungen sei, wenn er auch nicht die Entdeckung zu benützen verstehe, was ihr hoffentlich gelingen werde.

Bernhard trug die Gewißheit davon, daß sein Lehrer der Gräfin „Liebhaber“ sei; denn so hatte er im Stalle spottweise den Jäger Klaus in Beziehung auf Victorine nennen hören.

Das war es nun, was ihn der Mutter abwendig

gemacht; was ihn dem Vater, den er beleidiget hielt, ohne zu wissen, wodurch, näher brachte; was die beiden Parteien im Schlosse täglich schärfer sonderte; was vorzüglich deshalb auf des Knaben Charakter nachtheilig wirkte, weil sein angeborener Stolz und gräßlicher Hochmuth ihn den ohnmächtigen Zorn verbergen lehrte, der die kindische Brust erfüllte.

So wuchsen sie nebeneinander auf, die Knaben Bernhard und Oswald. Dieser in jugendfrischer, anmuthiger Heiterkeit, kräftig, offenherzig, blühend, reich an Vertrauen und Dankbarkeit. Jener kränkelnd, mürrisch, verletzt in seinen besten Gefühlen, verbissen, trotzig, heuchlerisch. Kein Tag verstrich, wo nicht die innerliche Trennung des Sohnes von der Mutter auch durch irgend ein äußeres Merkmal erweitert — keine Stunde verging, wo nicht das unsichtbare Band, welches Oswald, den Lehrer, die Gräfin umschlang, durch irgend ein Blümchen geschmückt, durch irgend ein Spinnensädchen der zarten Weberin Liebe befestiget worden wäre.

Victorinen's unermüdliche Bemühungen, sich einzudrängen in der Gräfin Vertrauen, blieben wirkungslos, mußten es bleiben, so lange kein verborgener Zweck zu erreichen, kein sträfliches Mittel zu ersinnen, keine heimliche That zu verstecken war. Was hätte im Paradiese ihrer ersten noch harmlosen und frommen Neigung die Schlange zu thun gehabt? Nach verbotener Frucht war Cecilie nicht lüstern. Eine Zwischenträgerin von Victorinen's Gattung ziemte sich nicht für diese Liebe. Wer auch überantwortet zarte, schon durch jeden Hauch ver-

legbare Gaben der unreinen Hand eines gemeinen Vermittlers? Unschuldig-Liebenden kann nur die Unschuld als Bote dienen.

Und zu solchem Boten machte sein Geschick unseren Helden, auf eine Weise, die ausführlich beschrieben zu werden verdient. Theils, weil sie abermals darthut, wie an scheinbar gleichgültige Kleinigkeiten große Verhängnisse sich knüpfen; theils, weil Oswald's ganze Zukunft und Lebensrichtung damit in Verbindung steht.

Die Gräfin hatte noch nicht vergessen können, daß es sein kindischer Beruf zur Schneiderei gewesen, der sie vor zwei Jahren zuerst den Sohn des Tischlers beachten ließ; mancherlei Neckereien blieben die Folge davon, die Oswald stets gutmüthig aufnahm, und denen er Nichts entgegenstellte, als: wenn ich ein Gelehrter werde, wie unser Herr Hein, ist mir's freilich lieber, sonst ist Schneiderwerden auch hübsch.

Bei einem dieser Scherzgespräche an der Mittagstafel — wo ohnedies Alles hervorgesucht wurde, der traurigwortlosen Zusammenkunft einiges Leben zu verleihen — erwähnte die Gräfin gelegentlich, daß sie in Rousseau's „Emil“ eine Passage gefunden, die in der polternden, mürrischen Weise Jean-Jacques gegen dieses Handwerk ankämpfe. Der Graf hatte ihr Citat kurz abschneiden wollen mit der Erklärung: Dein Rousseau ist ein Phantast!

Hein jedoch, welcher geradezu eingestand, daß er jenes berühmte Werk, seltsam genug für einen Erzieher und noch dazu von Hein's politischer Farbe, nur dem Namen

nach Kenne, bat sich die bezügliche Stelle aus. Oswald erhielt den Auftrag, das Buch herbeizubolen, und nun las Polycarp vor, was seine Gemahlin mit Rothstift angestrichen: „Donnez à l'homme un métier qui convienne à son sexe, et au jeune homme un métier qui convienne à son age; toute profession sédentaire et casanière, qui effémine et ramollit le corps, ne lui plait ni ne lui convient. Jamais jeune homme n'aspira de lui même à être tailleur; il faut de l'art pour porter à ce métier de femmes le sexe pour lequel il n'est pas fait. L'aiguille et l'épée ne sauraient être maniés par les mêmes mains. Si j'étais souverain je ne permettrais la couture et les métiers à l'aiguille qu'aux femmes et aux boiteux, réduits à s'occuper comme elles\*)."'

Nun, rief er aus, wenn das nicht wieder ein wohlklingendes, leeres, unbegründetes Gespräch ist, wie so Vieles in diesem sich selbst widersprechenden Phrasologen, so will ich selbst noch Schneider werden. Gott sei Dank, daß Herr Rousseau nicht Regent war, und daß noch

---

\*) Man gebe dem Manne ein Handwerk, welches für sein Geschlecht, und dem jungen Menschen eines, welches für sein Alter paßt; jede sitzende und häusliche Profession, welche weiblich macht und den Körper verweichlicht, wird ihm weder gefallen, noch wird sie ihm zusagen. Niemand wünscht ein junger Mensch aus eigenem Antriebe Schneider zu werden; nur künstlich kann zu diesem Weiber-Geschäft jenes Geschlecht hingeleitet werden, welches nicht dafür gemacht ist. Nähmadel und Degen lassen sich nicht von ein und derselben Hand regieren. Wenn ich Herrscher wäre, ich würde die Näherei und die Nähmadel-Handwerke nur Frauenzimmern gestatten und jenen Krüppeln, die darauf angewiesen sind, sich wie Frauenzimmer zu beschäftigen.



Keiner unserer Fürsten auf solche Narrheiten eingegangen ist, wie dieser philanthropisirende Volksmann und Misanthrop tyrannisch vorschlägt. Den Unterthanen ein Metier untersagen? Verfluchte Idee! Sollten nicht etwa auch die Schuster, Tapezierer, Uhrmacher, — was weiß ich, unterdrückt und an ihrer Statt Weiber und Mädchen verwendet werden? Und die Köche! Sollte nicht etwa auch mein Koch einer unwissenden Köchin weichen? Welche Inkonsequenzen! Welche Unwahrheiten! Welche Naturwidrigkeiten! Aus lauter Sucht und erquälter Ziererei, die Kultur auf den rohen Naturzustand zurückzuführen! Eine und dieselbe Hand soll nicht im Stande sein, Nähnaedel und Waffen zu führen? Lächerlich! Wenn Dein Herr Jean-Jacques bei Leipzig zugegen gewesen wäre, so würde er, gleich seinen großmäuligen Compatrioten, zu bemerken Gelegenheit gefunden haben, daß fast alle Schneider brave Soldaten waren. Und wenn er Deinen jungen Freund Oswald sprechen hörte, der weder weibisch, noch ein Krüppel zu werden verspricht, könnte er sich überzeugen, daß es wohl Knaben giebt, die aus eigenem Antriebe Schneider zu werden wünschen. Aber das schwagt, docirt und wird bewundert ohne Ueberlegung, ohne Kenntniß des reellen Lebens. Und wo hätte Herr Rousseau, der unpraktische, mißtrauische Sonderling, diese hergenommen? Gitle, französische Salbader, denen ein Jahrhundert nachplärret! —

Er warf das Buch verächtlich fort.

Herr Hein bat um Erlaubniß, den eleganten Band mit auf sein Arbeitszimmer zu nehmen.

Am andern Tage, wieder bei Tafel, fragte Graf Polykarp den Erzieher seines Sohnes, ob er schon im Rousseau gelesen, und wie ihm dieser als Kollege behage?

Wollte Gott, ich hätt' es früher gekannt; das Buch fesselt mich unendlich, erwiederte Hein.

Das konnt' ich mir denken, sagte der Graf ironisch.

Das Gespräch blieb dabei stehen, und „Emil“ ward nicht mehr erwähnt.

Als nach einigen Wochen Oswald entsendet wurde, das wundervoll gebundene, reichvergoldete Buch — (durch ein merkwürdiges Zusammentreffen stand auf der inwendigen Seite des Umschlags, unten in der Ecke mit kleinen Buchstaben geschrieben: J. B. Zampel fecit) — der Besitzerin „mit unterthänigem Danke“ wieder zuzustellen, fand diese, indem sie es gedankenlos durchblätterte, folgende Zeilen wie vom Eindruck eines scharfen Fingernagels fast zerkratzt: „Nos passions sont les principaux instruments de notre conversation; c'est donc une entreprise aussi vaine que ridicule, de vouloir les détruire; c'est contrôler la nature, c'est reformer l'ouvrage de Dieu\*.“

Wer hat das gethan? fragte sie zerstreuten Wesens den staunenden Knaben; wie wenn dieser sich erkühnt

---

\*) Unsere Leidenschaften sind die mächtigsten Hebel unserer Erhaltung; es wäre also ein ebenso fruchtloses als lächerliches Unternehmen, sie vernichten zu wollen; es hieße die Natur bekritteln, Gottes Schöpfung verbessern.

haben könnte, das Blatt eines Buches zu verlegen, welches seiner Gräfin gehörte, und worin sein Lehrer so lange aufmerksam gelesen?

Ich gewiß nicht, antwortete Oswald und setzte nach einer Pause hinzu: auch der Bernhard nicht; Herr Hein hat es ja gar nicht aus den Händen gegeben.

Dann ist's schon recht, murmelte Cecilie, und erröthend blätterte sie weiter.

Oswald brachte die Nachricht von der „zerkrakten Seite“ in die Lehrstunde, theilte sie aber Herrn Hein erst in dem Augenblicke mit, wo Bernhard ging, während der Freistunde seinem Vater die Hand zu küssen. Dem aufmerksamen Knaben war Cecilien's Erröthen keinesweges entgangen. Bloss ihrer Güte und Sanftmuth, welche sie bereuen ließ, ihm einen ungerechten Vorwurf gemacht zu haben, schrieb er es zu. Da aber jetzt, bei der kindisch-unbefangenen Erzählung des geringfügigen Ereignisses sein theurer Lehrer ebenfalls erst erglühte (nicht nur erröthete) und dann ebenso heftig erblich, einem Verbrecher ähnlich, der über einer furchtbaren That angetroffen wird; — da er hastig, stammelnd jeden kleinsten Nebenumstand erforschte und abfragte, dann aufsprang, unruhig hin und her lief, nach Bernhard's Erscheinen den Unterricht zwar begann, doch häufig unterbrach und ganz anderen Gedanken nachzuhängen schien;... da begriff Oswald, daß Herr Hein den Unwillen der Gräfin sich zugezogen zu haben fürchtete; da erwachte in dem guten Jungen der sehnlichste Wunsch, wieder gut zu machen, was er durch seine Worte verdor-

ben, Beide wieder zu versöhnen. Doch schwieg er behutsam. Er verhielt sich den ganzen Tag hindurch um so zurückgezogener und stiller, je eifriger der Lehrer sich mit einem langen Briefe beschäftigte. Um nicht zu stören, wagte der Knabe keine seiner sonst vertraulichen Annäherungen, schlich leise auf den Behen herum, vermied jedes Geräusch und konnte kaum erwarten, daß Graf Bernhard zum Spazier-Ritt abgerufen werde.

So hatte er ihren, sich stets in heitrem Ernste gleichbleibenden Erzieher noch nicht gesehen. Des theuren Mannes Unruhe und mühsam bezwungene Aufregung ängstigten ihn. Auch der Gräfin Verstimmung war ihm bei Tafel nicht entgangen. Herr Hein hat sie beleidiget, sagte er sich, und in diesem Briefe bittet er sie um Verzeihung. Wenn ich nur den Brief abgeben dürfte!

Doch der Abend kam heran, — Oswald erhielt keinen Auftrag. Die Knaben gingen schlafen, — und der Lehrer schrieb noch immer. Erst am andern Morgen, während der halbstündigen Erholungsfrist, rückte Hein, in Gewissenszweifeln und schweren Entschlüssen kämpfend, mit einem dicken, festversiegelten Schreiben und mit der schüchternen Frage heraus, ob Oswald sich getraue, diesen höchst wichtigen Brief unbemerkt und ohne Zeugen einzuhändigen?

Ich weiß schon! rief Dieser und verschwand.

Hein hatte wirklich, als er sich zum Schreiben entschloß, nur die Absicht gehegt, seine Ungezogenheit zu entschuldigen, welche das der Herrin gehörige Prachtexemplar einer in ihre Handbibliothek gehörigen Aus-

gabe verunzierte. Um dies mit Erfolg zu thun, um darzulegen, daß er absichtslos, nur von momentaner Wirkung eines gewagten Ausspruchs überwältiget, diesen auf so unschickliche Art bezeichnet hatte, sah er sich genöthiget, der Ursache zu gedenken, warum jener Ausspruch Rousseau's auf ihn so heftig gewirkt. Dadurch gerieth er unaufhaltsam in eine Abhandlung über die Macht der Leidenschaft, ging in ein Geständniß über, wie sich solche Macht an ihm selbst bewähre, seitdem er vergeblich dagegen stricte. Und als eine zwölf Seiten lange Epistel fertig war, gab sie die feurigste, wildeste, unbändigste Erklärung, die nur jemals dem jungfräulichen Herzen eines unerfahrenen, zu Lebensdrang und Liebesgluth erwachten achtundzwanzigjährigen Gelehrten entströmte; jede Schranke niederreißend, wodurch sie so lange gefesselt worden.

Die Gräfin verschlang Tropfen um Tropfen den süßen Feuerwein, den die reine Hand eines keuschen und dennoch schon in heißem Wahnsinn taumelnden Geliebten ihr darreichte. Jedes Wort, jeder einzelne Schriftzug half das Maß füllen, bis es überfloß. Sie las und las, ihr Schloß, ihren Namen, ihren Gemahl, ihren Sohn, sich selbst vergessend. Sie versank in dem nie erlebten, beglückenden Gefühle, solche Leidenschaft erweckt zu haben; so einzig und allein um ihrer Selbst willen geliebt, begehrt zu werden, ohne Rücksicht auf Reichthum oder Rang. Und von einem solchen Manne, dessen Sittenreinheit, dessen geistige Bildung und Gelehrsamkeit, dessen persönliche Erscheinung, dessen männliche Würde

Alles überragte, was sie je unter ihres Gleichen gesehen! Sie las eine Stunde lang, und dies war die erste glückliche Stunde ihres Lebens; in höherem Sinne betrachtet: die einzige, die letzte. Denn was nun kommt, was nun kommen wird, dem haftet schon der Fluch alles Irdischen an.

Oswald war nicht von seinem Plaze gewichen. In die Ecke zwischen Ofen und Thüre hatte er sich gezwängt, und da harrete er des Bescheides; denn er fühlte sich entschlossen, nicht ohne schriftliche Beurlaubung aus dem Zimmer zu gehen. Als die Gräfin, endlich wieder zum äußeren Dasein erwachend, ihn erblickte, fuhr sie auf: was willst Du hier?

Ich warte auf Antwort, sprach er mit Entschiedenheit.

Freilich, flüsterte sie, Du mußt Antwort bringen; es ist wegen eines Buches.

Wegen des Buches, wo eine Seite zerkratzt wurde?

Cecilie schrieb auf einen Papierstreifen mit sicherer Hand: „Je ne veux pas reformer l'ouvrage de Dieu. C.“

Das gab sie dem Boten.

Auf einen so langen Brief so wenig Antwort? fragte zweifelnd der Knabe.

Es ist schon mehr als zuviel, Oswald; — aber dennoch nicht genug. Sei vorsichtig, sei klug, mein Kind.

Liebe Gräfin, gute Gräfin, sind Sie nicht mehr böse auf unsern Herrn Hein? Dabei umschlang er sie mit beiden Armen.

Nein, sagte sie, wahrlich nicht!

Holtei, Ein Schneider. II.

Und sie küßte den kleinen Schmeichler und wiederholte: nein, wahrlich nicht. Ich liebe — Dich!

Hein hatte den jungen Grafen sich selbst überlassen und war in den Garten gelaufen, wo er unruhvoll und ungeduldig die dunkelsten Gänge mit langen Schritten durcheilte. Dort fand ihn Oswald, steckte ihm Cecilien's Zettelchen in die Hand, umarmte ihn und gab den soeben empfangenen Kuß Jenem, dem er eigentlich gehörte, wobei er ihm in's Ohr sagte: sie ist gar nicht mehr böse auf uns!

---

### Achtzehntes Kapitel.

Wir haben unsere Tischlerfamilie gänzlich aus dem Gesicht verloren, und es ist billig, daß wir uns wieder einmal zu diesen alten Freunden hinwenden, während auf dem Schlosse die Sachen so verkehrt gehen, daß eine sonst überzärtliche Mutter ihren Sohn fast als Gegner, daß ein früher so strenger Vater denselben als heimlichen Bundesgenossen betrachtet; daß der sittsame, vorwurfsfreie Oswald seinem gräßlichen Wohlthäter Schmach und Schande bereiten hilft, weil er in aller Unschuld die Rolle der armen Kaze spielt, welche vom stillen Herde, wo sie Schutz und Wärme suchte, glimmende Kohlen auf Strohdächer trägt, die dort zu unheilbringenden Feuerbränden werden und in entzündenden Flammen Haus und Hof verzehren.

Im Kutscherhause, — denn diesen Beinamen hatte

ihm das zweijährige Walten des fleißigen Tischlers Erhart nicht abstreifen können, — ging es schlicht und friedlich her. Als einzige Unterbrechung im herkömmlichen Laufe ihres genügsamen Lebens mag jene bedenkliche Krankheit der Kinder zu betrachten gewesen sein. Da jedoch alle Drei in Rebekka's mütterlicher Pflege glücklich davon gekommen waren, und sie zugleich das Glück genossen, ihren lieben Oswald so lange — wenn auch krank — bei sich zu haben, so hörte Franz darüber keine Klage aus seines Weibes Munde. Eher ließ sie dergleichen laut werden wegen erneuerter Trennung vom einzigen Sohne, der auf dem Schlosse stecke, unter den vornehmen Herrschaften, den sie so selten bei sich sähe, und vor dem sie sich bald werde schämen müssen, weil er gar erschrecklich viel lerne und in fremden Zungen mit ihr spreche.

Mag er Lateinisch lernen, entgegnete Erhart, oder meinetwegen Griechisch, mit Dir, Rebekka, wird er doch immer Muttersprache reden, und Du mit ihm; Ihr werdet Euch immer verstehen. Wenn Eins von uns Beiden zu kurz kommt bei dieser Schloßerziehung, dann bin ich's allein, der um einen brauchbaren Lehrburschen geprellt ist.

Hast Du nicht den August? Bist Du nicht mit ihm zufrieden?

Ja, das bin ich, Rebekka; auch wär' es schlecht von mir, wenn ich über ihn klagen wollte. Der Junge läßt sich tüchtig an, und sammt seinen zwölf Jahren leistet er mir schon Dienste, als ob er sechszehn alt wäre. Aber ein Kerl wie unser Oswald wird er doch nicht. Wie der



sich seit dem Scharlachfieber gestreckt hat, und wie schön der sich auswächst! — ja, das müßte halt eine Pracht sein, wenn Der Lust gezeigt hätte zu meiner Profession, und er stände mir künftig einmal in der Werkstatt zur Seite, und ich dürfte denken: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut! Das ist doch nun der August nicht, wenn wir ihn gleich wie unsern Sohn behandeln und ich gewiß nicht bereue, daß wir uns seiner angenommen haben. — Uebrigens im Schlosse sieht's nicht richtig aus, Rebekka; da hat der Teufel sich in irgend einem Winkel ein Nest gemacht, und unser Gönner, der Herr Kammerdiener, läßt sich in der letzten Zeit auch sehr sparsam blicken. Ich kann nur noch nicht dahinter kommen, ob unser Oswald nicht am Ende gar auch eine von den Ursachen zum Unfrieden geworden ist zwischen Graf und Gräfin. Aber so viel bleibt sicher: der Wind hat sich gedreht. Bei'm Herrn Grafen seh'n wir nicht sonderlich mehr in Gnaden. Zum Glücke, daß es mir sonst nicht an Arbeit fehlt!

Was für Arbeit, Erhart! Viel kommt bei dem Flickwerk nicht heraus, und Du machst so spottwohlfeile Rechnungen.

Freilich dacht' ich mir das Ding ein Bißchen anders, da wir hergezogen. Ich dachte, wenn der Herr Graf ein Liebhaber sind von schöner Arbeit, daß mein Schachbrett Beifall fand, so will er mich in Steinach haben, damit ich mehr dergleichen für ihn ausführe. Davon schreibt nun Paulus allerdings Nichts. Er hat mir keinen honorigen Auftrag gegeben, und mein Schachbrett

steht unten bei'm Herrn Thomastus, der des Abend's, wenn die Herrschaft zu Bette ging, mit Diesem oder Jenem, welchen er grade erwischen mag, seine Partie spielt. — Na, auch gut. Man wird täglich älter, und die eitlen Anmaßungen der Jugend legen sich. Wenn man nur das liebe Brot hat. Das haben wir und wollen Gott danken.

Du hast wahr gesprochen, Franz; wir sollen Gott danken, daß er uns aus dem Elend in meines Vaters Hause erlösete und uns hierher führte aus der großen Stadt, die ich gar nicht mehr entbehre. Ich mache mir auch keine Sorgen. Nur um den Oswald ist mir's, wenn über kurz oder lang die Herrlichkeit auf dem Schlosse ein Ende nähme für ihn, und sie schickten uns den Jungen zurück, halb zugeschnitten zum Gelahrten, und doch nicht fertig? Was fangen wir mit ihm an? Zu einem Handwerk ist er schon verdorben, und um ihn auf unsere Rechnung weiter studiren zu lassen, fehlt's am Besten. Was dann? Ich setze den Fall, der Herr Thomas geht mit Tode ab? Oder, Gott verhüte, die Frau Gräfin, die jetzt so viel weint, wie der Oswald spricht? Oder sein gütiger Lehrer hält es nicht länger aus mit den beiden Grafen, Vater und Sohn. Wie? Knacken thut's schon lange, das meinst Du auch; wenn's einmal bricht, so bricht's auch mit unserm Oswald, und hernach heißt's: von vorn anfangen.

Meister Erhart widersprach nicht. Er schneuzte bedächtig die Kerze, theilte mit der Puffscheere den Docht, daß die Flamme sich heller ausbreitete, und äußerte dann:

wir werden ja sehen! Was er damit gemeint, hat seine brave Hausfrau so recht eigentlich niemals erfahren. Aber sie stellte sich zufrieden und nähete bei besserer Beleuchtung unverdrossen weiter.

Dies Gespräch, aus welchem wir nur einige, in den Verlauf unserer Erzählung gehörige Bruchstücke mittheilten, fällt in einen Zeitraum, wo Rousseau's Emil und Erhart's Oswald, beide, nicht mehr gebraucht wurden, um den Austausch inniger Gefühle zwischen dem Lehrer Hein und der Gräfin Cecilie Steinach zu befördern. Dieses durch seine erste Liebe in jugendlichste Unbesonnenheit zurückverzauberte Paar eilte mit unaufhaltbarer Begier, wie solche einer lange gebändigten Leidenschaftlichkeit eigen, seinem Verhängniß zu. Wäre die Gräfin, wie so Manche ihres Gleichen, eine leichtsinnige „Dame von Welt,“ — wäre Hein, der bisher, nur seinem Wissen und seiner Pflicht lebend, Welt und Weiber nicht kannte, statt dessen ein „junger Mann von Erfahrung“ gewesen, — sie hätten wohl ihre Locken mit blühenden Kränzen umwunden und in Wonnen geschwelgt, bis Blüthen und Blätter welkten; und dann hätten sie sich artig und zuvorkommend, mit verbindlichem Lächeln wieder getrennt. Da jedoch die Herzen — die reinen Herzen zweier guter Menschen — hier das mächtigste Wort führten, so wurden die Zwei mit Leib und Seele unauslösllich in einander verflochten; und was Andern in ähnlichen Verhältnissen eine „kurze liaison“ heißt, ward ihnen zum dauernden, vernichtenden Fluch.

Es ist eine oft wiederkehrende Grausamkeit des Schick-

sals, daß die Besten, die Edelsten, wenn sie des verbotenen Baumes Früchte pflücken, den Genuß nicht selten mit ihres Daseins Glück und Ehre bezahlen, während herzlose Gier schlauberechnend naschen darf und leichten Kaufes davon geht.

Hein wollte und konnte das Bewußtsein nicht ertragen, den Gemahl seiner Geliebten zu täuschen, den Mann ferner zu betrügen, unter dessen Dache er lebte, dessen Sohn ihm anvertraut war. Er bestand auf offenem Bruche, auf redlicher Trennung für Cecilie, auf alleinigem Besitze für sich. Und Cecilie, weil sie ihn wirklich liebte, lernte sich fügen, ging nach und nach auf diesen gewaltsamen Entschluß, — doch nur peinvollwiderstrebend ein. Galt es doch, ihren Sohn zu verlassen, ihrem einzigen Kinde für immer den Rücken zu kehren, in seinen Augen von nun an für ein mit Schmach belastetes, verlorenes Weib zu gelten. Das hätte sie schlechtthin unmöglich gefunden; ja sie hätte eher Liebe und Leben geopfert, wäre Bernhard noch gewesen, was er vor seiner Krankheit ihr war. Doch der Sohn hatte ja sein kindliches Herz von ihr zuerst abgewendet, hatte sich dem Vater angeschlossen, um gegen sie aufzutreten, sie heimlich anzuklagen, zu verdächtigen. Das wußte die Unselige. Victorine hatte sich's angelegen sein lassen, durch Winke und Warnungen bei ihrer Gebieterin Gehör zu finden, und endlich war es ihr doch gelungen, das Vertrauen zu erschleichen, welches ihr anfänglich Hein sowohl, als die Gräfin entschieden versagten. Ihrer unerschöpflichen Erfindungsgabe verdankten die Lieben-

den hundert Gelegenheiten, sich allein zu sprechen. Dadurch wurde Cecilie mehr oder weniger die Magd einer Dienerin, an deren gutem oder bösem Willen ihr Schicksal hing, wie an einem dünnen Faden.

Auch dieß trug bei, die Pläne Hein's zu befördern und eine entschlossene Flucht als nothwendig erscheinen zu lassen.

Wenn die Gräfin und Hein über dieses ernstesten Unternehmens Ausführung redeten, wobei sie immer um neuen Aufschub, er immer um Beschleunigung bat, geschah es häufig, daß sie ihm unter Lachen und Weinen sagte: was soll aus mir werden, wenn Du meiner satt bist? Ach, das kann früher kommen, als wir denken. Ich bin ein altes, altes Weib, habe meine Dreißig auf dem Rücken. Du bist ein Knabe gegen mich, könntest mein Sohn sein!

Wirklich meinte die Arme es mit diesen Klagen ernsthaft, aber dabei sah sie so schön aus, benahm sich so kindisch, daß der Verdächtige sie niemals heißer liebte, als wenn sie sich seine Mutter nennen wollte, und daß er sich gern um einige Jahre älter log, damit er sie nur beruhige. Ich Cecilien verlassen? rief er dann; ich von der Himmlischen mich losreißen, die in meine dürre Einsamkeit wie eine Göttin mit aller Gaben Fülle trat? Die mich aus entsagenden Martern, aus dem Dämmerkreise der trüben Studirlampe an's Licht des Tages, in die Blüthenwelt des Lebens und der Liebe zog? Die Lehrerin des unwissenden Lehrers, der Viel verlernen mußte, um aus Deinem Munde zu lernen, weshalb es sich einzig zu athmen verlohnt. Dich verlassen, die meinetwil-

len ihr Schloß, ihren Namen, die Ihrigen aufgibt und herabsteigt zum Volke, dessen Sohn ich bin? Wäre ich nicht der Niedrigste, Undankbarste, Liebloseste, wenn ich das vermöchte? Wär' ich nicht würdig, ein — Graf zu heißen? Einem Egoisten ohne Herz entführ' ich Dich! Einem Sohne, der die Mutter verrieth und dem kalten, stolzen Vater anhängt, entreiß' ich Dich. Aber die Opfer, welche Du mir dennoch bringst, indem Du Dich von ihnen und all' Deinen Umgebungen trennst, erkenn' ich deshalb nicht weniger an, und wenn ich sie jemals vergesse, wenn ich anders von Dir weiche als mit Tode, wenn ich jemals treulos werde an Dir, Du Einzige, dann sei ich verflucht für Zeit und Ewigkeit!

Cecilie glaubte an die Gültigkeit, an die Dauer dieser Schwüre. Und warum hätte sie zweifeln sollen? Glaubte doch Niemand fester daran, als der Schwörende selbst. War er doch seiner so gewiß! War er doch der Mann, sie zu halten! Und er liebte! —

---

Es giebt Tage, die zu klar, zu blau, zu durchsichtig scheinen, als daß man für möglich hielte, sie könnten ein Unglück bringen. Wenn Alles um uns in hellem Sonnenscheine lacht, — wo könnten finstere Thaten sich verbergen? wo unheilbringende Entschliefungen lauern? Dann giebt es wieder Tage, die in ihrer nebelhaften Ungewißheit, in ihrem grauen Halbdunkel vorher bestimmt scheinen zu jedwedem Mißgeschick.

Ein solcher war der Tag, der im Spätherbst, von dem wir erzählen, über Steinach heraufschlich, den die

Sonne nur zögernd brachte und sich dann, als schäme sie sich, daß sie's gethan, hinter naßkalte Wolken versteckte. An diesem Tage sah man Victorine, das Kammermädchen, vielbeschäftigt die langen Gänge des Schlosses durchirren, hörte sie Trepp auf Trepp ab hin- und herlaufen. Und der Jäger Klaus, der seit geraumer Frist mit ihr gebrochen — oder sie mit ihm, unsere Nachweisungen bleiben darüber ungenügend — meinte wahrzunehmen, daß sie im Vorbeifliegen Blicke nach ihm abschob, die selten fehlgingen, von denen er aber nicht entschieden sagen konnte, ob sie Schreck- oder Zweckschüsse sein sollten. Er schüttelte nur sehr bedenklich den Kopf und meinte gegen den Kammerdiener, bei dem er öfter Schach spielte und deshalb in Gnaden stand: Die Blitzkröte will wieder anbinden, Herr Haushofmeister, scheint mir.

Und was wird der Klaus thun?

Ich weiß noch nicht, Herr Haushofmeister; will mir's erst beschlafen. Gern hab' ich sie noch immer, nur trau' ich nicht, wegen dem Hauslehrer, ob sie etwa . . . sie tuschelt viel mit ihm.

Klaus, davon will ich Nichts hören! — —

---

Hein war zärtlicher als gewöhnlich für Oswald. Auch den jungen Grafen behandelte er heute mit gerührter Nachgiebigkeit, ermahnte ihn zur Aufmerksamkeit ohne den schneidenden Hohn, den er seither gegen ihn angenommen, und zeigte überhaupt in seinem ganzen Benehmen eine ungewöhnliche Weichheit des Gefühls,

die mit dem rauhen, unfreundlichen Tage seltsam in Widerspruch stand; die aber, während sie auf Bernhard nicht die geringste Wirkung hervorbrachte, den empfänglichen Oswald mit einer unruhigen Erwartung erfüllte.

Graf Polykarp hatte sich schon lange vor Tagesanbruch zu einer Jagd in die Ferne begeben und sollte erst spät, vielleicht erst gegen Mitternacht heimkehren.

Cecilie galt für unwohl und befahl, auf ihren Zimmern allein zu speisen. Nur Thomas, der sie bediente, erhielt Einlaß und fand sie Willens, sich zeitig zur Ruhe zu begeben.

Der Jäger Klaus, verstimmt und ärgerlich, weil sein Nebenbuhler Eduard die Ehre allein genoß, den Graf zur Jagd begleiten zu dürfen, und beunruhigt durch Victorinen's unverständliche Blicke, fragte mehrfach, was der Gräfin fehle?

Victorine gab keine Auskunft.

Thomas, auf's Herz deutend, murmelte niedergeschlagen: da muß es sitzen!

Es war ein düsterer, unheildrohender Tag und schien kein Ende nehmen zu wollen. Ueble Laune sprach aus aller Schloßbewohner Gesichtern, Victorinen ausgenommen, welche lebhaft verkehrte, und welcher Klaus sogar auf einem Schleichwege von den Pferdeställen her begegnete, wo sie sich lange und angelegentlich unterhalten hatte. Diese Begegnung stimmte ihn wieder gar sehr um. Abends beim Schachspiel mit Thomas redete er sehr zweideutig von „Dachhasen,“ womit er offenbar Jägers Feinde, die Katzen, meinte; und ging dann von



den Ragen auf sogenannte Kammerkagen im Allgemeinen, von letzteren auf Victorinen in's Besondere über, ohne sie zu schonen.

Thomas redete dem Schwergeskränkten bestens zu, um ihn bei erträglicher Laune zu erhalten, denn sie mußten ja den Grafen erwarten. Und was konnte ihnen über die Stunden des Harrens besser hinweghelfen, als eine Partie Schach, und wieder eine? Zur anseuchtenden Belcbung bei dem trocknen Spiele stand unter Klausens Stuhl ein Körbchen mit zwei Flaschen. — Herr Thomas kannte seine Leute.

Mit der neunten Abendstunde senkte sich Todtenstille über das ganze Schloß und über die Höfe. Alles war zur frühen Ruhe gegangen. Nur im Stallhose regten sich geheimnißvolle Vorbereitungen. Cecilien's Kutscher hatte allerlei zu schaffen im Stillen, und Victorine glitt wie ein Schatten die Mauern entlang, bald mit ihm, bald mit dem Wächter zischelnd, der nach langem, unsklüssigem Zögern endlich einen Schlüssel in das Schloß des hinteren Thores steckte und sich dann entfernte, unter dem Vorwande, er müsse am vorderen Einfahrtsthore der Rückkehr des Grafen harren. Nach zehn Uhr öffnete sich die Thür zu den Gemächern, wo der Lehrer mit den Knaben wohnte. Beide lagen zu Bett, doch nur Graf Bernhard schlief; Oswald stellte sich schlafend.

Hein, Cecilien schon erwartend, geleitete sie bis vor dasselbe Lager, wo sie von ihrem Sohne, wie von einem aus dem Leben Scheidenden, damals Abschied genom-

men. Heute war sie die Scheidende. Sie kniete, gleichwie in jener schweren Stunde, beugte ihr Haupt zu dem seinigen herab, — doch sie hatte keine Thränen mehr für die Trennung. Nimm Deiner Mutter Segen, sprach sie, für die Flüche, Bernhard, die man Dich lehren wird, ihr nachzurufen. Steh'n wir uns je im Leben gegenüber, kann's nur zum Unheil sein! Leb' wohl!

Der Knabe bewegte sich, als ob er aufwachen wolle, und sie zog sich zurück.

Hein kniete vor Oswald's Bett. Dieser hielt seinen Arm um des Lehrers Hals geschlungen und schluchzte, kaum hörbar. Als die Gräfin sich näherte, ergriff er ihre Hand und preßte sie an seine Lippen. Aber keine Silbe ließ der kluge Junge vernehmen.

Victorine zeigte sich an der Thür.

Hein und Cecilie folgten ihrem Winke.

Bald nachher durchschütterte das dumpfe Rollen einer Kutsche des Schlosses alte Mauern.

Thomas, der gerade einen lange studirten Zug ausführen wollte, setzte ab und lauschte: kommt der Graf schon, Klaus?

Nicht doch, Herr Haushofmeister; es war hinten im Sattelhofe. Wahrscheinlich haben sie der Gräfin Reisewagen aus der Schmiede geholt; es war Etwas daran auszubessern.

Jetzt? Bei Nacht? Was sind das für Unordnungen? Er that anfänglich, als wolle er sich erheben, zum Rechten zu seh'n. Doch die Schachpartie fesselte ihn, und er drückte sich wieder tiefer in den bequemen Leh-

stuhl, seine Strafpredigt an die Stalleute für morgen aufsparend.

Es trat wieder Schweigen und Stille ein. Die kleinen zierlichen Puppen, diese kunstreich gedrechselten Abbilder der Menschheit, führten ihre tiefsinnige Parodie politischer Verwickelungen auf dem glatten Parkett von Meister Erhart's künstlichem Schlachtfeld weiter fort, sich bekämpfend und schlagend wie lebendige Personen.

Schach der Königin! rief Thomas.

Und Schach dem Könige! rief Klaus bald nachher.

Mit einem simplen Bauer? fragte Thomas verächtlich; wie käme der hier herüber?

Sie selbst haben ihn mir zum Officier befördert, Herr Haushofmeister.

Das hatte ich wahrhaftig vergessen. Der Wagen hat mich zerstreut; ich habe meine Gedanken nicht recht bei'm Spiele, muß immer an das faule, ungehorsame Gesindel denken. Richtig; habe den Bauer selbst zum Käufer gemacht! — He, was giebt's?

Oswald stürzte herein, nur halb bekleidet, klappernd vor innerem Frost, die Augen voll Thränen, daß der Kammerdiener und Klaus vor ihm zurückschreckten.

Was giebt's? Ist dem jungen Grafen ein Unglück geschehen? Ist der Lehrer krank geworden? Rede doch, Oswald, was willst Du hier?

Oswald konnte kaum reden, fand keine Worte; undeutlich stotterte er: mein lieber Hein . . . die Gräfin . . . Abschied genommen . . . fortgereiset . . . ich hab's vor

Angst oben nicht ausgehalten, . . . wir sind Alle verloren.

Wo ist Victorine? schrie Klaus.

Mit ihnen, Herr Büchsenspanner; ich hab' sie auch geseh'n!

Klaus erhob sich drohend und eilte hinaus.

Thomas wollte ihm folgen, doch sank er, fast leblos, zurück in seinen Sessel.

Zugleich rasselte der Jagdwagen des Grafen laut lärmend durch's vordere Schloßthor in den sogenannten Ritterhof und hielt an der Seitentreppe.

Gleich darauf taumelte Klaus in des Kammerdieners Zimmer. Hinter ihm zeigte sich Polykarp: Was faselt der Trunkenbold? rief er gebieterisch und streng.

Ach, die gnädige Gräfin und unser guter Lehrer, sagte Oswald und warf sich dem Grafen entgegen.

Dieser stieß ihn zurück, seine Frage, an Thomas gerichtet, wiederholend.

Doch Thomas stammelte mit lallender Zunge: Schwach dem Könige! Es ist der Bauer, der ihm Schwach bietet.

Seid Ihr beide trunken? fragte der Graf und richtete einen Seitenblick auf die leere Flasche.

Solch' ein Argwohn brachte den alten würdigen Diener noch einmal zum klaren Bewußtsein. Er entrang sich den Vorboten eines nahen Todes, die ihm bereits die Brust zusammen schnürten, und mit hoch emporgehobenen, gerungenen Händen schrie er im Tone

herzzerreißender Verzweiflung: Schande, Schande ist gefallen auf das hohe Haus meines seligen Grafen Matthäus Apelles von Steinach.

— — — Dies waren seine letzten Worte.

---

### Neunzehntes Kapitel.

Als Graf Bernhard erwachte, staunte er sehr, von dem für seine Bedienung bestimmten Lakaien zu vernehmen, daß Herr Hein das Schloß verlassen habe, und daß der junge Graf, sobald er angekleidet sei, bei seinem Vater sich einfinden solle. Von des alten Kammerdieners raschem Tode wurde nur wie von einem unerheblichen Ereigniß gesprochen, und es machte wenig Eindruck auf den jungen Herrn zu hören, den Thomas habe der Schlag getroffen. Auch nach Oswald fragte Bernhard nur obenhin, wie nach einem nun völlig beseitigten Gegenstande.

Dieser befinde sich bereits bei'm Herrn Grafen, entgegenete der Diener.

Du hast keine Mutter mehr, Bernhard! Mit dieser kurzen Anrede empfing der Vater den Sohn, und der zehnjährige Knabe nahm die Nachricht mit der gleichgültigen Ruhe eines gewiegten Weltmannes hin.

Die Gräfin, fuhr Polykarp fort, hat uns aufgegeben; sie selbst hat sich unwürdig gefunden, länger unse-

ren Namen zu führen. Dein bisheriger Lehrer hat sie begleitet. Von mir geseßlich getrennt, wünscht sie Herrn Hein's Lebensgefährtin zu werden. Darauf weist ein Schreiben, welches ich auf meinem Arbeitstische vorfand. Es ist besser für mich und für Dich, daß Du diese, Dir eine Mutter raubende Erniedrigung bei Zeiten und aus meinem Munde vernimmst, als daß Dienstboten sie Dir wie ein schlecht bewahrtes Geheimniß in's Ohr raunen und Dich irre machen. Du mußt wissen, woran Du bist; und eine Madame Hein kann natürlich für uns Beide gar nicht existiren. Deshalb betrachte Deine Mutter für gestorben. Einen anderen passenden Gouverneur Dir zu geben, soll meine nächste Sorge sein. Was den Oswald betrifft . . . .

Der hat's gewußt, rief Bernhard mit scindseligem Eifer; er hat die Briefe hin- und hergetragen zwischen ihm und — ihr. Er war sein Liebling und der ihre auch. Um den Tischlerjungen haben sie mich zurückgeseßt.

Eüge nicht, Bernhard, sagte Oswald.

• Renne mich nicht mehr Du; ich will's nicht haben; ich bin ein Graf!

Die Gräfin hat's erlaubt, und sie hat mir's befohlen.

Die Gräfin hat Nichts mehr zu befehlen; sie ist weg-  
gelaufen.

Deine Mutter . . . !

Ich habe keine Mutter, das hat mein Vater gesagt. Und Du darfst mich nicht Du nennen!"

Dann sage zu mir auch Sie?

Zu Dir? Dich nenn' ich Du, und Du nennst mich  
Holtei, Ein Schneider. II

Herr Graf! Jetzt ist kein Heir mehr da, der auf die Vornehmen schimpft. Du nennst mich: Sie, Herr Graf! oder ich schlage Dich in's Gesicht!

Du — mich? fragte Oswald; und alle Geringschätzung, die ein Knabe dieses Alters in seinem jungen Busen nur irgend hegen kann gegen einen andern Menschen, legte er in diese zwei Silben, die er wie zwei spitzige Messer dem jungen Grafen entgegen hielt, um diesen zu warnen, daß er es nicht versuchen möge.

Wäre nicht ein Zeuge dieses Austritts zugegen, und wäre dieser Zeuge nicht der Graf gewesen, wahrscheinlich würde es bei Worten geblieben sein, denn Bernhard kannte wohl die Kräfte seines ihm in Allem überlegenen Gegners. In des Vaters Anwesenheit war ein Rückzug nicht rathsam; ein Steinach durfte nicht vor dem Tischlerjungen weichen. Er führte den angedrohten Schlag und traf Oswald's Wange stark und heftig genug. Aber in demselben Augenblicke lag er auch schon auf dem Boden und stöhnte unter des Geschlagenen Faustschlägen, die mit unermesslicher Freigebigkeit Hundert für Eins erstatten zu wollen schienen.

Der Graf riß sie auseinander. Mit einer kleinen Reitpeitsche Oswald über den Kopf hauend, rief er ihn an: was unterstehst Du Dich, Schlingel, in meiner Gegenwart!

Mehr! mehr! heulte Bernhard; schlag' ihn tüchtig. Papa, jag' ihn mit der Peitsche hinaus; er hat mir weh gethan.

Ich lasse mich nicht mehr schlagen, sagte Oswald ent-

schieden; ich geh' schon von selbst. Ohne Herrn Hein und ohne die Gräfin mag ich ja gar nicht hier bleiben. Und Oswald Erhart verließ das Schloß Steinach. Als er im Kutscherhause bei seinen Eltern anlangte, wußten diese noch Nichts von den Vorfällen der vergangenen Nacht. Er hatte vollauf zu erzählen, was er mit großer Klarheit that und den Seinigen ein ganz verständliches Bild seiner Stellung im Grafenhause gab, daß weder Vater, noch Mutter in Zweifel bleiben konnten über die Nothwendigkeit seiner Heimkehr. Es währte auch nicht lange, so brachte ein Hausknecht des Knaben Bücher und Kleider. Oswald wünschte, die letzteren möchten zurückgestellt werden; doch Mutter Rebekka fand darin ein zu freches Auslehnen gegen seine gräßlichen Gnaden, und Vater Franz pflichtete ihr bei.

Was die beiden dankbaren Menschen mehr noch betrübte, als Cecilien's und des Lehrers leichtsinnige Entfernung, mehr noch als Oswald's gestörte Zukunft; — und was Rebekka besonders nicht verwinden konnte, das war ihres Gönners Thomas plötzlicher Tod, und daß ihr Oswald solchen herbeigeführt durch seinen heftigen Bericht und den Schreck, den er ihrem Wohlthäter bereitet habe! Es brauchte viel, ehe Erhart seines Weibes Jammer stillte mit allerlei Trostgründen, unter denen einer obenan stand, welchen wir überhaupt für ähnliche und unähnliche Fälle manchem unserer Leser empfehlen möchten, bei geschenehen Dingen nicht zu fragen, durch wen? und wie? sondern einzig und allein: in welcher Absicht sie veranlaßt wurden? und sich dann, wenn diese



nur unsträflich war, keinen Gram und keine Sorge durch unnöthige „Wenn's“ zu machen. Denn, sagte der Tischler, wollen wir bis auf den ersten Ursprung zurückgehen, dann bin ich es, der den Kammerdiener um's Leben brachte, weil ich das Schachbrett bauete, wodurch sich meine Bekanntschaft mit ihm erneuerte, und vor dem er wirklich auch saß und spielte, da ihn der Schlag rührte. Nun wär's doch aber gar zu dumm, wenn Einer uns deshalb einreden wollte, man soll keine Schachbretter machen, damit Diejenigen, die sie kaufen und benützen, nicht eines jähligen Todes verfahren? Und ebenso dumm wär' es, wollten wir's den Döwwald verantworten lassen, daß er in seiner Kinderangst Zuflucht und Trost bei'm Verstorbenen suchte. Darf ein armer Junge nicht klagen und weinen, wenn er sieht, daß er seine Beschützer verliert? Kann er wissen, daß die Nachricht von diesem Verlust ihm auch noch den Letzten rauben wird? Das ist ein Unglücksfall, der hat im Buche des Schicksals verzeichnet gestanden, und ein Erz-Engel hat das Blatt umgeschlagen, hat mit seinem Finger darauf hingewiesen und gefragt: Bleibt's dabei? Der Herr aber hat „Ja“ genickt, und da war's geschehen. Weil's aber geschehen ist, muß es gut sein, und wir haben nichts Besseres zu thun, als unserem unvergeßlichen Herrn Thomas die ewige Seligkeit zu gönnen; — doch darum nicht weniger zu überlegen, was jezo mit dem Döwwald werden soll.

Hier meldete sich dieser, der unterdessen mit seiner Schwester, — auch August hatte die Tischlerarbeit, welche ihm halb im Ernst, halb als Spielwerk aufgege-

ben war, verlassen, — im Gespräch gestanden, und legte die Bitte vor, man möge ihn in die Stadtschule schicken, damit er dort weiter fortsetze, was auf dem Schlosse begonnen. Rebekka sagte gleich ängstlich zu, voll Besorgniß, Franz möchte dagegen Etwas einzuwenden wissen. Dieser begnügte sich, zu bemerken: mein Sohn, das wird eine Fortsetzung werden, wie wenn ich, ohne mich zu rühmen, ein Stück Möbel angefangen hätte und überließe es nachher dem alten Steinacher Tischler zum Fertigmachen. Und der wird, so alt und stumpf er ist, sich gegen mich doch immer noch besser verhalten, als der hiesige Schulmeister gegen Deinen Herrn Hein. Ich hab' den ehrlichen Mann nur ein Allereinzigesmal reden hören, wie ich ihm den August brachte, da hatt' ich schon genug. Und was der August im Lesen, Schreiben, Rechnen mit Noth und Mühe vor sich gebracht, das wird er wohl zu Hause gelernt haben; meinst Du nicht auch, August?

Ja, sprach dieser, ja, Vater; die Beate hat's von Euch und der Mutter, und von der Beate hab' ich's. In der Schule haben wir Nichts gemacht, als dumme Streiche.

Da hörst Du's, Oswald, rief der Vater.

Und er legte eine Bedeutung in die drei Worte, deren Sinn Rebekka und ihr Sohn wohl erriethen. Deshalb antwortete der Sohn:

Hat Euch der Schulhalter geheißten, dumme Streiche machen, Bruder August?

Ne, das nicht! entgegnete August.

Was hat er Euch denn geheißen?

Fleißig sein und lernen.

Und Ihr habt nicht gewollt?

Ich hätte wohl manchmal gewollt, aber die Andern litten's nicht.

Na, stehst Du? Wenn ich aber will, da werden mir's die Andern nicht verwehren, sonst prügle ich sie zusammen. Und ich will noch lernen; wenigstens so viel, wie der Schulmeister selber weiß!

Erhart war bestegt. Er staunte das Kind an, welches redete und sich geberdete, wie ein erwachsener Jüngling, und dabei doch in seiner ganzen Erscheinung und Ausdrucksweise ein ungeziertes, wirkliches Kind blieb.

Gehe in Gottes Namen zur Schule, mein lieber Oswald, sagte der Tischler mit einem Anfluge väterlich-stolzer Rührung. Morgenden Tages geleit' ich Dich zum Herrn Schullehrer.

---

Der Schullehrer von Steinach war einer jener unglücklichen Gelehrten, denen die Natur versagte, ihren Schülern Respekt einzufloßen. Ein Gymnasium in der Hauptstadt, zu welchem sein gründliches Wissen ihm Bahn gebrochen, hatte er nach wenigen Jahren aufgeben müssen, weil er sich in der Klasse vor den wilden Zungen nicht zu behaupten verstand. Vom ersten Augenblicke seines Eintritts war er die Zielscheibe ihrer frechen Neckereien gewesen, und diese arteten endlich in solch' großen

Unfug aus, daß Rektor sammt Lehrerkollegium auf Entlassung des gequälten Mannes drangen. Dadurch wurde es ihm unmöglich, eine andere, seinen Kenntnissen entsprechende Versorgung zu erlangen. Er mußte zuletzt, um nur mit Weib und Kind nicht zu verhungern, den erbärmlichen und seiner geistigen Bildung unwürdigen Platz in Steinach annehmen. Verbittert und mit argwöhnischem Haß gegen Alles, was Schuljunge hieß, im Voraus erfüllt, traf er dort ein. Weil er zu weich und schwach war, sich durch Schläge Bahn zu brechen, die hier ebenso erlaubt als passend gewesen wären, ging es ihm nicht besser im kleinen Städtchen, als in der großen Stadt. Sein Dasein blieb eine fortgesetzte Marter, im fruchtlosen Kampfe wider undankbaren, rohen Uebermuth unverständiger Buben. Die wenigen Wohlgesinnten oder besser Erzogenen wurden von der Masse fortgerissen, sich ebenfalls zu empören. Dabei aber zeigten sich die herzlichen Eltern thöricht genug, daß sie, anstatt ihren Kindern Gehorsam und Fleiß mit blauer Dinte auf den Rücken zu schreiben, die Schuld der geringen Fortschritte dem armen Lehrer zuschrieben.

Als Oswald, der nicht nur für die Schüler, sondern auch für den verkümmerten Schulmeister eine Achtung gebietende Persönlichkeit schien, wegen seines bisherigen Aufenthaltes im gräßlichen Schlosse, zum ersten Male vor Herrn Kahl trat, zeigte dieser mißtrauisch gewordene, kränkliche Mann die augenscheinlichsten Befürchtungen: Was wird mir dieser, neben einem übermüthigen Gräßlein aufgewachsene starke Bengel erst zu schaffen

machen! Wozu wird er die Uebrigen nicht aufheben? — Dies etwa mochten Kahl's Gedanken sein.

Und Oswald, wie wenn er sie errathen hätte, ging auf ihn zu, sah ihn fest an und sagte: Ich bin fleißig und artig, Herr Kahl, mit mir werden Sie kein Aergerniß haben. Ich will 'was lernen. Alles, was Sie wissen, sollen Sie mich lehren, wenn ich bitten darf.

Diese Sprache vernahm der Bedauernswerthe in seinem Leben heute zum ersten Male. Ueber die tiefen Falten des ausgehungerten, in Gram und Krankheit vergilbten Angesichtes streifte es wie ein Schimmer von Hoffnung. Die matten, eingesunkenen Augen bligten auf im Lichte der Liebe. Du willst, mein Sohn? zitterten die lächelnden Lippen, und zwei große Thränen flossen langsam über des früh ergrauten Kreuzträgers magere Wangen. Es war ein feierlicher Austritt. Die kleinen, unbändigen Herzen rings im dumpfen Schulzimmer schlugen, von einer ihnen fremden Rührung bewegt, da sie des Lehrers Rührung erblickten. Der Spott verstummte vor Oswald's Entschiedenheit. Die Kleinsten der Knaben stiegen auf die Bänke, um deutlich zu sehen, was vorging. Dabei aber herrschte tiefe Stille.

Und auf einmal öffnete sich des alten Dulders volle Brust, und er brach aus in laute Worte: O mein Schöpfer, Du weißt, was ich leide, und wie ich mich abquäle seit so langen Jahren. Willst Du mir, ehedenn sie mich in's Grab hinein geärgert haben, noch eine Freude bereiten? Soll auf die letzten Tage dieses elendlichen Lebens noch ein Sonnenstrahl fallen? Sendest

Du mir einen Deiner freundlichen Engel in Gestalt dieses schönen, seltenen Knaben, daß er mich stärke und aufrecht halte?

Dabei sank er, von der ungewohnten Freude erschöpft, auf seinen harten Lehrstuhl: Komm' in meine Arme, Du Bote des Herrn in der Wüste; komm' an mein Herz, Du Benjamin, daß ich Dich segne! Komm' und sei der Liebling, der Trost, der Stolz Deines Lehrers!

Das Bündniß war geschlossen. Der neue Schüler wurde bald der Erste, der Löblichste in der Schule. Seine Auffassungsgabe, sein Fleiß, seine Lust am Lernen munterte den im Foch geistlosen Schlendrians eingeschlafenen Lehrer wieder auf, daß er selbst mit reger Theilnahme sich der Erinnerung an bessere Tage wieder zuwendete. Wenn auch Oswald's Beispiel nicht gerade von den Uebrigen nachgeahmt wurde, wirkte es doch segensreich auf die Haltung der ganzen Klasse, wozu freilich seine täglich zunehmende Körperkraft und sein Heldenmuth nicht wenig beitrugen. Die Schläge, die des Lehrers welker Arm nicht ertheilte, spendete des Schülers jugendliche Faust in Fülle, sobald Einer sich auflehnte gegen Kahl's Ermahnungen. Auch den Größten zeigte er sich gewachsen, und den Sohn des Steinacher Bürgermeisters warf er eines Vormittags, im Angesicht des ganzen Wochenmarktes und des hohen Rathhauses, auf welchem der weise Vater regierte, dermaßen in den Staub, — weil er Herrn Kahl „Kahlmäuser“ geschimpft! — daß der junge Konsul die Füße flehend zum Himmel emporstreckte, auch beschwor, sich ähnliche Aeußerungen

nimmermehr zu erlauben! Ja es kam so weit, daß Steinacher Eltern den Tischler-Dswald ihren Rangen als Exempel vorhielten, und daß der gering geschätzte Schulhalter wieder in öffentlicher Achtung stieg, weil des einen Schülers überraschende Fortschritte für ihn sprachen.

Diese Vorgänge konnten unmöglich ohne Rückwirkung bleiben auf unseres Helden väterliches Haus. Gern hätte Erhart ein williges Ohr geliehen den Andeutungen Rebekka's, die ihren Sohn zum Studirten zu machen und ihn einst als Arzt, Rechtsgelehrten oder Pastor zu bewundern wünschte — wäre nur nicht seit dem Verschwinden der Gräfin und seit dem Ableben des Kammerdieners jeder Erwerb, der ihm sonst vom Schlosse reichlich zukam, abgeschnitten worden. Von dem Tage, wo Dswald fortgeschickt wurde oder vielmehr freiwillig schied, hatte Erhart keinen Auftrag mehr empfangen. Sämmtliche Ausbesserungen fielen dem alten Steinacher Tischler zu, der deshalb einen besonderen Gesellen aufnehmen mußte, und was etwa Neues bestellt wurde, ließ der Nachfolger des verstorbenen Thomas in der Hauptstadt anfertigen. Die Bewohner des Kutscherhauses sahen sich also auf den sehr geringen Ertrag der gewöhnlichsten Arbeit aus dem Städtchen beschränkt. Ja, sie würden vielleicht sogar ihres Häuschens und Gärtchens beraubt worden sein, hätte nicht Thomas durch Vermittelung der Gräfin noch während der günstigsten Frist eine amtliche Belehnung hervorzulocken gewußt, durch welche Hochgräfliche Kameral-Verwaltung „besagtes Kutscherhaus sammt Garten dem Tischlermeister Franz Erhart ad dies

vitae, d. h. auf Lebenszeit zu freiem Nießbrauch“ zusicherte, und zwar: „ad mandatum Seiner Hochgeborenen Gnaden, des 2c. 2c.“

Aber die Gemüse, welche dem mageren Boden durch vereinte Mühwaltung abgestohlen wurden, und die Äpfel und Birnen, welche auf den Bäumen wuchsen, reichten eben auch nicht weit für fünf Personen, die, Eltern und Kinder im Vereine, bei guter Gesundheit sich gesunder Eßlust rühmten.

Wie soll ich jährlich zweihundert Thaler ausbringen? fragte der Meister Tischler jedesmal, wenn Herr Kahl im Vorübergehen ausgesprochen: Ihr Oswald ist ein Genie, Frau Erhartin! — Und diese dann hereintretend des Lehrers Ausspruch wiederholte. Wie soll ich jährlich zweihundert Thaler ausbringen? Darauf wußte Frau Rebekka ihrem Ehegatten nie zu antworten. Ihr am Besten war bekannt, wie der Boden ihrer Sparbüchse aussah, den längst keine flimmernde Münze mehr bedeckte, und sie zog sich dann gewöhnlich in die Küche zurück, der vertrauten Beate ihr Leid zu klagen, daß der Vater den Oswald endlich auch zum Tischler zwingen werde.

---

So vergingen Frühlinge und Winter, einer um den andern, und Oswald näherte sich dem Abschluß seines vierzehnten Lebensjahres.

Er war ein fast erwachsener, großer, schöner Bursche, mit hellen Augen, freier Stirn, reinem, edlem Antlitz und schlank wie eine starke Bergtanne. Seine anhängliche Verehrung für den Schulhalter von Steinach gab



der kindlichen Liebe, die er für Herrn Hein gehegt, an Wärme Nichts nach; nur daß sie sich minder in Worten und Liebkosungen, als in Fleiß und Ergebenheit zeigte. Den öffentlichen Unterricht besuchte er schon längst nicht mehr. Er beschäftigte sich, während Herr Kahl mit dem wilden Heere kämpfte, aus eigenem Antriebe daheim. Dann erst, wenn die unbändigen Jungen sich lärmend verlaufen, ging er zu seinem alten Freunde und erquickte diesen durch regen Eifer für Alles, was groß und schön ist im Reiche der Wissenschaft, sei es auch in staubiges Formelwesen verhüllt.

Der Schulhalter wurde dabei jung, wie ein abgestorbener Baum, dem späte Nachsommerwärme unerwartet noch einzelne Blüthen abschmeichelt.

Wenn sie so beisammen saßen über ihren Büchern, und der Abend säufelte durch's offene Fenster, und im Stübchen war es so still und friedlich, da entrang sich wohl der zusammengedrückten Brust des eingeschüchternen Lehrers ein Ausruf kühner Begeisterung, und er deutete mit zitternder Stimme auf des geliebten Schülers Zukunft in allerlei Verheißungen:

Es wird schon gehen, Oswald. Wenn ich nur noch drei Jahre lebe, bring' ich Dich mit Gottes Hilfe so weit, daß Du Dich melden darfst zur Prüfung pro maturitate, die Du mit Ehren bestehen magst. Und verkündigst Du sodann einem hochweisen akademischen Senate, wie Du gleichsam aus Dir selbst, aus innerem Willen geworden, was Du bist; schilderst Du den Herren unser emsiges Thun und Treiben, bewegst Du ihre Herzen

durch aufrichtige Beschreibung des Segens, den Dein eifriger Fleiß über das müde Haupt eines durch Dich wiederauflebenden, vergessenen Gelehrten gebracht; — dann gedenkt vielleicht Einer oder der Andere meiner ehemaligen Kommilitonen des verschollenen Genossen reg-samer Jugendzeit; und aus Mitleid für mich, aus Aner-kennung für Dich weisen sie Dir Mittel und Wege nach, Dich — wenn auch mühselig, dennoch siegreich — durch-zuschlagen; auch ohne Beihilfe Deines allerdings zu Einschränkungen und Sparsamkeit verurtheilten Vaters. Sieh', ich bin keinesweges leichtsinnig an die Erweckung Deiner geistigen Gaben gegangen. Mir ist sehr gut bekannt, daß es ein Fluch ist, kein Segen, den man armer Leute Kindern verleiht, wenn man sie aus dem Fußpfade des gewöhnlichen Daseins auf die breite Straße der Gelehrsamkeit lockt und sie zu halben Menschen ver-bildet. Das hab' ich an meinen eigenen Kindern dar-gethan, in denen ich wenig Fähigkeiten entdeckte, und die ich deshalb, die Knaben in die Lehre und die Mädchen in Dienst schickte. Aber mit Dir steht es nicht so. Wer Viel empfing, von dem wird Viel gefordert werden. Wir haben Nichts versäumt und wollen Nichts versäumen; das Uebrige muß der Himmel thun.

Nach einer solchen Anrede kam Oswald jedesmal um einen halben Kopf höher in's Kutscherhaus; seine Stirn strahlte wie von einem Lichtschein, und der Mutter flü-sterete er dann lächelnd zu: ich glaube doch, daß ich noch ein Professor werde, oder so 'was Gutes!

Vater Erhart, der sich nun in August bereits einen

sichern, zuverlässigen Helfer herangezogen, machte sich Nichts wissen um die geheimnißvollen Hoffnungen der Uebrigen, die ihm natürlich sehr genau bekannt waren, da sie viel zu offen und ehrlich behandelt wurden, um Geheimnisse zu bleiben.

Mögen sie doch, sprach er bei der Arbeit zu August; mögen sie doch! Ich will ihnen die Freude nicht stören. Nur auf mich sollen sie nicht rechnen, wenn sie Geld brauchen!

So sprach er freilich; dabei aber zwackte er manchen Groschen irgendwo im Stillen ab und verbarg denselben ebenso im Stillen, an einem nur ihm bekannten Orte, wo ein ausgedienter Leintopf, Aller Blicken unzugänglich, die Würden einer Winkel-Sparkasse vertrat. Wieder ein Beitrag für den künftigen Professor, brummte er dann fast unwillig und mußte dabei an seinen unvergeßlichen Mottenfänger, den Professor Brieff, denken, bis die Wehmuth über den Unwillen siegte. Nach und nach war der Titel auf den Topf übergegangen. Wenn die bescheidene Hausrechnung regulirt wurde, suchte der Meister Tischler wohl einige Münzen unbemerkt bei Seite zu bringen, mit der stabilen Aeußerung: mein alter Professor hat auch lange Nichts gekriegt! Was sich da in dunkler Mauer-Ecke spärlich angesammelt, untersuchte Erhart nie. Er konnte sich niemals entschließen zu zählen. Höchstens griff er, wenn er wieder einen heimlichen Beitrag brachte, mit fünf Fingern in den Topf und wühlte ein Wenig in den dünnen Münzen. Mögen sie doch! wiederholte er dann, setzte aber hinzu: wenn's

wirklich dazu kommt, daß der Junge unter die Professoren geht, wird der Vater doch nicht ganz mit leerer Hand daneben stehen und Maulaffen feil haben. Sein Leimtopf ist auch nicht zu verachten.

---

### Zwanzigstes Kapitel.

An einem schönen Montage im Frühling kehrte Beate vom Markte heim mit der Nachricht, an dem Gasthose sei ein wundervoller Wagen vorgefahren; und da sei ein Herr mit einer gepudten Dame ausgestiegen, — eine Tochter von etwa zehn Jahren hätten sie auch bei sich gehabt, — und der Herr hätte sich ganz deutlich, daß sie es bis zu dem Weißbrot-Bäcker herüber vernommen, nach dem Tischler Franz Erhart bei'm Hausknecht erkundiget, ob dieser noch lebe? Und wo er wohne? Darauf habe des römischen Kaisers sein Hausknecht über den Platz hin mit seinem Finger nach ihr gedeutet, worauf Herr und Frau ihre Augengläser angelegt und nach ihr vigilirt hätten, als ob sie ein Stern wäre, den Jene beobachten wollten? Da sei ihr bange geworden, und sie sei rasch nach Hause gelaufen.

Nach mir? Hast Du nicht falsch gehört und verstanden, Beate? Nach mir erkundigen sich Leute, die in Equipagen eintreffen und Perspektive bei sich führen? Das muß nothwendig ein Irrthum sein. Meinst Du nicht auch, Rebekka?

Wer weiß? sagte Diese. Darauf holte sie ein kleines

Packet aus der Schublade ihres Nähtisches, in welches allerlei Endchen Seide und Wolle gewickelt waren, enthüllte dies Papier — ein abgerissenes Stück Zeitungsblatt vom vorigen Herbst — und wies auf eine unter den öffentlichen Ankündigungen durch besonders große Druckschrift hervorragende: „Wichtige Annonce für Herren.“

Nu, was soll Das? fragte Franz. Was kümmert mich diese Anzeige? Bin ich der Mann, der in der Hauptstadt vornehme Schneider in Nahrung setzt? Und er las: „Bei Eintritt der Wintersaison empfiehlt sein prachtvolles Lager, mit edelsten Stoffen garnirt, und verspricht tadellose Façon nach Pariser Journalen“ — .... laß' mich mit solchen Narrheiten zufrieden, Rebekka; wie gehört das hierher?

Lies nur die Unterschrift, Franz, ich bitte Dich, fuhr Rebekka unerschütterlich fort.

Die Unterschrift? „S. Rafael Barteloni, Kleidermagazin für Herren, Breite Straße, Nummer Elf, im ersten Stock!“ Sieh, sieh, unser altes Häuschen ist zum großen Hause geworden? Und deshalb hast Du Dir den Fegen von der Zeitung aufgehoben? Na, meinetwegen! Aber was soll das jetzt?

Merkst Du denn nicht, wer Herr Barteloni ist? S. vor Rafael heißt Ignaz, und aus dem Bartel ist ein -oni geworden. Das ist unser Bartel, mein ehemaliger Bräutigam, wie er lebt und lebt. Der hat, Gott weiß wo, eine reiche Wittwe bethört und treibt's nun so groß. Ich hab's gleich auf den ersten Blick errathen, wie mir

das Blatt in die Hände fiel; wollte Dir nur Nichts davon sagen, weil ich befürchtete, es könnte Dich verschnupsen. Jetzt aber wett' ich, was Du willst, der Besuch in dem Kutschenwagen ist kein Anderer als er, — und darum meint' ich, es wäre klüger, Dich vorzubereiten. Ich irre mich gewiß nicht; es kann niemand Anderes sein.

Was doch in einem solchen Weiberschädel für wunderliche Gedanken aufsteigen, sagte Franz Erhart nach einigem Nachsinnen. Sachen und Geschichten, worauf unser Einer sein Leben lang nicht gerieth! Ist das nun ein Zeichen, daß Ihr klüger seid, als wir? Oder ist's ein Zeichen, daß . . . na, gleichviel; in diesem Falle muß ich die Pfiffigkeit bewundern, womit Du Deine Vermuthungen zusammenstellst. Ich pflichte bei und glaube, es ist so, wie Du sagst. Aber was führt ihn zu uns? Hat er vielleicht in Erfahrung gebracht, daß wir seinen August wie unser Kind . . . .

Wo denkst Du hin, Franz! Solch' eine Ursach und Bartel? Mein, der hat die arme Karoline sammt ihrem Kinde tausendmal vergessen. Wenn er sich aber, wider alles Vermuthen, noch daran erinnern sollte, so wäre der Ort, wo er diesen Jungen wüßte, sicherlich der allerlegte, an welchen er seine Frau führen würde. Der kommt lediglich, um uns zu zeigen, daß er reich ist und im Ueberflusse lebt, damit wir uns hübsch gedemüthigt fühlen neben ihm. Und muß ich auch heute gerade nichts Rechtes in der Küche haben, daß ich sie wenigstens einladen könnte auf ein Mittagessen! Jetzt werden sie denken, wir leben wie die armen Leute.

Da werden sie nicht allzuweit von der Wahrheit entfernt sein, Rebekka; und das schadet auch Nichts. Warum sollen wir unsere Armuth vor ihnen verbergen? Gönnen wir ihm die Freude, seinen Reichthum damit zu vergleichen, wenn er wirklich deshalb gekommen sein sollte. Aber Du thust ihm wohl zu viel. Eitel ist er freilich immer gewesen; eitel, prablerisch, lustig. Doch böse und heimtückisch war er niemals; und wenn wir wirklich richtig errathen haben, und wenn es wirklich mein alter Sgnaz wäre, der sechs Meilen herüberkutschirte, bloß um mich zu sehen, so soll ihm gern verziehen sein, daß ich seinetwegen so viel ausgestanden, als wir Nebenbuhler waren. Ich will nur an unsere gute Kameradschaft in Krieg und Frieden denken und will ihn aufnehmen in meinem Hause, ebenso freudig und freundlich, wie Dein Vater Hasenbart mich und ihn und den — Dritten aufnahm, da wir von der Wanderschaft zurückkehrten. Und meiner Treu, da stiefeln sie schon über den Rasen, und der Hausknecht Seiner Römischen Majestät weist ihnen den Weg. Komm', wir müssen ihnen entgegen gehen!

Wenn's denn nicht anders ist! — Nur vorsichtig wegen August, Franz. Halte reinen Mund. Keine Silbe, wo nicht der Bartel zuerst davon anfängt. Warum soll man ihm muthwilligerweise Verdruß machen? So was verträgt die zehnte Frau nicht.

Beate folgte ihren Eltern, neugierig, doch ohne ihr Gespräch vernommen zu haben. August und Oswald befanden sich ein Jeder bei seiner Beschäftigung: Jener bei der Tischlerei, Dieser bei der Gelehrsamkeit.

Als Herr Barteloni Erhart's ansichtig wurde, rief er ihm zu: da bist Du ja, mein werther Jugendfreund! Wie freu' ich mich! Madame Erhart, erlauben Sie, daß ich Sie meiner Gattin vorstelle. Wirklich famos, wie Ihr Beide Euch konservirt habt! Siehst Du, süße Jeanne, das ist die gute, harmlose Rebekka, deren Vater mir eigentlich auch ein Vater war, obgleich er meinen Freund Franz mir immer vorzog. Hausknecht, Du kannst gehen; hilf nur meinem Kutscher für die Pferde sorgen. — Wie gesagt, sehr freu' ich mich. Also dies ist Euer Haus? Hm, gar nicht übel. So auf Art einer Villa; das Grün rings herum sehr hübsch. Ich will mir auch ein ländliches Besizthum kaufen. Nicht wahr, süße Jeanne? Der Sommer in der großen Stadt ist abscheulich. Eure Tochter? Allerliebste! — Helene, mein Kind, tritt näher; sei nicht so schüchtern, Du mußt Freundschaft schließen mit der niedlichen — wie heißt sie?

Beate, antwortete Erhart und erstaunte über des Schneiders vornehmen Redefluß.

Madame Barteloni hatte vom ersten Zusammen treffen Rebekka mit einer gewissen Aengstlichkeit gemustert und schien, trotz ihrer schönen und kostbaren Kleidung einen Vergleich mit der schlicht-bürgerlichen Hausfrau zu fürchten. Erst als diese ihr gutmüthig-bescheiden die Bitte vorlegte, in das Häuschen einzutreten, und als Beate der um so viel jüngeren Helene fast mit Unterwürfigkeit die Hand bot, schien die Fremde Zutrauen und Muth zu fassen.



Sie begaben sich in den kleinen Garten. Die Männer blieben in der Werkstatt, wo August ruhig fortarbeitete, ohne die Nähe seines rechten Vaters zu ahnen, und Barteloni den jungen Burschen mit gleichgültigem Kopfnicken begrüßte.

Zuerst ließ der Letztere sich Erhart's Geschichte, wie sie uns bekannt ward, ausführlich erzählen, begleitete jeden wichtigen Wendepunkt in derselben mit Ausrufungen herablassender Theilnahme, hüllte das niedere Gemach in blaue Wolken, die seiner köstlich-dustenden Cigarre entquollen, und zeigte sich endlich unangenehm berührt durch die Nachricht des zwischen Hochgräflichem Schlosse und dem Kutscherhause erfolgten Bruches. Er hatte kein Hehl, daß der Besuch in Steinach die an eine Hauptabsicht grenzende Nebenabsicht in sich schließe, dadurch an die Grafen zu gelangen und durch Vermittelung des Kammerdiener Thomas (den er als fortwirkenden Gönner der Tischlerfamilie noch am Leben wähnte) die Kundschaft für Vater und Sohn zu beanspruchen, welche, bei der hohen Stellung Beider, für die Hauptstadt maßgebend werden müsse.

Doch verstand er, seine üble Laune bald zu maskiren, und ließ sich sogar bereit finden, Erhart's Neubegier auch einigermaßen zu befriedigen, indem er mittheilte, auf welche Weise aus dem dürftigen Bartel ein wohlhabender Barteloni geworden. Freilich that er dies nur sehr oberflächlich, glitt über viele Hauptsachen mit anerkennungswerther Unverschämtheit hinweg, plagte aber am Ende doch mit dem Bekenntniß heraus, daß er Alles der

Verbindung mit der Wittwe eines in Straßburg ansässigen reichen Borgängers verdanke, die er schon bei Lebzeiten des kränkenden Meisters für sich gewonnen und sodann vermocht habe, ihm in seine Heimath nachzufolgen, wo er, auf ihre Mittel gestützt, unter wohlklingenderem Namen sich en gros etablirte und seit beinahe zwei Jahren brillante Geschäfte machte.

Er lobte Frau Jeanne aus allen Tönen, konnte deren Liebe und Hingebung nicht groß genug schildern. Doch gab er dabei zu bedenken, daß sich mit dieser „famosen“ Liebe eine „kolossale,“ nicht zu schildernde Eifersucht verschmelze, durch welche jene sogenannte „Schneiderhölle“ hinter dem Ofen sich in gefährlichen Stimmungen der Liebenden bisweilen über alle Räume des Hauses ausdehne; weshalb er auch dringend bat, von seinen früheren Verhältnissen zu Rebekka Nichts im Scherze erwähnen zu wollen; denn Frau Jeanne's Eifersucht sei rückwirkend.

Solche Andeutungen befestigten bei Erhart den Entschluß, in Betreff August's keine Silbe zu äußern, die Madame Barteloni könnte argwöhnen machen, daß des Tischlers Lehrling nicht zugleich des Tischlers ältester Sohn sei; und abermals fand er sich veranlaßt, Rebekka's fluge Voraussicht zu bewundern.

Diese hatte unterdessen Mittel gefunden, ihre Gäste in die Gartenlaube zu bannen und ihnen als Wächtern von seinen alten Autoren zu jugendlichen Pagen-diensten herbeigerufenen Oswald beizugesellen, damit sie im Verein mit Beaten das Unmögliche möglich machen

und ein anständiges Mittagessen in Eil hervorzaubern könne. Oswald war erst widerwillig und verlegen, doch Helenen erblickend, wurde er durch das Anschauen dieses reizenden Kindes wie verklärt und an die enge Laube gefesselt.

Ein vierzehnjähriger Knabe, der bisher in Herrn Kahl's Umgang für Nichts Augen gehabt, außer für seine Bücher, für Nichts Ohren, außer für seines Lehrers Worte; der neben seinen Eltern und Geschwistern hinlebte, ohne irgend eine störende Unterbrechung des gewöhnlichen Taglaufes; der, seitdem er das Schloß verlassen, von der Außenwelt abgeschieden, alle Kräfte jugendlicher Blüthe nur an ein Ziel setzte: die Zufriedenheit des in ihm auslebenden alten Schulmannes! . . . . und der nun einem solchen Engelsbilde gegenübersteht, erröthend vor schamhaftem Entzücken, bebend bei jedem Laute dieser klaren, lieblichen Stimme, geblendet vom Glanze dieser tiefdunklen Augen, die staunend an seiner edlen Gestalt hängen und zu fragen scheinen: giebt man Dich noch für einen Knaben aus?

Wäre Helene in seinem Alter gewesen, er würde verzagt zurückgewichen sein. Daß sie ein Kind war, gab ihm zu reden Muth, erfüllte ihn mit Vertrauen auf sich selbst. Er zeigte sich offen und treuherzig, wie er wirklich war, und gewann binnen einer Stunde die günstigste Meinung der Mutter, die aufrichtigste Zuneigung der Tochter. Beide erfreuten sich an seiner klugen und natürlichen Redeweise, sie lobten die Begeisterung, die er für seinen Lehrer an den Tag legte, die Wärme dankbarer

Verehrung für Gräfin Cecilie, die zarte Verschwiegenheit, die er über alle unangenehmen Ereignisse im Schlosse und über seine Trennung von der gräflichen Familie beobachtete. Konnte auch die zehnjährige Helene nicht vollkommen begreifen, was ihre Mutter zu würdigen verstand, so machte doch das ungeziert vornehme Auftreten des Tischlersohnes einen unauslöschlichen Eindruck auf sie. Verwöhnt durch den prahlerischen Aufwand ihres väterlichen Hauses, und keinesweges erzogen, wie sich für eines Handwerkers Tochter geziemt, hatte sie das Kutscherhaus mit dem kindischen Vorurtheile betreten, wo ihr Vater einen ehemaligen Kameraden, einen „ganz heruntergekommenen Tischler“ aufsuche, nur Mangel an Bildung, Unwissenheit, rohe Gebräuche zu finden. Und nun stand der Sohn dieses Hauses, wissenschaftlich unterrichtet, anmuthvoll, in den feinsten Formen der Geselligkeit vor ihr da? Das verwirrte den kleinen niedlichen Kopf, und ihr armes Herzchen — ein so ruhiges, fröhliches, unbefangenes, wie nur jemals in eines guten Kindes Brust sich geregt, — fing an unruhig zu werden, ohne daß sie ahnete, warum?

Die Mutter Helenen's, eine gut erzogene, und — ihre unheilbringende Schwäche für Herrn Bartel, genannt Barteloni, abgerechnet — ganz verständige Frau, neigte sich ohnedies ihrem Naturell nach mehr zur Einfachheit. Sie hätte ein schlichtes Leben, wie sie bei'm ersten kränklichen Gatten in Straßburg geführt, dem Aufwande, wozu des Zweiten eitle Prunksucht sie zwang, von Herzen vorgezogen. Da sie aber unfähig war, ihrer

Eifersucht und ihren Eifersüchtelien zu gebieten, da diese, oft erregt, sie zu Ausbrüchen verleiteten, die dann doch immer wieder eine für sie schmäbliche Unterwerfung und Versöhnung zur Folge hatte, so verlor sie, nachgiebig in Allem, was nicht eheliche Untreue hieß, die Verwaltung ihres Vermögens, ließ den Herrn Gemahl gewähren und hatte — die arme Frau — zwei Tyrannen: ihre Eifersucht und ihn. Es wiederholte sich in ihrer zweiten Ehe die alte Geschichte, die uns schon aus „Hamlet“ bekannt ist, daß eine Frau den Mann, um dessen willen sie ihren Ersten betrog, nicht achten kann, doch lieben muß.

Glücklicherweise hatte Herr Barteloni mit keinem Stieffohn zu schaffen, dem er den Ellenscepter entwunden, — denn Jeanne's erste Ehe blieb kinderlos, — aber mit Helenen wuchs dem eleganten Schneider — nordische Melancholie und philosophisch grübelnde Schwermuth bei Seite — ein kleines, ganz hübsches Hamletchen insofern auf, als diese, obgleich seine, Tochter nur ihre Mutter liebte, den gekenfasten, geschwägigen Papa dagegen, sammt seinen Prahlereien frühzeitig durchschauen lernte. Ihn liebte sie nicht, — und er bemerkte das nicht; denn Menschen seiner Gattung entbehren nicht die Liebe Anderer, weil sie ihrer nicht bedürfen; ebenso wenig, als sie ein menschliches Wesen lieben außer sich.

Diese gegenseitige Kälte zwischen Vater und Tochter hinderte nicht, daß Helene gab, was ein gehorsames Kind an Achtung schuldet, noch daß sie empfing — ihren Antheil vom Ueberflusse, welchen Barteloni's

Prachtliebe um sich her verbreitete, daß er sie ausstattete, wie die Puz-Puppen vor einem Mode-Magazine, daß er sie mit Geschenken und Liebkosungen überhäufte, die sie gleichgültig hinnahm, die sie doch, verwöhnt wie sie bereits war, sehr vermißt haben würde, wenn sie ausgeblieben wären. In so weit stellte sich das äußere Verhältniß ganz günstig. Was jedoch dem jungen Mädchen, trotz seines zarten Alters und des damit verbundenen Mangels an Menschenkenntniß, gar nicht behagte, war die Gesellschaft, welche der „geliebte Rafael seiner süßen Jeanne“ aufdrang. Anstatt mit seines Gleichen, mit anständigen Handwerksleuten zu verkehren, haschte er nach Persönlichkeiten, die sich irgend auszeichnen sollten, sei's durch Namen, durch Rang oder Talente, wobei er begreiflicher Weise nicht ekel sein durfte in der Auswahl, sondern mit dem Abfall der sogenannten besseren Gesellschaft vorlieb nehmen mußte. Gott weiß, was für Pumphunde er seiner geduldigen Frau Jeanne in's Haus brachte, die sich Alle gefallen ließ, wenn nur nicht hübsche und kokette Weiber dabei waren. Anders empfand das Kind Helene. Ihr entgingen die spöttischen, bittern Anmerkungen nicht, die mancher Gast wagte, und die niemals ausblieben, sobald in der Bewirthung eine Pause eintrat, während welcher die Lästermäuler nicht gerade gestopft wurden. Auch hatte sie Sinn genug für das Bessere, um schmerzlich zu empfinden, daß ihres Vaters Gästen fehlte, was den Menschen von geistiger Bildung auszeichnet. Deshalb fühlte sie sich jetzt durch Oswald's Betragen gewonnen. Es war

ihr, als ob von allen Männern, die sie vor ihrem Eintritt in diese niedere Gartenlaube gehört, der arme, dürftig gekleidete, in einem erbärmlichem Neste aufgewachsene Tischlerjunge der Erste sei.

Als Erhart in die Laube kam mit der Nachricht, sein Freund Ignaz — Frau Jeanne erröthete, und Helene lächelte bei Nennung des in ihrem Hause verpönten Taufnamens — habe sich nach dem Schlosse aufgemacht, um sein Geschäft bei'm Grafen zu rekommandiren und habe etliche Musterkarten voll köstlicher Proben aller nur erdenkbaren Farben mitgenommen, da erwiederte Frau Jeanne die ihr sehr gleichgültige Kunde mit einem begeisterten Lobe Oswald's, welches aus dem Munde einer „so ausländisch redenden“ Frau dem ehrlichen Tischler doch nicht wenig schmeichelte und ihm sichtbare Freude machte. Der Gegenstand der Lobpreisungen hielt ziemlich gefaßt alle Schwingungen und Schwankungen des ihm gewidmeten Weihrauchfäßleins aus, ließ die nie vernommenen Klänge, als: „remarquable, — graziös, — reich an Kenntnissen, — très comme il faut!“ über sich ergehen, wie einen lauen Mairegen, der in sanften Strömen das junge Haupt erfrischt. Da er aber zufällig nach Helenen auffah und in den wunderbaren Augen des Kindes innigste Bestätigung der mütterlichen Worte las, — war es ihm nicht, als mischten sich kleine Blüthen zwischen die Tropfen, und als schütte der Frühling selbst sein Füllhorn auf ihn aus? War es ihm nicht, als flechte des zarten Wesens Hand einen Kranz daraus und lege ihn mit sanftem Druck auf seine Locken? O niemals

noch, zu keiner Stunde, lebte in seiner Seele so fest der heilige Wille, ein tüchtiger Gelehrter, des alten Lehrers Ehre, der Eltern Freude, der Geschwister Freund und Stütze zu werden. Und wie gern hätt' er jetzt Helenen zugerufen: reiche mir die Hand, begleite mich zu meinem alten Freunde, damit Dieser mein Lob von Deinen Lippen vernehme und sich daran entzücke! Doch das wagte er nicht der schöngeputzten Frau Jeanne wegen, die wie ein Lineal so grade und steif in der Laube saß und mit fast beleidigender Freundlichkeit dem Lobe des Sohnes die herablassende Frage an den Vater beifügte: wo bleibt denn Madame Erhart? Ich hoffe doch nicht, daß sie sich unsertwegen derangirt und auch das arme Mädchen, die Tochter?

Frau Schneidermeisterin, erwiderte Franz, — fest überzeugt, man könne sich nicht verbindlicher und der Gattin eines Jugendfreundes erwünschter ausdrücken, — Frau Schneidermeisterin, da müssen wir nun schon die Wirthin gewähren lassen. Sind Sie einmal in unser Häuschen eingetreten, so werden Sie auch mit unserer Bewirthung darin vorlieb nehmen. Wir warten nur, bis Ihr Mann vom Schlosse wieder zurück ist, dann wollen wir sehen, was die beiden Frauenzimmer zu Stande gebracht. Denn daß unser Herr Graf den Ignaz droben zur Tafel behalten sollte, ist mir gerade nicht wahrscheinlich; . . . es müßte denn, setzte er bitter hinzu, in Erinnerung an den seligen Thomas und den Grafen Matthäus Apelles geschehen, die, glaub' ich, Beide schon vergessen sind.



Frau Jeanne verstand durchaus nicht, was Erhart mit dieser verworrenen Ironie meinte, und bezog dieselbe lediglich auf ihren Rafael, dessen Hochmuth der Tischler dadurch neckend bezeichnen wollte; was sie veranlaßte zu erwidern: Da thun Sie meinem Gatten doch zu viel, Herr Erhart. Mag er immer ein wenig obenhinaus sein, so weit gehen seine Prätensionen doch nicht, daß Graf Steinach ihn zur Tafel ziehen soll. Er wird schon ganz zufrieden sein, wenn der Herr sich Maß nehmen läßt. *Les affaires avant tout*, heißt es bei uns.

Erhart nickte ausdrucksvoll, um ihr dadurch anzuzeigen, daß dieser Worte Verständniß ihm noch aus der Kriegszeit geläufig sei, und bat sich sodann — weil doch einmal vom Geschäft die Rede wäre — eine gütige Beschreibung aus von der Beschaffenheit des neuen Gebäudes, welches auf dem Platze stände, der Rebekka's väterliche Heimath getragen, und wo Vater Hasenbart seine Felle zugeschnitten?

Das können Sie, erwiderte Frau Jeanne verbindlich, am Besten selbst in Augenschein nehmen, sobald Sie uns die heutige Visite zurückgeben; und dazu invitire ich Sie sammt familie.

Sie sind sehr gütig, Frau Schneidermeisterin. Aber wir sind wohl schon zu viel verbauert für einen solchen Besuch und würden durch unsern Aufzug Ihre Gäste verschrecken. Heißt das, den hier, meinen Studenten, den nehm' ich aus. Wenn Der wirklich noch über kurz oder lang hinein ziehen sollte auf die Universität, und Sie wollen ihm gestatten, daß er manchmal . . . . .

Er muß seinen Tisch bei uns haben! rief Helene freudig aus. N'est-ce pas ma bonne mère? Seinen Freitisch. Aber nicht wie die andern Schüler, nur einmal in der Woche. Nein, der Oswald muß alle Tage bei uns essen; auch wenn Papa Fremde hat.

Na, das wäre zu viel des Guten, meinte Erhart, und Frau Jeanne machte ein sauerlächelndes Gesicht, als ob sie seine Meinung mehr oder weniger theile.

Oswald, dem dies nicht entging, starrte schamroth zu Boden. Helene aber wiederholte, ihrer Macht als verzogener Tochterlein sicher: alle Tage! Und dabei klatschte sie lustig in die Hände und rief unzählige Male: alle Tage!

Was willst Du alle Tage, mein holdes Helenchen? fragte Herr Barteloni, der in diesem Augenblicke durch's Haus ging und mit zwei Schritten im Garten war; was will unsere Helene, meine süße Jeanne?

Daß der Oswald täglich bei uns zu Tische geht, Papa, wenn er in der Stadt studiren wird.

Nous verrons, mon ange! Für jetzt aber laß' uns an unsern eigenen Magen denken, und folgt mir in's Gasthaus.

Hätten wir ein ordentliches Gasthaus in Steinach, nahm Erhart das Wort, so würd' ich mir nicht erlauben, Dich davon zurückzuhalten, Du verwöhnter Prinz. Doch wie es dort angethan ist, kämest Du aus dem Regen unter die Traufe. Deshalb nimm fürlieb mit uns; und siehe, da erscheint Rehböcklein in der Hausthür, den Kochlöffel schwingend und vermeldend, die Suppe

dampfe auf dem Tische. Koste einmal wieder, wie arme Handwerksleute essen.

Es blieb Nichts übrig, die Einladung mußte angenommen werden. Frau Jeanne that es mit Ergebung; Barteloni schickte sich darein, so gut er konnte, doch gelang es ihm nicht, volle Zufriedenheit mit der Küche seiner ehemaligen Braut zu erheucheln.

Dasür opferte sich Helene auf, pries die einfachen Gerichte, versicherte, es habe ihr noch nie so gut geschmeckt, und erbat sich von Rebekka eine Portion um die andere. Da ihre Mutter wegen dieses gewaltigen Appetites sie neckte und der Vater sie einen kleinen Viel-  
fraß schalt, entschuldigte sich die gute Seele mit der zehrenden Morgenluft, welche sie ausgehungert habe, und daß sie für Oswald mit essen müsse, der ja keinen Bissen anrühre.

Freilich nicht! Wie hätte Der essen können, während Thränen der Dankbarkeit ihm die Kehle zuschnürten? Denn er begriff Helenen's Absicht: sie wollte gut machen, was ihrer Eltern vornehmes Verschmähen der Hausmannskost etwa Verlegendes haben könnte für den Sohn des Hauses. Und dabei wäre sie fast zu Grunde gegangen vor lauter Schlingen und Würgen.

Also drei Kinder habt Ihr? fragte Barteloni, der sich lange vergeblich nach einer Weinflasche umgesehen und endlich einen Zug aus dem großen Bierglase riskirt hatte; ein Mädel und zwei Jungens?

Ein Mädel und zwei Jungens, antwortete Erhart leise.



Die steht ihrer Mutter ähnlich, sprach der Bekleidungskünstler.

Ja, die Beate steht meiner Rebekka gleich.

Und Oswald beiden Eltern, fuhr Jeanne fort; allen Beiden!

Und der da! — dabei wies Herr Bartel auf August; wie heißt der da?

August ist er getauft.

Bartel hätte entdecken müssen, daß dieser sechszehnjährige Bursche um zwei Jahre zu alt sei für Erhart's Ehebündniß, wär' er nicht im Vergleichen irre geworden durch Oswald's Größe und Stärke; deshalb machte er keine Bemerkung weiter und sagte: der ähnelt weder Dir, noch Deiner Frau. Ich weiß gar nicht, wo ich hin soll mit ihm? Aber bekannt kommen seine Züge mir vor. Den erziehst Du zum Tischler?

So ist es; der wird Tischler.

Und der Andere soll studiren?

Das steht noch im weiten Felde. Es fehlt am Besten.

Ja, das Studiren ist theuer. Ueberhaupt, es ist nicht viel dabei zu holen. Die armen Gelehrten sind die schrecklichsten Hungerleider. Nach einem on dit will der Staat den Zudrang der Studirenden beschränken. Wenn ich in Deiner Lage wäre, müßte mir der Junge auch eine Profession ergreifen.

Mir wär's gewiß lieber, wollt' er auf meinem Wege fortgehen. Aber Tischler mag er durchaus nicht werden. Und, aufrichtig zu reden, mein Beispiel kann ihn nicht sehr dazu ermuntern.

Wozu hätte er denn noch die meiste Lust? Sprich aufrichtig, Oswald, wenn Du nun gezwungen würdest, ein Handwerk zu erlernen, was würdest Du noch am Liebsten werden?

Schneider würd' ich werden, sagte Oswald mit Bestimmtheit.

Ja, lächelte Rebekka, dazu zeigte er schon als ganz kleiner Junge die meisten Anlagen.

Erhart unterdrückte, was er darüber gern geäußert hätte, aus schuldiger Rücksicht für seinen Gast. Dieser jedoch zeigte sich durch Oswald's Erklärung durchaus nicht geschmeichelt.

Dummes Zeug, sagte Herr Barteloni; das ist dem Jungen jetzt wieder durch den Kopf gefahren, weil er meine Equipage gesehen hat. Bilde Dir nicht etwa ein, mein Sohn, daß es allen Schneidern geräth wie mir? Dazu gehört mehr als Bügeleisen und Scheere. Dazu gehört Geist — und Glück. (Verbindliche Neigung gegen Frau Jeanne, nebst Handkuß.) Auf einen Kostümier meiner Gattung, der mit zwei Schweißfüchsen im eigenen Wagen nach Steinach rollt, gehen neunundneunzig ausgemergelte Wanderburschen, die hungrig durch's Land sehten. Schneider ist bald gesagt, aber Schneider und Schneider ist Zweierlei. Flickschneider und Bettelstudent, das kommt auf Eins heraus. Keiner von Beiden wird es hoch bringen, wenn ihm das rechte Zeug fehlt, etwas Großartiges anzubahnen. So Mancher meint sich berufen; ob er auch erwählt sei, das muß sich erst später herausstellen.

In diesem Tone hätte der übermüthige Mann noch lange fort geprahlt, wäre nicht Erhart mit der Frage dazwischen getreten, wie der Graf ihn aufgenommen, und ob der Zweck seines Besuches auf dem Schlosse erreicht worden sei?

Das versteht sich von selbst, erwiederte Jener sich brüstend. Ich hab' es weg, wie man mit solchen stolzen Kavaliereu umgehen soll: bei ihrer Eitelkeit muß man sie fassen, dann hat man sie. Graf Polykarp Steinach bestellt keinen Stich mehr bei einem anderen Modisten, als bei der Firma J. Rafael Barteloni. Nur keine schriftlichen Anerbietungen, keine in Kupfer gestochenen Adresskarten! Persönlich muß man erscheinen, die Sache selbst in die Hand nehmen, sich als Mann von Welt und Ton präsentiren und Wunderdinge versprechen. Dabei aber muß man thun, als wäre man verloren ohne die Kundschaft des Gnädigen. Das hören sie gern, diese Aufgeblasenen, Bevorzugten. Du hast Dir selbst im Lichte gestanden, Franz; Du warst von jeher zu einfach. Das führt zu Nichts . . . Doch ich verplaudere mich, und es wird Zeit, an die Rückfahrt zu denken. Sechs Stunden brauchen wir und sind matt und müde. Heute früh um vier Uhr ausgefahren, vor zehn Uhr kommen wir nicht nach Hause, und zwölf Meilen in einem Tage will auch Etwas sagen für die Pferde. Es ist, was wir vom Sport eine forcirte Tour nennen! Heda, welcher von den beiden Jünglingen will die Angelegenheit in Angriff nehmen und das Anspannen bestellen?

Soll der Kutscher hier vorfahren? fragte Döwald,  
Holtei, Ein Schneider. II

der zum Sprunge gerüstet stand, und dabei August, welcher es ihm zuvor thun wollte, mit einer Hand zurückschob, daß dieser sonst ganz kräftige Bursche wackelte.

Ja, laß' ihn vorfahren! sagte Barteloni.

August saß wieder fest auf seinem Schämel, und Oswald war bereits durch die Stubenthür hinaus.

Warum eilte er so? Warum suchte er Helenen's Abreise, sei's auch nur um wenige Minuten, zu beschleunigen? Warum empfahl er dem zaudernden Kutscher die rascheste Förderung, half ihm und dem Hausknecht die Pferde einschnürrn und vorlegen, flog dann vor dem Wagen her, wie ein Läufer und meldete athemlos, voll sichtlicher Befriedigung: die Reisenden könnten sich rüsten, Alles wäre bereit!

Warum? Weil ihn das Gespräch über die Wahl seines Standes gequält; weil es ihn beunruhiget hatte, der akademischen Laufbahn Möglichkeit in Zweifel gezogen, sich befragt zu hören, welches ein Handwerk er dann vorziehen werde; weil er in Helenen's Gegenwart solche Zweifel nicht dulden wollte; weil es ihn schon verletzt hatte, daß ätherische Kind vom Freitische reden zu hören, dann so viel essen zu sehen (der Undankbare! Für wen hatte sie denn gegessen?); weil er dem Vater des bezaubernden Mädchens sein „Schneider will ich werden!“ nur aus Trotz in den Bart geworfen; weil er fernere Auseinandersetzungen Bartelonischer Welt- und Standes-Ansichten fürchtete; weil er sehnlichst wünschte, sie möchten Alle mit einander möglichst bald über die Grenzen der Steinachischen Grafschaft hinaus sein, Helenen nicht

ausgenommen, obgleich er schon im Voraus empfand, wie noch weit sehnlicher sein Herz sie zurückwünschen werde.

Weiß sich nicht Jeder von uns ähnlicher Widersprüche, die dies, genau betrachtet, nur scheinbar sind, aus seiner Knabenzeit zu erinnern? Hat nicht uns Allen bei'm dämmernden Erwachen erster Leidenschaft dieser Groll gegen sanftes Empfinden, dieser Kampf kindischer mit männlichen Regungen schmerzhaftes Wonne bereitet? Die Flegeljahre verlangen ihr Recht auch bei hervorragenden, bei früher reisenden Persönlichkeiten, zu denen wir unsern Helden nothwendig rechnen. — Er weinte, als die Kutsche aus seinen Augen war.

---

### Einundzwanzigstes Kapitel.

Zu wem hätte Oswald Glück und Gram — dies Zwillingsspaar, welches der heutige Tag ihm beschieden, — sonst tragen sollen, als zu seinem alten, vertrauten Freunde, dem Schulhalter Kahl? Nicht, daß er Vater und Mutter minder geliebt, nur daß er sich scheute, mit Jenem von seinen Studien, mit Dieser von seinem Stolze zu reden, der ihm die Benennung „ein Bettelstudent“ in den schwärzesten Farben vormalte. Nun gar, wo Herr Barteloni den verhungerten Flickschneider dicht daneben gestellt. Ohnedies war die Stunde bald herangekommen, in welcher Herr Kahl die Schule schloß, wo das wilde Heer auszog und dem gelehrten Lieblings-schüler freien Raum ließ, seinen Einzug zu halten.



Im Ganzen, wir dürfen es nicht verschweigen, hatte sich seit Oswald's Uebertritt aus dem Schlosse in die Stadtschule letztere bedeutend humanisirt. Des wohlgefitzten Knaben Beispiel hatte günstig gewirkt, und mancher fühlbare Deuter seiner geballten Faust hatte dem guten Beispiele Nachdruck verliehen. Auch jetzt, dem öffentlichen Lehrkursus längst entwachsen und das kleinere Völkchen an Gestalt, wie an Wissen um einen vollen Kopf überragend, blieb er immer noch der doppelt gefürchtete Famulus des Herrn Kahl, schlichtete manche Händel, strafte manche Ungezogenheit, schüchtert schon durch sein Erscheinen die unbändigsten Lärmer ein, wenn des Lehrers Stimme nicht mehr durchdrang.

Heute, wo es ihn nach Helenen's Abreise weder im Hause, noch im Garten litt, begab er sich um ein halbes Stündchen früher als sonst auf den Weg. Schon aus der Ferne fiel es ihm befremdend auf, daß jenes dumpfe Summen und Surren, welches gewöhnlich aus der Steinacher Schulstube heraus zu tönen pflegte, völlig schwieg, daß eine feierliche Stille um Kahl's verwildertes Gärtchen schwebte. Kein baumelndes Bein, mit oder ohne Schuh, hing über die Fensterbrüstungen herab; kein papierner Generalshut, mit ausgedienten Schreibfedern geziert, winkte von struppigen Köpfen; kein Gelächter ließ sich hören.

Oswald hielt einen Augenblick seine Schritte an und lauschte; dann wieder, eine bange Empfindung rasch besiegend, drang er vor und eilte, sich Gewißheit zu verschaffen. Die Schulstube war leer. Sie schien es den

ganzen Tag über gewesen zu sein, denn es fehlte jegliche der Spuren, welche ihre Insassen sonst zu hinterlassen pflegten. Er entfloh dieser ihn beängstigenden Einsamkeit, suchte durch Flur und Küche, . . . keine Frau Kahl war zu finden. Erst nach langem Zögern wagte er sich in der alten Leute Wohnzimmer; auch dort regte sich Nichts. Doch aus einem Ofen, wo die Betten standen, ließ eine matte, kaum erkennbare Stimme sich vernehmen: Bist Du es, mein Getreuer?

Da lag Herr Kahl, um nicht mehr aufzustehen.

Endlich, mein Oswald! Du kommst, Deinem alten Lehrer die Augen zuzudrücken; es geht auf die Reige. Heute früh schon mußte ich die Schule entlassen, konnte mich nicht mehr aufrecht halten. Ich bin ganz allein. Meine Frau ist gestern Abend nach dem Neuland gegangen zu unserer ältesten Tochter, die entbunden hat und auch sehr krank ist. Da hab' ich von Stunde zu Stunde gehofft, Du würdest vernommen haben, daß ich darnieder liege, und würdest Dich einstellen. Fast wollt' ich ungeduldig werden und verzagen, denn ich habe noch Viel mit Dir zu reden, bis der Athem ausbleibt. Habe Dir zu danken, Dich um Verzeihung zu bitten, — Dich zu warnen. — Mein ganzes Leben war eine Kette von Kummer, Mangel und Uergerniß. Die Galle, Oswald, die Galle ist's, die mich umbringt. O die bösen Zungen, die mich gequält, die mich gemartert! Da fandest Du Dich zu mir, Du Engel des Trostes, und Deine Nähe goß Balsam in jede Wunde, versüßte die Bitterkeit des täglichen Leidenskelches. Und was hab' ich Dir zum

Lohne gegeben dafür? Ich habe Dich zum Spielzeug meiner wieder auftauchenden Eitelkeit gemacht, habe Dir den Kopf angefüllt mit allem Wust abgestorbenen Wissens, todten Sprachen, Ueberresten aus eigenen, begrabenen Träumen, die nie lebendig wurden. Der harmlosen Zufriedenheit Deiner häuslichen Umgebungen, denen Dich die Trennung vom Schlosse glücklicherweise wieder zuführte, hab' ich Dich auf's Neue entrückt, habe Dir vorgeschwagt von thörichten Aussichten auf eine gelehrte Laufbahn, auf Ehren und Würden, nach denen ich einst getrachtet, und die mich, Irrlichtern gleich, in den Sumpf lockten, in den ich hier versank. Verzeihe mir, Oswald, daß ich Dich täuschte, wie ich mich getäuscht habe. Rechne dem schwachen, unter Kindern zum Kinde gewordenen Manne nicht zu, was er willenlos an Dir verbrach. Höre mein letztes Wort: wende Dich dem Berufe wieder zu, in welchem Du geboren wurdest; erfülle die Wünsche Deines Vaters. Jedes Handwerk hat einen goldenen Boden. Nur Wenigen ist beschieden, im Wissen glücklich zu werden. Ach, so Viele, so Viele gehen unter, wie ich. Vergiß, was Du bei mir gelernt. Lerne leben, wie ein schlichter Bürgermann. Versprich mir, daß Du es willst, damit ich eine ruhige Todesstunde finde und ohne Sorge um Dich, meinen liebsten, jungen Freund, sterben möge. Gelobe mir's in diese kalte Hand.

Wenn es Euch beruhigen kann, sagte Oswald, so will ich ja gern Alles geloben, was Ihr verlangt. Und sollte in Wahrheit Euer Tod so nahe bevorstehen, als Ihr wähnt, will ich auch redlich mein Gelübde halten.

Aber wenn Ihr Euch täuscht, wenn es nur vorübergehende Leiden sind, die Euch täuschen, und wenn Ihr mit Gottes Hilfe wieder geneset, — nicht wahr, mein gütiger Meister, dann entbindet Ihr mich dieses Gelübdes, gebt mir mein Wort zurück, und wir reden weiter darüber. Nicht wahr, dann stoßt Ihr mich nicht von Euch, ehe ich reif bin, nach der Stadt zu ziehen, auf die Universität.

Ich täusche mich diesmal nicht und lasse mich nicht länger täuschen. Seit Jahren trag ich den Tod in mir herum, seit Monaten fühl' ich mein Ende, nur mit äußerster Gewalt hab' ich mich zusammengerafft, nur Deine Nähe hat mir die Kraft gegeben, mich bis heute zu beherrschen. Ich war ein alter Narr, meinte wohl gar, ich sei nöthig für Dich, für Deine Zukunft, Dein Glück; und dies Glück such' ich für Dich in der Wahl des gelehrten Standes.

Ganz recht, das thatet Ihr. Und ich auch. Noch gestern thaten wir's. Warum habt Ihr heute Eure Meinung umgeändert?

Warum? Als ich heute vor Tage mit heftigen Schmerzen, — zwar mit diesen kämpf' ich immer und bemühet mich, ihrer Herr zu bleiben — als ich mit der Empfindung erwachte: nun geht's nicht länger, und ich muß mich ergeben! Siehst Du, Oswald, als ich umhersah, dort nach jenem Bücherbrett, wo unsere alten Autoren stehen, mit denen wir so zu sagen Abgötterei trieben, . . . Oswald, ich kann Dir nicht beschreiben, wie abgeschmact, wie trostlos, wie nichtig unsere Studien mir vorkamen neben der Ueberzeugung, daß ich in

wenig Tagen eine Leiche sein werde. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie unnütz mein eigenes Bestreben mir erschien, wie unersprißlich, wie gering ich auf einmal das mühsam errungene Wissen schätzen lernte, worauf ich bisher, trotz meiner hiesigen unterdrückten Stellung, noch eingebildet gewesen war. Wozu hab' ich gelebt? Um die Schuljungen zu peinigen und mich von ihnen todt martern zu lassen. Um Undank zu erndten für meinen besten Willen, um zu darben sammt Weib und Kind. — Und Dich, den Einzigen, der mir Fleiß mit Fleiß, Liebe mit Liebe vergalt, den sollt' ich in das Elend sich stürzen sehen, welchem der Tod mich entreißt? Denn was würde in Deiner Lage, bei Deines Vaters Armuth zuletzt aus Dir werden mit all' Deinen geistigen Fähigkeiten, all' Deinem ernstern Willen? Ein Schulmeister, Döwald; vielleicht ein Schulmeister meiner Gattung? Laß mich einen solchen Fluch nicht mitnehmen in jene Welt!

Herr Kahl mußte zu sprechen aufhören. Heftiger Frost schüttelte den todtkranken Mann, der seit länger als zwölf Stunden ohne Labung und Linderung, sich selbst überlassen, dalag.

Die Schulknaben, herzlich froh, vom Unterricht befreit zu sein, hatten wohl zu Hause verkündet: der Lehrer ist krank und seine Frau über Feld, — aber keiner Mutter war der Einfall gekommen, sich nach dem Kranken zu erkundigen oder ihm eine Erquickung zu bringen. Döwald rannte heim und entbot Frau Rebekka, die es sich nicht zweimal sagen ließ, Beaten die Sorge für's Rutscherhaus übergab und sogleich nach der Schule aufbrach,

ausgerüstet mit Allem, was in solchen Fällen nöthig und ersprießlich ist, wie eine von der medizinischen Fakultät approbirte Krankenwärterin.

Der Leibarzt des Grafen, den wir noch vom Scharlachfieber und Bernhard's Genesung her kennen, und der Oswald lieb gewonnen, ließ sich auch nicht lange bitten und traf ein, bevor noch Frau Rebekka sich völlig heimisch in der Schule gemacht.

Seitdem sich der Medizinalrath bei'm jungen Grafen durch Vorherverkündigung des unfehlbar eintretenden Todes ein wenig übereilt, waren Dieselben sehr vorsichtig geworden und sprachen ihre Prophezeiungen nie und nirgend mehr mit der Zunge, sondern lediglich pantomimisch aus. Hier jedoch glaubten Sie ein Uebriges thun zu dürfen, weshalb Sie mit bedenklichem Achselzucken und Kopfschütteln die an Frau Rebekka gerichteten Worte beifügten: tief eingewurzelte Leber- und Milz-Leiden. Erguß der Galle. Vollständige Auflösung. Ravider Verlauf! Nichts mehr schädlich, jede Labung gestattet. Vielleicht noch ein Anfall. Dann ruhiges Ende. — Adieu, Oswald! Wächst sich hübsch aus, nicht vergebens auf dem Schlosse gelebt; jünger Kavalier. Bornehmere Erscheinung, als Graf Bernhard — unter uns gesagt; natürlich sehr unter uns! Weint um seinen Lehrer? Guter Junge, weiches Gemüth. Schade, daß er nicht mehr bei dem jungen Grafen lebt; würde günstigen Einfluß auf diesen haben. Immer allein, armer Bernhard. Ueberhaupt traurig auf dem Schlosse, öde, seitdem . . . gute Nacht, Frau Erhartin!

Diesmal hatte der Medizinalrath das Richtige getroffen. Kahl belästigte die bei ihm wachenden Pfleger nicht viel. Er schlummerte sich in den letzten langen Schlaf hinüber, und nur selten schlug er einmal die schon gebrochenen Augen auf, lächelte seinen Liebling an, läspelte ihm zu: Du hast's versprochen! verwechselte dann Rebekka mit seiner abwesenden Frau, befragte sie nach der kranken Tochter und versank dann sogleich wieder in tiefen Schlaf.

Was hast Du versprochen, Oswald? fragte die Mutter.  
Die Zeit wird's lehren, antwortete der Sohn.

Gegen Morgen wurde des Kranken Schlaf unruhig. Er sprach nicht mehr zusammenhängend, hatte allerlei verworrene Gesichtser. Als die Sonne hell in den Alkoven blickte, rief er laut: Die Lehrstunde fängt an; Primus Oswald Erhart, verließ die Namen. Fehlt Keiner? Dann ist's gut. Hört mich, Ihr Alle, die auf diesen Bänken saßen, lärmten, tobten, mich höhnten, quälten, mordeten, so viele Jahre hindurch; Lebende und Todte, Große und Kleine, Verheirathete und Ledige! — Oswald, fehlt Keiner? Hast Du sie Alle aufgerufen? Haben Alle geantwortet?

Oswald sagte zitternd: Ja, Herr Kahl.

So vernehmt meinen Abschied: Ich verzeihe Euch!  
Ich segne Euch Alle! Amen!

Das sind nun die letzten Worte des Schullehrers Kahl in Steinach gewesen. Um wie Vieles milder klangen sie nach in des Schülers Brust, als jene des verstorbenen Kammerdieners Thomas!

---

### Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten Wochen nach Kahl's Tode und Begräbniß hatte Oswald für nichts Anderes Sinn, als für den Verlust, den er durch diesen Tod erlitten, und zwar ohne Beimischung von Selbstsucht. Es war der aufrichtige, reine Schmerz der Jugend, der die Todten ehrlich beweint, — bloß weil sie nicht mehr da sind, weil der Zurückgebliebene ihnen nicht mehr die Hand drücken, ihnen nicht mehr in's Auge sehen kann, weil der Unerfahrene in seiner kindlichen Trauer wähnt, hier sei eine Lücke in der Welt entstanden, die keine Zeit ausfüllen werde. — Kindischer, aber heiliger Wahn! Welche Ehre machst Du doch in Deiner fast albernen Einfalt dem Herzen des Jünglings, des Einzigen, der den eingesenkten Schullehrer vermißte! Außer ihm Niemand, — Frau Kahl, die Wittwe, nicht ausgenommen.

In Oswald's Treue hatte der spätere, ältere Lehrer die Stelle des ersten, jüngeren, des geliebten Hein, gewissermaßen eingenommen, ohne doch Jenen zu verdrängen. Beide hatten sich dem Knaben zu einem mystischen Doppelwesen verschmolzen, nur daß eine Hälfte desselben unsichtbar blieb. In Kahl, dem Gelehrten, hatte Oswald Hein den Gelehrten so lange geachtet und verehrt, bis der Alte ihm wurde, was der Jüngere ihm gewesen. Nun fehlte dieser Anhaltspunkt für Geist und Seele, die Erde schien ihm leer, er ging zwischen den Seinigen hin wie ein Träumender. Oft saß er auf des Dulders kleinem Grabhügel, auf den



August, dem Bruder zu Gefallen und mit Erhart's Bewilligung, ein festes, hölzernes Kreuz gestellt, und versenkte sich in die nothwendigen Folgen des letzten, dem Sterbenden gegebenen Versprechens. Dieses galt ihm, als ein solches, für unauf löslich bindend. Immer trostloser und einsilbiger kehrte er vom nahen Friedhose zurück. Immer bedenklicher wurden Rebekka's Mienen, weil sie täglich einem Nachtwort von Erhart entgegensah. Offenbar hielt der Vater damit noch zurück, um seines Sohnes Betrübniß zu schonen, „welche doch immer etwas Ehrwürdiges habe; denn ich weiß, wie mir zu Muthe war, als der alte Mottensammler d'rauf ging, und der war nicht einmal mein Lehrer gewesen. Das muß noch ganz anders greifen!“

Sitzt ein Mensch, der das Leben hinter sich hat mit allen Freuden und Leiden, tagtäglich auf einem frischen Grabe, so ist nicht viel Hoffnung vorhanden, daß er sich allmählich ermannen und mit emporgerichtetem Haupte den Weg zurückfinden werde unter das Gewühl der übrigen Menschen. Ein Jüngling aber bleibt selten allein, auch wenn er die Einsamkeit sucht. Ueber kurz oder lang gesellt sich ihm eine Begleiterin zu, die erst mit ihm weint und seufzt, dann ihn anlächelt und endlich auch ihm ein Lächeln abgewinnt, bis sie vertraut werden miteinander und er die dargebotene Hand ergreift, daß sie ihm einen Ausweg zeige aus den bemooseten Mauern der Kirchhöfe. Zu Oswald, wie er da zwischen zwei Freunden weilte, — dem Begrabenen, den er im kühlen Boden wußte, und dem Anderen, den bange Sorge in

weiter Ferne vergeblich suchte, — gesellte sich zuerst das Bild der schönen, unglücklichen Gräfin, Bernhard's Mutter. Cecilien's Angedenken, lebhafter als er es seit dem Abschiede vom Schlosse gehegt, wachte in ihm auf und vermittelte gleichsam zwischen Grab und Frühling. Dann verblühen die Farben, das Bild zerfloß, und ehe des Trauernden Schwermuth sich's versah, schwebte die kleine Helene um ihn her. Erst einem Engel ähnlich, hoch über Gräbern, — nun ein Bote blühender Gegenwart, der sich neben ihn zum stillen Kreuze setzte, die schönen Augen nach den Wipfeln hoher Linden gerichtet, — am Ende gar ein freundlich-heiteres Kind, welches ihm prophezeiete: bald werd' ich eine Jungfrau sein, und wir werden uns lieben! Und in diese liebliche Prophezeiung hinein erklang die Stimme des alten Kahl wie aus dem Grabe herauf: Halte Dein Versprechen!

---

Es kann ein Monat vergangen sein nach Barteloni's Besuch in Steinach oder nach Kahl's Begräbniß, — da sprach Beate bei'm Abendessen zu den Eltern: ich soll Euch auch von Oswald bestellen, daß sich Niemand um ihn ängstiget; er ist fortgegangen und wird erst morgen Abend heim kommen, vielleicht gar erst übermorgen. Er sagte, 's wär' nothwendig, und verschoben könnt' er's nicht.

Der Junge ist nach der Stadt hinein gelaufen und will sich dort einen neuen Lehrer suchen, brummte

Erhart, weil der alte Kahl in der Erde modert. Mag er's haben! Aber nun darf er auf mich nicht rechnen bei seinen kühnen Unternehmungen. Er hat mich nicht um Rath gefragt, — so hat er auch keine Hilfe von mir zu fordern, und wie er sich bettet, wird er liegen.

Frau Rebekka wußte wohl, daß diese harten Aeußerungen nicht aus ihres Mannes weichem Herzen kamen, daß sie nur durch gerechten Verdruß über Oswald's eigenmächtigen Ausbruch hervorgerufen waren. Auch sie mußte befürchten, Erhart habe den Zweck der heimlichen Reise richtig durchschaut. Sie hatte zwar vernommen, wie der sterbende Lehrer an ein in seine Hand abgelegtes Versprechen mahnte; nach allen ihr bekannten Vorgängen aber konnte sie unmöglich annehmen, daß Kahl gerade das Gegentheil von Dem verlangt habe, was sie jetzt beunruhigte. Sie brachte zwei trübe Tage zu, um so trübseliger und kummervoller, je klarer draußen der Sommer strahlte.

Auch Erhart war sehr verstimmt, wider seine Gewohnheit sogar mürrisch.

Doch Beate blieb ruhig. Sie und August lebten einer anderen Ueberzeugung, hüteten sich jedoch, weiter davon zu reden, als in unbestimmten Vermuthungen. Sie wußten, Widerspruch könne, aus ihrem Munde, die Eltern nur noch heftiger gegen Oswald erzürnen.

Ich weiß, was ich denke, sagte Beate leise zu August.

Ich weiß, was ich weiß, sagte Dieser.

Und sie drückten sich verstohlen die Hände.

Als nach Oswald's Entfernung der zweite Tag ver-

flossen war, ohne Kunde von ihm, ging Erhart's Groll in Wehmuth über: das hätt' ich von dem Jungen nicht erwartet, Rebekka, daß er so lieblos handeln würde gegen — seine Mutter; von mir will ich gar nicht reden.

Und seine Kleidung, Wäsche, Alles hat er zurückgelassen. Hat er sich vielleicht ein Leides angethan?

Aus Gram über des Schulhalters Tod? Das ist nicht denkbar. Um einen alten Lehrer weint ein guter Schüler, aber umbringen thut sich Keiner. So Etwas wäre wider die Natur. Die Jugend wendet sich wieder dem Leben zu. Nein, er hat uns verlassen, ohne Abschied. — Und schlecht behandelt, sollt' ich denken, haben wir ihn doch nicht?

Diese in väterlicher Milde und Trauer gesprochenen Worte rührten die Mutter so heftig, daß sie sich an ihres Mannes Hals warf und in lautes Sammern ausbrach: Du, Deinen Sohn schlecht behandeln? Du Seele von einem Menschen, der kein Würmchen beschädiget und keiner Fliege weh' thut? Du, der Du die gute Stunde selbst bist und sogar dem August seine Fehler nachstehst und mich schiltst, wenn ich einmal schelten will? Du, unsern Oswald? Ach, mein himmlischer Heiland, was ist doch aus ihm geworden?

Ein Schneider, liebe Mutter! klang es frisch und hell durch's offene Fenster vom Garten herein, und gleich darauf lag der bestaubte Wanderer in seiner Eltern Armen. Ein Schneiderlehrlinge, ein wohlbestellter; in der großen Werkstatt des ersten Meisters in der ganzen Hauptstadt, folglich in der ganzen Provinz und mehreren

dazu gehörigen Ländern. Herr J. — r r r Rafael Barteloni hat mich an- und aufgenommen, mit Kost, und wird für meine Kleidung sorgen, bis ich frei bin! — wenn meine guten Eltern Nichts dagegen haben.

Ich wußte es ja, flüsterten August und Beate.

Das Studiren willst Du fahren lassen? fragte der mit offenem Munde dastehende Vater. Ein Handwerk willst Du ergreifen, Du Gelehrter?

Und hast, fuhr die Mutter zweifelnd fort, dem seligen Herrn Schulhalter doch auf dem Sterbebette geloben müssen . . . .

Daß ich eben dies thun würde, falls er wirklich stürbe. Er ist gestorben, und ich habe mich entschlossen. Euch durst' ich damit nicht belästigen, denn es wär' dem Vater schwer geworden, den vornehmen Herrn Großstädter mündlich oder schriftlich um Etwas zu bitten; das konnt' ich mir wohl denken. So hab' ich's für mich allein abgemacht. Bin auch ganz gut empfangen worden. Sie wunderten sich sämmtlich über meine Näherei; sogar die Gesellen. Es ist Alles in Ordnung, und ich brauche nur meines Herrn Vaters schriftliche Bestätigung, daß er einwilliget.

Also wirklich und wahrhaftig Schneider? wiederholte Erhart unzählige Male. Ein Schneider, — und hat Griechisch gelernt und Lateinisch wie rasend? Hat den großen Studenten gespielt und die Nase in seinen verzwickten Büchern stecken gehabt? Junge, wie wird's Dir vorkommen, wenn sie Dich jetzt als Lehrjungen traktiren, den jeder Gesell zupst und stößt und schimpft? Wenn sie

Dich mit der Anprobe zu einem rechten Laffen schicken, der Dich warten läßt und grob anschauzet? Der das Unmögliche verlangt und darfst ihm nicht widersprechen, wenn er Dich Schafskopf nennt? Wirst Du das aushalten, Oswald?

Wohl noch mehr, Vater! Und wenn er gar zu dumm auf Deutsch redet, will ich ihm mit einer passenden Stelle aus einem römischen Dichter entgegenen. Dann wird er in sich gehen, wird denken: der Schneiderjunge weiß mehr als ich, und wird . . . .

Dir ein Paar Ohrfeigen schlagen, ergänzte der Vater.

Das soll er versuchen! Tadeln, spotten, necken, schimpfen mögen sie mich; so 'was muß sich jeder Bursch' gefallen lassen und bei der Schneiderei schon gar! Und wenn ich sonst meine Schuldigkeit mache, keinen Anlaß gebe, wird's auch so schlimm nicht werden. Wer mich aber schlagen will, der liegt! Wo ich hintresse, wächst kein Gras, und den Ersten, der mich anrührt, richt' ich so zu, daß dem Zweiten die Lust versalzen ist. Das wäre mein geringster Kummer!

Eltern und Geschwister betrachteten mit wahrer Freude des muthigen Knaben herausfordernde Stellung, die er bei diesen Worten angenommen. Auf den ersten Blick mochte man sich überzeugen, daß er in jeder Art befähiget sei, durchzuführen, was er jetzt verheißt.

Beate und Rebekka streichelten ihm die von rascher Wanderung blühenden Wangen, und Erhart sagte: Die Wahrheit zu reden, August, ich denke, wer ihm unter die Fäuste geräth, wird's spüren! Meinst Du nicht auch?

Ich hab's schon gespürt, wie wir noch klein waren, antwortete August und rieb sich nachträglich den Buckel.

So wird es denn einen tüchtigen, starken, tapferen Schneider mehr auf Erden geben, und dieser wird mein Sohn sein! In Gottes Namen, Oswald. Des Vaters Einwilligung soll Dir nicht entgehen, so schön und deutlich geschrieben, wie ich sie nur immer zu Stande bringe. Aber das Einzige versprich mir, daß Du Dich nicht etwa willst vom Satan blenden lassen, Dich an Deinem künftigen Meister und Lehrherrn zu vergreifen! Mein alter Freund Bartelino, oder wie er sich nennt, giebt's mitunter sehr hoch, was Dir auch nicht entgangen ist; und wenn er vielleicht in einem Anfall von tyrannischer Lustigkeit einen Angriff auf Deine Ohren macht oder gar die Breite Deiner Schultern mit der Elle ausmessen will, . . . um Gotteswillen, Junge, halte Deine Arme fest mit Deinen eigenen Händen, . . . so über's Kreuz, wie wenn Du in der Zwangsjacke stecktest, und bedenke, . . .

Ei, wo werd' ich denn! Ihn nehm' ich natürlich aus. Er ist ja mein Lehrherr und der Vater . . . hm, hm, hm . . .

Hast Du Dir den Husten geholt bei Deinem schnellen Marsche?

Und der Vater seiner ganzen großen Werkstatt, so zu sagen. Von dem darf man sich schon eher Etwas gefallen lassen, ohne der Ehre das Geringste zu vergeben.

Als Oswald hustete, hatte Beate dem August einen sanften Stoß mit dem Ellbogen gegeben. Rebekka, der dieser Stoß nicht entging, und die sich ihn auch zu deuten

wußte, hatte lächelnd vor sich hingeflüstert: das wär' auch eine wunderbare Fügung! Aber warum nicht? Gar so 'was Unerhörtes wär's am Ende auch nicht. Dann sprach sie laut: Und bis wann denkst Du einzutreten?

Je eher, desto lieber! Nur nicht lange zaudern. Entschlossen bin ich zwar und will's auch durchführen; will nicht etwa wieder abspringen, da sei Gott für. Aber leicht ist es immer nicht, und hier im Hause wachen doch wieder andere Gedanken auf, an Herrn Hein, an Herrn Kahl, an die Professur der Philologie, und was man sonst für kindische Ostereier bebrütet hat! Da ist's klüger, kopfüber in die neue Geschichte hinein, hauptsächlich, weil ich mich vor den ersten Wochen fürchte. Jeder Tag, den ich davon überstanden habe, ist ein Schritt vorwärts!

Also morgen, mein Sohn?

Morgen schon? klagten Rebekka, Beate und August.

Morgen! rief Oswald; morgen geht ohnedies der Fuhrmann, und das trifft sich gut wegen des kleinen Koffers, den mir die Mutter mitgeben wird zur Wäsche, denn ich für meine Person brauche den Wagen nicht, ich komme zu Fuße ebenso geschwind vom Flecke.

Die Eltern stimmten bei.

Erhart setzte sich an's Schreiben, nicht allein des nothwendigen väterlichen Attestes wegen, sondern auch um einige Zeilen an seinen ehemaligen Waffenbruder zu richten und Diesem den Sohn bestens zu empfehlen. Während der ungeübten schriftlichen Arbeit, wobei ihm wirklich die leichte Feder schwerer wurde, als das schwerste Tischlerwerkzeug, stieg ihm einige Male der Gedanke auf



ob es nicht zweckmäßig und vortheilhaft sei, dem Herrn Barteloni an's Herz zu legen, er möge in seinem Hause für Erhart's einzigen Sohn geschehen lassen, was in Erhart's Hause für August geschehe, und ihn dabei zu bedeuten, daß August ihn näher angehe, als er denke. Doch kaum hatte der Tischler einige Silben darauf bezüglich dem Papiere anvertraut, als er sie auch schon wieder mit dicken Strichen, wie mit schwarzen Brettern zudeckte. Nichts da, sprach er, das wäre gemein! und ließ den Gedanken fallen.

Rebekka richtete Oswald's Kram zusammen und packte den kleinen Koffer.

Aber die Bücher werden kaum Platz finden, sagte August, der „einen Arm voll Gelehrsamkeit“ herbeibrachte.

Aus den Büchern, antwortete Oswald, mögt Ihr Beide jetzt studiren, Du und Schwester Beate. Ich rühre keines davon mehr an. Bis ich freigesprochen bin, nehm' ich überhaupt kein Buch vor's Angesicht, außer an Sonn- und Festtagen in der Kirche das Gesangbuch. Ich hab' jetzt nichts Anderes im Kopfe und darf nichts Anderes darin haben, als Nähnaedel, Seide und Zwirn. Die Bücher würden mich nur zerstreuen, gleichviel ob lateinische oder deutsche. In drei Jahren muß ich frei sein. Hernach bin ich gerade so alt, wie unser Vater, da er Gesell wurde. Aber der ist eher in die Lehre gekommen. Ich hab' zwei Jahre mit den Wissenschaften versäumt, die hab' ich nachzuholen; das ist nichts Kleines, und deshalb darf ich Nichts im Kopfe haben, als meine Sache.

Auch nicht im Herzen? fragte Beate ihn so leise, daß nur August es vernahm.

Kindereien, entgegnete Oswald erröthend. Ich verstehe, was Du meinst. Sie ist ja noch ein Kind, — und wir Drei sind nicht viel mehr. (Beate schien widersprechen zu wollen für ihren Theil, er aber ließ sie nicht zu Worte kommen.) Ich verstehe schon, was Du meinst, Beate, als ob ich nur darum Schneider werden wollte, nur darum bei ihrem Vater in die Lehre ginge? Weit gefehlt! Gerade weil ich meinen Dünkel und Hochmuth brechen will, weil ich halten will, was ich dem guten Herrn Kahl gelobte; gerade deshalb will ich mich auch vor der kleinen Helene und vor ihrer Mutter zuerst erniedrigen, damit mir nur ja gewiß kein Rückfall möglich bleibt. Siehst Du das nicht ein? Die beiden Frauenzimmer haben mich hier gesehen als einen angehenden Studiosus und haben mich belobt. Das hat mir sehr gut gefallen. Glaubt Ihr vielleicht, daß es mir auch gefallen wird, wenn sie mir jetzt im Hausflur oder in der Gasse begegnen, und die Meisterin fragt: wer ist denn der Junge, der kommt mir so bekannt vor? Und die Helene antwortet: Ei, liebe Mutter, das ist ja der neue Lehrjunge, der Steinacher Tischlersohn aus der Laube, er holt unseren Gesellen Bier, und so dergleichen? Na, so wird's kommen, und ich werde wirklich ein ganz gewöhnlicher Lehrjunge sein; keine Seele wird nach mir fragen, weder Helene, noch ihre Mutter werden sich um mich kümmern; Niemand wird mir ein freundlich Wort vergönnen. Aber ich werde meine Schuldigkeit thun, fein bescheiden bleiben, bald für

einen guten Arbeiter gelten. Dazu brauch' ich keine Bücher mehr. Punktum! So will ich nun einmal, und was der Mensch ernstlich will, das setzt er durch; — versteht sich, mit Gottes Beistand.

August und Beate nickten sich zu bei diesem Ausspruch des männlich-gesinnten Knaben. Wahrscheinlich wollten die beiden Geschwister, die am Besten wußten, daß sie keine waren, auch Etwas erreichen, was ohne festen Willen zu erreichen ihnen unmöglich schien, und hörten nun aus des Bruders muthigen Verheißungen frohe Zuversicht heraus, auch für ihre Wünsche. Kurz, der Held unseres Romanes wurde zum Helden in den Augen seiner Familie durch die Bestimmtheit seiner Entschlüsse und Handlungen, die mit der trauernden Ergebung, welche er in den kürzlich vergangenen Wochen zur Schau getragen, in offenbarem Gegensatze stand und deswegen um so freudiger überraschen mußte.

Um Den darf Dir nicht mehr bange sein, Rebekka, tröstete Erhart zuversichtlich seine Frau, da der Steinacher Fuhrmann Oswald's Habseligkeiten in Empfang genommen und Dieser den Seinigen ein ehrerbietiges und zärtliches, aber kurz abgeschrittenes Liebewohl gesagt hatte; für Den hab' ich ausgesorgt. Wer mit so jungen Jahren die feste Kraft beweiset und die Selbstbeherrschung, sich heiteren Sinnes in die Umstände zu fügen und den liebsten Hoffnungen kühnlich zu entsagen, bloß weil er einsteht, daß es klüger sei, — der hat schon gewonnen, und dem wird's gut gehen durch's Leben.

Glaubst Du? erwiederte Rebekka. Ich könnte Dir

dagegen ein Beispiel anführen von einem jungen Handwerker — ein Tischler, dächt' ich, wär's gewesen, — der hat auch den festen Willen gehabt, sich zu beherrschen, und ist Meister geworden über sich selbst, ehe noch er Meister wurde in der Stadt. Den Trunk hat er gemieden, zu welchem er starke Neigung litt, und ist seinem strengen Vorsatze treu geblieben, wozu doch Viel gehört. Und ist's ihm gut ergangen? Plagt er sich nicht von einem Tage auf den andern? Ach nein, mit gutem Willen und Festigkeit ist's nicht abgethan, Franz; gehört auch Glück dazu, und das scheint den Erhartischen zu fehlen, gleichwie es den Hasenbartischen fehlte.

Sei nicht undankbar, Rehböckel! Wer so brave Kinder hat, wie ich, — und eine so gute, treue, fleißige Frau, der hat schon Glück. Reichthum hilft auch nicht allemal zum Glücklichsein. Ich tausche nicht mit Herrn Barteloni. Aber das will ich nicht in Abrede stellen, wenn wir in einem Lande lebten, wo guter Wein wächst, und daß er nicht so theuer wäre, jetzt, mit den zunehmenden Jahren, — denn meine Bierzig hab' ich seit sechszehn Monaten auf dem Rücken, — thäte mir manchmal des Abends ein Schöppchen behagen. Aufrichtig gestanden, wenn wir den Tag über tüchtig gearbeitet haben, der August und ich, da leg' ich mich mitunter durstig nieder. Wasser, wie der Junge, mag ich nicht saufen. Des Morgens, ja. Aber nicht vor Schlafengehen. Und da krieg' ich Dir Träume, so durstige Träume, wo ich hinter dem langen Tische sitze in der Weinstube, und der Kellner bringt mir einen Schoppen Biersteiner um den andern. Das läuft

durch die Gurgel — ich spür's jetzt ordentlich, wie das läuft, wenn ich d'ran denke! Eigentlich ist das doch auch schon eine Verletzung der guten Absichten. Und streng' genommen, brech' ich meine Vorsätze, wenn ich mir bei Nacht einen Haarbeutel trinke. Und gar in Niersteiner! 's ist ja eine schändliche Verschwendung für den Handwerksmann, der Weib und Kind hat.

Na, so trink' eine andere Sorte, die nicht so theuer ist, Franz. Wenn Du aber einmal dabei sitzt, laß' Dir Nichts abgehen; trink' Dich lieber gleich recht satt, daß es vorhält. Es kommt dann doch auf Eins heraus, Du lüderlicher Saufaus, der Du so viel verthust — im Traume, im Wachen dafür jeden Groschen dreimal umdrehst, ehe Du Dir für Deine Person eine Güte erweist. Recht hast Du bei alledem, daß Du nicht tauschen willst mit dem Kasael; ich tausch' auch nicht mit der Frau „Schanne“ sammt seinen und ihren ausländischen Namen, obgleich sie eine recht gute Frau sein mag. Und ihr Kind, die Helene, das muß man ihr lassen, — unsere Beate ist auch nicht häßlich — aber so 'was! . . .

Zerbrechlich scheint mir das niedliche Ding, Rebekka! Für unsere Wirthschaft taugt die Beate besser. Und Gott gebe, daß die kleine Helene gut bleibt und fromm. Sie wirft mir schon die Augen ein Bißchen zu viel herum für ihre frühen Jahre.

Dabei denkt sich das unschuldige Lamm Nichts; so 'was ist Mode in der großen Stadt. Sie hat dabei kein Arg.

Das mußt Du freilich besser verstehen, Du Groß-

städterin. Hast als Jungfer Hasenbart Deine beiden Guckäugelein auch nicht vergebens im Kopfe getragen und zwischen Schneider, Buchbinder und Tischler ein gefährlich Kreuzfeuer unterhalten. — Na, bedecken wir Deine und ihre Blicke mit dem Schleier christlicher Liebe, und gehen wir in des Himmels Namen an unser Tagewerk. Unser guter Junge, der Oswald, schreitet rüstig und wohlgemuth seinem neuen Berufe zu. Glück auf! 's bleibt freilich wunderbarlich, daß er nun doch nichts Anderes wird, als was er werden wollte, wie er kaum Hosen hatte; trotz Gräfin Cecilie, Kammerdiener Thomas, Herrn Hein, herrschaftlichem Schlosse, Schulhalter Kahl; trotz Schachbrett, lateinischen Autoren und allen Begebenheiten miteinander: — Ein Schneider! — 's ist und bleibt wunderbarlich.

---

### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mit obigem Gespräch, mein gütiger Leser, haben wir auf längere Zeit von Oswald's Eltern und von Steinach überhaupt Abschied genommen, weil wir uns für's Erste unserem Helden ausschließlich zuwenden und dessen Laufbahn verfolgen müssen durch Berg und Thal.

Das erste Stückchen dieser Laufbahn ist allerdings höchst einförmig und bietet wenig Abwechselungen dar. An das Geräusch der großen Stadt, an den Unterschied zwischen dieser (die er freilich als Kind bewohnt, nun aber sammt ihren damaligen Eindrücken längst vergessen

hatte) und dem stillen einförmigen Steinach, an das rege Leben und den wechselnden Verkehr in Barteloni's Werkstatt war er bald gewöhnt. Vom Hauswesen sah er wenig oder Nichts. Die Gesellen speiseten in einer Gar Küche der Nachbarschaft. Sogar die übrigen Lehrlingen gingen, da ihre Eltern am Orte lebten, bei diesen zu Tische. Mit des Meisters Dienstboten durfte Oswald nicht essen, weil diese erst später dazu kamen, und weil gerade um diese Zeit und während Abwesenheit seiner Kameraden häufig Bestellungen eingingen und rasche Gänge zu leisten waren. Er holte also, ohne sich an eine bestimmte Stunde zu binden, seine Nahrung aus der Küche ab, trug den Topf mit Suppe und den Teller mit Fleisch und Gemüse auf seine Kammer, wo er allein und seiner Gesundheit, seiner Körperkraft, seinem Wachsthum gemäß daran arbeitete. In den ersten Tagen hatte die Köchin des neuen Gastes, der ihr nur eine Last mehr däuchte, nicht sonderlich geachtet und ihn ebenso kurz abgefertiget, als sie ihn mäßig versorgte. Weil er aber das Geschirr jedesmal so glatt und rein wiederbrachte, daß auch nicht mehr ein Fäserchen daran zu finden war, und weil er dabei bescheiden, freundlich, doch für seine Jugend schon männlich-ernst, sauber und nett in der Kleidung, kurz ganz anders erschien, als andere Lehrlingen, so gewann er sich sehr bald Wohlwollen und Protection der Frau Köchin, einer Wittwe, die einst selbst eine Köchin gehalten, die neben ihrem verstorbenen Manne auch einen Sohn beweinte, welcher, wär' er am Leben geblieben, Oswald's Alter gehabt haben würde.

Sie wendete nun Etwas von jenen mütterlichen Gefühlen, mit denen sie in ihrer jetzigen Lage nicht wußte, wohin, dem neuen Lehrlingen zu. Und die Muttergefühle einer Köchin — sprechen sie sich nicht am Lebendigsten aus in reichlichen Portionen und nächstdem in einer sorgfältigeren Auswahl des Stoffes, den die Form veredelt? Es währte gar nicht lange, so entbehrte unser Held von der meisterischen, reich besetzten Schneidertafel Nichts als die Tafel und den Anblick der Umstehenden. Denn von Allem, was auf derselben stand, gab Frau Traugott ihm genügende Teller- und Schüssel-Proben; wobei er gedieh, daß es eine Lust war.

Die Schlafkammer — da ein heizbarer Ofen sie zierte, darf man sie schon Stube nennen — theilte er zwar mit zwei Genossen, beide älter als er, beide ungezogene, unwissende, freche Schlingel, welche den schönsten Willen, ihn zu mißhandeln, dem kleinstädtischen Ankömmlinge entgegenbrachten und ihm droheten, sie würden sich an ihm und seinen Gliedmaßen schadlos halten für alle Ungerechtigkeiten, die das edle Gesellenthum an ihnen verübt habe. Nur waren sie schlecht angekommen und hatten sich falsch adressirt. Ihre ersten Versuche, den alten irdischen Jammerfluch von der Unterdrückung des Schwächeren in's Leben zu setzen, hatte Oswald auf eine Art zurückgewiesen, die keinen Zweifel gestattete, wem die Herrschaft der Kammer vorbehalten sei. Sie fügten sich eingeschüchtert, wurden demuthsvoll und priesen ihr gutes Glück, daß Oswald's Herz weder Groll, noch Rache kannte. Schweigend gehorchten sie



ihm, und als er sie nicht tyrannisirte, wurden sie ihm gut und anhänglich. Auch bei sämmtlichen Gesellen stand der jüngste Lehrjunge in Ansehen und Achtung. Die unausbleiblichen Neckereien bei seiner Ankunft hatte er hingenommen ohne Empfindlichkeit, doch verstand er auch Scherz für Scherz wiederzugeben und blieb ihnen Nichts schuldig. Er prunkte nicht mit seinem Wissen und dem Uebergewicht einer gelehrten Schulbildung, aber dennoch benützte er recht gewandt jede Gelegenheit, ihnen zu zeigen, daß er sich nicht verkaufen lasse. Dabei flößte er durch seine Geschicklichkeit für Alles, was zur Handhabung der Schneiderei gehört, Erstaunen, ja Bewunderung ein. Mit Zuversicht durfte der beste Arbeiter, wenn gerade die Zeit drängte und irgend ein feines Stück zur bestimmten Stunde fertig werden sollte, ihm Dies oder Jenes anvertrauen, was mancher Gesell vielleicht nicht so sicher ausgeführt hätte. Der Meister, dem trotz aller Neckereien die Ehre des Geschäftes doch am Herzen lag, und der mit scharfem Blick das Ganze musternd in Ordnung hielt, konnte dem Sohne seines alten Freundes nur das Beste nachrühmen, was er denn auch bei Frau und Tochter nicht unterließ. Jeanne hörte das Lob ihres „Steinacher Kavaliere“ recht gern und stimmte darin ein, indem sie regelmäßig wiederholte: das macht ihm große Ehre, daß er seine gelehrten penchants beslegt, um ein soutien der armen Eltern zu werden.

Helene dagegen wollte Nichts von ihm hören, seitdem er Schneiderlehrjunge geworden. Sie sagte zur Mutter:

um Den ist's ewig Schade, und das hätt' ich nicht von ihm erwartet!

Wenn dann Frau Jeanne entgegnete: Sei nicht thöricht, mon ange; was ist Dein Vater anders als ein maitre tailleur? und soweit kann's der Tischlersohn auch bringen! Dann begnügte sich Helene zu erwiedern: ja, der Vater! Das ist wieder 'was Anderes; der Vater hatte auch noch nicht Griechisch gelernt, wie er in die Lehre ging!

Helene, welche überhaupt, so wenig als ihr Mutter, in irgend eine Verführung mit Barteloni's Werkstatt gerieth, mußte auch sehr geschickt jede Begegnung mit Oswald zu vermeiden. Weder auf der Treppe, noch im Hausflure, noch in der Küche wurd' er ihrer ansichtig, so daß er auf den Gedanken kam, sie habe ihres Vaters Haus verlassen. Und da er es endlich über sich gewann, wegen dieser Vermuthung Frau Traugott zu befragen, empfing er den Bescheid: noch nicht, aber sehr bald; denn Demoiselle Barteloni werde auf längere Dauer in eine große, schrecklich theure Erziehungs-Anstalt gegeben. Als er dies hörte, empfand erst der arme Junge, wie er sich selbst und seine Schwester getäuscht, da er ihr anvertraute, er wähle die Lehrjüngenschaft bei Barteloni nur deshalb, um sich vor seiner Eitelkeit und vor den Frauenzimmern zu erniedrigen. Wäre dies der einzige wahre Grund gewesen, so konnte er ja jetzt vollkommen befriediget sein, da weder Mutter, noch Tochter nach ihm fragten, und da das liebliche

Kind seiner Träume so gut wie für ihn nicht mehr auf Erden lebte, noch er für sie. Aber nein, jetzt wurd' er sich der verheimlichten Sehnsucht erst bewußt, die ihn in aller Unschuld und Gemüthlichkeit dahin gelockt, wo unbestimmte Hoffnungen, süße träumerische Ahnungen ihm manchen freundlichen Blick, manches traute aufmunternde Wort verheißen hatten, von denen sich nun gar Nichts erfüllen sollte. Doch zeigte er sich auch darin fest und tüchtig, daß er in den Briefen, die er monatlich nach Steinach sendete, keine Silbe davon erwähnte; sogar gegen Beate nicht. Vielmehr schilderte seine Feder nur, wie gut es ihm ergehe, welche anständige Behandlung ihm zu Theil werde, was für rasche Fortschritte er mache. Und das ganze Kutscherhaus mit seiner vierspännigen Bewohnerschaft jubelte jedem Schreiben Oswald's entgegen. In keinem war jemals ein Wunsch, eine Bitte oder eine Klage enthalten.

Oswald durfte sich, seiner Stellung nach, wohlhabend nennen. Von Frau Traugott überreich genährt und trotz seiner gesegneten Gflust nie zum Raschen angeregt, sammelte er die ihm gern gespendeten Geschenke zu täglich wachsendem Sparschatz auf. Wo er sich zeigte, neue Kleidungsstücke zu überbringen, ward er gut empfangen, und die vornehmsten jugendlichen Stutzer, mochten sie noch so fest entschlossen sein, Herrn Barteloni möglichst lange auf Bezahlung warten zu lassen, mochten sie die andern Lehrburschen, welche etwa entsendet waren, ihnen eine neue Edition verjährter Rechnungen vorzulegen, noch so unwillig fortjagen; — den Oswald nah-

men sie stets freundlich auf, forderten ihn immer zu lustigem Gespräche heraus, belobten ihn wegen seiner Nettigkeit, verkürzten ihn nie in großmüthigen Gaben. Er hieß überall, wo man ihn kannte, der schöne Schneiderjunge. Dienstmädchen aus der breiten Gasse und Umgegend pflegten ihn „den schlanken Döswald“ zu nennen.

Außerdem hatte unser Held ein Privatgeschäft übernommen, welches er betrieb, ohne seine Pflichten im Geringsten zu vernachlässigen, und welches ihm hübschen Gewinn abwarf. Er kaufte vom Werksführer, natürlich zu höchst billigen Preisen, sämtliche Abgänge seiner Tuche und Sommerzeugstoffe, an denen es — Barteloni hielt nebenbei ein großes Lager zur Auswahl — niemals fehlte. Aus diesen Resten komponirte er mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und angeborenem Geschmac die verschiedenartigsten Mützen, Kappen, Kopfbedeckungen buntester Gattung; eine Arbeit, die er an Sonn- und Festtagen, am Feierabend vornahm, während alle Uebrigen lustwandelten, kneipten, tanzten, blauen Montag machten. Ihm genügte ein kurzer Gang in der Dunkelstunde um die Promenade. Die Mützen von seiner Façon wurden bekannt und beliebt. Der Kleinhändler, der diesen Artikel in Kommission hielt, bezahlte sie gut, und Döswald konnte deren nicht genug liefern. Er gewann bei der wohlfeilsten mindestens seinen reinen halben Thaler. Wie gesagt, er wurde ein wohlhabender Schneiderjunge. Und die Erinnerung an seine Unterrichtsstunden bei'm verstorbenen Kahl? Meldeten sie sich

nicht manchmal? Blicke nicht bisweilen ein alter Griechen- oder Römerkopf über den Arbeitstisch nach ihm hin, spöttisch-lächelnd eines Jünglings, der am Becher klassischen Trankes genippt, dann aber die Feder mit der Nadel vertauscht hatte, um den Ärmel eines modernen, scheußlichen Fracks oder den Busen eines Ueberrocks mit Watte zu polstern? Schämte sich der Gelehrsamkeit Schüler nicht, ein Schneiderlehrling geworden zu sein? Ich müßte lügen, wollt' ich's behaupten. So lange er bei der Arbeit saß, gab er sich ihr willig hin, mit voller Aufmerksamkeit, eisernem Fleiße; keine unnütze Neugier störte oder quälte ihn. Dagegen wenn er fertige Kleider — neue Stoffe zur Ansicht — unvollendete Arbeit zur Anprobe in das verhängnißvolle grüne Umschlagetuch eingehüllt über die Straßen trug und gelegentlich bei einer gelehrten Schule vorüberkam, deren obere Klassen sich gerade ergossen — etwa um zwölf oder fünf Uhr? — da juckte es ihn nicht selten, den weisen Bürschen, die, ihre Bücher unterm Arm, verächtlich umher blickten, irgend einen Vers des Virgil, Horaz, Homer wie einen Fehde-Handschuh über das Steinpflaster hinweg zu schleudern. Dann blieb er wohl stehen, des Eindrucks gewärtig, den sein Citat hervorbringen werde, und stets bereit (wir dürfen es leider nicht verschweigen), Denjenigen niederzuschlagen, der vielleicht Etwas einzuwenden fände gegen seine Belesenheit in alten Autoren. Doch in den meisten Fällen gingen dergleichen Provocationen friedlich vorüber: der junge Mensch sah so gar nicht aus wie ein Schneiderjunge, und außerdem verspürte kein

Gymnastik großen Trieb, sich an diesen gewaltigen Gliedmaßen zu reiben.

Um jedoch von der Wahrheit nicht abzuweichen, wollen wir eingestehen, daß Oswald's klassische Reminiscenzen tagtäglich mehr verblühen. Er vernähete sie so zu sagen in seine Arbeit, und jeder Stich, den er machte, war ein Stich in das Andenken entschwundener Schulzeit, daß es bald durchlöchert wurde. Regeln, Formeln, was der Schüler mühsam lernt, das verslog im neuen Lebensberufe.

Geht es doch den meisten Studirenden nicht anders, die jene Sprossen, auf denen sie bis zum letzten Examen hinaufklimmten, nicht mehr ihrer Aufmerksamkeit würdigen, sobald das Ziel erreicht ist.

Aber was unserem Oswald nicht verloren ging, was ihm blieb und bleiben wird, das ist die Bildungsfähigkeit des Geistes, die er lernend errang, die ihm zu Statuten kommen mag, wenn er einst selbstständiger Handwerker und als solcher ein vorurtheilsfreier, empfänglicher, an allem Guten und Schönen in seiner Umgebung theilnehmender Bürgermann sein wird. Womit nicht etwa abgeschmackter Weise im Allgemeinen ausgedrückt werden will, daß der Weg zum bürgerlichen Handwerk durch die gelehrten Schulen führe. Nicht bei Vielen möchte diese Art der Vorbereitung so gut ausschlagen, wie bei Oswald, welcher mit eigenthümlichen Naturkräften ausgerüstet, dieselben zuerst gegen sich wendete und in früher Jugend begann, sich selbst zu beherrschen, was Wenigen im reifen Alter gelingt. Einen Beweis mehr für die

Festigkeit seines Charakters legte er dadurch ab, daß er die allmonatlich wiederholten Aufforderungen Rebekka's und Beaten's: „sich doch wieder einmal in Steinach sehen zu lassen,“ ausweichend beantwortete. Er hatte sich vorgenommen, als er aus dem Vaterhäuschen schied, erst dann wieder heimzukehren, wenn er seine Lehrzeit hinter sich habe. Diesen Vorsatz, von welchem er den Seinigen bei'm Abschiednehmen Nichts entdeckte, theils um sie nicht zu betrüben, theils um sich nicht das Herz schwer zu machen, hielt er nun aufrecht, wie schwer es ihm auch wurde, wie wehmüthig ihm auch an manchem Sonnabende die Dämmerung zurief: liefest Du diese Nacht hindurch, so könntest Du sie morgen früh herzen und küssen, Alle miteinander, und Montags nähme Dich der Fuhrmann wieder mit zurück, wenn Du müde wärest; aber sogleich baunte er diese Wehmuth wieder mit dem anderen, mächtigeren Gedanken: nein, als Lehrjunge zeig' ich mich einmal nicht in dem Neste, wo ich schon den Studenten gespielt. Sie sind zu dumm und zu klatschig dort. Sie würden schwagen, was mich verdrösse, — und meine Eltern auch. Von den paar Stunden, die ich mit wüstem Kopfe und durchgelaufenen Füßen bei ihnen säße, hätten die Meinigen Nichts, und ich wenig, und zwei Mühen fielen aus, wodurch ich in meinen Geschäften bedeutend zurückkäme. Es ist klüger, das Geld wird gespart.

Und er sparte und sparte, sammelte und scharrte zusammen, . . . und war dennoch kein angehender Geizhals. Denn von Zeit zu Zeit theilte er seinen kleinen

Schab in zwei gleiche Hälften, und eine derselben packte er sorgfältig in dickes Papier, schlug noch eine Hülle darum, die er an den Tischlermeister Herrn Franz Erhart, Wohlledelgeboren in Steinach, wohnhaft im sogenannten Kutscherhause, richtete, und übergab die Sendung dem zuverlässigen Fuhrmann, der sie ehrlich und pünktlich beförderte. Da gab's denn jedesmal große Freude über solchen Sohn, und sie gaben ihm wiederum Recht und lobten ihn, daß er klüger sei, als sie und bei der Arbeit bleibe, ohne Herrn Barteloni's Erlaubniß zu einem Ausfluge zu benützen.

Nach diesen, wenn auch nur andeutenden Schilderungen, wird es den Leser nicht Wunder nehmen, daß Oswald's Lehrzeit schnell vorüberging. Dem väterlichen Vorbild getreu, durfte er mit siebzehn Jahren schon gegründete Ansprüche auf seinen Lehrbrief machen. Daß er aber zögerte, ihn zu erbitten, daß er auf Beschleunigung dieses für ihn so wichtigen Aktes nicht drang? . . . wir wollen die Ursach enthüllen.

Es geht uns mit Barteloni's lieblicher Helene nicht anders, als unserem Helden. Wir haben sie in der Erhartischen Gartenlaube zu Steinach kennen gelernt und sie seitdem nicht wieder gesehen. Damals befand sich das holde Wesen im ersten Jahre, mehr Kind als Jungfrau. Als solches, und in mehr als einem Sinne selbst noch Kind, hatte Oswald sie in sein Herz aufgenommen und mit sich umhergetragen, wie den Traum, den er in lauer Mondnacht von einem Engel geträumt hätte. Daß er vermieden, ihr bei'm Beginn seiner Lehr-



zeit zu begegnen, wissen wir; ebenso, daß ihr Eintritt in eine große Erziehungsanstalt bald nach seinem Eintritt in die Werkstatt erfolgte. Wie gesagt, es geht ihm wie uns: er hat sie mit keinem Auge mehr gesehn. Wenn ich schreibe „mit keinem Auge,“ so mein' ich freilich nur die leiblichen Augen, mit denen wir äußere Eindrücke in uns aufzunehmen pflegen. Mit seinem innern Auge hatte er das reine Bild festgehalten, und sogar die alltäglichsten Umgebungen einer Schneiderwerkstätte vermochten nimmer es zu verschrecken. Nur Eins vergaß er dabei: daß Helene unmöglich ein Kind bleiben konnte, während er zum Jüngling ward; daß die Jahre, die ihn zum Gesellen reiften, das Mädchen zur Jungfrau bilden mußten. Und deshalb hätte ihr Anblick, da sie drei Jahre nach der ersten Zusammenkunft in der Gartenlaube aus der Pension heimgekehrt, ihm unerwartet auf der Treppe entgegentrat, ihn fast zu Boden geworfen. Er prallte zurück wie vor etwas Abscheulichem, vor der Schönheit, welche ihm eine fremde dünkte. Es hing an eines Haares Breite, so wär' er kopfüber die Stufen hinabgestürzt. Frau Jeanne nur stand ihm bei, ergriff ihn beim Haarschopf und gab ihm dadurch, nicht allzusant, das verlorene Gleichgewicht wieder, mit den Worten: *Aber jeune homme, quelle mouche vous pique?*

Ist das nicht Erhart's Oswald? fragte Helene die Mutter, . . . und sie gingen vorüber.

O, die Stimme war's! Und auch die Augen waren's.  
— Diese Augen . . . .

Armer Oswald! Wollt Ihr ihn schelten, daß er sein

Freiwerden nicht sonderlich betrieb? Daß er mit sich selbst in Widerstreit gerieh?

Bleiben, sprach er, hier in der Stadt bleiben, wenn ich einmal frei bin, das ist unmöglich. Was sollt' ich hier? Mich zum Narren machen vor allen Nebengesellen? Vor ihren Eltern? Vor ihr selbst? Lieber sterben! — Und doch, so plötzlich reisen, nachdem ich sie kaum recht angeschaut? Das geht auch nicht; das wär' auch zu viel verlangt. Nur dreimal noch will ich sie sehen; dreimal ist keine unbillige Forderung; aller guten Dinge sind drei. Und einmal, nur ein allereinziges Mal mit ihr sprechen, sie reden hören, . . . dann fort in die weite Welt!

So dachte Oswald. Gewissermaßen war es unsinnig, denn er machte sich's ja immer schwerer. Jeder Tag des Bleibens vermehrte seine Pein. Ja, gewiß, es war unsinnig und gerade deshalb so natürlich. Denn was sucht der Jüngling, den die Liebe treibt, anders als Pein? Süße Pein! Besteht nicht darin, was wir Liebe nennen? So nannte es Oswald aber nicht. Er benannte seine Empfindungen nach dieser Richtung hin überhaupt gar nicht, gab sich keine klare Rechenschaft von den widerstreitenden Gefühlen, die ihm durch Herz und Kopf zogen, während er für Anderer Köpfe die charmantesten Bedeckungen schuf. Er verwies, was von weicher Sehnsucht in seiner starken Brust sich regen mochte, auf das Gebiet kindlicher Anhänglichkeit und bezeichnete jedwede Mahnung des Herzens an die Stunde in der heimischen Gartenlaube, wo er Helenen gegenüber gestanden, mit dem Titel: „dummes, kindisches Heimweh!“ Jede leiden-

schaftliche Regung, jede eifersüchtige Besorgniß nannte er kurzweg: „verlezte Eitelkeit des ehemaligen Studenten!“ So umging er, indem er einen Theil der Wahrheit gelten ließ, die Wahrheit im Ganzen, belog sich selbst und wollte nicht zugeben, daß er auf sicherem Wege sei, ein feuzender Schmachtlappen und, wenn es vielleicht von den anderen Gesellen entdeckt würde, der Spott einer großen Werkstätte zu werden. Auch auf seine Arbeiten übertrug sich die für ihn unpassende Stimmung. Alle Nützen, welche er in jener betrübtten Epoche lieferte, entbehrten des kühnen Schwunges, womit er früher die Pocken flotter Burschen geschmückt; sie neigten sich elegisch-sentimentaler Senkung zu, wurden nicht mehr vom welt-erobernden Suitier gesucht und gekauft, sondern höchstens von schüchternen Mutttersöhnchen. Der Handelsmann legte Protest dagegen ein und ersuchte um Rückkehr zu heroischen Formen. Von Seiten der älteren Gesellen, des Werkführers, sogar des Herrn Barteloni traf ihn gleichfalls Tadel, daß er nicht mehr so sauber arbeite wie gewöhnlich, daß mancher Kunde Klage geführt habe über wackelnde Knöpfe, lose Sprungriemen, klaffende Nähte. Alles dies zusammengenommen hätte ihn immer noch nicht zu einem äußersten Entschlusse gebracht, wäre nicht ein Ereigniß dazwischen getreten, welches den Ausschlag gab.

Wir wissen aus dem zwanzigsten Kapitel, daß Herr Barteloni sich an Ort und Stelle die Kundschaft des Grafen von Steinach erobert hatte. Sie war nicht unbedeutend an sich und wurde um so bedeutender, weil sie

eine Menge anderer nach sich gezogen. Wenn der Graf zur Stadt kam, was gewöhnlich nur zwei Mal im Jahre, seit der Trennung von Cecilien aber wo möglich noch seltener geschah, gab es unfehlbar neue Austräge für Schloß Steinach, die sich begreiflicherweise noch vermehrten, da Bernhard heranwuchs und die Erlaubniß empfing, seine Garderobe nach eigener Wahl und Bestimmung vom bedeutenden Taschengelde zu bestreiten.

Dswald hatte sich's dringend erbeten, niemals in das gräßliche Palais entsendet zu werden. Bei all' seiner Spazierhaftigkeit besaß Barteloni denn doch Zartgefühl genug, um diese Bitte billig, ihre Erfüllung angemessen zu finden. Folglich hatte der junge Erhart seinen Lern- und Spielgenossen, wie er ihm in Steinach ausgewichen, auch in der Hauptstadt nicht weiter gesehn und nur aus den für ihn zu liefernden Kleidungsstücken wahrgenommen, daß Graf Bernhard ein vollkommen herangewachsener Junker, wenn auch minder groß und kräftig, als er, der Schneider, geworden sei. Nun fügten es die unerforschlichen Mächte, die eines armen Schneiderjüngens Tritte und Schritte ebenso gewiß lenken, als jene eines gräßlichen Erben und Stammhalters, daß unser Dswald einmal mit seinem grünen Tuche unterm Arm in demselben Augenblicke heimkehrte, wo an der andern Seite die Gasse entlang Frau Jeanne mit Helenen von der Promenade zurückkam. Sein scharfes Auge ließ ihn aus weiter Ferne die drohende Gefahr einer, in solchem Aufzuge ihm furchtbaren Begegnung erkennen, und er hemmte sogleich den hergebrachten „Schneidertrab,“ um

den\* beiden Damen Vorsprung zu gönnen und sie in's Haus treten zu lassen, bevor er noch das Eingangsthor erreiche. Schon war es ihm durch langsames Trippeln, zeitweiliges Stehenbleiben, aufmerksames Entziffern halbverblichener Hausnummern und Inschriften so weit gelungen, einige und zwanzig Ellen im Rückstand zu bleiben, wo Jene bereits die Schwenkung der Thür entgegen machten, — als aus letzterer ein junger Herr flog, (offenbar ein eleganter Kunde des Hauses!) angethan wie die schönste Figurine des letzten Pariser Modebildes, der Helene fast umgerannt hätte. Gegenseitiges Zurückprallen, Lachen, sich entschuldigen, ein Gespräch anknüpfen, war die unvermeidliche Folge. Jetzt bemerkte Oswald, daß Frau Jeanne ihre Vornette nach ihm richtete: er war erkannt. Länger durst' er nicht müßig die Fensterscheiben zählen. Er rückte vor mit innerstem Widerstreben. Ein banges Vorgefühl sagte ihm zugleich, der junge Herr, mit welchem Helene scherzend plaudere, müsse Graf Bernhard sein, der seit der Kindheit Vermiedene.

Vor Helene die Mütze abziehend, als Schneiderjunge in's Haus zu treten, hatte unserm Helden der Muth gefehlt. Jetzt, wo ein noch viel beschwerlicherer Zeuge vorhanden war, fand sich dieser Muth oder stellte sich, richtiger gesagt, für den Muth der Entsagung die Wuth der Eifersucht ein. Ohne zu grüßen, ohne rechts noch links zu blicken, ohne nur die Augen zu öffnen, stürzte er sich mitten in die heitere Gruppe, riß die Sprechenden fast auseinander und geberdete sich, wie ein von

seinen Pflichten allzusehr in Anspruch Genommener, der gar nicht wüßte, daß sich da Menschen befänden. Die Treppe hinaufstürmend hörte er den Grafen hinter sich her schelten: ist der Schlingel blind?

Er blieb stehen, zu lauschen.

Und Helene entgegnete: er schien sehr in Eil; wahrscheinlich erwarten sie ihn droben. 's ist meines Vaters Lehrling, und der Beste. Auch ein Steinacher.

Weiter wollte er Nichts mehr vernehmen. Er brach in die Werkstatt ein, mit einer Hast und Festigkeit, daß Alle ihm entgegenlachten und fragten, ob ein Bär oder ein Wolf ihn verfolge?

Eine Schlange, gab er zur Antwort, wahrscheinlich ohne zu wissen, wen er eigentlich damit meine.

Als nun die beiden Frauenzimmer den Grafen verabschiedet hatten und sich in ihre Wohnung begaben, zeigte sich, daß Oswald's Benehmen ihnen durchaus nicht so unerklärlich oder unbedeutend schien, als sie unter der Hausthür glauben machen wollten. Die Mutter nachdenklich, die Tochter betrübt. Jede mochte dazu eigene Gründe haben.

Die Tochter behielt, was sie betrübte, für sich. Die Mutter theilte sich ihrem Ehegatten mit.

Und als dieser nun, nach allerlei Erörterungen, welche bei verschlossenen Thüren zwischen Frau Jeanne und ihm abgehandelt worden, seinem Lehrjungen Oswald Erhart den Antrag machte, man wolle ihn frei sprechen, und ihm daneben den wohlmeinenden Rath ertheilte, es möge sich der junge Gesell bald auf die Wanderung begeben,

sich hübsch in der Welt umzuschauen, da kam Oswald diesem Antrag, wie diesem Rath mit so dringender Bereitwilligkeit entgegen, daß Herr Barteloni gewaltig erstaunte und seiner Gattin nachher sagte: süße Jeanne, wo hast Du Deine Augen? Keine Idee von Verliebtsein. Der Junge sehnt sich fort, und es stellt sich heraus, daß Du in einem großartigen Irrthum befangen bist. Aber gleichviel, es bleibt dabei; die Sache ist einmal angebahnt und muß in Angriff genommen werden.

---

### Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Ein armer, reisender Handwerksbursch bittet gar schön um einen kleinen Zehrpennig!“

Als dieser im jammervollsten Klage tone gewinselte Spruch vor der Thür des Steinacher Kutscherhauses ertönte, erhob sich Frau Rebekka vom Abendtische und rief: der arme Teufel! Bei solchem Schneewetter, auf die Nacht . . . darf ich ihn hereinrufen, Franz, daß er sich erwärme und einen Löffel Suppe mit uns esse?

Wenn Du ihn nicht rufest, meinte der Tischler, wird er den Weg wohl allein finden. So dumm ist kein Wanderbursch, daß er im Januar Abends um sieben Uhr durch Sturm und Schnee vor fremde Häuser fechten läuft. Wer jetzt an unsere Thüre klopft, der muß im Voraus wissen, daß er hier sein Nachtquartier aufschlagen darf, und dieser wohlbestallte Gesell ist kein Anderer, als unser eheleiblicher . . .

Noch hatte er nicht ausgeredet, da lag Beate schon in des Bruders Armen; August ließ das große Hausbrot, von dem er sich gerade ein Stück abschneiden wollen, sammt dem Messer aus seinen Händen gleiten; Rebekka faltete die ihrigen, und Erhart sprach: willkommen zu Hause, Gott segne Dich!

Oswald hatte jeglichen Groll, jegliche Wehmuth abgeschüttelt, wie er jetzt die Schneeflocken von sich abschüttelte. Seine tüchtige Natur vermochte zu überwinden, was er nach einigen durchwachten Nächten „Kindereien“ nannte. Reich an Lebenskraft, gestählt durch festen Willen stand der junge Schneider, von Frost und Freude glänzend unter den Seinigen, denen er Nichts von der glücklichen Beendigung seiner Lehrzeit gemeldet, um sie, nach so langer, konsequent durchgeführter Abwesenheit, in Person zu überraschen. Es gab große Lust im kleinen Hause. Sie drehten, wendeten, betrachteten, musterten ihn von allen Seiten, konnten sich gar nicht satt sehen an ihm, wie er so herrlich aufgewachsen, und was er — um Erhart's väterlich-derben Ausdruck anzuwenden — für ein „Schwuchtlümmel“ geworden sei! Und welche Dank-sagungen empfing nicht der brave Sohn für seinen Fleiß, für seine Sparsamkeit, für seine Geschenke! Die letzteren anlangend, begann nun Vater Franz, sind sie nicht vergeudet worden, mein Oswald. Was Du durch den Fuhrmann schicktest, hab' ich in den ausgedienten Reimtopf gesteckt, den wir, wie Du nicht vergessen haben wirst, den Herrn Professor nennen. Hunger durften wir niemals leiden, und so wär' es denn Schmach und Schande



gewesen, hätte der Vater wollen angreifen, was der Sohn durch angestrengte Mühe sich erwarb. Du hast mir's nur zum Aufbewahren anvertraut. Nun, wo Du auf Reisen gehst, gehört es wiederum Dir.

Wo denkt Ihr hin, Vater? Ich soll zurücknehmen, was ich meinen lieben Eltern und Geschwistern schickte? Nu, da müßt' ich ja doch ein ganzer Schmuzian heißen! Im Gegentheil, hier bring' ich noch einen kleinen Beitrag. Gebt's dem Professor — verbraucht's in's Haus, — verthut's an einem Tage, — mir Alles gleich! Nur denkt nicht an's Zurückgeben, wenn Ihr mich nicht kränken wollt. Hab' ich darum den Studenten an den Nagel gehängt, den Schneider dagegen herunter gelangt und mir anprobirt, daß ich jetzt zurücknehmen soll, was ich einmal schenkte? Wozu wäre denn der Schneider sonst gut, wenn er sich nicht allein durch die Welt helfen kann? Das ist ja der einzige Vorzug, den er vor dem Studenten hat. Nun soll er sich auch rühren, der verdammte Kerl, sonst nenn' ich ihn einen Bock! Ein Paar Wochen laßt mich hier bleiben, bis das schlimmste Wetter vorüber ist. Da wollen wir uns noch gütlich thun beisammen, und so wie der Februar ein leidlich Gesicht zeigt, — auf und davon!

Aber Deine Militärpflicht, Oswald? fragte der Vater in Erinnerung an sein Kriegerthum.

Damit hat's noch Zeit, Vater, bis es sein muß. Für's Erste wollen sie mir mein Wanderbuch auf ein oder zwei Jahr stellen, und an Euch wird's gelangen, wenn ich absolut eintreten sollte. Erwischt's mich, eh' ich zurück

bin, so mach' ich's vielleicht gar unterwegs ab. Das Land ist lang, Soldaten stehen überall, und jeder Obrist wird mich gern bei seinem Regimente sehen. Denn ich darf's Euch schon sagen, ohne Prahlerei, was Uniform heißt, da nehm' ich's mit Jedem auf. Sogar Herr Barteloni hat mich schon einige zuschneiden lassen und hat dabei ausgerufen: „Famos, großartig, weil eigenes Genie!“ denn ich habe darin keine Unterweisung gehabt. Aber den Pfiff bei'm Schnitt hab' ich weg, und auch bei der Hose. Folglich werd' ich bei jeglichem Regiment, wo ich meine Zeit abdienen will, ein gutausgenommener Gast sein. Das Offizierkorps wird mich auf Händen tragen, besonders die Langen, Schmalbrüstigen, die gewachsen sind wie Habersäcke, ohne Taille, und denen ich Hüften und Schultern mache; da ist kein Kummer. Ein geschickter Schneider kriegt schon bei'm Maßnehmen alle eiteln Herren an sein Gängelband; mit Scheere und Nadel arbeitet er an seinem eigenen Lebenslauf. Bei'm ersten Anblick sollte man denken, der Damenschneider wäre in diesem Punkte noch besser daran! Aber das ist nicht wahr. Die Männer machen sich weit abhängiger vom Schneider und zeigen sich, wenn sie einmal eitel sind, viel eitler, als die Weiber. Außerdem greifen Näherinnen und Schneiderinnen immer mehr um sich. Für Frauen sind sie bequemer, für junge Mädchen anständiger, alten Kofetten flößen sie mehr Vertrauen ein. Ehe dreißig Jahre in's Land gehen, giebt's keinen Frauenschneider mehr. Vivant die Mannschneider!

Kein Zweifel, sagte Erhart, der Junge ist dazu gebo-

ren. Was seine kindischen Spiele vorher anzeigten, ist eingetroffen. Ja, ja, umsonst war es kein Schneider, den seine Mutter als junges . . .

Rebekka unterbrach ihn durch einen zornigen Blick. Er schwieg sogleich, konnte aber doch nicht unterlassen, seinen Satz zu vollenden, und flüsterte ihr in's Ohr: den seine Mutter als junges Mädchen ihre erste Liebe nannte.

Die Kinder wußten nicht und konnten nicht begreifen, warum Rebekka ärgerlich das Zimmer verließ.

Ehe sie schlafen gingen, fragen Beate und August angelegentlich nach Helenen, und ob diese jetzt noch so schön sei?

Von selbiger kann ich gar nicht dienen, antwortete Oswald mit erlogener Seelenruhe; dieses junge Mädchen haben sie in eine Erziehungs-Fabrik gegeben, wo eine vornehme Person daraus gemacht wird.

Du armer Oswald! sagte Beate kaum hörbar.

Und August nickte theilnehmend mit dem Kopfe, betrachtete aber nachher Beaten sehr aufmerksam, gleichsam um auszudrücken: ich will doch nicht hoffen, daß man mit Dir ähnliche Absichten hegt!

---

Oswald schnitt seinem Pflegebruder August — den er übrigens, ich weiß nicht, ob aus Zerstreuung oder mit Absicht, bisweilen „Schwager“ anredete — aus dem schwarzen Tuche, welches dieser zum Weihnachtsgeschenk empfangen, einen Anzug und verfertigte denselben auch nach allen Chikanen und Kniffen großstädtischer Mode: Frack, Weste, Hose!

Wie August zum ersten Male, in diese Proben Oswaldischer Kunst gekleidet, sich der Familie zur Ansicht vorstellte, wollte Keines ihn erkennen; sogar Beate zweifelte drei und eine halbe Sekunde lang, ob es Derjenige sei, den sie eine Stunde zuvor in der Werkstatt gesehen?

Aber ist der August einmal schön, Mutter! so rief sie voll Erstaunen.

Rebeka pries ihres Oswald's Meisterschaft, und Erhart ließ bedeutend in seiner Geringschätzung des Schneiderhandwerks nach.

Oswald benahm sich während der Wochen, die er den Seinigen und sich bei ihnen gönnte, sehr natürlich, treuherzig, aufmunternd. Er belebte das Häuschen mit Heiterkeit und Scherzen, vermied jede traurige oder verdrießliche Richtung des Gespräches und zeigte sich so durch und durch mit der Wahl seines Standes zufrieden, daß diese Zufriedenheit sich nothwendig auf Alle übertragen mußte. Das Kutscherhaus hatte lange so glückliche Tage und Abende nicht gesehen. Er gestattete sich auch bisweilen eine Durchmusterung der alten Schulbücher, die während seiner Abwesenheit durch Beaten ebenso sorgsam abgestaubt worden waren, als ständen sie noch im aktiven Dienst.

Es ist unglaublich, rief er aus, während er darin herumblättert, wie bald der Mensch vergißt, was er doch mit eisernem Fleiß und williger Mühe gelernt hatte! Ich bin jetzt schon ganz dumm bei diesen Autoren und weiß keine schwierige Konstruktion mehr zu lösen. In noch nicht vier Jahren Alles verschwigt! Da sieht man, daß

mein Kopf doch eigentlich nicht geboren ist zu eines Gelehrten Kopfe, daß es nur eingequält war, was ich zu wissen wähnte, sonst könnt' es nicht schon wieder verfliegen sein. Ach, wie Recht hatte mein seliger Herr Kahl, daß er mich noch vom Irrwege zurückscheuchte, ehe es zu spät wurde. Ohne den Ehren-Mann, dem Gott ewige Freuden schenke! wär' ich jetzt auch Einer von den gelehrten Strohköpfen, deren es Viele geben soll, sagt man. Nichts dümmer, als ein dummer Gelehrter! Ein kluger Schneider ist ein ganz anderer Kerl! Nicht wahr, August?

August, seines schwarzen Anzugs eingedenk, stimmte aus vollem Glauben bei. Ihm galt ein Gelehrter vor allen Dingen hienieden ohnehin für das Unnütze. Auf den biedern Menschen war auch von seines Vaters Wesen Nichts übergegangen. Nur der Mutter schlichte Treue, ihre sanfte Demuth, ihre Lust an stillem Fleiße hatte er geerbt. Obgleich zwei Jahre älter als Oswald, spürte er nicht die geringste Lust, sich draußen umzuthun. Das Ziel seiner Lebenswünsche bestand darin, recht bald die nothwendige Soldatenzeit abzuthun (was bis jetzt Vater Erhart noch hinausgeschoben, weil gerade einige Arbeit da war), dann so rasch wie möglich nach Steinach heimzukehren, Erhart's mageres Geschäft fortsetzen zu helfen — und Beaten's Gatte zu werden; eine Verbindung, über welche bis jetzt wenig oder gar nicht geredet worden war, deren Gewißheit aber Allen einleuchtete. Wie es werden sollte, wenn nach Erhart's Ableben der Graf oder dessen Nachfolger das Kutscherhaus zu räumen befahl, daran dachten sie nicht, die guten Leute. Das lebt

so schuldlos in den Tag hinein und macht sich weniger Qual und Sorge, als die sogenannten Glücklichen bei aller täglichen Plage! Wenn's nur irgend reicht auf die nothwendigsten Bedürfnisse! So lange nun gar Oswald's Anwesenheit dauerte, trug sich die tägliche Plage leicht und fröhlich. Seine Gegenwart that Allen wohl; sein Vertrauen auf die Zukunft stärkte Aller Vertrauen. In jeder Bewegung, die er machte, in jedem Worte, welches er sprach, lag eine Zuversicht, die, ohne Anmaßung zu verrathen, ihrer Sache sicher schien. Wie denn auch mit dem Eintritt milderer Witterung er seinen Entschluß aussprach, aufzubrechen, that er dies auf so männliche Weise, daß jeglicher Jammer darnieder gehalten wurde. Sie begriffen sämmtlich die Nothwendigkeit dieses Abschieds. Sie sahen sämmtlich ein, daß der junge Mensch unmöglich in Steinach versauern dürfe, daß es ihm nützlich und unerläßlich sei, größere Verhältnisse aufzusuchen und an diesen seine Kräfte zu erproben, seine Geschicklichkeit weiter auszubilden, neue Erfahrungen zu sammeln. Ohne Thränen, ohne Klagen begleiteten sie ihn ein Stück Weges, und so lange sie ihn in ihrer Mitte hatten, glich der kleine Zug einem Triumphe. Als sie aber des Abends ohne ihn zurückkehrten, holten Rebekka, Beate, August redlich nach, was sie unterweges versäumt, und auch Vater Franz fuhr einige Male nach seinen Augen. —

Da wandert er nun, unser Held, der Schneider, in das fünfundzwanzigste Kapitel hinein — und in einige nachfolgende.

„Was nennt Ihr le grand tour?“  
Immer vorwärts, so wie der Wagen  
da steht, bis wir herum kommen auf  
denselben Fleck; und dann zu Hause.

Matthias Claudius.

### Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es ist eine jener allgemeinen Behauptungen, deren wir schon einige anzufechten suchten, daß nur Gleich und Gleich sich gern gesellen. Wenigstens ist sie auch nur halb wahr und bei den meisten Knaben- und Jünglings-Freundschaften, bei denen nicht äußere Einwirkungen vorwalten, wird man finden, daß der Zug des Herzens den Stärkeren zum Schwächeren hinleitet, und umgekehrt.

Dswald hatte während der Jahre, die er sein Schneider-triennium zu nennen pflegte, eine Verbindung geschlossen mit dem Lehrling des Schuhmachers, der fast alle Füße in Barteloni's Werkstatt bekleidete. Gregor, ein wenig älter als er, und fast um ein Jahr früher frei geworden, blieb nur deshalb am Orte und schob die Befriedigung eigener Wanderlust geduldig hinaus, weil er abwarten wollte, bis er mit Dswald vereinigt die Mauern der Hauptstadt verlassen könne.

Sie hatten sich zufällig gefunden. Dswald, der wie begreiflich den Verkehr mit gewöhnlichen Lehrburschen möglichst vermied, wurde aufmerksam auf den blassen, sanften Gregor, — welcher sich ebenfalls von allem Umgang fern hielt und so gar Nichts von der Art und Weise eines Schusterjungen zur Schau trug. Theilneh-

mend erfuhr er, auf wiederholtes Befragen, daß Gregor an Brustschmerzen leide, deren Sitz der Kranke aber, gleich vielen Leidenden dieser Gattung, überall suchte, nur nicht an der rechten Stelle; vielmehr sich überzeugt hielt, ein tüchtiger Marsch werde ihn augenblicklich herstellen und von jeder Beschwerde einer sitzenden Lebensart heilen. Oswald, der sich stets gesund fühlte und kräftig, glaubte natürlich sehr gern an diese Hoffnung, freute sich auf die Reise mit ihm, und wie aus mitleidiger Theilnahme häufig herzliches Wohlwollen entsteht, gewann der starke Schneider den zarten Schuster wahrhaft lieb, was dieser dankbar erwiderte.

Gregor's Meister war Theater - Schuhmacher. Dadurch fiel für Jenen, so lange er als Lehrlinge mit Ritterstiefeln und Sandalen oft in die Garderoben wandern mußte, manches Freibillet ab. Seine lebhafteste Phantasie nahm, was ihr von der Bühne herab dargeboten wurde, lebhaft auf, und so geschah es, daß er, an Vorkenntnissen unendlich weit hinter Oswald zurückstehend, diesem doch allerlei wunderbar klingende Berichte abzustatten vermochte über theatralische Vorstellungen und poetische Wirkung derselben. Oswald, der, wie wir wissen, keine freie Stunde unbenützt ließ und immer fleißig arbeitete, während Andere sich vergnügten, war nie zu bewegen, daß er seinen Freund in's Theater begleite. Für ihn hatte es durchaus keinen Reiz, eine Welt durch eigene Anschauung kennen zu lernen, die, seiner Ansicht nach, nichts Anderes war und sein wollte, als eine Nachahmung der wirklichen Welt. Wozu das? fragte er in



seinem praktischen Sinne. Dagegen machte es ihm Freude zu betrachten, wie Gregor der Schuster von jenen Spielen ergriffen war. Du bist noch ein rechtes Kind! sagte er dann zu ihm. Und gerade deshalb hatte er den guten Jungen so gern, wie wenn er sich aufgefordert fühlte, des Schwächeren Stütze zu sein. Als sie nun endlich wanderten, zeigte sich erst die gänzliche Verschiedenheit dieser zwei Naturen: Oswald mit dem festen Willen, der unbeugsamen Kraft, körperlich und geistig gestählt; Gregor in Träume verloren, kränkelnd, schwankend, schwermüthig.

Wir müßten eigentlich tauschen, meinte Dieser: Du, Oswald, taugtest besser zu meinem Handwerk, und ich, den das Felleisen schier zu Boden zieht, passe zum Schneiderlein.

Nicht doch, erwiederte Oswald; zum Schuster wär' ich verdorben. Die Schuster sind, wie man hört, sehr geneigt zur Schwärmerei, zum Grübeln. Auch Dichter sind sie oft. Heißt es nicht unter Anderm: „Hanns Sachs, der war ein Schuh-Macher und Poet dazu?“ Na, Du machst ja auch Lieder? Nicht wahr? Und schwebst oft in höheren Welten. Das wäre Nichts für mich. Aber sprechen hör' ich Dich für mein Leben gern und singen noch lieber, mit Deiner milden Stimme. Die klingt, wie wenn der Mond durch ein weißes Gewölk herausguckt. Nein, Gregor, bleiben wir, wie wir sind, was wir sind, und stehen Einer für den Andern. Nach und nach werden wir Etwas von einander annehmen: ich wende Dich, und Du befohlst mich. —

Schon im nächsten Städtchen, durch welches sie zogen, wäre Gregor gern geblieben. Er war bereits enttäuscht durch die ersten Tage seiner Fußwanderung. Kaum mächtig den Ranzen zu tragen, keuchte er um so mühseliger neben Oswald fort, je rüstiger und lebensfrischer dieser im Vollgeföhle seiner Jugendkraft sich bewegte, nicht ahnend, welche Gewalt der franke Kamerad sich anthun müsse, ihm zu folgen.

Nur nicht in irgend einem kleinen Neste drei Schritt von zu Hause hängen bleiben, hatte Oswald gesagt; nur das nicht, wenn man auszog, sich in der Welt umzuthun.

Und diese Worte genügten für Gregor, sich aufzuraffen. Es wäre ihm unmöglich gewesen, von seinem Schneider zu lassen, so lange noch ein Athemzug der matten Brust zu Gebote stand. Und keine Klage kam über seine Lippen; keine Miene verrieth, was er leiden mußte. Immer lächelnd, erzählend, scherzend hielt er gleichen Schritt neben Oswald. Wenn Dieser es wünschte, war er auch bereit, ein Liedchen anzustimmen. Nur bat er dann, sie möchten sich setzen und auf eine Viertelstunde die Last von ihren Schultern streifen.

Das nennst Du eine Last? fragte Oswald; das ist ja kaum zu spüren.

Ich spür' es doch, sagte dann Gregor mit verhaltenen Thränen und hub zu singen an, daß die Vögel erstaunten, die auf unbelaubten Zweigen des Frühlings harrten.

Welch' ein unbeschreiblicher Zauber liegt bisweilen in

den Tönen einer wunden, zum Tode franken Brust, wenn die umschleierte Stimme ein schlichtes Lied anhebt! Es giebt deutsche Handwerksburschen-Gesänge mit eigenthümlichen Weisen, klagend im Scherz, trauernd in der Lust. Bisweilen sind es nur unwillkürliche Veränderungen regelrechter Melodien, die den Musiker durch falschen Rhythmus ärgern, die aber doch geheimnißvolle Reize üben. Gregor der Schuster sang seine eigenen Worte auf allerlei Volksweisen, die er sich, wie sie ihm im Gehör geblieben waren, selbst zubereitet hatte. Ein Mann vom Fach, wenn er sie hätte zu Papiere bringen sollen, wäre darüber in Verzweiflung gerathen. Unseren Helden entzückten sie. Wenn sie sich nach kurzer Rast wieder aufmachten, war Gregor nicht jedesmal im Stande, die Furcht zu verbergen, die er vor seinem Ranz hegte. Aber um keinen Preis hätte er eingewilliget, daß Oswald ihm die Last abnehme und sie der seinigen beifüge, trotz aller Bitten des Letzteren. Nachdem sie schon verschiedene Tage gelaufen waren, begann Dieser eines Morgens: höre Gregor, ein Schneider ist zwar kein Radmacher und kein Wagenbauer, aber trotzdem hab' ich vergangene Nacht eine Erfindung gemacht, die einigermaßen in jene beiden Professionen hinein pfuscht. Doch das thut Nichts. Bring' ich's zur Ausführung, wird's uns Beiden zu Statten kommen. Sei gutes Muthes; Alles müßte mich täuschen, oder Dein Ranz drückt Dich heute zum letzten Male.

Gregor dankte mit traurigem Lächeln für diese Verheißung. Leise murmelte er vor sich hin: lange wird er

mich ohnehin nicht mehr drücken. Laut und vernehmlich setzte er dann hinzu: was hast Du denn Gutes erfunden?

Ob ich's eigentlich erfunden habe, will ich nicht behaupten; möglich, daß Andere vor mir schon ebenso klug waren. Das kann übrigens Dir sehr gleichgültig sein und mir auch. Ein Patent will ich auf die Erfindung nicht nehmen. Worin's besteht, erfährst Du vorher nicht; erst wenn Du siehst, sollst Du glauben.

Die Erwartung verlieh dem Kranken doch neue Kräfte. Rüstiger als am vergangenen Tage bewegte er sich. Denn daß Oswald mit ihm Spaß treiben wolle in einer für ihn so wichtigen Sache, das brauchte er nicht zu befürchten.

Kaum hatten sie die nächste kleine Stadt erreicht, — es war noch früh am Tage — so machte der Schneider Halt, setzte seinen Kameraden im Gasthause vor dem Thore ab, nahm sehr ernsthaft das Maß von Breite, Länge, Dicke des „Gregorianischen Kalenders,“ wie er des Schusters Tornister benamset, und entfernte sich sogleich, nachdem er mit der Wirthin geflüstert und allerlei Erkundigungen eingezo-gen.

Will er etwa Zeug einkaufen und meinem abgeschabten Ranzen einen schönen Ueberzug machen? fragte Gregor; das wär' ein schlechter Witz. Hernach hätt' ich ja nur noch schwerer zu tragen.

Nicht doch, erwiderte die Wirthin, während sie ihrem Gaste ein Glas laue Milch vorsetzte, um welches er gebeten; nicht doch, nach der Schmiede hat er gefragt und nach dem Stellmacher!

Der Abend kam heran, der Tag ging zu Ende — kein Döswald ließ sich sehen. Gregor, der unterdessen geruht, meinte nun: wäre sein eigenes, vollgepacktes Felleisen nicht hier geblieben, so thät' ich schier auf den Gedanken fallen, er hat sich aus dem Staube gemacht, weil er mich los werden will. Uebel nehmen dürst' ich's ihm nicht; ich bin ein schwerer Bleiklumpen für den Schneider. — Aber ich hab' ihn so lieb!

Nach Sonnenuntergang fand sich der sehnlich Erwartete ein. Es ist gelungen, rief er aus, ich bin ein großer Mann, Schuster! Nur her mit Deinem Feinde, wir machen ihn unschädlich. Darauf ergriff er Gregor's Ranzen und befestigte daran verschiedene Riemen und Schlingen, die er schon fertig mitgebracht; auch am Wanderstabe traf er einige Vorkehrungen. Nun laß' uns die Streu suchen, sprach er, und wenn morgen nicht alle Jungen aus der Stadt hinter uns herlaufen eine Viertelstunde weit, so will ich bis in's nächste Nachtquartier auf den Händen gehen, um meine Stiefeln zu schonen.

Da sie am anderen Morgen aufbrachen, folgte ihnen die Wirthin neugierig. Ich bin wohl kein Junge, versicherte sie, aber wissen will ich doch, was er vorhat, der Mordkerl; solch' einen Schneider hab' ich noch nie herbergt.

Bei'm Schmiede sprach Döswald vor. Alles war in Ordnung. Zwei kleine Räder, gehörig mit eisernen Reifen beschlagen, drehten sich an einer Achse von der Breite des Ranzens, an welche dieser durch sorgfältig abgemessene lederne Schlingen befestigt wurde, während am

unteren Theile der Wanderstab wie eine Deichsel hing. Die kleine Karre rollte leicht und willig; jedes schwache Kind hätte sie ziehen können.

Die Wirthin lachte: o Du Teufelsbraten von einem Schneider!

Der Schmied meinte: wenn's weiter Nichts wäre, und das hätt' er schon oft gesehn.

Georg sprach nicht.

Nun hast Du die Brust frei, rief Oswald, nun kannst Du fleißig singen. Aber der Schmied hat Recht, erfunden hab' ich's nicht. Es ist ein alter Spaß!

Dennoch fehlten die versprochenen Jungen nicht, die ihnen als entzückte Zuschauer in durchsichtigster Morgentoilette das Geleite gaben.

---

## Sechszwanzigstes Kapitel.

Es war ein Opfer, welches Oswald seiner Freundschaft für Gregor brachte, daß er mit diesem hin und her zog, anstatt große Städte aufzusuchen, wo einem Arbeiter von seinen Verdiensten die besten Plätze sich dargeboten haben würden. Der Schuster, trotz jener bedeutenden Erleichterung, die seiner Brust zu Theil geworden, seitdem sie nicht mehr unter des Rückens Last keuchte, hatte doch einsehen gelernt, daß er unfähig sei, die sogenannte weite Tour zu machen. Sein Trachten ging jetzt nur noch auf Unterkunft bei einem stillen Meister in einem freundlichen Landstädtchen, wo neben ihm kein zweiter Gesell arbeitete,

und wo er, mäßigen Ansprüchen genügend, ein ruhiges Dasein fände, ohne in Eärm und Hast sich abzumühen, wo der geringere Verdienst zugleich durch gütige Pflege einer wohlwollenden Hausfrau ausgeglichen würde. Bis ein solcher Ort entdeckt sei, hatte Oswald beschlossen, sich nicht von ihm zu trennen. Aber es war wie beherzt. Was sie suchten, schien nicht vorhanden. Ueberall, wo sie anklopften, schreckte irgend ein hindernder Umstand sie zurück, und wenn Gregor, nur um seinem Begleiter die Freiheit zu verschaffen, sich dennoch willig zeigte, in Arbeit zu treten, erklärte dieser: hier lasse ich Dich nicht! Ohne zu bedenken, daß die Unbequemlichkeiten, an denen es freilich nirgend fehlte, immer noch unschädlicher für den Leidenden waren, als dieß planlose Umherstreifen.

Kreuz und quer durchschnitten sie das Land, trieben sich von einem Städtchen zum andern umher, schon blühte der Mai, und sie waren noch nicht weit von ihrem Ausgangspunkte entfernt.

Wir wissen, daß unser Schneider seine letzten Ersparnisse noch einmal mit dem zum Professor gewordenen Leimtopfe getheilt und folglich keine Schätze mit auf Reisen genommen hatte. Des Schusters Baarschaft war noch kleiner gewesen. Schon gedachten sie des Tages, wo sie genöthiget sein würden „zu fechten,“ was Oswald höchst belustigend zu finden sich alle Mühe gab; doch gelang es ihm schwach. Gregor durchschaute den Freund, und wie schwer es ihm ankommen würde, bittend die Hand auszustrecken. Er beschloß, diesem unleidlichen Zustande ein Ende zu machen; um so früher, weil er die

gewaltsamen Fortschritte seines Uebels kaum verbergen konnte. Als sie eines Abends einen hübsch gelegenen Marktflecken erreichten, von blühenden Obstbäumen umgeben, und ihnen gleich am Eingange ein reinlich gehaltenes Häuschen durch den auf hölzerner Scheibe stattlich abgebildeten Stiefel des Inhabers Gewerbe verkündigte, dieser aber mit seiner Frau, gutmüthig-lächelnde alte Leute, auf grün angestrichener Bank vor der Hausthür Feierabend hielt, — da rief Gregor aus: hier bleib' ich, wenn's irgend sein kann!

Dawald, der schon einige Schritte voraus gegangen, kehrte sich um, zeigte mit dem Stabe nach dem gegenüberstehenden Hause, welches die Aufschrift: „Hospital“ trug und sagte kopfschüttelnd: die Nachbarschaft könnte mir nicht gefallen. Dann eilte er weiter fort, dem Wirthshause zu.

Gregor äußerte weiter Nichts. Doch während sein Kamerad sich im Gastzimmer bequem gemacht und mit den Anwesenden ein munteres Gespräch begonnen, verlor er sich. Nach einer Stunde erst kam er wieder. Unterdessen hatten sich die übrigen Gäste entfernt.

Schneider, hub Gregor an, wir müssen uns Adjes sagen. Ich kann nicht recht vom Fleck, meinethwegen darfst Du nicht länger Deinem Glücke aus dem Wege gehn. Besser wie hier treff' ich's nirgend nicht. Ich hab' mit den alten Leuten geredet. Alles in Ordnung. Sie nehmen mich in Arbeit bis . . . bis ich gesünder bin.

Also wirklich sollen wir uns trennen? Es ist doch betrübt. Mir wird bange sein nach Dir, denn ich hab'



Dich recht lieb, und Du wirst mir überall fehlen. Mit wem soll ich so vertraulich plaudern? Wer wird mir nun erzählen von Komödianten und Ritterfräulen? Wer wird mir ein sanftes Lied singen, wenn ich unter einer alten Eiche sitze? Aber natürlich, an mich darf ich dabei nicht denken. Du bist die Hauptperson, weil Du krank bist. Und wenn Du wirklich meinst . . . .

Ja, Bruderherz, es muß sein. Darum mach' mir's nicht schwer und halte mich nicht zurück. Ich zieh' heute Nacht noch ein. Morgen früh' ziehst Du zur andern Gasse hinaus, und wenn Du Mitleid hast, so kommst Du nicht mehr, nach mir zu fragen. Doppeltes Abschiednehmen ist doppelter Schmerz, — und siehst Du, ich hab' schon Schmerz genug. Wir wollen uns jetzt Lebewohl sagen. Gib mir die Hand, Bruder Oswald.

Und Gregor nahm sein Gepäck.

Noch Ein's, bat Oswald. Du hast ja etliche von den Liedern, die Du singst, selbst gemacht. Nicht wahr? Schreib' sie mir auf, bevor wir scheiden, zum Angedenken.

Warum das nicht? sagte der Schuster.

Sie baten den Wirth um ein Schreibzeug, und dieser wies ihn an's Fenster und gab ihm etliche Bogen grobes Papier.

Gregor stellte sich vor des Wirthes Schreibepult und schrieb emsig.

Oswald, der im Dunkel der hinteren Stube blieb, konnte ihn so recht deutlich sehen, wie seine Augen glänzten, wie seltsam sein krankes Angesicht erröthete, wie er

so ganz und gar in diesen einfachen, kunstlosen Reimen aufzuleben schien.

Als die Bogen voll geschrieben waren, faltete er sie zusammen und nahm dem Schneider das Versprechen ab, nicht darin zu lesen, bis etliche Meilen und etliche Tage zwischen ihnen lägen. Ich hab' da ein Paar Zeilen an Dich gerichtet, Schneider, und ich schäme mich, weil es so schlecht gerathen. Deshalb darfst Du's nicht eher ansehen, bis wir auseinander sind. Es thät' mir weh, wenn ich hörte, wie Du mich auslachst. Er bestand darauf, daß die Blätter ungelesen in Oswald's Tornister geschoben wurden, wo er sie in einer kleinen Seitentasche verbarg. Dann gab er ihm nochmals die Hand: hab' Dank für alle Freundschaft und Geduld, so Du mit mir gehabt. Tausend Glück auf Deinen Weg!

Oswald wollte ihn umarmen.

Gregor drückte den Kameraden zurück: nein, nicht küssen, Schneider; sie sagen, die Brustkrankheit steckt an. Darauf eilte er davon und nickte im Gehen dem Zurückbleibenden noch einmal lächelnd zu.

Dieser warf sich, den Kopf auf beide Arme gelegt, über den Tisch und blieb so liegen, bis der Wirth ihn aufrüttelte, ihm das Nachtlager anzuweisen. Sein Schlaf war unruhig. Der verstorbene Schullehrer Kayl, der kranke Freund und — Helene machten sich Viel mit ihm zu schaffen. Doch als er sich bei Tages Anbruch erhob, trat seine gesunde Natur wieder in ihre Rechte. Er ließ Träume, Sehnsucht, Wehmuth im zusammengedrückten Stroh liegen und ging festen Fußes der Zu-

kunft entgegen. Freilich vermißte sein gutes Herz den Gefährten. Mehrmals blieb er harrend stehen, als wolle er warten, bis der Verspätete ihn wieder einhole. Dann, sobald er sich seiner Zerstreung bewußt war, rief er aus: Ja so, ich geh' allein, — aber 's ist besser für Beide! Um so besser, setzte er hinzu, nachdem er den Inhalt seiner ellenlangen, aus Wolle gestrickten Geldbörse, Beaten's Geschenk, untersucht und die beiden äußersten Pole an edlen Metallen verarmt gefunden hatte, — um so besser, weil nun der Spaß bald ein Ende hat und der Ernst beginnt. Wenn ich mich wieder auf der großen Landstraße befinde, wird gefochten! Sei's auch nur, um zu erfahren, wie ich mich dabei ausnehmen werde. Betteln? Pfui Teufel, das schickt sich nicht für einen jungen, hübschen Jüngling, der ich bin. Aber fechten? Was heißt das Anderes, als sich durchschlagen durch die Hindernisse dieses Lebens? Ist nicht das ganze Leben ein Gefecht? Und Mancher zieht den Kürzeren, bis er in's Gras beißt. Ich will mich meiner Haut wehren, so gut ich kann. Ergo es wird gefochten!

Der Tag war schön — aber warm. Schon am Morgen brannte die Sonne gewaltig. Deshalb legte unser Held, bevor noch die breite Landstraße in ihre Staubwolken ihn aufnahm, an eines grünen Waldweges weichem Saume sich nieder, wo er sein Morgenbrot verzehrte und dann versuchte, nachzuholen, was er vorige Nacht versäumt. Jetzt wär's halt prächtig, flüsterte er, wenn mein armer Schuster da drüben säße auf der andern Seite des Weges und sänge sein Lieblingslied. Da ließe

sich's himmlisch einschlafen. Weil er aber nicht vorhanden ist, muß man's mit den Finken versuchen, und die Lerchen da oben in der blauen Luft können auch ein Bißchen helfen. Es ist unglaublich, was alles für Rehlen in Bewegung gesetzt werden, um einen Schneider in Schlaf zu singen? Ja, ein Schneider ist ein Bißchen ein großes Thier; singt nur, ihr kleinen. . . . ich beginne schon einzuduseln. . . . Bliß, ist das auch ein Fink, der da schlägt um die Wald-Ecke herum? Eine Lerche ist's nicht, denn die sitzen nicht in den Bäumen. Es klingt nach Menschenstimme, nach vox humana dächt' ich, hätt' es damals geheißen, wie Herr Kahl noch lebte? Und keinem Schuster gehört diese! Eine Weiberstimme ist's. Sie kommt gefahren; da schüttelt sich ein Pferd! Da sitzt sie im Wagen!

Dswald sprang auf; wirklich zeigte sich eine Kutsche, in welcher drei Frauenzimmer sichtbar wurden. Zwei nahmen den Rücksitz ein, doch zu höchst ungleichen Theilen, denn neben der dicken Dame, welche die Hauptperson schien, konnte deren Nachbarin, so schlank diese immer war, kaum auf ein Viertelheil des breiten Raumes Anspruch machen. Sie behalf sich, so gut es ging. Die Sängerin auf dem Vorderitz neben einem Thurme von Schachteln, dessen Schwankungen ihr Gefahr droheten, zeigte für's Erste nur den Rücken. Gleich sie ihrem jugendlichen Gegenüber, dann mußte sie so anmuthig sein wie ihre Stimme.

Der große Augenblick ist da, sagte Dswald; hier wird gefochten! Rasch griff er nach seiner Mütze und

näherte sich dem Wagen. „Ein armer reisender Handwerksbursch . . . .“

Mit einem Angstschrei des Entsetzens fuhr die dicke Mama aus ihrem Schlummer auf, die Sängerin verstummte, der Kutscher fragte: was giebt's denn? Niemand hatte den Bittenden bemerkt, ehe er dicht an der Kutsche stand. Die Mädchen lachten ihn an. Sie hätten ihn gern beschenkt, aber die Reisekasse war ihrer Obhut nicht anvertraut, und Mama schien keinesweges geneigt, eine milde Hand zu öffnen. Was wär' mir das, brummte sie, die Leute aus ihrem besten Schläfschen aufzuschreien? Und überhaupt, schämt Er sich nicht zu betteln, solch' ein gesunder, starker . . . . hier hielt sie inne. Sie hatte hinzufügen wollen: „schöner“ Mensch, aber sie mochte es für unpassend erachten, eine Schmeichelei in's Gesicht zu werfen und zugleich eine Gabe zu versagen.

Mittlerweile hatte sich der Wagen langsam weiter bewegt und Oswald gleichen Schritt gehalten mit den faulen Pferden, die an Umfang der wohlgenährten reisenden Dame nicht nachstanden. Gerade weil ich stark und gesund bin, rief der Schneider, durch die verlegenen Gesichter zweier hübscher Mädchen belustiget, in den Wagen hinein, brauch' ich mehr Nahrung, als wenn ich schwächlich wäre; und nachdem ich es heute mit einem Stück trockenen Brot aufgenommen, wünschte ich gelegentlich einen guten Braten zu versuchen. Uebrigens bettle ich nicht, ich sechte nur, um das auch erlebt zu haben. Sobald ich auf der Herberge erscheine, werden

sich ohnedies alle Meister um mich reißen, denn ich bin kein ordinärer Schneider. Ich war die Zierde und der Stolz der berühmten Bartelonischen Werkstatt, wenn Sie davon vielleicht gehört haben?

So halte doch still! befahl nun die dicke Frau dem Kutscher; der Wagen stößt ja fürchterlich auf diesem Stück Weges, und wer ist denn kapabel, Geld herauszusuchen, wenn man auch möchte?

Der Kutscher schien gesonnen zu gehorchen, die Pferde verstanden seinen Wink nicht sogleich, sie zogen noch ein Mal an, es gab noch einen Ruck über einen Stein, und die Silbermünze, welche ihm bestimmt war, flog aus den dicken Fingern in der Sängerin Schooß. Diese reichte sie dem schmucken Bettler. Mit Erstaunen empfing er ein Drittel Thaler, was man in früheren Zeiten ein Achtgroschenstück nannte.

Das ist ja verzweifelt viel, sprach er zu der Dicken, während er die Schlanke ansah. Ich habe mir sagen lassen, daß Fectende häufig mit Pfennigen abgespisset werden.

Wenn Sie nun durchaus Braten essen wollen? — So, Kutscher, jetzt kann's wieder weiter geh'n. Adieu Schneider!

Die Alte und die jungen Mädchen grüßten ihn zu-  
traulich, und der Wagen rumpelte davon.

Dswald sah ihnen ein Weilchen nach, bis sie hinter den Bäumen verschwanden, dann schlich er dem Plätzchen wieder zu, wo sein Gepäck geblieben, und legte sich auf den alten Fleck. Wie lange nach Abfahrt der

Rutsche er dort gelegen, kann ich nicht sagen. Seine Stimmung war durchaus keine freudige. Er betrachtete aufmerksam das ihm durch dritte Hand zugekommene Geschenk, gedachte aber dabei mehr jener Hand, als dieser verhältnißmäßig großen Gabe. Anfänglich hielt er es für Pflicht, durch gegenwärtiges Geldstück ein Löchlein zu schlagen, durch besagtes Löchlein das feinste, seidene Schnürchen zu ziehen und Beides in zärtlicher Beziehung zur Unbekannten um den Hals zu tragen. Bald jedoch brach er in lautes Gelächter aus: daß ich ein Narr wäre, solche Narrheiten zu treiben! Verkneipen will ich's, auf ein Niedersitzen soll's verschwinden. Für eine Hälfte Braten, für die andere ein Glas Wein. Und hernach — einmal gefochten und niemals wieder.

Er beeilte sich nun, die Landstraße zu gewinnen, damit er sein Unternehmen im nächsten leidlichen Wirthshause glücklich ausführe! Als er ein solches von fern erblickte, redete er sich selbst an: Oswald Erhart, sei dessen geständig, der Mensch ist und bleibt ein gemeines, irdisches Geschöpf. Eigentlich hab' ich den ganzen Magen voll Verdruß über den Austritt im Grünen und über die erbärmliche Figur, die ich als Bettler vor den Mädeln gespielt habe; und trotzdem läuft mir bei dem Gedanken, wie ich dies beschämende Geschenk seiner Bestimmung zuführen will, das Wasser im Munde zusammen, vor Ungeduld nach einer Mahlzeit. Ich kann's kaum erwarten, mein Gebiß mit den fleischlichen Ueberresten eines unerfahrenen Kalbes, eines schuldlosen Hammels oder sogar eines verachteten Schweines in

nähere Berührung zu bringen. Wenn das die schlanke Sängerin wüßte. . . „Zum Vogel Greif?“ Gut, hier soll's geschehen!

Er näherte sich dem Hause, vor dessen Thüre Nichts zu erblicken war, als einige leere Krippen, wie sie den Pferden vorüberziehender Frachtfuhrleute dargeboten werden. Auf einer derselben, die umgelegt zum harten Sitze diente, befand sich ein blinder Greis; neben ihm ein kleiner Knabe, sein Führer. Sie hatten einen Topf mit breiartiger Suppe aus der Küche zum Geschenk empfangen, und waren im Begriff denselben zu leeren. Der Knabe führte den Löffel. Er verwaltete sein Amt mit rührender Gewissenhaftigkeit; immer zwei Mal gab er dem Großvater, ehe er ein Mal sich selbst bedachte, obgleich der jugendliche Hunger jenem des Greises Nichts nachzugeben schien.

Dswald betrachtete aufmerksam dies lebende Bild, wobei er genau nachzählte. Schon sah man den Boden des Topfes; höchstens noch auf drei Löffel voll reichte der begehrte Inhalt. Der blinde Großvater sperrte begierig den Schnabel auf, wie ein Rabe im Nest. Zwei Mal füllte ihn der getreue Enkel. Nun fragte er mühsam die dritte und letzte Dosis zusammen, schon berührte des Löffels Rand die eigenen Lippen, . . . da sah er, daß der Alte noch mit offenem Munde harrte, — und flugs veränderte er die Richtung seiner Hand; der Alte verschlang auch den Rest. Dann fragte er: Nichts mehr im Topfe drin?

Nichts mehr, Großvater.



So gieb den Löffel her, und trage den Topf hinein.  
Du bist doch satt, mein Söhnchen?

Ein Bißchen! sprach das arme Kind und entfernte sich mit dem leeren Geschirr.

Dswald benützte diese Entfernung, um sich unbemerkt dem Blinden zu nähern und ihn freundlich anzusprechen. Er fragte ihm ab, daß es ein Schneider sei, der im nächsten Dorfe sein Dasein erträglich gefristet, bis der Tod ihm Tochter und Eidam, das Leben ihm der Augen Licht geraubt.

Ich bin auch ein Schneider, flüsterte unser Held, ließ sein Geldstück in des Bettlers Hand gleiten mit den Worten: gebt es Eurem Enkel, daß er sich sättige, und als der Alte ausrief: was thut Ihr, solch' ein großes Geld! Kleiner Paul, wo bist Du? hatte Dswald das Wirthshaus schon längst im Rücken, ohne sein Gelüsten auf Braten und Wein befriedigen zu wollen.

Heiterer, als er gekommen, ging er. Gehend überzählte er noch einmal sein gemünztes Eigenthum und fand in der langen Börse etwas mehr, als er weggegeben: Was wollt' ich denn, Knauser, Knicker, Geizhals, der ich bin? Viel zu zeitig hab' ich zu sechten angefangen, während noch Summen im Inneren meines Säckels verborgen waren. Oho, dicke Mama, mit zwei dünnen Töchtern! Oho, schelmische Töchter, die Ihr spöttisch lächelt, wenn man demüthig bittet, die Ihr roth werdet, wenn man Euch fest ansieht! So weit sind wir noch nicht, daß wir uns ein Glas Wein zu Euren Ehren versagen müßten, auch nach Berausgabung Eures Silber-

lingß. Munter, Schneider; dort blinken Thürme aus der Ferne; diese gehören der alt-berühmten Stadt G. Dort wird eingelehrt, heute gekneipt, morgen Arbeit gesucht, und Vivat die Schneiderei! Besser mit der Nadel gestochen, als mit der Müße gefochten. Wenn ich einige Duzend schöner Stücke binnen kurzer Zeit fertig mache, bin ich wieder versorgt auf weitere Wanderschaft, und etwelche Monate werd' ich's hier schon aushalten. 's wird ja doch auch hier Männer geben, die feinere Arbeit zu schätzen verstehen, wenn's gleich keine Haupt- und Residenzstadt heißt.

Immer länger wurden seine Schritte, je länger sich die Strecke zwischen ihm und der Stadt G. drehte und wand. Immer weniger vermißte er das versäumte Essen. Der plötzliche Vorsatz, hier Halt zu machen und, noch so nahe bei der Heimath, schon in Arbeit zu treten, erfüllte ihn mit Zufriedenheit. Der Trieb zu angestregter Thätigkeit erwachte mit voller Macht, und wenn er des zurückgebliebenen Freundes dachte, geschah es wohl mit redlicher Theilnahme, aber doch mit der Ueberzeugung, daß ein starker Schneider wegen eines schwächlichen Schusters nicht unterlassen dürfe, sich selbst zu fördern. Nach anderthalb Stunden erreichte er G., ohne sich im Geringsten ermattet zu fühlen. Gleichwohl meinte er, nun wär' es ohne Schaden, einen Imbiß zu nehmen. Dieser Ansicht voll, ging er durch stattliche Gassen, blieb aber plötzlich vor einem Hause stehen, welches ihm nicht allein durch einen blauangelaufenen Löwen, sondern auch durch die Inschrift „Einwande-

rungs-Ort für fremde Schneidergesellen“ sich dringend empfahl. So laffet uns das Handwerk begrüßen, sprach er.

Den vorderen Theil des Erdgeschosses nahm eine zwei Fenster breite Weinstube ein. Hier durfte auf keinen Fall die Herberge gesucht werden. Er aber, der Gelegenheit unkundig, und aus hellem Sonnentage in den finsternen Hausflur tretend, im Dunkel tappend, bemerkte das auf der Thüre festgenagelte Täfelchen nicht, welches die Weinstube verkündigte. Von Innen schallten ihm laute Stimmen entgegen. Er wähnte seiner Sache gewiß zu sein und begrüßte bei'm Eintritt die Anwesenden als seines Gleichen.

Mehrere Männer saßen da bei'm Glase Wein, die nicht wie Schneidergesellen aussahen. Dennoch gingen sie bereitwillig auf Oswald's Irrthum ein. Sie verständigten sich durch Winke hinter seinem Rücken, während er ablegte, und als er nach dem Herbergsvater fragte, versprachen sie, daß dieser sogleich erscheinen werde, gaben sich für Altgesellen des löblichen Mittels aus und ließen den Ankömmling neben sich sitzen. Offenbar war dieser Spaß in früherer Zeit hier schon mehrmals getrieben worden. Oswald war nicht der Erste, der sich in der Thür geirrt; ähnliche Mystifikationen hatte man bereits mit Glück an Anderen versucht. Bei unserm Helden wollte es nicht gelingen. Nachdem seine Augen sich erst an die auch in der Zechstube vorherrschende Dunkelheit gewöhnt und den Umgebungen schärferen Einblick abgewonnen hatten, durchschaute er seinen Irr-

thum sowohl, als die Absicht Derer, die ihn necken wollten. Anstatt verlegen zu erstaunen, daß hier in einer vermeintlichen Schneider-Herberge nur Wein getrunken, Chesterkäse, Trüffelwurst, Beefsteak genascht werde, äußerte er, auf die mit ihm gespielte Komödie eingehend, sein Befremden, das edle Handwerk hier am Orte so schmählich herunter zu finden. Bei uns, wo ich herkomme, versicherte er in mitleidigem Tone, geht's ein Bißchen vornehmer zu. Mit solchem rothen Kräger, wie hier für französischen Wein getrunken wird, mit solchem Heidelbeersaft haben wir uns nicht gemein gemacht. Champagner aus Biergläsern! — sonst sang' ich erst gar nicht an.

Den Trinkern erstarb das Wort auf den Lippen. Teufel noch Eins, hub Einer an, was ist das für eine jugendliche Schneiderseele? Hat nicht übel Lust, uns zum Besten zu haben, ehe wir noch über ihn kommen! Wie denn, Freund, wenn wir gar nicht die Ehre hätten, Schneider zu sein; wenn dies nicht die Herberge wäre, vielmehr unser Kasteheap, unsere Schenke zum wilden Schweinskopf, unsere Leib- und Magen-Kneipe?

Dann hätten die Herren mich zurechtweisen sollen, als ich eintrat; so wär' ich ruhig meines Weges gegangen und hätte den Platz gefunden, wo ich hin gehöre. Jetzt bin ich einmal da und habe keine Lust, mich hinauszuhöhen zu lassen. Heda, ein Achtel rothen Kräger und eine Schnitte Fleisch!

Stolz will ich den Spanier! sagte ein Anderer; der Bursch gefällt mir, und nicht vergebens darf er von

Champagner geredet haben. Auf, Thusnelda, deutsche Jungfrau, Fräulein, Besen, Servante, Hebe, wo bist Du? Wo weilst Du, holde Maid?

Die Gerufene flog herein.

Dein Herman, Dein Arminius, Dein Antonio, Dein königlicher Kaufmann von Venedig gebeut, daß Du mit eiligem Schritt hinabsteigst in die Tiefe Eurer feuchten Katakomben, an Tages Licht zu fördern jener Flaschen Zwei, worin des Kephuhns röthlich Aeuglein blinkt. Auf meine Gefahr und Kosten, zum Keller senke Dich, o Hedwig mein, Banditenbraut!

Was meint er denn, der Herr Herman, fragte Thusnelda, die ängstlich ihre frostblauen Hände, worin der Frühling bohrte, an der Schürze rieb.

Zwei Flaschen rothen Champagner sollst Du bringen, Löffelgans! Und dürstest Du in eigener schmieriger Person, aus was immer für zeitweiligen Gründen Dich heute nicht auf den Grund eines Weinkellers begeben, — Du versteh'st mich — so sag's dem Herrn, der ohnedies die kleine Mühe haben wird, den Preis jener mit Staniol-Kappen behelmten Geister in Kreideschrift der schwarzen Gedenktafel anzuvertrauen, wo er, meinem berühmten Namen gesellt, prangen soll bis zur nächsten Benefiz-Einnahme, welche in diesen Mauern kontraktlich mir gebührt, und zu welcher ein Freipaß zum höchsten Range Dich lohnen wird, Thusnelda schön.

Oswald merkte, daß er unter Schauspieler gerathen war, — und das machte ihm Vergnügen. Die mancherlei Schilderungen und Geschichtchen, die der Schuster

Gregor ihm aus eigener Anschauung von diesem lustigen, wunderlichen Volke mitgetheilt, lebten ihm in der Erinnerung wieder auf. Er freute sich, nun selbst zu sehen und zu hören, wovon Jener so viel erzählt, daß sie stets guter Dinge wären und Unsinn redeten, auch während der fürchterlichsten Auftritte, die sie darstellen mußten; daß Mancher, den man fluchend oder verwundet von der Bühne führte, hinter den Kulissen gleich die lustigsten Einfälle laut werden ließe; daß die tugendhaftesten Königinnen und edelsten Damen über jeden Witz lachten und es gar nicht übel nähmen, wenn ein schlechter Kerl Du zu ihnen sagte; daß die Fürsten und Millionaire, wenn sie die neuen Stiefeln probirten, nicht selten Besorgnisse äußerten, wovon sie das Nachessen bezahlen sollten; und andere Merkwürdigkeiten mehr. Was ihm Gregor von der eigentlichen Poesie des Bühnenwesens sagen können, das hatte, unklar wie Jener es vorbrachte, keine Bedeutung für Oswald gehabt. Ihn fesselten nur die Menschen mit ihrem außergewöhnlichem Gebahren. Was sie ihre Kunst nannten, ließ ihn gleichgültig. Hatte er doch — wir haben es oben schon vorübergehend erwähnt — niemals Neigung gefühlt, einem Schauspiele beizuwohnen. Warum soll ich mir vormachen lassen, zum Spiele vormachen lassen, was alle Tage um uns herum in Wahrheit geschieht? Weiter ist doch die Komödie Nichts, als eine Nachahmung der Wirklichkeit! Auch war er immer zu sparsam gewesen, um sich während der Lehrzeit unnütze Ausgaben zu erlauben. Aber hier, einmal in der Weinstube sitzend, wo es Ehrensache ward,

auszuharren und zu beweisen, daß ein Schneider auch ein Mensch sei, hier konnte er ja die Gelegenheit benützen, mit den Sitten und Gebräuchen der Schauspielerwelt bekannt zu werden, wenn er ein Stündchen mit diesen lustigen Herren verlebte.

Welchen Erfolg dies hatte, werden wir im nächsten Abschnitt erfahren.

---

### Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein rother Champagner-Wein, obgleich er vielleicht die Kalkhügel jenes Landes nie gesehen, schäumte nichts desto weniger mit forcirter Petulanz in den glockenartigen Gläsern. Doch vergeblich lauerten die Schauspieler auf ein erstauntes Gesicht ihres Gastes bei diesem Anblick. Als ob die Ausschneiderei, deren sich, um ihre Neckereien zu erwiedern, der Schneider schuldig gemacht, in Wahrheit begründet und diese theure Mischung bisher sein tägliches Getränk gewesen wäre, leerte Oswald ein ihm dargebotenes Glas bedächtig, mit Seelenruhe, ohne Ueberraschung zu zeigen bei dem eigenthümlichen Prickeln, welches Ungeübten mit den entfesselten Geistern zugleich nach der Stirn steigt.

Er selbst stieg dadurch in der Achtung der Schauspieler.

Zener Bär, der sich als Tänzer vor dem Bassa Schahababam zeigen sollte, sagte Herman, war „kein gewöhnlicher Bär;“ dieser Schneider, ihr Herren, ist

kein gewöhnlicher Bock. Die Gefühle der Ehre sind seinem Herzen ebenso wenig fremd, als sie es Marokko's unvergeßlichem zottigen Tänzer waren, den ich in meiner theatralischen Frühlingszeit häufig „gemimt“ habe. D wie hoch standen wir damals im Vergleich zu jetzt. Es blühte jene segensreiche Kunstperiode, durch die Natur und deren Vertreter aufgefrischt, wo die große, weite Thierwelt in den beschränkten Raum der geschlossenen Bühne hereingezogen wurde, und wo die Schauspielhäuser, belebten Archen ähnlich auf den Wogen der Sündfluth schaukelnd; in ihrem Schooße rettend bargen, was von wirklichen oder nachgeahmten Thieren Kunstliebe zeigte. Jetzt, seitdem offene Tagestheater da und dort entstehen, scheint die letzte Hülle fallen zu wollen, wodurch wir noch der Profanation des Marktes entzogen wurden; die magische Beleuchtung der Lampen, die andere Menschen aus uns macht, muß dem alltäglichen Tageslichte weichen; in grünen Waldungen treten die Schauspieler als Affen der Thiere auf. Ehe zwanzig Jahre in's Land gehen, wird nicht mehr im Schatten der Bäume, sondern in ihren Zweigen und Wipfeln gespielt werden, und der kühnste Kletterer wird dann der größte Akteur sein.

Die übrigen Schauspieler, schon vertraut mit Herman's unzusammenhängenden Gedankensprüngen, gaben sich weiter keine Mühe, ihn zu verstehen. Sie wußten, daß er mehr für sich rede, als für seine Hörer, daß er es auch nicht übel nahm, wenn er unterbrochen wurde, sondern im Gegentheil Opposition zu erregen wünschte.



Deshalb fuhr Stiehle fort: Wenn Du Recht hättest, Freund Herman, wenn wirklich die deutsche Schauspielkunst ihre Sommerquartiere in der offenen, unverhüllten Schöpfung beziehen und künftig nur unser grauer, vaterländischer Himmel seine Soffitten über uns wölben sollte . . . warum könnte die Sache nicht noch weiter gehen? Wir könnten zuletzt, durch allerlei Holzwege verlockt, in Urwälder gerathen, die zu tätowirten und skalpirenden Melodramen auffordern, ihr angemessenes Deshabillé verlangen und wohl gar sämtliche Bekleidungskünstler unnütz machen!

Dann aber, sagte Herman, würde der Beifall erst vollkommen sein, — um mit Seiner Weimarischen Excellenz zu reden!

Doch dann auch wären „seines Gleichen“ dem Hungertode Preis gegeben, fügte Stiehle hinzu, der mit einem langen Stücke geräucherten Aales, wie mit einer schwankenden Wünschelruthe auf Oswald hindeutete.

Warum das, wenn ich fragen darf? erwiderte Dieser. Wird denn kein Mensch mehr Kleidungsstücke brauchen, weil die Schauspieler im Walde für gut finden, die ihrigen abzulegen? Ich bin ja nicht Theaterschneider. Ich hoffe für die Herren Zuschauer zu arbeiten, und diese begeben sich gewiß nicht ausgekleidet in's Grüne, schon der Mücken und Waldbremfen halber nicht.

Herr, Sie sind überhaupt kein Schneider! Unmöglich, rief Herman, sind Sie Einer, der Nichts weiter lernte, als schneiden und nähen. Sie verstehen Spaß, Sie gehen auf unsere Narrheiten ein, Sie drücken sich aus,

wie ein gebildeter Mensch, das deutet auf andere Erziehung, als man einem Schneiderjungen zukommen läßt. Ich bin geneigt anzunehmen: Sie „gehören zum Bau.“ Sie gehören zu den Unserigen, sind ein Neuangeworbener für die Bande, den Mama Waller wieder einmal heimlich acquirirt hat, und Sie wollen Ihren künftigen Kollegen einen Zopf machen.

Wo denkst Du hin? fuhr jetzt ein kleiner, ällicher Mann fort, den wir unsern Lesern sogleich als den Souffleur der Truppe unter dem Namen Still vorführen; wo denkst Du hin, Arminius? Junge Männer von Bildung und Erziehung, die sich der reisenden Bühne widmen wollen? Das ist schon wieder aus der Mode. Wer uns zuläuft, — und dabei richtete der Einbläser einen keinesweges schmeichelhaften Seitenblick nach den beiden jüngeren Beisitzern, — der kommt jetzt wohl selten anderswoher, als aus der Werkstatt, aus der Barbierstube, im besten Falle hinter dem Ladentische hervor. Nein, unser Gast kann nichts Anderes sein, als was sie jetzt einen vornehmen Touristen nennen. Er hat unterwegs, weil es dem verwöhnten Cavalier behagte, eine Strecke per pedes zu machen, seine Equipage verlassen, ist auf irgend einem Seiten- und Abwege unserer Prinzipalin mit ihren beiden Pflögetöchtern begegnet — (siehst Du, wie roth er wird?) und hat beschlossen, ihnen zu folgen, um einen Roman zu spielen, an dem Orte, wo wir Komödie spielen werden. Als umsichtiger Jüngling suchte er unsere Bekanntschaft, führte eine gutersonnene Gelegenheit herbei, Euch zu bewirthen, ohne

Ihr Zartgefühl zu verletzen. Jetzt läßt er noch ein halbes Duzend Flaschen herauf holen, und ehe diese ganz ausgestochen sind, wird er den Rock ausknöpfen — Patsch da habt Ihr den Stern!

Die beiden jüngeren Schauspieler, ohnehin gewöhnt, ihren Souffleur auch außerhalb des verhängnißvollen Loches für ein Orakel zu halten, lauschten einer möglichen Erfüllung seiner Konjektur und, ihrer Sache schon gewiß, neigten sie ehrfürchtig ihre sorgfältig-kultivirten Frisur-Köpfe, als Oswald begann: Sie sind der Wahrheit ziemlich nahe gekommen, was die Begegnung der dicken Dame mit zwei schlanken Lieblingen betrifft. Auch daß ich wahr und wahrhaftig kein Schauspieler bin, haben Sie getroffen. Ebenso wenig werden Sie mich unter Ihren Gegnern finden, wenn Sie veranlassen, daß jene Thurnelde noch sechs Flaschen des lebendigen Getränkes bringe. Was aber die Bezahlung der Zechen betrifft, muß ich mir vorbehalten so lange damit zu zögern, bis Sie den Stern auf meinem Unterkleid erblicken.

Einverstanden, jubelte Herman; für's Erste nur den Wein herbei, die Bezahlung ist Nebensache! Und seht, wie gerufen stellen sich noch zwei würdige Häupter ein: der Musikdirektor an Brunk's Arme. Seid uns zum zweiten Mal willkommen; hier geschehen große Dinge. Baron, erlauben Sie, daß ich Ihnen unsern Ludwig Devrient, unsern Seydelmann, unsern Döring, unsern heutigen „Shylock“, den genialen Menschendarsteller Brunk — und in diesem zweiten Herrn, (schäme Dich,

Flinz, der Ellbogen guckt durch Hemd und Ärmel!) den genialen Musikdirektor Flinz, unsern Meyerbeer, unsern Spontini, zugleich unsern Spohr, vorstelle; denn er zeigt auch! Meine Herren, . . . Baron . . . ja, nun weiß ich seinen Namen nicht . . . der geniale Baron, oder, . . . darf ich bitten um Ihren Namen, Graf? . . .

„Bock,“ wenn es Ihnen gefällig wäre, sagte Oswald.

Graf Bock, der geniale Graf Bock, der mit liebenswürdigster Laune sich unter uns gemischt hat.

Teufel, meinte Brunk, da haben wir ja einen rechten Ueberfluß an Genialität von allen Seiten.

Und an Champagner, wie es scheint, sagte Flinz und setzte sich neben Oswald, so daß Dieser gerade des Musikdirektors zerrissenen Ärmel vor seinen Augen hatte, die er davon wegzuwenden nicht im Stande war.

Herman bemerkte dies und äußerte: es ist eine Schande, Flinz, daß Du dem Grafen keine bessere Ansicht darbietest, als von Deiner zerrissenen Seite. Weßhalb auch heute, zur Eröffnung unserer Vorstellungen, wo Du die Ouvertüre von eigener Komposition dirigiren und mit der Rechten den taktirenden Geigenbogen führen sollst, gerade diesen Rock anziehen?

Weil ich keinen andern habe, führe, besitze, mein nenne; weil mir kein Philister mehr im letzten Krähwinkel Kredit gab; weil ich hier erst Bekanntschaft mit einem musikfreundlichen Schneider machen will; weil ich gestern angelangt, heute vor lauter Geschäften und Proben noch nicht Zeit fand, diese Wunden heilen zu lassen; weil mich

jetzt dürstet, und weil die Stillung dieses Durstes wichtiger ist, als . . . hast Du genug „weil's?“

Dswald war aufgestanden, hatte stillschweigend sein Tornister geöffnet, allerlei Kleinigkeiten hervorgesucht und näherte sich nun dem Musikdirektor: der Zustand dieses Kleides ist noch nicht hoffnungslos, wie er Ihnen und Ihren Freunden erscheint. Allerdings geht's ein Bißchen tief, — wahrscheinlich an einem Nagel hängen geblieben?

An der Blechlampe bei'm Orchester-Pulte, Graf!

Sehr richtig; und dieser gewaltsame Riß hat die Trennung erweitert. Aber das Dreieck läßt sich wieder schließen. Leichte Hand, sichere Nadel, feine Seide, solch' ein Trifolium ist Wunderkraut. Darf ich Sie bitten, mir den Verwundeten auf ein halbes Stündchen anzuvertrauen?

Sie wollen, Graf Boß, ich soll den Rock ausziehen? und Sie wollen? . . . Sie haben zu befehlen, Herr Graf!

Kling entkleidete sich; Dswald ergriff hastig den Rock und schwang sich mit der, nur einem gelernten Schneider angehörigen Regung seines hinteren Menschen, aus der düsteren Tiefe der Weinstube in das mäßige Licht am Fenster, wo er auf breitem, hohem Brette, wie sie in alterthümlich gebauten Häusern nicht selten sind, mit untergeschlagenem Fuße sitzend, eifrigst zu nähen begann.

Brunk, der Charakterspieler, der sich nicht viel in's Gespräch mischte, mürrisch wie ein Hypochonder trank, nahm seine Vorgnette vor, betrachtete Stellung und Handbewegung des Gastes, zuckte dann die Achseln und fragte leise: für was giebt er sich aus?

Für einen Schneider, antwortete Herman, aber . . . .

So hat er die Wahrheit geredet! Seht ihn nur an!

Aber seine gebildete Art, sich auszudrücken? Sein gewandtes Eingehen in unsere Späße?

Warum, fragte Still, der Souffleur, soll es nicht Schneider geben, die eine hübsche Erziehung erhielten, und die von Geburt aus ihre geistigen Anlagen entwickelten? Ich hab' ihn wohl beobachtet, während ich ihn neckte, und sein Erröthen bestätigte mich in der Meinung, daß er und kein Anderer es gewesen ist, der am Wagen unserer Dicken heute „gefochten“ hat. Die Mädels unterhielten sich sehr lebhaft über ihn, als ich vorhin das Repertoire zum Abschreiben holte. Ich bin schon manchen Handwerksburschen begegnet, die überall für seine Herren gelten konnten, wenn sie danach angezogen waren. Wer sonst zu denken versteht, hat ja als Handwerker, indem er sich mechanisch beschäftigt, die schönste Gelegenheit dazu. Und was bildet denn des Menschen Geist, wenn Denken es nicht thut? In mancher Werkstatt mögen tiefere und klarere Denker sitzen, als in manchem Lehrsaal oder Kollegium von Richtern. Es ist sehr voreilig, die Menschen nach ihrem Stand und Beruf zu beurtheilen. Bleiben wir doch bei uns selbst stehen. Wie gering werden, und leider nicht mit Unrecht, die Mitglieder auch besserer wandernder Schauspieltruppen taxirt. Was für Gesindel findet sich da zusammen! Na, und wie würd' es Dir gefallen, Herman, und Dir, brummiger Brunk, und Dir, tonreicher Fling, wenn ich Euch, den Einen wegen seiner Versoffenheit, Holtei, Ein Schneider. II.

den Andern wegen seiner Maulfaulheit, den Dritten wegen seiner Zerrissenheit — (ich meine nicht bloß die lokale, die Jener im Fenster säuberlich zu flicken scheint) — mit der ordinären Couleur in einen Topf stecken wollte? Meiner selbst gar nicht zu gedenken, der ich als Einbläser im Kasten sitze, und der ich vielleicht mehr berechtigt wäre, auf dem Katheder zu sitzen, als der Professor, der am hiesigen Gymnasium in der obersten Klasse docirt, und ebenso wenig Stiehle's zu gedenken, der Officier gewesen ist und als solcher mindestens ein tüchtiges Examen bestanden hat. Wir sämmtlich könnten mit leichter Mühe Jeder etwas Besseres sein, wenn wir nicht — Jeder aus Gründen, die er nur vor sich selbst zu verantworten hat, — vorgezogen hätten, Genossen einer reisenden Bande zu bleiben. Da wir es sind, müssen wir uns gefallen lassen, von Denen, die uns nicht kennen, auch von sonst klugen Leuten, angesehen zu werden, wie man unseres Gleichen eben ansieht. Denn wer kann ahnen, daß sich zufällig unter Direktion unserer Mama Waller fünf Narren zusammensanden, die solide Studien gemacht und Berechtigung erworben haben, für Ausnahmen zu gelten? Wir wissen es! Und da wir es von uns wissen, müßten wir billiger- und gerechterweise auch einen wandernden Schneidergesellen etwas mehr sein lassen, als einen gewöhnlichen Schneider, ohne ihn zu beleidigen durch Zweifel an seinem Stande.

Diese lange Rede, vom Souffleur Still in seinem Souffleurton meisterhaft vorgetragen — denn Still war berühmt in seinem Fache, einem Zauberer gleich berufen,

Gegenstand des Neides für viele Hofbühnen, welche ihn gern der Waller abspenstig gemacht hätten, wenn er sich abspenstig machen lassen! — folglich nur den Schauspielern vernehmbar, gleich für Oswald dem Gemurmelt eines Baches.

Herman, Stiehle, Brunk stimmten bei. Fling, der Musikdirektor, lugte voll Spannung hinüber auf seinen Frack, nicht ohne Besorgniß, der Unbekannte könne sich doch einen Spaß mit ihnen erlauben und den Ärmel so zusammennähen, daß jede Passage unmöglich werde.

Alle tranken indessen fleißig, indeß der Schneider fleißig arbeitete.

Was zum Henker, nahm Brunk nach einem Weilchen das Wort, ist denn aber unserer Alten eingefallen, die hiesigen Vorstellungen mit dem „Kaufmann von Venedig“ zu eröffnen? Du führst ja den Namen ihres Regisseurs, Stiehle; Du solltest ihre Gründe kennen, ob schon Dir neben ihrer korpulenta Unermüdlichkeit wenig zu thun bleibt und Du mehr oder weniger „in partibus“ fungirst.

In partibus infidelium, das ist richtig, weil ich Euren Regisseur vorstelle. Gleichviel, diesmal bin ich im Stande zu antworten: wir beginnen mit einem klassischen Werke aus Hochachtung für dieser Stadt gelehrtes Gymnasium und seine Professoren, denen Madame Waller in der Person eines gewissen „Shylock“ etwas Vortreffliches zeigen will, um ihnen, nach fast zweijähriger Abwesenheit gleich am ersten Abend Respekt einzuflößen. Uebrigens wißt Ihr, daß keines unserer großen Dramen besser zusammengeht, als gerade dieses, wofür sich die Elemente



zufällig einten. German, dessen Uebermuth so häufig in Melancholie . . . .

Ragenjammer, willst Du sagen. Aber vor dem Publikum thut es die nämliche Wirkung!

. . . übergeht, als königlicher Kaufmann! Die Spittler, als Porzia! Mich, als Bassanio denn auch nicht zu vergessen! . . .

Gewiß nicht. Dieser graziose Schuldenmacher, fuhr German fort, ist eine Deiner gelungensten Rollen und würde Dich noch besser kleiden, wenn Deine Kleidung nicht ebenso geschmacklos, wie abgeschabt wäre. Und da wir einmal von derlei Dingen reden, sagt mir, Kinder, was soll das mit unserer Garderobe werden? Wenig fehlt, daß wir wie Vogelscheuchen auf den Brettern erscheinen! Sieht es die Waller nicht, oder will sie's nicht sehen? Sie, der sonst Nichts entgeht, die Alles sieht, — auch was sie nicht sehen sollte! Unordnung und Schmutz herrschen vor, seitdem unser Schnapsbruder von Theater Schneider alt geworden. Ich habe Nichts gegen einen sublimen Rausch; ein solcher kann erheben, begeistern, die Darstellung veredeln, und ich bin der Letzte, der Dies verleugnet. Doch wen der Rausch schläfrig macht, faul, nachlässig, ungeschickt, der soll ersäuft werden. Und trifft sie nicht bald eine Aenderung, und bekommen wir nicht bald einen honetten Garderobier, dann bleib' ich ihr nicht im Engagement, so gewiß ich den stärksten Vorschuß habe bei der ganzen Gesellschaft. Ich will nicht länger angezogen gehen wie ein Kartenkönig. Kostümstücke sind nicht mehr anzusehen bei uns.

Oswald hörte nicht auf, dem taktspendenden Aermel des Musik-Direktors alle Sorgfalt zuzuwenden, wendete jedoch nicht minder alle Aufmerksamkeit dem Gespräche der Trinker zu, seitdem dieses lauter geworden und auf Bekleidungs-Angelegenheiten übergegangen war. Die Vorwürfe, welche man dort beim Weintische gegen den Theater-Schneider richtete, erweckten in ihm den Gedanken, es müsse auch gerade keine Hererei dazu gehören, sich in den Beruf eines solchen zu finden. Vielleicht, dachte er weiter, gelange ich durch meiner neuen Gönner Vermittelung an die Stelle des getadelten Trunkenboldes. Das wäre ja gleich ein hübscher Zuwachs an Erfahrungen.

Um sich wirksam zu empfehlen, konnte die Flickerei am musikalischen Rock nicht zierlich genug zu Stande gebracht werden, das sah er ein. Deshalb versenkt' er sich förmlich in die Sache und nahm eine so schneiderliche Haltung dabei an, daß Brunk, der gleich allen Hypochondern ausgelassen wurde, wenn er getrunken, plötzlich mit meckernder Stimme zu singen anhub:

Und als die Schneider nach Hause kamen,  
Da konnten sie nicht ein,  
Da schlupften ihrer Neunzig  
Und Neunmalhundertneunzig  
Durch's Schlüßelloch hinein!

Still, der Souffleur, tadelte ihn darüber durch einen zornigen Wink und gebot Schweigen, damit der Schneider nicht gekränkt werde. Dieser jedoch ergriff den flügsten Ausweg und stimmte, ohne darum in der Arbeit inne zu halten, selbst lustig an:

Und als die Schneider beisammen waren,  
Da gaben sie einen Schmauß,  
Da fraßen ihrer Neunzig  
Und Neunmalhundertneunzig  
Von einer gebratenen Laus.

Bravo, rief der Musik-Direktor; Graf Bock ist ein Humorist: sückt meinen Armel und singt Brunk's Lieder. Hierauf schwenkte er die rechte Hand, gab Takt und dirigierte feierlich den Chor, den sie vierstimmig ausführten:

Und als die Schneider gegessen hatten,  
Da hatten sie frohen Muth,  
Da tranken ihrer Neunzig  
Und Neunmalhundertneunzig  
Aus einem Fingerhut!

Wenn sie das hinten in der Herberge hören, meinte Oswald, wird der Herbergsvater glauben, es hat sich hier eine Niederlage von Puschern etablirt, und wir könnten die schönsten Schläge genießen, wenn unglücklicherweise blauer Montag wäre.

Der Souffleur hatte nicht mitgesungen. Ihn verdross es nun einmal, daß der Schneider geneckt werde, weil er ein Schneider sei. Was haben wir denn eigentlich gegen diese nützlichen Handwerker? fragte er; und woher kommt denn dies ewige Spotten? Müßten wir ohne sie nicht in Hemdsärmeln herumlaufen, wie gegenwärtig Freund Flink? Und schlimmer noch, sämmtlich Söhne der Wildniß, bärensällige Ingomare, jeder zwei Beine und keine Hose! Warum reibt sich alle Welt an den Schneidern? Es ist ebenso lächerlich, als ungerecht.

Eigentlich wohl, rief Herman, und dabei unerklärlich, ja undankbar! Denn um nur bei Dem zu bleiben, was einem deutschen Künstler das Nächste bleibt: wo hätten wir den Goethe her, ohne Vater? Und wo wäre Goethe's Vater hergekommen, wenn nicht ein Schneider ihn geliefert?

Und Beranger desgleichen, fügte Brunk hinzu, der sich mit seiner Kenntniß französischer Literatur etwas wußte, Deutsch-Franzosen gern darstellte, auch keine Gelegenheit vorübergehen ließ, Beranger'sche Couplets einzulegen, die in den kleineren Städten, wo die Truppe spielte, selten ein Mensch verstand.

Und Rubini, der größte Sänger, der jemals den Mund öffnete? schrie der Musik-Director; ist er nicht selbst ein Schneider gewesen? Nichts Anderes, als unser Graf Bock, und hat dieser moderne Orpheus nicht ganz Europa zu seinen Füßen niedergesungen, bis nach Asien hinein? Ja, was noch größer an ihm ist: er hat sich seines Ursprungs nie geschämt, und als ihm, während er auf dem Gipfel des Ruhmes stand, ein Pariser Schneider beweisen wollte, daß der neue Frack, den er ihm gebracht, gut sitze und keine Falten werfe, — hat ihm da der lebenswürdige Mann nicht lächelnd eingewendet: Freund, das muß ich besser verstehen; ich habe Kleider gemacht, ehe ich primo tenore assolutissimo war! Schon um Rubini's willen sollte Jeder das Schneiderhandwerk achten, der jemals so glücklich war, ihn zu hören.

So glücklich war ich nicht, sagte Stiehle. Aber den Schneidern traut ein ehemaliger Officier, wie ich, gewiß

auch das Beste zu, wenn er nur an den Sieger bei Fehrbellin denkt, der aus einem Kleidermachergesellen ein tapferer Marschall ward, ein treuer Diener seines Kurfürsten, ein Abgott seiner Soldaten. Der Derfflinger steht denn doch höher, als ein hoher Tenor; dieser schlägt nur Triller und singt: felicità; aber unser Derfflinger schlug Schlachten und sang Viktoria!

Mit dem halt' ich's! rief Oswald, sprang empor aus der weibischen Session auf dem Fensterbrett, erhob sich in seiner ganzen Größe und schritt, wie ein Sieger, der, aus dem Treffen heimkehrend, Beute mitbringt, zu Flink, dem Musik-Direktor, dem er alsobald behülflich war bei Anlegung des ausgebefferten Rockes.

Allgemeine Bewunderung! Nur mit angestrengtester Mühe war es möglich, die Spuren der Nadel zu entdecken. Oswald wurde viel gelobt — und gelobt aus allen Gläsern, die Alle ihm darboten und entgegen hielten. Dennoch blieb er der Einzige, den der Wein nicht veränderte. Während sämtliche Schauspieler, Musik-Direktor, Souffleur Still nicht ausgeschlossen, ziemlich laut wurden, saß Oswald heiter, gesprächig, theilnehmend, doch unberührt vom Hauche eines Rausches neben ihnen, so ruhig und gleichgültig gegen Lockung und Wirkung des verführerischen Getränkes, daß die schelmische Bemühung, ihn unter den Tisch zu trinken, sich zum Schaden der Bemüher als vergeblich erwies. Er hatte weder seines Vaters Neigung zum Weine, noch dessen Anlagen, leicht betrunken zu werden. Des jungen Mannes kräftige Natur bewährte sich auch in diesem Punkte.

Die für den Beginn theatralischer Aufführungen festgesetzte Stunde näherte sich in bedrohlicher Weise, und der Schneider, der Fremde war es, der daran erinnern mußte, was ihm abermals Anerkennung von Seiten der Hauptpersonen zuzog, die sich denn auch so weit in der Gewalt hatten, Augenblicks zu Verstande zu kommen, ohne sich an ihre Pflichten mahnen zu lassen. Nur die beiden Jünglinge: Schmuß und Ende, — „Lorenzo und Graziano“ — schwankten ein wenig. Den Ausbruch beschleunigte Thusnelda. Im Namen des Wirthes bat sie um gefällige Berichtigung, denn der Herr habe sich vorgesezt, nicht wieder solche Rechnungen anlaufen zu lassen, wie vor zwei Jahren.

Was Dein Herr sich vorgesezt, Thusnelda, hat mit unsern Vorsäzen Nichts gemein, versicherte sie Herman. Unser Vorsaz läuft darauf hinaus, nicht früher zu bezahlen, bis wir die erforderlichen Ausgleichungsmittel besitzen; ein Vorsaz, ebenso edel als weise. Für heute kann Dein Tyrann nicht mehr verlangen, als daß ich den Betrag der Schuld in diese Rolle eintrage. Man lehrte Dich lesen, Thusnelda? Sieh' her, dechiffrire die Hieroglyphen unseres gelehrten Still, den ein günstiges Geschick zu unserm Souffleur, ein schwarzes Fatum zum Rollenschreiber machte. Docti male pingunt; Du verstehst Küchenlatein und wirst wissen, daß es heißt: Gelehrte führen Krähenpfoten. Hier steht: „Antonio!“ Das bin ich, Melde! Der Königliche Kaufmann von Venedig erweist Eurer Kneipe die enorme Ehre, in seine Strazze einzutragen, was hier gesoffen wurde.

Dein Herr mag das Nämliche thun in der seinigen. Und wenn meine Gallionen nicht sämmtlich untergehen, wenn Stiehle die schöne Porzia erobert, wenn Brunk, der verfluchte Jude, zahlen muß, — dann wollen wir unsere gegenseitigen Strazzen vergleichen, und Shakespeare wird mit güldenen Zehnen in Deinen keuschen Schooß rollen. Bis dahin fahre wohl und wasche Dich! Jetzt, Ihr Brüder des Bundes, laßt uns zum Musentempel ziehen. Und will Graf Bock, das wunderbare Schneidergenie, ein Uebriges thun, so deponire er sein Felleisen bei'm biederem Herbergsvater und finde sich in der Garderobe ein, damit seine geschickten Hände helfen, uns aus berauschten Alltagskleidern in poetische Trachten zu bringen, was bei anerkannter Unfähigkeit unseres Garderobenmeisters heute große Schwierigkeiten finden dürfte.

Dswald beeilte sich zu gehorchen, kehrte dann zurück und kam eben noch zurecht, Graziano und Lorenzo seine Arme darzubieten, damit Beide, einigermaßen verständigen Menschen ähnlich, über unebenes Steinpflaster einen möglichst geraden Weg nach dem Schauspielhause beschreiben.

---

### Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Schauspieler hatten des Uebeln von ihrem Theaterschneider wahrlich nicht zu viel sagen können. „Kilian Brustfleck,“ wie sie ihn in ihrem Jargon benann-

ten, vernachlässigte seinen Beruf seit Jahren auf das sträflichste, und nur sein Alter, und daß die verwitwete Unternehmerin, die ihn mit der Konzession zugleich vom verstorbenen Direktor erbte, seit früher Kindheit an ihn gewöhnt war, ließ sie, ihrer sonstigen Strenge entgegen, mit seinen unerträglichen Fehlern so lange Nachsicht hegen. Heute jedoch erreichte die Verwirrung eine solche Höhe, daß auch die nachsichtigste Geduld sich erschöpfen mußte. Kein Garderobenstück war in Ordnung; etliche fehlten ganz; andere, die zur letzten Vorstellung in der kürzlich verlassenen Stadt ungeändert worden, waren noch nicht in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzt; Niemand empfing, was er brauchte, und die im „Kaufmann von Venedig“ beschäftigten Damen, die, wie es gebräuchlich ist, ihre Kostüme selbststeigen besaßen, standen schon längst in voller Toilette auf der Bühne; das Publikum wurde schon unruhig, Glinz hielt, des Zeichens harrend, den taktirenden Violinbogen und hob seinen mit ausgebeffertem Uermel bekleideten Ellbogen stolz empor; Still hockte still ergeben im Souffleurloche, indessen oben noch Alles ängstlich durch einander schoß und Kilian Brustfluch jeden an ihn ergehenden Angstruf mit heiserem, schier satanischem Lachen beantwortete.

Madame Waller schickte Boten über Boten von der Kasse hinauf. Endlich sogar kam der kunstliebende Stadt-Physikus, der bei Anwesenheit reisender Truppen von Alters her die Funktionen eines Theaterarztes versah, — und dieser äußerte nach kurzer Prüfung, daß beim alten Kilian das delirium tremens ausgebrochen sei.



Ohne Oswald's Aushilfe wäre die Vorstellung — wenigstens in erträglich passenden Anzügen — geradezu unmöglich gewesen. Durch ihn wurde sie, obgleich verspätet, dennoch zu Stande gebracht. Er entwickelte eine Umsicht, eine Geistesgegenwart, eine Thätigkeit, die bei seiner Unerfahrenheit ans Zauberhafte grenzten. Hier trennte und schnitt, dort band und nähte er. Keinen ließ er im Stiche mit seinen Stichen, Keinem schnitt er die Ehre ab mit seiner Scheere. Je lauter und verworrener Alle nach ihm schriean, desto besonnener lieb er Jedem Beistand, sprang von Einem zum Andern, fand, durch Instinkt geleitet, aus noch uneröffneten, hastig erbrochenen Kisten, was fehlte, und stellte, was eigentlich nicht an einen Leib gehörte, in so glücklicher Farbenwahl zusammen, daß Niemand unzufrieden war.

Brunk, der seinen dunklen Schylock-Kittel, Einer der Ersten, auf dem Körper gehabt und dann alle Sorgfalt nur dem Kopfe und Barte zugewendet, stand fix und fertig in des Lärmens Mitte und rief aus: Warum sollte uns der Himmel nicht auch mit guten Schauspielern versorgen? fragt Goethe, glaub' ich im Wilhelm Meister. Ich behaupte, Er versorgt uns auch mit guten Theater-schneidern, und dieser Jüngling ist ein solcher. Wie tapfer hält sich Graf Bock! Ja, Bock verdient Graf zu heißen, wenn jemals auf einem Schlachtfelde Knappen zu Grafen ernannt wurden!

Nach endlichem Beginn der Repräsentation fand Oswald noch Gelegenheit, sein Geschick durch besten Willen zu bethätigen, indem er die beiden Doktoren-

Röcke, die nicht zu gebrauchen, und für welche beiden Damen, als für Requisiten männlicher Kleidung, nicht zu sorgen verpflichtet waren, so rasch herstellte, daß der Anfang des vierten Actes nicht verzögert wurde, wobei es ihn freilich ein Bißchen verlegen machte, in Nerissa seine schlanke Sängerin vom Waldwege zu erkennen.

Die Aufführung ging im Ganzen rund; jeder Einzelne hielt sich brav, das Zusammenspiel machte gute Wirkung, rauschender Beifall gab sich kund.

Während des fünften Actes erschien die dicke Frau Unternehmerin, die ihre volle Kasse lächelnd geschlossen und manchen Lobspruch zum baaren Gelde gelegt, sehr befriediget auf den Brettern, gönnte den Mitgliedern freundliche Anreden und wendete sich auch zu Oswald, den ihr der Regisseur als wahren Helfer in der Noth schilderte. Als sie in ihm den hübschen Wanderburschen entdeckte, der heute früh vor ihrem Wagen so lustig gefochten, begrüßte sie ihn gleich wie einen alten Bekannten, fragte ihn umständlich aus und rückte in ihrer derbgutmüthigen Weise mit dem Antrage hervor, Kilians leer gewordenen Posten zu übernehmen.

Oswald sagte nicht Nein. Doch gab er zu bedenken, daß er in diesem Gebiete keine Kenntnisse besäße, worauf ihm erwiedert wurde, dafür gäbe es Bildersammlungen von Kostümen, die er bei löblicher Frau Direktorin beliebig einsehen und daraus erlernen könne, wie sämtliche Erdbewohner sämtlicher Zonen seit Adam her sich gekleidet, Diejenigen mit eingeschlossen, welche gar keinen Schneider brauchten; für ein Talent seiner Gattung

wäre das nur Kinderspiel, und binnen vier Wochen würde er alle Kilian-Brustflecke der Christenheit an Fertigkeit — an Geschmack ohnehin — übertreffen.

Stiehle der Regisseur, Hermann der Held, Brunk der Charakteristiker, Blinz der Musikdirektor redeten ihm dringend zu, er möge den Vorschlag annehmen und bei ihnen bleiben.

Noch zauderte Oswald, da wand sich, nach beendeter Vorstellung, Still der Souffleur aus seinem Kasten, näherte sich der Gruppe und sagte: nehmt es an! Wo Ihr Euch sonst verdingen mögt, müßt Ihr als Geselle eintreten. Hier seid Ihr Meister. Und es ist wegen Eurer Zukunft. Ein Schneider nach der Mode hat meist mit Narren zu thun; mit Denen auszukommen, mag schwer sein. Na, größere Narren als unsere Schauspieler, eitlere findet Ihr nicht. Wer nur ein halbes Jahr Garderobier war, der wundert sich über Nichts mehr, was in's Kapitel eitler Narrheit gehört. Eine gründlichere Schule der Menschenkenntniß macht Ihr sonst nirgend durch, als bei'm Theater.

Diese von allen Zuhörern laut belachte praktische Lehre gab den Ausschlag. Oswald wurde Theaterschneider bei der für mehrere Provinzen, wenn nicht ausschließlich, doch begünstigt-koncessionirten Truppe der Wittwe Waller.

Von ihm darf nicht behauptet werden, was sonst häufig von jungen Leuten gilt, die sich an die Schauspieler hängen, daß es der blendende, trügerische Schein gewesen sei, der täuscht und verlockt. Oswald hatte von

der gelungenen, ganz G. erschütternden und entzückenden Darstellung Nichts gesehen, als die Konfusion, die Angst, die Blöße; — von Schlegel's meisterhafter Verdeutschung Nichts vernommen. Wie Antonio in elegischer Schwermuth für den Freund gern sterben zu wollen sich erklärte, hörte er nur Herman's Stimme heraus und gedachte des unbezahlten Champagners; wie Porzia die schöne Rede von der Gnade hielt, die alle Welt rührte, außer den Juden Brunk, schlug sich Oswald insofern auf des Juden Seite, als auch er ungerührt blieb und nur für die Halskrause der Sprecherin Augen hatte, welche sich bei einigen lebhaften Gestikulationen vom Doktor-Talar abzulösen drohete. Nerissa und Jessika erinnerten ihn an den Schatten des Waldes, an das Achtgroschenstück, — und wenn Stiehle auftrat, meinte er an Bassanio's Haltung den ehemaligen Lieutenant wahrzunehmen. Von dem eigentlichen Gang des Gedichtes hatte er nun wohl, obgleich er, häufig gestört, nur flüchtig aus der Coullisse hinaus horchte, die Hauptsachen begriffen. Doch zeigte er sich — die Wahrheit muß ich sagen, und wenn ich dadurch alle Shakespear-Freunde, die mich lesen, zu Feinden meines Helden machen sollte, — wenig erbaut davon. Als er spät Abends mit Souffleur Still heimging (denn dieser hatte ihn bei sich aufgenommen und ihm angeboten, sein Zimmer mit ihm zu theilen), und als Dieser ihn ausfragte, gestand der Schneider offenherzig, daß er den Dogen und Senat von Venedig gar nicht begreife, die wegen einer in unverheimlichter Mordabsicht erschliche-

nen Schuldverschreibung so viel Umstände machten, und daß Keiner von ihnen auf den ganz natürlichen Einfall komme, den Juden in seinen eigenen Schlingen zu fangen; daß sie darauf erst durch ein als Advokat vermummtes Frauenzimmer gebracht werden müßten, und daß sie zuletzt ja doch, trotz all' ihrem Geschrei von Recht und Gesetz, dem Juden das größte Unrecht zufügten und ganz ungeseglich handelten; denn sollte einmal eine so verrückte Schuldverschreibung gültig heißen, dann verstehe sich ja von selbst, und jedes Kind begreife, wie man Fleisch, ohne Blut zu vergießen, nicht ausschneiden könne; das gehöre ja mit dazu, und außerdem stehe dem Juden frei, all' dies Blut und jedes Stück Fleisch, was er aus Versehen zu viel nehmen sollte, wieder zurück zu erstatten. Also, entweder der Jude war berechtigt — dann blieb er es auch nach der Verhandlung; oder er war es nicht — wozu dann die ganze Geschichte?

Still betrachtete seinen Stubenkameraden aufmerksam: Ihr seid ein höchst seltsames Exemplar von einem jungen Menschen; da ist auch nicht die Probe von Poesie. Ihr seid die reine, verkörperte Prosa — freilich in einer sehr angenehmen Form. Und das scheint mir eigenthümlich, abnorm, gerade bei einem Handwerker, der sich so hoch über seinen Stand erhebt. Solcherlei Leute sind, sobald sie einen Anflug von Bildung besitzen und Etwas gelernt haben, sonst immer höchst überschwenglich, verhimmeln in Romanschwärmerei, und wenn vom Theater die Rede ist, vielmehr von jungen Schauspielerinnen, fallen sie in einige Zuckungen und

Verzückungen. Ihr habt Euch das Treiben nun recht in der Nähe, habt unsere jungen Kunst-Weibelein im Naturzustande angesehen, und seid dabei vollkommen ruhig geblieben, so ruhig wie Nachmittags bei'm Champagner; habt sogar mitten im Gewühl und bestürmt von Anforderungen an Eure schneiderliche Beihilfe, Ruhe genug behauptet, kritische Bemerkungen über das aufgeführte Drama zu machen, die wenigstens nicht dümmer noch schlimmer sind, als manche gedruckte, geistreiche Kritik. Was zum Henker seid Ihr für ein Kerl, schönster aller Schneider? Habt Ihr gar kein Gefühl, gar keine empfindsame Ader in Euch? Gar keine Nerven, die nachklingen, wenn Einer aus Moll vorgesungen? Seid nur aus Knochen, Muskeln, Sehnen und Haut zusammengesetzt? Spürt Ihr Nichts von einem Dinge, was man Herz benennt, in Eurem breiten Brustkasten? Ich frage nur, weil mir bisweilen begegnen könnte während unseres Zusammenbleibens, daß ich dort anzuklopfen versuchte, und es möchte mich verdrießen, wenn gar Niemand „Herein!“ rief. Es ist nur, daß man's weiß und sich vorher danach einrichtet.

Dswald gab dem Fragenden die Hand und entgegnete: Sie würden mir groß' Unrecht zufügen, Herr Still, wenn Sie mich für herzlos halten wollten, weil ich mein Herz und Gefühl nicht auf der Zunge trage. Bei mir muß es schon stark kommen, wenn ich äußerlich in Bewegung gerathen soll. Aber unempfindlich bin ich gewiß nicht, ebensowenig als undankbar. Und so versteh' ich es auch zu schätzen, daß Sie gütig gegen mich

sind, mich bei sich wohnen zu lassen, und dadurch mir Gelegenheit geben, Vielerlei von Ihnen zu lernen. Denn das hab' ich schon weg, daß Sie ein sehr unterrichteter Mann sind, der zu etwas Höherem berufen wäre, als im Souffleurkasten zu stecken. Auch bleibt es mir unbegreiflich, wie Sie da hinein geriethen?

Mein Kind, sagte nun Still, offenbar erfreut über Oswald's verständige Rechtfertigung, wem es auf den Brettern so miserabel erging wie mir, der dankt Gott, unter den Brettern einen sicheren Zufluchtsort zu finden, wo er eine Bedeutung wieder gewinnt, die er als Schauspieler verlor oder vielmehr nie besaß. In Deinen Jahren war ich nicht der kräftige, leibes- und willensstarke Jüngling, der Du bist. Im Gegentheil, ich war ein rechter Sohn unserer treibhausartigen Zeit, die von Knaben ohne Bart eine Masse Wissens beehrte, unbekümmert, was sonst aus den Opfern ihrer gelehrten Experimente wurde. Gelernt hatt' ich Mancherlei, das ist richtig. Doch weil ich es sitzend erlernt, vermocht' ich nicht fest zu stehen auf meinen Füßen: ich wackelte, da ich in's Leben trat. Ueberreizt und unerfahren wurd' ich ein Spielball meiner Phantasie, und was Dich heute — wo Du es freilich von der Rehrseite gesehen — unberührt ließ: das Schattenspiel der Wirklichkeit, die Bühne, das ergriff mich mit wahnsinniger Gewalt. Ich ließ Alles zurück, um Schauspieler zu werden, um nach langen Martern zu erfahren, daß die Natur mir jede Fähigkeit versagte, nur ein halbwegs erträglicher zu sein. Der Rückzug war mir abgeschnitten, von einer Heimkehr zu

der Mutter Fleischtöpfen nicht mehr die Rede. Was sollt' ich beginnen? Unterricht geben? Mich mit faulen Jungen und albernen Eltern herumärgern? Sogar wenn ich Das hätte versuchen wollen, ich hätt' es nicht an einem Orte ausgehalten; ich war noch zu jung, Wechsel der Luft mir Bedürfniß. Und weil ich neben diesem auch das zweite, nicht minder heiße, empfand, dem Hohne des Publikums, der mich dummer Weise bis in die kleinsten, undankbarsten Rollen verfolgte, zu entfliehen, begab ich mich in des niederen Daches Schuß. Du glaubst nicht, mein Junge, wie prächtig und sicher sich's da unten weilt! Du glaubst nicht, wie reich und zufrieden ich in meiner Verborgenheit lebe! Wie stolz bei dem Gedanken, daß ich kleiner, alter Still es bin, der sie Alle leitet und hält, die sich droben so breit machen. Daß, wenn ich ihre Gängelbänder fahren lasse, die ganze Kinderei zusammen fällt. Auch darf es Dich nicht wundern, daß ich bei dieser wandernden Truppe verbleibe, da es mir doch frei stünde, bei jeder großen Bühne einzutreten, wo mich die bequemen „Lebenslänglichen“ mit offenen Armen empfangen würden. Erstens giebt es bei reisenden Gesellschaften ein dünnes Restchen jener Poestie, die mich einst zur Bande lockte, und die aus allen stehenden Theatern und Publikummern längst geschwunden ist. — Doch davon begreifst Du noch Nichts, unbegreiflicher Schneider, und es wird Dir vielleicht erst später einmal klar werden, wenn Du Dich als Oberkostümier in irgend einer Residenz aufblähest. — Zweitens ist diese Truppe, bei welcher Du jetzt als Lumpensammler und Verschöne-



rer angestellt zu sein den Vorzug genießest, eine ausnahmsweise solide, gute, honette. Unsere dicke Mama ist, nachdem sie unterschiedliche Schlangenhäute ihrer erotischen Bedürfnisse abgestreift und keinen bevorzugten Helden mehr in ihrer Helden-Schaar hat, eine tüchtige Directrice geworden, die für Ordnung nach innen und außen sorgt und das Ding männlich zusammenhält. Sie bereiset mehrere Provinzen, auch der Nachbarstaaten, ist überall bei den Bewohnern gern gesehen, von den Behörden geachtet, macht weder selbst Schulden, noch duldet sie, daß ihre Mitglieder „durchbrennen,“ hält auf ein gediegenes Repertoire, wagt sich auch, wie heute Abend, nicht ohne Erfolg an Meisterwerke, hat eine ganz erträgliche Oper nebenbei und zeichnet sich dadurch von allen übrigen Unternehmungen vortheilhaft aus. Wär' es anders, ich hätte Dir nicht zugeredet, bei uns zu bleiben. Für den Anfang wirst Du, armer Teufel, freilich höllisch viel zu schaffen haben, denn Kilian Brustfleck, dem die Geister über den Wässern einen heiteren Säuser-Wahnsinn gönnen mögen, hat eine schauerhafte Verwüstung einreißen lassen. Sein Departement war der einzig faule Fleck der Waller'schen Direktionsführung. Also mußt Du aufräumen, mit beiden Armen.

Das ist mir gerade recht erwünscht! Der Müßiggang, dem ich verfallen bin, seitdem ich wandere, hat mich schwerer gedrückt, wie mein Kanzen. Ich bin an Thätigkeit gewöhnt, und wenn ich nicht einen Stoß Arbeit vor mir liegen sehe, werd' ich dumm. Ich muß die Hände rühren, sonst schläft mir der Geist ein. Gedanken

hab' ich nur, während die Nadel fliegt. Die Hauptsache ist nur, daß mir Anweisung ertheilt wird, wie ich mich in den verschiedenen Kleidertrachten zurecht finde, die in Euren Komödien vorkommen, damit ich nicht ein Jahrhundert in's andere mische.

Paperlapap! Als ob es darauf ankäme? Die strupulöse Kostümtreue ist auch so eine Narrheit unserer modernen Weisheit! Was daran zu erlernen ist, wirst Du in acht Tagen weg haben. Und übrigens ist an einer Hand voll Jahrhunderte auch Nichts gelegen. Was hilft mir die Richtigkeit der Kleidung, wenn Diejenigen, die darin stecken, sich nicht zu tragen wissen und abscheulich aussehen? Ziehe sie geschmackvoll an, Sorge für Harmonie der Farben, damit die einzelnen Figuren, wo sie beisammen stehn, ein hübsches Bild geben! — und dann frage nicht weiter nach den dicken Folianten, die sie Dir vorlegen werden. Unsere Zuschauer wissen den Geier, was ihrer Ureltern Ureltern auf dem Leibe getragen haben. Bei Deiner Gewandtheit und Deinem Ueberblick giebt sich das von selbst. Bedenklicher schon wär' es, wenn noch jene frühere Einrichtung bestände, wo auch das sogenannte schöne und schwächere Geschlecht — ob es das schönere sei, bleibt Geschmacksache; daß es das Schwächere nicht ist, weiß ich aus Erfahrung — von Direktionswegen bekleidet wurde. Damals stand ein Theater-Schneider mit den zum heißesten Höllenschlunde Verdammten so ziemlich auf einer Stufe. Lächle nicht, Zunge, es ist mein Ernst. Du wähnst vielleicht, es werde dabei nicht an Zufälligkeiten gemangelt haben, die

jugendliche Schneider für Aerger und Plage entschädigen? Nichts dergleichen. Ein Frauenzimmer, welches Toilette macht, ist kein menschliches Wesen mehr. Die Sanftesten werden unerträglich, sobald der Regisseur mit der Klingel vor der Thüre steht, den Umzug zu beschleunigen, und fragend, ob er das Zeichen zum zweiten Akte geben dürfe? Die Liebenswürdige wird ein Satan gegen den Garderobier, der ihrer Nebenbuhlerin eine schönere Robe geliefert hat. Aus diesen Reibungen gab es keine Rettung, und Kilian Brustfleck ist zum Säufer geworden, vor Verzweiflung, weil der Beginn seiner anziehenden Laufbahn noch in jene Epoche vor Erfindung der Abfindung durch Garderobengelder fiel. Mit Frauenzimmern ist kein Auskommen. Nicht möglich. Ich gelte für einen Weiberfeind, und gewissermaßen bin ich es. Aber gewissermaßen bin ich es wieder gar nicht, denn die Weiber haben wohl keinen innigeren und uneigennützigeren Verehrer und Anbeter als mich. Nur müssen sie aus Töchtern schon Mütter geworden sein, und zwar solche Mütter, die jedes Bändchen und Schleifchen aus der Tochterzeit abgelegt haben. Das ist mein casus. Allen Andern geh' ich aus dem Wege. Und es wäre sehr vernünftig von Dir, wenn Du mein Beispiel nachzuahmen suchtest, — vorausgesetzt, daß Du nicht etwa eine zärtliche Jugendliebe schon mit auf die Wanderung . . . Du wirst roth? Nun dann ist es so viel, als ob ich gar nicht geredet hätte, und wir können ohne Weiteres schlafen gehn.

Mit dem Seufzer: o mein Himmel, sie sind sämt-

lich verrückt, diese jungen Burjchen, auch die flügsten, und ich war es gleichfalls! — entschlummerte der Souffleur Still.

---

### Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Anforderungen seines unvorbereitet übernommenen neuen Amtes drängten so heftig auf Oswald ein, daß er keine Muße behielt, sich um den Gang theatralischer Angelegenheiten, noch auch um diejenigen Personen, mit denen er am ersten Tage zusammengetroffen, anders zu bekümmern, als wo er sie im Ankleidezimmer bediente. Angestrengt arbeitete er von früh bis in die Nacht, suchte und hatte durchaus keinen geselligen Verkehr noch Umgang, und blieb lediglich auf die lehrreichen, fesselnden Abendgespräche mit seinem Stubengenossen Still beschränkt, die aber oft genug und wider seinen Willen durch unverscheuchbaren Schlaf unterbrochen wurden.

Eingehezt in Das, was einem Kostümier zu wissen unentbehrlich, hatte er sich überraschend schnell. Mit sicherer Hand entwarf er Skizzen, die er seiner dicken Frau Directorin zur Prüfung vorlegte, sobald neue Sachen unumgänglich nothwendig waren. Mehr aber noch, als um dieser rasch erworbenen Sicherheit willen, lobte Madame Waller ihn wegen seiner Sparsamkeit, womit er unnütze Ausgaben zu umgehen und das Dringendste aus schon Vorhandenem sinnreich herzustellen

suchte. Wenn mein alter Kilian so vorsichtig gewirthschastet hätte, sagte sie oft, so wär' ich jetzt, wer weiß wie reich und könnte mich um den Pacht des Wiener Hofoperntheater's melden! Den Grafen Bock — diesen Beinamen behielt Oswald — hat mir ein guter Geist zugeführt, und mein Achtgroschenstück bringt tausendfältigen Segen! Oswald wurde ihr entschiedener Liebling, eigentlich war er der Liebling der ganzen Truppe. Nur die jüngeren Mädchen, die im Chore mitsingen und kleine Rollen spielen, beklagten sich, daß er so ernst und zurückhaltend sei. Aber, meinten sie, da ist Niemand Schuld daran, als sein „Stubenkamisol, der ekliche Souffleur, der ist so ein dummer Philosoph \*)!“

Wie jeder Mensch, der seinen Beruf mit Eifer treibt, bei vieler Arbeit sich am wohlsten befindet, fühlte auch er sich zufrieden. Doch verleugnete er sich's nicht, daß der Wirkungskreis, in welchen er unvermerkt und ohne Vorbedacht gerathen war, eigentlich weit abliege von der Laufbahn, die er einschlagen wollen, als er Steinach verließ. Fremde Länder, große Städte hatte er zu bereisen und sich neue Anschauungen jeder Art zu verschaffen gewünscht. Das war seine Absicht gewesen, und nun drehte er sich in einem Treiben herum, für dessen Mittelpunkt er manchmal sich selbst halten wollte, wenn Alle

---

\*) Was sich dabei die guten Kinder dachten, ist schwer zu sagen, weil die meisten Leute über Philosophie ihre eigenen Ansichten hegen. Vielleicht ist es vergönnt, hier gelegentlich eines Studenten zu erwähnen, der, im Examen befragt: was er unter Philosophie verstehe? die entzündende Antwort ertheilte: „Sinnigung zu fign Ideen!“

nach ihm schrieten, wenn Helden und Lakaien, Könige und Bauern seine Unterstützung ersuehten, um das werden zu können, was sie auf kurze Stunden vorzustellen hatten, in einem wirren, für ihn bedeutungslosen Treiben, aus welchem er die Wichtigkeit nicht herausfinden konnte, die Andere um ihn her sich und ihrem Wirken beileigten.

Nur nach und nach ließ er sich durch Still in die Geschichte des Schauspielwesens einweihen und war dann nicht wenig erstaunt, Diesen wiederholt behaupten zu hören, der Glanz und die Pracht großer, stehender Bühnen hätten dem Theaterwesen im höheren Sinne unendlich geschadet; nur noch bei reisenden Truppen sei bisweilen jene erfrischende Wechselwirkung zu finden, die zwischen Zuschauer und Darsteller bestehen müsse, wenn nicht unausstehliche Schläfrigkeit sich über beide Theile verbreiten solle. Diese, behauptete Still, könne nur vermieden werden in ganz großen Städten, deren Deutschland etwa zwei besitze, wo eine hin und her fluthende Strömung vor den Lampen stattfinde, durch welche die Veränderung des Schauplatzes einigermaßen ersetzt werde. Ueberall sonst, versicherte dieser eigensinnige Rechthaber, sterbe die rechte Freude am Theater täglich mehr ab; man besuche die dramatischen Aufführungen meistentheils nur deshalb, weil man nun einmal über seinen Abend so und nicht anders verfügt habe und nicht wisse, wie man die Zeit sonst abtödten solle. Wo aber die Oper, welche noch vor fünfzig Jahren mit dem recitirenden Schauspiel Hand in Hand ging, weil Sänger

und Schauspieler häufig in ein- und demselben Individuum vereinigt gewesen, überhand nehme, da sei Alles aus; denn vor Zeiten, meinte Still, verlangten die Komponisten von ihren Vertretern, daß sie singend sprachen, und Beides ließ sich vereinen. Jetzt müssen, um durch den Mordlärm des Orchesters zu dringen, eigene lebende Brüllmaschinen aufgefunden werden, die man Operisten nennt, und solche als „Phänomene,“ lassen sich furchtbar bezahlen. Folglich verschlingt ihr Rachen den Ertrag der Entreprise. Und das geht immer weiter, der Wahnsinn greift sichtbar um sich; sogar in die kleinsten Duodez-  
bühnchen dringt er. Mit dem Deutschen Theater ist es aus.

Dann ist es also, nach Deiner Ansicht, ein Kadaver, den ich so viel Mühe verwende hübsch auszuputzen? fragte Oswald.

Wenigstens ein Sterbender, denn er zappelt noch. Aber das ändert Nichts; wir Beide fahren fort, unsere Schuldigkeit zu thun, die uns für jetzt ernährt. Die Zukunft geht uns Nichts an. Warum sollten wir uns wegen einer Zukunft grämen, von der Niemand weiß, ob er sie erlebt? Die Schauspieler sind da, Du schmückst sie aus, ich blase ihnen Lebenslust ein, und sie machen ihre Streiche so gut und, so schlecht es geht. Was mich betrifft, denk' ich mein amtliches Einblasen so lange fortzutreiben, bis mir die Lust ausgeht, denn ich blase ohnehin mein Stückchen Trübsal auf dem letzten Loche. Ich will bei Mama Waller den Ton halten, bis Eines von uns Beiden, sie oder ich, auf ewig verstummt. Du, wel-

Mer erst zu leben beginnt, Du mußt Dein jetziges Leben als Vorbereitung zu einem glänzenderen betrachten, wo Du, wie ich Dir schon mehrfach andeutete, dann vornehmere Todeskandidaten und Leidtragende aus dem Gefolge der zu Grabe gebrachten Frau Thalia auspußen wirst. Das wird dann natürlich auch besser bezahlt, und Du trittst in die Kategorie eines Barbiers, der die Leichenbärte abnimmt und dafür Dukaten fordern darf, wo andere ehrliche Bartschaber mit Groschen abgefunden werden. Deshalb laß' Dich meine Jeremiaden über den Verfall der Kunst nicht anfechten. Was schiert Dich die Kunst? Du bist ein Handwerker, glückseliger Schneider! — Ich habe schneidernde Gesellen gekannt, auch junge hübsche Bengel, die kaum ihre Nase hinter die Couliissen steckten, so erwischte sie auch schon das Theaterfieber; erst kleideten sie sich als Statisten an, dann baten sie um Anmelde Rollen, dann verliebten sie sich in Schauspielerinnen fünften Ranges, wurden Väter von Kindern in Lebensgröße, machten Schulden, liefen davon, zogen als erbärmliche Komödianten von Scheune zu Scheune. Du bist gesund, Dich sicht kein Fieber an. Bleibe Schneider, sei beglückt und studire die Menschen. Für dieses Studium giebt es nur zwei privilegirte Hochschulen; die eine hat ihre Lehrkanzeln um den Thron herum aufgeschlagen, die andere docirt vor und hinter meinem Kasten. Beide haben verschiedene Formen; im Kern sind sie sich ähnlich; und beider Wahlspruch — so viel Latein verstehst Du noch — lautet: *vanitas vanitatum*. Hier mit falschen Glittern auf Glanzleinwand gestickt;



dort mit ächten Perlen und Brillanten in massiven Goldgrund eingelegt. Zu entziffern ist er überall nur für klare, feste Augen; denn blenden thut die leichte schillernde Feinwand, trotz dem schweren Golde. Der Kluge richtet sich danach, der Gerechte schreibt sich's hinter's Ohr. Wohl Jenem, der den Gerechten und den Klugen zu verschmelzen weiß in Einen. — Und mögest Du dieser Einen Einer sein, Schneider, auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden!

Derlei Predigten hielt Still seinem lieben „Stubenjungen“, wie er ihn nannte, häufig, und dieser hörte gern und aufmerksam zu. Um so aufmerksamer, weil er dem erfahrenen, geistreichen Sonderling gegenüber so wenig als möglich sprach. Er empfand stets einige Verlegenheit, sich passend auszudrücken; er kam sich vor, als rede er für Still's gerechte Ansprüche nicht klug genug. Und diese Schüchternheit ward noch vermehrt durch eine lächerliche Angewöhnung, die der Souffleur aus dem lange bewohnten Kasten mit in's Leben brachte! sie bestand darin, Demjenigen, der zu ihm redete, sobald irgend ein Wort fehlte, ein Ausdruck mangelte, eine Phrase stockte, flüsternd einzuhelfen, als ob der Gesellschafter vor ihm auf den Brettern stände. Das ängstigte den Schneider, und deshalb vermied er oft, Gedanken laut werden zu lassen, die Still durch übertriebene Behauptungen in ihm erregte.

Jedenfalls aber trug dieser innige Verkehr zu Oswald's geistiger Fortbildung nicht wenig bei, wenn auch

die Selbstständigkeit des Urtheils für den Augenblick darunter leiden mußte. Er empfand das und fügte sich bescheiden. Damit ist es, sagte er, wie mit dem Zuschneiden; das muß jeder Gesell vom Meister oder Werkführer extra lernen und muß anfänglich in Allem nachgeben, bis er den Schnitt gehörig los hat. Späterhin richtet sich das ein Jeder nach seiner eigenen Weise zu.

Kurz gesagt: unser Held lebte mit seinem neuen, alten Freunde Still ein ganz erträgliches, behagliches Leben und wurde durch seine Zurückhaltung von den Trinkgelagen der Schauspieler Ursach, daß nach und nach der Souffleur sich auch davon fern hielt, wodurch ihre kleine ambulante Haushaltung sehr gewann.

Fragt mich eine liebenswürdige Leserin im Vertrauen, ob denn Helenen's Angedenken und Bild in Oswald's Herzen gar nicht mehr lebt? Ob denn von ihr gar nicht mehr die Rede ist? Ob der garstige, alte Weiberfeind, der nur Mütter und alte Weiber achtet, am Ende gar den Schneider zu ähnlichem Unsinn verleiten wird? Und was dergleichen Fragen mehr sind, — so bin ich leider nicht im Stande, eine derselben entschieden zu beantworten. Ich erwähnte schon, daß der Schneider viele seiner Gedanken und Gefühle im Gespräche mit Still bei sich behielt. Was er selbst verschweigen wollen, darf sein Biograph nicht vor der Zeit verrathen. Wir wollen uns zunächst an Begebenheiten halten; aus diesen mag sich vor unseren Blicken des jungen Mannes, mit dem wir uns beschäftigen, Seelenleben entfalten!

Eine der wichtigsten Begebenheiten im äußerlichen Dasein ist der Ausbruch der Waller'schen Truppe von G. nach Z.

Wenn's am Besten schmeckt, soll man vom Tische aufstehen, und ich reise womöglich immer, ehe die Wiese abgegraset ist; so lautete der Frau Prinzipalin Regel, an der sie strenge hielt. Die Einwohner, setzte sie hinzu, müssen hinter meinem Packwagen herrufen: Schade, daß sie schon ausbrechen! Und schuldig darf ich Nichts bleiben, als das Wiederkommen!

Es war in G. mit den Geschäften recht gut gegangen, doch eben nur soweit dies in einer „Sommerstadt“ möglich ist. Z. verhiess bessere Ernte; theils größerer Ausdehnung und reicherer Bevölkerung wegen, theils weil die Truppe diesen Ort, der sonst nicht in den Bereich ihrer Concession gehörte, spezieller Erlaubniß gemäß, zum ersten Male besuchte.

Madame Waller hegte bei Erwerbung dieser mit auffallenden Schwierigkeiten und Hindernissen verbundenen Begünstigung einen geheimgelassenen Plan, womit sie auch gegen ihren Musik-Direktor erst dann herausrückte, als sie an Ort und Stelle waren. Sie beabsichtigte auszuführen, was man einen großen coup nennt, eines jener Wagnisse, welche unter zehnmal kaum einmal gelingen, und woran schon mancher wandernde Prinzipal, der ohnehin auf schwachen Füßen stand, völlig zu Grunde gegangen ist.

Und worin besteht dieser coup?

Jeder mit dem Theaterwesen einigermaßen Vertraute

hat es schon errathen: sie knüpfte Unterhandlungen an mit einer berühmten Sängerin, welche auf großen Kunstreisen auch kleinere Bühnen nicht verschmähte, wofern diese nur wie große bezahlten. Um so bedeutende Summen, als sie forderte, einzunehmen, mußten die Eintritts-Preise doppelt erhöht, die ganze Umgegend mußte aufgeboten, die tonangebende Stimme bereitwilliger Tageblätter mußte in Anspruch genommen werden. Dazu war Z. der richtige Platz, dazu war Madame Waller die passende Unternehmerin; denn sie verstand, trotz ihrer Wohlbeleibtheit, unermüdlich zu wirken, eine Provinz in Alarm zu setzen, und ließ sich keinen Weg verdrießen. Dabei führte sie die Feder wie ein Kanzleischreiber, unterhielt nach allen Seiten hin aufmunternde Korrespondenz, beschämte durch rastlose Thätigkeit gar manchen Mann.

Auch krönte günstiger Erfolg ihre Voranstalten. Nachdem sie durch zwei Wochen die Einwohner mit den besten Darstellungen ihrer Truppe unterhalten und alle Stimmen für sich gewonnen, lösete sie das auf des Musikdirektors Mund gelegte Siegel, ihm gestattend, daß er mystische Winke fallen lasse, welche aber noch nicht so positiv sein durften, daß darauf dem bisherigen Theaterbesuch Abbruch geschehen wäre. Dann erst, als sie wahrnahm, es sei an der Zeit, und die Gemüther brauchten eine neue Auffrischung, schritt sie zu officiellen Anzeigen. Es war die Rede von fast unerschwinglichen Opfern, die Madame Waller bringe, lediglich im Vertrauen auf den allbekannten Kunstsinn der Bewohner,

damit diese des hohen Genusses theilhaftig würden — und so weiter.

Und endlich stieg des ersehnten Tages Sonne empor, die verdunkelt werden sollte durch jene andere, vom Glanze der ihrer harrenden Louisd'ore vergoldet. Die Truppe stand in zwei Parteien gespalten. Sämmtliche Frauen und Mädchen rümpften im Voraus die Nasen und Näschen. Jede wußte etwas Ungünstiges über die Berühmte nachzuerzählen; Einige sollen dergleichen sogar erfunden haben. Sämmtliche Herren legten ihre besten Kleidungsstücke an, und Die, denen keine Wahl blieb unter guten und besten, stasfirten sich wenigstens durch bunte Kravatten heraus und suchten Kredit bei gefälligen Handschuhverkäuferinnen. Niemals noch hatte Oswald so viele heimliche Besuche empfangen wegen „properer Garderobe.“ Denn die Schauspieler, zu ihrem Aerger verpflichtet, „im Chore mit zu machen,“ wünschten diesen Schmutzleck ihrer leider sehr bündigen Kontrakte durch schöne Anzüge wenigstens zu übertünchen.

Aber diese männlichen Koketterieen brachten keinen Effekt hervor. Die Hochgefeierte befand sich gerade in einer für ihr der Kunst und der Liebe gewidmetes Dasein seltenen Epoche, wo der kürzlich erfolgte Bruch zwischen ihr und dem Prinzen von \* \* melancholische Niedergeschlagenheit hinterlassen und sie mit einer dumpfen Trauer übergossen hatte, die ihr wunderlieblich stand. Sie hatte keine Augen für die Männer auf, noch vor der Bühne. Sie erwiderte keinen Blick, gönnte Jeglichem ohne Unterschied des Standes ein und dasselbe nichtsbedeu-

tende Lächeln und ging diesmal nur in ihrem dramatischen Gesange auf, wobei diejenigen Hörer, denen es darum nur zu thun war, merklich gewannen.

Mit jeder Oper stieg die öffentliche Theilnahme, mehrte sich das Gedränge. Madame Waller strich, wenn sie die Kasse schloß, höchst zufrieden ihr doppeltes Kinn, ohne die Härchen zu achten, die ihr bei dieser beliebten Aktion unter die Finger kamen. „Ich habe mich nicht verrechnet!“ sollte das heißen.

Zu allen Thoren rollten große Wagen voll Menschen herein, die aus Märkten, Flecken, Dörfern sich erhoben, um daheim sagen zu können: wir haben sie auch gehört! Die Gasthöfe waren überfüllt. Für ein Billet zum letzten Platz erlegte man mit Freuden den Eintrittspreis für den ersten, und pries sich noch glücklich. Auf sechs Abende lautete der gegenseitige Vertrag. Die Künstlerin, welche trotz ihrer Melancholie den Klang des Waller'schen Goldes ebenso reizend fand, wie das Publikum den Klang ihrer Stimme, zeigte sich willig, noch eine siebente anzuhängen. Man nahm dies Zugeständniß als einen Beweis von Großmuth dankbar auf. Die ganze Stadt sammt Nachbarschaft, soweit die Glocken des Kirchspiels reichten, schwebte in ekstatischen Wonnen. Von vielen älteren Herren darf ohne Uebertreibung versichert werden, daß sie für's Tollhaus reifer gewesen, als für ihren gewöhnlichen Lebenslauf. Doch solche Tage des Wahnsinns haben auch ihr Gutes. Ohne sie — mögen strenge Richter darüber spötteln, wie sie können — würde ja der Fluß der Zeit im flachen Gefilde unserer Alltäglichkeit gar holtei, Ein Schneider. II.

versumpfen. Wohl Dem, der über etwas Außerordentliches vor Freude noch ein Bißchen verrückt zu werden vermag. Es muß nur eben wirklich außerordentlich und nicht bloß außer der Ordnung sein.

Zum ersten Male, seitdem er theatralischen Darstellungen beizuwohnen Gelegenheit gefunden, wurde Oswald sich jetzt eines tiefern Eindrucks bewußt. Von Allem, was er bisher oberflächlich aus seinem oft gewechselten Standpunkt zwischen verschiedenen Coullissen mit angesehen und gehört, hatten einzelne melodiose Nummern der auf dem Waller'schen Repertoire einheimischen Singspiele ihm am meisten gefallen, ohne ihn gerade mächtig zu ergreifen. Er war bei den gelungensten Anstrengungen der zur Truppe gehörigen Sänger und Sängerinnen ziemlich kalt geblieben, und sogar die schlanke Vermittlerin jener im Walde ersochtenen Gabe hatte durch ihre artigen Kouladen seinen Gleichmuth nie erschüttert. Sie singen mir angenehm zu Gehör, hatte er sich gegen Still geäußert, weiter geht es aber nicht, als in die Ohren. Nun, wenn die Fremde sang, besonders wenn er ihr sprechendes, ausdrucksvolles Gesicht dabei im Auge behielt, wollt' es ihn bedünken, als erweckten diese Klänge einen Wiederhall in seinem Innern, der ihm neu war, über den er sich wunderte. Am ersten Abende des Gastspiels hatte er diesen Vorgang kaum beachtet; am zweiten war er stußig geworden; am dritten sprach er darüber mit seinem Stubengefährten, — denn dies waren Still und er auch in 3. geblieben: Ich fange jetzt erst an zu begreifen, was Menschen, deren

Nerven reizbarer sind, als die meinigen, am Theater für Vergnügen finden. Wenn diese Person in Tönen jammert, weint oder wüthet, da geht Etwas in mir vor, wovon ich mir keine Rechenschaft geben kann, und wovon ich nimmermehr geglaubt hätte, daß ich es erleben würde. Bei mir braucht es wahrscheinlich mehr, als bei vielen Anderen, weil ich derbere Häute besitze. Endlich ist es doch durchgedrungen.

Ich hab's bemerkt, erwiderte Still kurz und trocken.

Du? Wie das? Wie willst Du mich im Winkel hinter dem Proscenium beobachtet haben aus Deinem Kasten? Kannst Du um die Ecke sehen?

Das freilich nicht. Dich hab' ich auch nicht beobachtet, aber sie.

Und an ihr willst Du bemerkt haben, daß sie mich entzückte?

Was denn? Wessen Entzücken sollt' es denn sonst sein, das aus ihren Zügen wiederstrahlte, aus ihren begeisterten Tönen dankbar wiederklang? Ist denn von all' unseren Herren Helden und Liebhabern, magst Du sie noch so schön anlegen und wattiren, Einer werth, daß sie seinetwegen in die Coulisse spielt und ihre Blicke spielen läßt? Gestern und vorgestern war sie matt, wie die Fliege in der Buttermilch. Heute erst ist sie in's Feuer gekommen, und dies Feuer hat sie sich aus dem Winkel herausgeholt, wo sie Dich erblickte. Du hast sie entzündet, Du Klog, aus welchem sein Vater Tischler — extranco fit Mercurius — einen Götterboten schnitzte. Gieße Wasser auf, daß Du nicht anbrennst.



Das müßte wunderbar kommen, sagte Oswald und löschte das Licht, um sich im Dunkeln schlafen zu legen.

### Dreißigstes Kapitel.

Daß nach dem Gespräch des vergangenen Abends Oswald mit einiger Spannung die nächste Oper erwartete, wiewohl er sich's nicht eingestehen wollte, wird jedermanniglich einsehen. Und damit diese Spannung vermehrt werde, erbat sich die Sängerin einen Ruhetag.

Madame Waller war eine zu geübte Führerin ihrer beiden Heerden, — sie erklärte die Truppe, welcher sie vorstand, für die kleinere, das Publikum für die größere derselben — als daß sie sich an solchem Zwischentage den Aerger eines leeren Hauses einer matten, eingeschobenen Aufführung hätte bereiten wollen. Sie „sperrte die Bude“ und spielte das Lieblingsstück des Beleuchters, des Theatermeisters, des Friseurs &c., das schöne Schauspiel: Zugeschlossene Thüren und ausgeblasene Lampen. Dadurch gewann der Inhaber des Winkels hinter'm Proscenium Zeit zu einem langen, bis in die Nacht hineinreichenden Spaziergange, für den er seinen alten Freund Still als Begleiter aufzufordern vergaß. Ja, es hatte fast den Anschein, er habe sich heimlich aus dem Staube gemacht, um möglicher Gesellschaft zu entweichen, wie wenn er das Bedürfniß fühle, allein zu rennen „über die Berge mit Ungestüm.“ Der Souffleur vermied jede Erörterung dieses unfreundlichen Benehmens. Die

Krankheit ist im Steigen, murmelte er, wir müssen ihr ihren Verlauf lassen und die Krisis abwarten. Gegenmittel helfen nicht, würden nur aufreizend wirken. Vielleicht hilft sich die Natur.

Der vierte und fünfte Abend trugen zu dieser Hilfe Nichts bei, vermehrten im Gegentheil die Unruhe des für die lyrisch-tragische Muse jüngst gewonnenen Verehrers. Zwar drückte er sich noch tiefer als vorher in seines Winkels dunkelsten Versteck, erreichte jedoch nur, daß zwei glühende, feurige Augen ihn desto eifriger dort aufsuchten, sobald sie nur irgend Gelegenheit fanden, sich nach jener Richtung hin zu wenden. Er hörte sogar einige Male den Souffleur, dessen Dienstpflicht bei der ihrer Sache stets sicheren Meisterin wenig in Anspruch genommen war, vernehmlich husten, und dies in einem Rhythmus, der das Tempo des Orchesters taktmäßig zu begleiten und fragen zu wollen schien: hab' ich nicht Recht? Dennoch wagte sich der Schneider im Zwischenakte nicht aus den Coulissen hinaus auf die Bühne und wich der Fremden aus. Als ihn Still wegen dieser Bescheidenheit verspottete, erwiderte er: es ist nicht Bescheidenheit, daß ich ihr aus dem Wege gehe; es ist Stolz, oder wie Du's nennen willst. Hast Du mir nicht selbst erzählt, der Liebhaber, der sie jüngst verließ, und über dessen Verlust sie in den ersten Tagen sich noch grämte, sei ein Prinz gewesen? Nun bitt' ich Dich! Soll ich, wenn ich aus dem Versteck in's Licht der Lampen trete und mich näher zeige, sie fragen hören: wer ist das? Und den Regisseur antworten hören: unser Schneider. Jetzt hält

sie mich vielleicht für wer weiß welchen angesehenen Patron aus der Umgegend, der sich von Mama Waller die Gunst erbat, hinter den Coulissen zuzuhören. Sie nimmt mich für Einen, dem es die Mühe lohnt, Blicke zuzusenden, für einen schüchternen Verehrer, der zu ermutigen sei. Warum soll ich sie enttäuschen?

Du urtheilst nicht dumm, erwiderte Still. Etwas Richtiges ist an Deiner Voraussetzung. Sie hält Dich, damit Du's weißt, für den Grafen Bock!

Siehst Du wohl, rief Oswald beleidigt aus, und Du möchtest mich verleiten, mich lächerlich zu machen. Ich danke für die gute Meinung; suche Dir einen Andern für diesen Zweck.

Diesmal gingen sie verstimmt zu Bette und sagten sich nicht freundlich, wie sonst, gute Nacht.

Doch Oswald, der nicht schlafen konnte und wachend Zeit genug fand, die verwunderliche Geschichte durchzudenken, bot am nächsten Morgen zuerst die versöhnende Hand. Ich bin ein Narr, sprach er. Du meinst es gut, Du willst mich von einer Thorheit kuriren, deren ich mich jetzt schon schäme. Dem Dinge soll ein Ende werden. Heute verlaß ich die mystische Dämmerung des Schmolwinkels, nehme meinen Platz im vollen Lichtschein der ersten Coulisse und werde Sorge tragen, daß meine grauleinene Arbeitsjacke voll von Nähnadeln mit langen Fäden stecke, damit sie gar nicht erst zu fragen braucht, von welcher Linie dieser Graf Bock eigentlich herstamme! Bist Du zufrieden mit mir, altes Haus?

Ich bin zufrieden. Und wer sollte es nicht sein mit einem löwenherzigen Jüngling, der solche Ausnahme macht, nicht nur von allen Schneidern, sondern auch von den meisten Männern?

Gesagt, gethan! Oswald vernachlässigte absichtlich Einiges an der Garderobe der ihm anvertrauten Ritterwelt, ließ Mehrere mit kleinen Defekten hinaustreten und stürzte sich dann, als nach Beendigung des ersten Aktes kaum der Vorhang gefallen war, auf die Bühne, um nachzuhelfen mit Nadel und Zwirn. Nachdem er sich überzeugt, daß die Sängerin bei Ausübung seines untergeordneten Amtes ihn beobachtet habe, zog er sich bescheiden zurück und blieb von drei hellflammenden Lampen angestrahlt in der vorderen Coulisse stehen, seinem Vorfatze getreu.

Signora Gravelli, — (sie hieß ursprünglich Frau!) — die bei der ersten Aufführung dieser in 3. schon gesungenen Oper ihren Austritt im zweiten Akte von dem Hintergrunde aus genommen, erklärte plötzlich, erst während die Introduction begann, sie ziehe vor, aus der Seite zu erscheinen, und ehe noch Herr Stiehle Zeit gehabt, die darauf bezüglichen Anordnungen den Mitspielenden zu insinuiren, besand sie sich schon an dem neugewählten Plaze, in Oswald's unmittelbarer Nähe.

Der Vorhang hob sich wieder, das Ritornell hub an, — sie rückte langsam vor. Jetzt stand sie neben ihm.

Er schmiegte sich so fest als möglich an den Lampenfaßen. Dennoch berührten sich ihre Hände.

„Nun, Schöner?“ flüsterte sie . . . . .

Noch ein Strich der Geigen im Orchester, und sie sang auf der Scene.

Still hustete stark.

Der Schneider athmete nicht.

---

Also morgen noch einmal! sagte der Souffleur, da sie ihr bescheidenes Abendbrod verzehrten.

Morgen noch einmal! seufzte Oswald.

Auf allgemeines Verlangen! Und auf besonderes auch, sollt' ich meinen. Du, nimm Dich in Acht, Junge! Morgen ist das siebente Gastspiel. Die Sieben gilt für die Galgenzahl.

Was soll ich denn fürchten? Kann sie mir ein Leid zufügen? Kann mir etwas Uebles geschehen? Meinst Du, daß sie mich an den Galgen bringt?

Gewissermaßen; in effigie. Sie kann Dich noch verdrehter machen, als Du schon bist; dann reiset sie ab und läßt Dich hängen. Du bist schon verdreht, Oswald. Hast Du nicht heute schon Schmuck und Ende hinausgeschickt, wie Dorfskomödianten? Nimm Dich morgen zusammen, und laß' Dir die Schlinge nicht vollends um den Hals legen.

Ja, was soll ich denn um Gotteswillen thun? Wie soll ich's denn recht machen? Im dunklen Winkel soll ich mich nicht verbergen; bei Lampenlicht soll ich mich auch nicht zeigen? Ist's denn meine Schuld, daß ich . . .

Unterbrich den Fluß Deiner Rede nicht: „daß ich so schön bin?“ Wie?

Könnte mir einfallen! Daß ich mich nicht zu benehmen verstehe, wollt' ich sagen. Und hinzusetzen möcht' ich: daß Du auch nicht weißt, was Du mir rathen sollst. Schön ist sie nun einmal, das kannst Du ihr nicht nehmen. Eine große Künstlerin nicht minder. Alles reißt sich um sie. Die Kavaliere aus der Nachbarschaft laufen und fahren und reiten sich matt und müde vor ihren Fenstern. Die Officiere drehen sich die Hälse aus. Sie blickt nach Keinem so viel und so vielsagend wie nach mir, — und ich bin ein Schneider. Ja Donnerwetter, ein Schneider in meinen Jahren ist doch auch ein Mensch, und sie wird mich bald für einen Esel halten. Daran bist Du Schuld mit Deinen bitteren Anmerkungen, Still, Deinem Spott, Deiner Inkonsequenz. Gerade, als ob Du mir ein so seltenes Abenteuer nicht vergönnen wolltest.

So geh' zu ihr! Wer weiß; vielleicht erwartet sie Dich schon längst?

Nicht möglich!

Einer solchen Künstlerin ist Alles möglich; die hat den Teufel im Leibe, sonst könnte sie nicht herumwirthschaften auf der Bühne, wie wenn sie selbst ein Teufel wäre, oder ein Engel! Nach Umständen! Darüber hat sich schon Voltaire genügend ausgesprochen. Geh' zu ihr! Suche den Teufel auf; ich halte Dich nicht zurück! —

Aber Oswald ging nicht. Er widmete den ganzen folgenden Tag seiner Arbeit, packte fleißig ein, — (denn mit der Gravelli Gastspiel endete der Aufenthalt in Z.) — und so kam der letzte Abend rasch genug heran, ohne daß ihm bekannt geworden, was bereits die Sperlinge

auf den Dächern zwitscherten, daß nämlich der Prinz von \* \* mit Kourierpferden angelangt sei, um sich mit der Gravelli zu versöhnen, daß die ganze Stadt sich in höchster Aufregung befinde, ob dadurch nicht eine Störung der Oper herbeigeführt werden könne?

Als Still diese Neuigkeit dem zwischen seinen Garderobenkisten hockenden jungen Freunde mittheilte, konnte er ein triumphirendes Lächeln nicht unterdrücken. Das verdroß den Schneider, der es nicht verbarg. Er ließ den Souffleur heftig an. Auch dieser hatte in den letzten Tagen spißfindigen Streites die gewöhnliche Ruhe eingebüßt. Beide wurden fast bitter. Zum Glück trennte sie der Mitspielenden Ankunft, für deren rasche Bekleidung Oswald Sorge zu tragen hatte. Diese brachten aber wieder neue Nachrichten und Stadtgespräche mit. Prinz \* \* \* war schon wieder abgereiset. Nach einer mehrstündigen, sehr laut und lebhaft geführten Konversation hatte der junge Wildfang zornig die Sängerin verlassen, frische Pferde bestellt und, ohne das Schauspielhaus mit seiner Gegenwart beehren zu wollen, der Stadt und Derjenigen, welche der Stadt die Köpfe verdrehte, den Rücken gewendet.

Sie hat ihn ablaufen lassen, sagte Schmuß.

Sie mag ihn nicht mehr, setzte Ende hinzu.

Sie muß 'was Anderes auf dem Zucker haben, meinte Herman; aber wen? Das möcht' ich wissen! Bei meines Vaters Bart, ich möcht' ihn kennen!

Ende wie Schmuß gaben kund, daß sie Beide denselben Wunsch hegten, daß sie jedoch gegründete Ursache

hätten, zu befürchten, Keiner von ihnen sei es, der den Prinzen aus dem Felde geschlagen.

Herman versicherte, gegen sie hege auch Niemand den geringsten Argwohn, ungeachtet ihrer zwiefachen Wattung. Und die Gravelli anlangend, versicherte er, liege es ganz in ihrer genialen Weise, kühne Sprünge zu machen mit ihrer Neigung und vielleicht jetzt, wo sie einen reichen Prinzen verabschiedet, einen armen Studenten zu beglücken.

Warum nicht gar einen Schneider? fragte lachend der Regisseur, ohne im Entferntesten daran zu denken, daß es ein Schneider sei, der hinter ihm stand und ihm in diesem Augenblicke mit zitternden Händen einen blauen, silbergestickten Gürtel umlegte.

Was eigentlich an diesem letzten Abende auf den Brettern und im Publikum vorging, davon wußte sich Oswald, obgleich Augen- und Ohrenzeuge, keine Rechenschaft zu geben. Er hatte so viel mit sich zu schaffen, daß er sich weder um Gesang, noch Geschrei, weder um Beifall, noch Verbeugungen, weder um Kränze, noch ausgestreute Gedichte bekümmerte. In seinem dunklen Winkel hatte er sich wieder verkrochen, fest entschlossen, der Störerin seines Friedens nicht in den Weg zu treten, sondern abzuwarten, was sie thun werde. Worin die erwartete That bestand? . . . Wußte er's denn? gewiß nicht, denn er wußte ja nicht, was er wollte, wußte nicht, warum oder wem er grollte. Die Zweifel eines in solchen Verhältnissen unerfahrenen Neulings, die zwischen Furcht und Hoffnung schwanken, arten leicht in jene fin-



dische Verstocktheit aus, welche wir an unserm Helben kennen lernten bei Helenen's Abreise von Steinach. Eine Verstocktheit, die sich gegen aufforderndes Zuvorkommen verhärtet und erst dann in Sehnsucht auflöset, wenn es zu spät ward, nachzuholen, „was man von der Minute ausgeschlagen.“

Dswald verblieb in seiner Ecke, wiewohl ihm nicht entgehen konnte, daß er gesucht werde. Immer tiefer grub er sich in die Dunkelheit, um Schutz zu suchen vor dem Sauchzen des Beifalls, welches ihn verletzete. Der Theatermeister hatte einige zusammengerollte Prospekte dort aufgestellt, weil er dieselben noch in dieser Nacht durch die Seitenthür zum Packwagen schaffen wollte. Diese kamen ihm zu Statten; ein Wald und ein Kerker deckten seine Flanke.

Kurz vor Beginn des letzten Finales griff die — einem ihm unsichtbaren Wesen gehörige — Hand zwischen den bemalten Leinwandmassen durch nach seinem Arme, packte ihn kräftig, und eine unverkennbare Stimme drang zu ihm: „ich erwarte Sie in meinem Ankleidezimmer, Sie sollen mir Maß nehmen zu einem Waffenrock für Romeo!“

Einen Augenblick darauf erklang schon dieselbe Stimme in gehaltenen Tönen durch die Harmonie des Schlußchors, während er noch immer der Sängerin Hand auf seinem Arme zu fühlen wähnte.

Gedankenlos verrichtete er beim Entkleiden der Schauspieler seine üblichen Dienstleistungen, gedankenlos schichtete er die gebrauchten Kostüme stoßweise über

einander, gedankenlos ging er, da sich Alle verloren hatten, auch diese letzten Gewänder in eine noch nicht geschlossene Kiste zu stopfen. Er that dies Alles mechanisch, wie ein Nachtwandler; nur die ihm zugespelten Worte bebten in seiner Seele nach. Doch ob er ihnen Folge leisten werde, darüber kam er zu keinem Entschluß.

Der fremden Sängerin war ein Gemach angewiesen worden, welches zu der im Theatergebäude befindlichen Wohnung der Direktrice gehörte, abgelegen von den beiden gewöhnlichen Ankleidezimmern der Truppe. Eine kleine Hintertreppe führte dahin, und um diese zu erreichen, mußte man durch den Eingang der Bühne gehen. Oswald hatte, in seine Träumereien verloren, so lange getrödelte, daß er annehmen durfte, die Gravelli sei längst in ihrem Gasthause. Nachdem er die letzte Kleiderkiste geschlossen, entfernte er sich. Auf der Bühne ging es wild durcheinander. Mit seinen Gehilfen brach der Theatermeister Hütten und Paläste zusammen. Der Schneider stahl sich unbemerkt durch die Staubwolken, die sich auf den Vorflur bis an jene kleine Hintertreppe zogen. Dort stand auf der obersten Stufe der Gravelli Jose: „Herr Schneider, meine Dame wartet auf Sie seit einer Stunde; wird's nicht bald gefällig sein?“

Da gab's nun kein Entkommen mehr. Der Berufene nahm die schmale Treppe im Sturm, das Mädchen öffnete rasch die Thür, schob ihn hinein und schloß hinter ihm.

Die Gravelli hatte ihr Operngewand schon abgelegt. Sie kam ihm entgegen, leidenschaftliche Ungeduld in

Mienen und Geberden. Fast war es, als bewege sie den Arm, nach ihm zu schlagen, als zuckten ihre Finger, ihm die Augen auszukrazen. Verstehen wir uns nicht, sagte sie mit gepreßter Stimme, die wie aus einer glühend-trockenen Kehle zu dringen schien, — verstehen wir uns nicht? oder wollen Sie nicht verstehen? Warum zögerten Sie?

Ich ward von meiner Arbeit zurück gehalten, erwiderte Oswald und suchte sein zierliches Maßband hervor; wir brechen morgen auf, und meine Kasten und Koffer müssen heut Abend noch verladen werden. Jetzt bin ich bereit . . . .

Bereit? wozu?

Ihnen Maß zu nehmen? wenn Sie nur befehlen wollen . . . .

Sie lachte höhnisch auf: ist das Verstellung? oder glauben Sie alles Ernstes, ich habe den Abend vor unserer Abreise erwartet, mir in 3. neue Garderobe machen zu lassen? Mit Kleidern bin ich hinreichend versehen. Was mir fehlt, ist ein Diener. Der bisherige war nur ausgeliehen, er gehörte dem Prinzen und ist seinem Herrn gefolgt. Ich suche einen Menschen von Bildung, dessen Persönlichkeit mir zusagt, dem ich mich anvertrauen mag auf der weiten Kunstreise, die ich vorhabe, weit über Land und Meer! Ich habe Sie bemerkt, habe hinreichende Erkundigungen eingezogen über Sie bei unserer dicken Freundin, und so leid es mir thut, daß ich ihr einen brauchbaren Menschen entziehen soll, ich bin dazu entschlossen, — wenn Sie in der Stimmung sind, sich von

mir entführen zu lassen. Keine Erwiederung in Worten! Dazu giebt es jetzt keine Zeit, denn Mama Waller harret meiner zum Abschieds-Punsch. Nein will ich nicht hören, — und Ja würde uns jetzt zu weit führen. Morgen mit Tagesanbruch rollt mein Reisewagen zum Thor hinaus. Darin sitze ich mit meiner alten Franzel. Neben dem Postillon ist Platz für einen männlichen Begleiter, der den Trieb fühlt, meine Farben zu tragen. Von Bedingungen, von Bezahlung, von Verpflichtungen sag' ich Nichts. Das bleibe gegenseitigem Verständniß überlassen. Wer mich und meinen Vorschlag durchschaut, erwartet mich sammt seinem Reisebündel mit Sonnenaufgang bei'm ersten Chaussee Hause hinter der Stadt. Wer blind ist oder sein will, bleibe Theaterschneider. Keine Silbe! Hinaus! — Mama Waller, genannt „Miß Baba,“ bricht durch's Gehege und dringt von der Seite ein.

Franzel öffnete und schob den sprachlosen Schneider hinaus, wie sie ihn hineingeschoben.

---

Still, der Souffleur, schlief schon oder stellte sich schlafend, als Oswald endlich heimkehrte.

Seinen Antheil am Abendbrote, den Jener ihm sorgsam hingestellt, ließ Dieser unberührt. Ihn gelüstete nicht nach Speise. Er räumte den Tisch ab, holte seinen Wandersack hervor und begann zu kramen, zu sondern, zu wählen, was er zurücklassen, was er auf seiner Flucht mitnehmen sollte. Jede sanftere Empfindung, jeder Gedanke an Pflicht, jedes Gefühl von Anhänglichkeit für

Still wurde überrauscht von den Stürmen, die in ihm tobten. Er dachte Nichts mehr, als Sie, — und sich bei ihr. Hastig warf er die schöne, neue Leibwäsche, deren er sich gestern noch gefreut, wie eines wohlervorbenen Besitzes, durcheinander und griff nur nach dem Unentbehrlichsten, um es in den Ranzen zu zwängen. Dort steckte noch ein Wust vergessener Kleinigkeiten, die er unwillig herausriß. Da griff er auch eine Handvoll zusammengedrückter, zerknitterter Papiere. Es waren jene Blätter, auf die sein Reisegenosse, der franke Schuster Gregor, die Wanderlieder geschrieben, die er ihm vorgesungen. Wider Willen blieb Oswald's Auge an den schon vergilbten, mit schlechter Wirthshäustinte hingeworfenen Lettern hängen. Begrabene Jugendgespielen, die ihn traurig anlächelten! Indem er einige überlas, meinte er Gregor's rührende Stimme zu vernehmen. Er besann sich nun auch, daß der Schuster ihn bei'm Abschied gebeten, in den Blättern nicht früher zu lesen, bis etliche Meilen zwischen ihnen lägen, weil ein Lebewohl für ihn dabei wäre, und weil Oswald über die Reime lachen könnte. Nun gab es ihm einen rechten Stich in's Herz, den armen Schuster und dessen Widmung bei neu-angetretenem Lebenslaufe gänzlich vergessen zu haben. Er suchte danach und fand folgende Zeilen:

„Bruder, gieb mir Deine Hand,  
Findest keine Arbeit hier.  
Ich verbleib' in diesem Land,  
Du zieh'st fort, Gott sei mit Dir!

Treulich gingen wir gefellt,  
Auf der Wand'ring Du und ich,  
Durch die fremde, neue Welt.  
Fürder zieh'st Du ohne mich.

kehr'st zur Heimath einst zurück  
In das grüne, stille Thal.  
Gott verleihe Dir Frühlingschmuck,  
Doch ich wand're in's Spital.

Bruder, gieb mir Deine Hand,  
kehr' bei meiner Mutter ein,  
Sag': er starb im fremden Land,  
Und sie soll nicht traurig sein.

Meine Brust war krank und weh,  
Athmen, Wandern fiel mir schwer;  
Wo ich bald in Arbeit steh',  
leid' ich keine Schmerzen mehr.

Wenn die letzte Stunde schlägt,  
Denk' ich noch einmal an Dich,  
Der getrost sein Mäntel trägt.  
Lebe wohl und denk' an mich.

Welch' eine rührend-einfache, natürliche Forderung, des Abgeschiedenen zu denken, den er längst vergessen!

Da trat der bleiche Gregor wie ein Geist vor ihn, hielt ihm die kalte Hand hin und sagte: Oswald, ich bin todt, aber ich denke Dein. Warum hast Du mich ganz verstoßen aus Deinem Angedenken, daß Du nicht ein Mal meine Blätter herausnimmst? Und sieh' nur . . . mit der dürrn Todtenhand weist er auf ein reines, ernstes Antlitz, welches wie der Schatten eines Traumes über seine Handschrift sich beugt. Es schien Helenen's.

Aber nicht der Jungfrau, der ängstlich Gemiedenen. Nein, des Kindes aus der Gartenlaube in Steinach. Und Oswald's Eltern traten herzu, und die Geschwister, als ob sie lebten. Seit so langer Zeit war er ohne Nachricht von ihnen, hatte er sie ohne Briefe gelassen. Das Heimweh stieg auf in seiner gequälten Brust und verflärte sich in frommen Zähren, die ihm langsam über die Wangen flossen. Und seine Seele verließ den ermüdeten, von des Tages Arbeit, von der Sinne Streit abgematteten Leib; sie entwich ihrer Haft und erging sich kindlich um den Grabhügel des alten Lehrers in Steinach, Thränen im Auge, Feuer in den Adern lag der Träumende. Aber die Thränen fielen zischend auf des Feuers Gluth, einen Funken nach dem andern löschend. Es war kein Schlaf, es war kein Wachen, es war kein Entsagen, kein Begehren . . . es war lindernder, heilender Traum, in welchem nur bisweilen noch eine Lockung tönte, wie Liebeschmettertern des nächtlichen Sangvogels.

„Nur eine Stunde erquickenden Schlafes!“ hatte unser junger Freund gebeten und sich unmächtig auf's Lager geworfen, Gregor's bethrüntes Lebewohl fest in der Hand haltend.

Ob er dabei auch im Herzen noch die Absicht festgehalten, vor Tagesanbruch bereit zu sein für den kühnen und bedenklichen Schritt? . . . . Wer mag's behaupten? Etwas Bestimmtes kann ich meinen Lesern darüber nicht sagen; und vielleicht könnte er selbst dies ebenso wenig. Gewiß aber ist, daß der Morgen schon leuchtete, als eine stärkere Macht den Schläfer noch danieder hielt. Erst des

Posthorns Klang, der vom fernen Gasthose herüber durch leere, öde Gassen tönte, erweckte ihn. Hestig sprang er empor und schüttelte sich, wie wenn er aus feuchter Gruft käme und allerlei Gewürme los werden müßte, das ihm anhefte.

Was war's denn mit mir? Still, Still! weißt Du's?

Still hob den Kopf aus weichen Kissen: He! wird schon Reveille geschlagen? Rückt das Corps Waller schon aus? Nicht doch, es dämmert erst; laß' mich noch eine Stunde duseln.

Und abermals schallte das Posthorn; und eines rasch dahin fliegenden Wagens Geräusch rollte als Echo die Häuser entlang.

Es ist zu spät! Gottlob, es ist zu spät! rief Oswald.

Viel zu früh ist's, Du Narr; leg' Dich auch noch einmal nieder! sagte Still und entschlief.

---

### Einunddreißigstes Kapitel.



Es ist zwischen Still und Oswald nie zur Sprache gekommen, ob Jener des Letzteren nächtliche Voranstalten zur Flucht bemerkt und dessen Absichten geahnet, — oder ob er wirklich fest geschlafen habe? Beide vermieden, diesen Gegenstand zu erörtern, ja, sogar den Namen der Gravelli zu nennen. Doch zufällige Aeußerungen des Souffleurs lassen vermuthen, daß er auf den Verlust seines Stubengenossen gefaßt war und sich nur schlafend



stellte, um jeder ferneren Warnung überhoben zu sein. Es ist zwischen ihm und Madame Waller noch vor der Abreise von Z., kurz bevor sie ihre Wagen bestiegen, davon die Rede gewesen. Die Schauspielunternehmerin war zu klug und zu erfahren in ähnlichen Vorkommlichkeiten, um nicht bemerkt zu haben, welches Zwiegespräch durch ihr Dazwischenkommen im Ankleidezimmer gestört und welchen Flammen durch ihren Valet-Punsch Nahrung gegeben worden! Auf die Vorwürfe, die sie ihrem Souffleur darüber machte, daß er Nichts gethan, solch' wahnsinnigen Entschluß zu vereiteln und ihr den besten aller Garderobenschneider zu erhalten, entgegnete Dieser: Wenn die Hilfe nicht aus dem Tungen selbst kam, so war ihm nicht zu helfen, und er blieb rettungslos am siebenten Abende hängen, den ich prophetisch einen Galgen genannt. Sie wissen schon, meine gütige Dame und gestrenge Direktrice, die Leidenschaft — (und dabei hatte der Schlaue sein harmlosestes Gesicht geschnitten) — läßt sich nicht mit Vernunftgründen besiegen; Widerstand macht sie erst recht unbändig; sogar Personen in reiferen Jahren sollen auf Stunden und Tage noch einmal wie rasend geworden sein vor Liebe! Wie viel mehr ein junges Blut und von solcher Konstitution! Nein, den hätt' ich nicht zurückhalten können. Auf Bitten würde er nicht geachtet, und etwaiger Gewalt würde er seine unbesieghchen Gliedmaßen entgegengestellt haben. Frau Direktorin besäßen jetzt statt eines brauchbaren Souffleurs nur noch ein unbrauchbares Häuflein zusammengeschlagerener, morscher Gebeine, wenn ich mich gegen ihn auflehnen

wollen. Sein wir zufrieden, daß es diese Wendung nahm, und bedecken wir die ganze Geschichte mit verschiedenen Mänteln der Vergessenheit.

Dieser kluge Vorschlag des Einhelfers wäre wohl kaum befolgt worden, und der guten Madame Waller mütterliche Theilnahme für Oswald hätte doch vielleicht eine Scene und durch dieselbe seine Trennung von der Truppe herbeigeführt, wenn nicht die Abreise von Z. und die Uebersiedelung nach K. dazwischentrat, in deren Durcheinander Niemand Zeit behielt, sich mit Vergangenen zu beschäftigen, weil Aller Blicke sich wieder nach der nächsten Zukunft richteten.

K. war ihnen auch eine neue Welt, und sie waren der schönen Welt von K. eben auch unbekannte Größen. Zudem war es die größte Stadt, die sie überhaupt noch berührt, und Madame Waller sagte: hier heißt's die Ohren steif halten.

Lieblingsausdruck von ihr, dem sie sodann, obgleich sie im Allgemeinen verbrauchte Komödianten-Citate aus alltäglichen Stücken nicht liebte, mit einer sie gut kleidenden feierlichen Würde die Verse anhing:

Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,  
Und Jedermann erwartet sich ein Fest.

Dabei klapperte sie gern mit ihren Kassenschlüsseln.

Zum Glück versetzten bald die ersten reichlichen Einnahmen am „neuen Plage“ sie in die fröhlichste Laune, so daß der Riß, den ihr Vertrauen auf Oswald's Verlässlichkeit erlitten, sich hinter den Specksalten des lächelnden, vollmondigen Antlitzes verstecken ließ. Aber daß ein Riß

vorhanden sei, mochte Jeder wahrnehmen, der sie genauer kannte; und auch dem Schneider entging es nicht. Desto eifriger bezeigte er sich in Ausübung seines Dienstes.

Schon in Z. hatte sich bei der Gesellschaft das Gerücht verbreitet, ein junges Mädchen aus guter Familie sei durch ihre bekümmerten armen Verwandten an Madame Waller empfohlen worden, um wenigstens unter möglichst - anständigen Umgebungen die Laufbahn zu beginnen, von der weder Milde, noch Strenge sie zurückhalten könne.

Hier in K. sollte dies Gerücht zur Wahrheit werden. Die Erwartete stellte sich wirklich ein und erregte durch ihre ebenso anmuthige, als mädchenhaft - bescheidene Persönlichkeit die allgemeine Theilnahme. Niemand wurde lebhafter davon ergriffen, als Oswald, der sie nur, da sie vom ersten Besuche bei der Direktrice kam, aus der Ferne gesehen und eine beunruhigende Aehnlichkeit mit Helenen, einziger Tochter des Herrn Barteloni, entdeckt hatte. Daß sie ihm als eine sichere Emma Taube genannt wurde, ja, daß er diesen sanften Namen mit eigenen Augen auf den an sämtliche Mitglieder vertheilten Visitenkarten gedruckt las, beschwichtigte seine ängstliche Aufregung keinesweges. Denn andere Namen geben sich junge Mädchen in solchen Fällen häufig schon ihrer Familie wegen. Und über Emma's Herkunft schwebte ja bekanntermaßen ein Dunkel, in welches Madame Waller durch keine Silbe Aufklärung bringen wollte.

Wie heftig pochte sein Herz, als er eines Abends den Auftrag erhielt, sich am nächsten Morgen mit der Anprobe eines Pagenkostüms zu ihr zu begeben. Er war nicht fähig, seine Unruhe vor Still zu verbergen, und gab Diesem, in unbewußter naiver Darlegung reiner Gefühle für Helenen, ebenso unbewußt, dadurch zugleich genügende Aufklärung über die heilsamen Einflüsse, welche ihn während der letzten Nacht in 3. vom dümmsten aller dummen Streiche abgehalten.

Jetzt wird mir Manches deutlicher, sagte der Souffleur. Doch wie Du mir die Tochter Deines Lehrherrn und ihr elterliches Haus schilderst, kann sie es unmöglich sein, der Du morgen die verwünschte sammtene Schabracke anmessen sollst. Dich hat nur jene ganz natürliche Täuschung befallen, die dem äußeren Auge vorspiegelt, wonach das innere Auge sich sehnt. Das Ereigniß mit der Gravelli und die gewaltsame Katastrophe, die Du durchmachtest, haben Deines Kindertraumes Schwingen wieder neu besiedert. Nun muß vierzehn Tage lang jedes Mädel, dem nur die Nase der Länge und der Mund der Quere nach im Gesichte steht, eine Helene sein. Das legt sich wieder. Was sich aber nicht wegdisputiren läßt, bleibt die fürchterliche Gewißheit: gedachte Taube soll als Miranda in Kogebue's Bayard auftreten, und ich soll das Stück souffliren. Zweimal in den Proben, einmal in der Aufführung, und wenn es durch Teufels Vermittelung Beifall findet, vielleicht auch noch zum vierten Male an irgend einem regnerischen Sonntage! O Kogebue! o vermaledeiter Ritter ohne Furcht und Tadel!

Mußten sie dich wieder herauscharren? muß ich das gramersfüllte Opfer werden? Sieh', Junge, Du verstehst das nicht, Dir ist ein Ritterstück wie das andere, und ob Du den Grafen Egmont, den Maxel Piccolomini, den Robert-Teufel, oder Bayard's Pagen in Wir wirfst, Dir ist Einer wie der Andere. Mir nicht, Oswald; nein, mir nicht! So abgehärtet ich sonst bin, so dick mein Fell ward, . . . Rozebue's heroisch-sentimental-idealen Tugend-Dragonern bin ich nicht mehr gewachsen, die bringen mich um, die würden ein Viech umbringen! Allen Respekt vor Rozebue! Ich wollte, wir hätten einen, wir könnten ihn brauchen. Nur pathetisch darf er mir nicht werden, nur den Rothurn muß er sich nicht anschnallen. Bayard bringt mich um! Nimm diesen Kelch von mir, persuadire die Person, daß sie als Pfefferrösel debütiert, eine dankbare Rolle, ein ehrliches, gutmüthiges Stück, ein rechtes, ächtes Schaustück! Giebt sich für nichts Anderes aus, als was es sein will, führt eine natürliche Sprache, wie ihm sein Schnabel wuchs, und ist amüfant. Aber Rozebue's Tanden, — nein, ich renke mir die Kinnbacken aus, ich gähne mich todt, — und das soll eine fürchterliche Todesart sein. Weißt Du was, mein Junge? Schönster, gradgewachsenster Schneider, rede der Taube ein, daß sie krumme Beine führe, daß sie unmöglich als Page auftreten könne; entdecke, daß sie dicke, unförmliche Kniee besitze; ach, sie muß krumme Kniee haben. Renke ihr eins aus, wenn's nicht anders geht, nur errette Deinen alten Still vom Ritter Bayard!

Seine komische Hestigkeit und Uebertreibung erreichten vollkommen ihren Zweck, Oswalden zum Lachen zu bringen und dem Besuche bei Emma schon im Voraus die feierliche Stimmung zu entziehen, die allerdings gefährlich werden konnte, wenn eine aus der Ferne gemuthmaßte Aehnlichkeit sich in der Nähe bestätigte. Der Schneider ging nun, dessen getröstete sich der vorsorgliche Gegner aller theatralischen Liebeshändel, mit einem guten Schilde ausgerüstet, an's Werk. Die Zusammenkunft versprach scherzhaft zu werden, — sei's auch nur durch die Bemühung, Demoiselle Taube zu überreden, daß sie eine krummbeinige Taube sei.

Doch bei'm besten Willen, seinen alten Freund vom Bayard zu befreien, — Oswald konnte Nichts thun. So weit er die bei seinem Eintritt bereits in allerliebsten Strumpfhöschchen steckenden Trag-Säulen des zarten jungfräulichen Tempelbaues, „Emma Taube“ getauft, überschauen konnte, waren dieselben sehr in der Ordnung, so daß sie dem strenggeschultesten Fleven eines Hofballets keine Schande gemacht hätten. Bayard konnte durch den Pagen nicht beseitiget werden. Die eingebildete Aehnlichkeit mit Helenen zerfiel übrigens bei schärferer Betrachtung in Nichts und bot höchstens einen Anknüpfungspunkt bei Deffnung und Senkung der Augenlider, wo allerdings eine — mehr geistige — Verwandtschaft der beiden sich fremden Mädchen hervortrat. Nur daß die Augen der angehenden Schauspielerin mit jenen Helenen's doch nicht zu vergleichen waren.

Bei der Anprobe des Kostüm's, an welchem Allerlei

zu ändern und knapper zu richten nothwendig wurde, benahm sich Emma so verzagt, daß Oswald völlig seine Theaterschneider-Courage verlor, gleichfalls sagte und sich, eines unverdorbenen, braven Jungens würdig, mit der Verschämten schämte, als ob er noch niemals aus lustigen kleinen Mädeln unverschämte kleine Pagen gemacht, als ob er noch niemals weiße Schultern gesehen hätte. Dabei konnte er sich nicht enthalten, dem flatternden Täubchen zuzurufen: Sie müssen nicht so ängstlich sein, bei'm Theaterleben geht das nicht; sonst, wenn des Abends noch ein Coulissenfieber dazu kommt, werfen Sie um.

Worauf sie plötzlich, wie neu beseelt, antwortete: das ist ganz anders, auf der Bühne werd' ich nicht mehr verlegen sein; da werd' ich nur an meine Rolle denken und an mein Glück, für die Kunst leben zu dürfen, in der ich lebe, von Kindheit an.

Sie sagte das mit so unverkennbarer Begeisterung und einem so unerschütterlichen Selbstvertrauen, daß Oswald augenblicklich an sie glaubte, daß er Achtung für sie gewann. Er gab ihr das zu verstehen, sie dagegen erkannte in ihm einen jungen Menschen von besserem Schlage, als ihr bei wandelnden Bühnen überhaupt, in der Person eines Theaterschneiders jedoch gewiß am allerwenigsten vorhervorkündiget war, zu begegnen. Deshalb richtete sie verschiedene zutrauliche Fragen über theatra- lische Verhältnisse an ihn, die er ebenso vertraulich und doch rücksichtsvoll beantwortete. Dadurch gelangten sie so weit, daß er sich ein Herz faßte und ihr Still's kritische

Einwendungen gegen die Wahl ihrer ersten Rolle mittheilte.

Die Wahl ist nicht die meinige, entgegnete sie fest; Madame Waller wünscht dieses Schauspiel. Mir gilt Alles gleich, wenn ich nur bald dazu komme, aufzutreten. Ich kann's nicht mehr erwarten, die Ungeduld verzehrt mich. Denn ich will wissen, ob die innere Stimme, deren Ruf ich befolge, eine Lügenstimme sein kann. — Doch nein, das ist unmöglich!

Sie schieden wie gute Freunde. Emma sehr zufrieden mit dieses Schneiders artigem Benehmen; Oswald ihres Lobes voll, welches er seinem Still aus allen Tönen verkündigte.

Der Souffleur lauschte aufmerksam, nickte beifällig mit dem Kopfe zu des Schneiders beredten Schilderungen und äußerte dann: Sie hat Dich ja zum Sprecher gemacht, hat Dir die Zunge-gelöset. Aber wie Du sie da beschreibst, — hm, dahinter könnte schon ein Talent stecken. Wenn nur die Rozebuc'schen Zamben nicht dazu von Nöthen wären!

---

Emma's „erster theatralischer Versuch“ wurde mit einem Erfolge gekrönt, wie die Annalen Wallerischer Direktion'sführung keinen ähnlichen aufzuweisen hatten, wie ihn weder die Unternehmerin, noch deren alte Zettelträgerin jemals erlebt, wie ihn sogar die Gravelli kaum in 3. erreicht. Die Taube stieg bei'm ersten Fluge einem Adler gleich empor.

Still hatte schon während der Proben deutliche Kenn-



zeichen einer bei ihm unerhörten Theilnahme gegeben. In der Vorstellung vergaß er theilweise seine Abneigung gegen Ritter Bayard; wenigstens in Miranda's Auftreten. Er sagte bei'm Abendessen zu seinem „Stubenjungen“: Nein, Oswald, das ist keine Lügenstimme gewesen, welche dieses Mädchen aus seinem Philisterium auf die Bretter trieb; Donnerwetter, nein! Anfängerin freilich noch, hinten und vorn; muß gehen lernen, ist noch ungeschickt mit den Händen. Aber das Mienenspiel, dieser Fluß der Rede! dieser Klang der Stimme! diese Kraft und Weichheit des Tones! Das hab' ich nicht gehört seit „Sophie Müller“ — (hier nahm er sein Samtmützchen ab, was er jedesmal that, wenn er den Namen dieser verstorbenen Schauspielerin nannte), — deren himmlischer Wohlklang in meinem Herzen nachklingen wird, bis es zum Tode bricht. So gesprochen kann man auch Kogebue'sche Jamben gern hören. Dieses Mädchel wär' kapabel, die K.'sche Unparteilichkeit vorzutragen, daß man Rührung dabei empfände.

Mit dieser „Unparteilichkeit“ meinte der Souffleur ein literarisches Organ, welches unter diesem Titel zweimal in der Woche zu K. erschien und den Lesern unter Anderem auch Theater-Artikel zu bringen pflegte, wo feile Parteilichkeit aus jeder Zeile sprach. Die Mehrzahl der Waller'schen Mitglieder hatte zu Still's unbefiegbarem Verdruß dem unbärtigen Schreiber dieser Kritiken größere oder kleinere Geldopfer gebracht, um sich loben zu lassen.

Ob Emma vielleicht auch schon einen heimlichen Ver-

trag mit ihm geschlossen, mußte Niemand, und Alle waren sehr gespannt auf die Beurtheilung ihrer ersten Rolle. Diese ließ denn auch nicht auf sich warten und goß eine solche Fülle von Gift, Galle und Schmutz über des armen Kindes Haupt, daß Oswald, der bisher von diesen Dingen nicht die geringste Kunde genommen, in Wuth gerieth und augenblicklich zu der Geschmäheten eilte. Er fand sie in einem mitleiderregenden Zustande.

Ist es wahr, Herr Erhart, rief sie ihm entgegen, daß ich eine alberne, unverschämte Närrin, daß ich eine talentlose, hergelaufene Person bin? Ach, ich kann's nicht glauben. Wären auch wirklich die Beifallsbezeugungen, die man mir vorgestern schenkte, nur aus Nachsicht gespendet worden, wie der Kritiker schreibt, so sagt mir doch mein eigenes Gefühl, daß ein solch' verdammendes, abschreckendes Urtheil ungerecht sein muß. Nicht wahr, Sie halten es auch dafür?

Ich und jeder Mensch, der Sie hörte. Höchst ungerecht, niederträchtig! Aber was haben Sie dem Rötter gethan, daß er gar so bissig wurde? Er leckt und wedelt ja vor den meisten Schauspielern.

Ich kenne ihn nicht; ich weiß Nichts von ihm; . . . doch ja, daß ich nicht die Unwahrheit rede: ich erhielt einige Stunden vor Beginn des Schauspiels einen Brief, den ich, von meiner Aufgabe erfüllt und im Rausche der Freude, bald wieder vergessen habe. Hier lesen Sie!

Oswald las: „Mademoiselle! Sie sind fremd mit den Zuständen der Bühne wie der Journalistik, deshalb glaub' ich Ihren Dank zu verdienen, wenn ich Sie auf-

merksam mache, daß es Sie nur zwei Friedrichsd'or kostet, wollen Sie als Anfängerin von der Kritik schonend behandelt werden. Wenden Sie das Doppelte daran, so dürfen Sie auf ausgiebiges Lob rechnen, was Ihren ferneren Versuchen förderlich bei'm Publikum sein dürfte. Ich warte bis heute Abend zehn Uhr. Mit dem letzten Glockenschlage setz' ich die Feder an. Adresse: Expedition der Unparteilichkeit, für den Redakteur des Feuilletons.

Wir haben ihn! Wir haben ihn! schrie Oswald und stürzte mit dem Briefe aus Emma's Zimmer.

Eine halbe Stunde später fand er sich blaß vor Zorn und Aerger zu Hause ein. Denke Dir, Still, sprach er niedergeschlagen, was mir geschehn ist; der Herausgeber der Unparteilichkeit verweigert Aufnahme und Abdruck dieses Briefes. Er behauptet, seinen Mitarbeiter könne er unmöglich kompromittiren, um so weniger, weil dies nicht dessen Handschrift und offenbar böshafte Mystifikation im Spiele sei. Vergebens hab' ich ihm eingewendet, die niederträchtige Kritik sei der schlagendste Beweis für die Echtheit der gemeinen Anforderung. Er blieb bei seiner Weigerung und lehrte mir den Rücken. Was soll ich thun? Wie bring' ich diesen Schandbrief unter die Leute?

Willst Du Don Quixotte spielen, mein Junge, und die Ungerechtigkeiten dieser Erdenwelt ausgleichen, dann stelle Dich auf einen Eckstein am Marktplatz, da wo die Theaterzettel kleben, und lies die Epistel mit erbaulichen Kommentaren herab?

Das nicht, rief Oswald, aber Dein Spott bringt

mich doch auf einen guten Gedanken. Ich will ihn nicht ablesen, die Leute selbst sollen ihn lesen. Laß' mich nur sorgen.

„Da macht wieder einmal Jemand einen dummen Streich!“ sprach der Souffleur hinter Jenem her, indem er Seydelmann als Carlos im Clavigo kopirte.

Des nächsten Tages Morgengruß bestand für K.'s schaulustiges Publikum in einem großen Plakat, welches an den Straßen-Ecken neben dem Komödienzettel heftete, und mit fingerlangen Buchstaben den „Brief des Recensenten, an die Schauspielerin Emma Taube“ wiedergab. Es war weiter keine Bemerkung beigefügt, als die kurze Ueberschrift: „Zur Würdigung des Aufsazes über Bayard in's Besondere, und der hiesigen Theaterkritik im Allgemeinen.“

Die Eifersucht, welche zwischen den beiden städtischen Buchdruckereien von Alters her waltete, war dem Wagstück zu Hilfe gekommen. Der Druckherr, an den Oswald sich gewendet, und der auch für Madame Waller arbeitete, haßte die „Unparteilichkeit“ als Unternehmen seines Brodfeindes. Und der Polizei-Bürgermeister, als Censor in stetem Zwiste mit den Redaktoren jenes Blattes begriffen, zauderte nicht, sein imprimatur unter ein freilich ungebräuchliches, doch ihm sehr willkommenes Recept zu stellen, von dessen drastischer Wirkung auf seine literarischen Ruhestörer er das Beste hoffte.

Wir werden bald sehen, wie sehr dieser brave Mann

im Finstern tappte, was seine Ansichten betraf von dem Ehrgefühl eines verkäuflichen Recensenten — in K. versteht sich. D, nur in K.

Für's Erste schwelgte Oswald im Triumph, zu dem er sich zwar nicht bekannte, den er aber doch mit vollen Zügen einschlürfte, wenn er die Bewohner der Stadt gruppenweise vor seinem Plakate versammelt sah und vielstimmig ausrufen hörte: das geschieht dem Kerl Recht, dem häßlichen Lästermaul! Jetzt hat er endlich einmal Ein's drauf gekriegt! Und heute wird die Taube rasend empfangen, wenn sie auftritt, seinem Geschmiere zum Troß! Wir wollen's ihm schon zeigen. Plagen muß das Luderchen vor Bosheit. Ei ja, Herr Ze, sehen Sie wohl, mein Guter?

Wie gesagt, Oswald gab sich keiner Seele als Urheber zu erkennen, vermied auch mit Still darüber zu reden, der seinerseits wieder aus Aerger schwieg, weil er befürchtete, der Schneider werde durch solche irrende Ritterdienste, einem einsam in der Theaterwelt stehenden Mädchen erwiesen, in eine Liebelei verwickelt werden, die fast mit noch ernstlicheren Folgen drohe, wie jene Gravelli'sche. Denn es stehe, meinte der ehescheue Souffleur, hier eine Heirath im Hintergrunde und obenein die unpassendste, zu welcher heißes Blut verlocken könne: Schauspielerin und Schneider! Pegasus im Joche! — Deshalb spielte er den Stummen, Unwissenden, stellte sich, als habe er vom Plakate Nichts gehört, noch gesehen, und begnügte sich, nach der Taube zweiten Probe-rolle, Oswalden bei'm Abendessen zu versichern, das

Mädchen habe heute, als Louise Millerin, ihr Genie noch offener entfaltet. Sie sei zu großen Ansprüchen berufen und werde gewiß bald einer glänzenden Anstellung zugeführt. Er hob diese Ueberzeugung so recht absichtlich hervor, um bei Oswald jeden Gedanken an mögliche Vereinigung mit Emma im Keime zu ersticken, erfuhr aber sogleich mit beruhigender Freude, daß seine Fürsorge unnütz sei, indem der junge Mann auch diesmal schon wieder aus sich selbst das Richtige getroffen und an irgend eine Belohnung seiner Dienste nicht im Entferntesten gedacht habe. Denn der Schneider begnügte sich nicht, dem Souffleur beizustimmen, sondern setzte noch hinzu: der Intendant eines Hoftheaters sei, wie man sage, herüber gekommen, die heutige Vorstellung infognito mit anzusehen, weil der Ruf dieser ausgezeichneten Anfängerin und ihrer Miranda schon bis zu ihm gedrungen war. Der engagirt sie unserer Mama Waller vor der Nase weg, das sollst Du sehen, Still!

Der Madame Waller und — Dir? sagte Still in fragendem Tone.

Mir? Was hätt'ich drein zu reden? Hältst Du mich für einen so gemeinen Menschen, Alter, daß ich nur aus selbstsüchtigen Ursachen mich ihrer angenommen hätte? Dafür solltest Du mich schon besser kennen. Das Mädchen ist sittsam, verlassen, fremd. Eine Bestie hat sie angegriffen, ich habe der Bestie Eins ausgewischt. Weiter war's Nichts, und weiter Nichts hab' ich mir dabei gedacht. Auf Schneider-Parole, Alter! Meinst Du, ich hätte Deinen Liebling, den Ritter ohne Furcht

und Tadel, nutzlos mit angesehen? Laß' mich auch ein Bißchen Bayard spielen, ohne Furcht mit Nadel. Ich hoffe, dem Herrn Kritikus ist nun das Handwerk gelegt!

Ach, guter Oswald, wie siehst Du doch die Welt an! Wie wenig kennst Du Deine Leute. —

Der nächste Morgen sollte ihn belehren, daß jede Abwehr hämischer Angriffe durch Recensionen — fülle sie nun die Spalten geleseener Journale, oder klebe sie neben Anschlagzetteln an Straßenecken — Demjenigen nur Unheil bringt, dessen Bertheidigung sie gewidmet war. Die jüngste Nummer der „Unparteilichkeit“ brachte einen Aufsatz des Feuilletonisten, — seiner würdig! Zuerst erklärte dieser vorzügliche Scribent den durch Riesendruck vervielfältigten Brief für untergeschoben, für das schlaue Nachwerk eines Liebhabers. Als solchen, als heimlich-beglückten Anbeter des „schuldlosen Täubchens“ bezeichnete er ohne Weiteres einen „Bock.“ Und nun folgten die niedrigsten Späße und Angriffe gegen Emma, gegen den Theaterschneider, ja gegen die ganze Truppe, nicht ausgenommen deren Führerin, welche der geistvolle Schriftsteller mit einer gemästeten, watschelnden Gans verglich. So gewann er die müßigen Lacher für sich, und Oswald's Papiere sanken allsogleich im Preise. Auch wider Emma erhoben sich zweideutige Meinungen. Des Recensenten Verleumdung fand viele Anhänger. Verlasse sich nur Einer auf die vox populi, auf die „allgemeine Stimme!“ Er wird bald zu seinem Entsetzen gewahr werden, daß jeder Windhauch sie wendet, blase dieser auch über Sümpfe und Misthaufen.

Madame Waller gab ihrem Garderobier das unterschiedenste Mißfallen zu erkennen, weil er sich in Dinge gemischt, die ihn Nichts angingen, und weil er sie, so wie ihre Gesellschaft, der „Kritik vis-à-vis in eine schiefe Stellung gebracht.“

Es kochte in des Schneiders Brust. Sein Gerechtigkeitsgefühl empörte sich. Vergebens warf ihm Still einen Don Quijote um den anderen an den Kopf, — Oswald ließ sich nicht beruhigen und rannte, seine Arbeit vernachlässigend, wüthend im kalten Herbstregen herum, ohne die Wohlthat einer Abkühlung zu verspüren. Da führte beider Unstern ihm den Recensenten in den Weg, mitten auf dem Plage, wo gerade Wochenmarkt gehalten wurde und ein dichtes Gewühl verschiedenster Menschen sich drängte.

Jetzt weiß ich, wonach ich mich sehnte, schrie der Schneider, packte den *homme de lettres* mit gewaltiger Faust und trug ihn wie ein zappelndes Insekt die Strecke von zwei- dreihundert Schritten bis vor den eleganten Gasthof, wo Emma Taube nistete. Schaaren von Gasfern folgten dem rasch-befördernden Transporte. Käuferinnen ließen die kleinen Münzen, die sie zurückempfangen sollten, Verkäufer ihre Waaren im Stiche. Fleischer legten die Hackemesser auf den Klob, Bäckern entsanken die zur Auswahl dargebotenen Brotlaiber, Fischhändlerinnen schleuderten ihre Karpfen in's Faß; aber alle wälzten sich hinter dem hochschwebenden Recensenten her, wie wenn er eine Fahne wäre, der sie getreu zu bleiben geschworen hätten in Noth und Tod!



Die Marktpolizei beschloß den Zug. Ein Mann lächelte dem Anderen zu: Der soll gewalzt werden. Doch Keiner beeilte sich sehr. Sie kannten die Stimmung ihres Gebieters.

Unter Emma's Fenstern setzte der Schneider den Literaten ab. Dann ergriff er dessen Genick mit der Linken und legte sich das zarte Wesen bequem zurecht.

Willst Du eingestehen, schrie er laut, daß Du schändlich gelogen, ein braves Mädchen verlästert, einen braven Burschen verleumdet hast? Willst Du eingestehen, deutlich, damit die Leute es hören?

Keine Antwort.

Jetzt begann die Rechte ihre Arbeit.

's ist unser Theaterschneider, sagte schmunzelnd die alte Zettelträgerin.

Das ist im Leben kein Schneider, entgegnete ein Metzgerknecht. Das ist ein Schmied, und der junge Herr ist sein Amboss.

Willst Du eingestehen?

Ein schwaches „Ja“ wimmerte Antwort.

Lauter! Deutlicher! Hast Du gelogen?

Ich habe gelogen.

Schändlich gelogen und verleumdet?

Schändlich ge . . .

Lauter!

Schändlich gelogen und verleumdet.

Jetzt ist's genug, sprach hinzutretend ein Marktaufseher. Fort mit mir zum Bürgermeister, Mosje!

Freilich ist's genug, erwiederte Oswald; er hat ja eingestanden, und ich lasse mich sehr gern arretiren.

Wie ein Lamm folgte der Schneider dem Diener der Gerechtigkeit.

Alle Zuschauer bewunderten den Gehorsam eines unbefieglich scheinenden Kämpfers.

Der Metzgerknecht meinte: den hätte die ganze Marktwache nicht gebändigt, wenn er sich sonst hätte wollen zur Wehre setzen gegen sie. — Aber des Anderen sein Sitzfleisch möcht' ich nicht sein.

---

### Zweiunddreißigstes Kapitel.

Unser Held saß im Gefängniß. In einem recht finstern, grauen, dumpfen Stadtkerkerlein, glücklicher Weise ohne Gesellschaft. Mutterseelenallein saß er, — offenbar durch Begünstigung des Herrn Bürgermeisters, — und hatte die schönste Muße, sich zu überlegen, wie und warum er hinein gekommen sei.

Zu Protokoll hatte er nach seiner Verhaftung gegeben: er wäre gern geständig, die öffentliche Ruhe gestört, den Marktfrieden gebrochen und dem bewußten Schriftsteller eine tüchtige Tracht Prügel aufgezählt zu haben. Was als Entschuldigungsgrund gelten konnte, wußte der fungirende Amtsaktuar ebenso gut und diktirte es ihm fast in den Mund.

Das Leben wird's nicht kosten, hatte er freundlich gesagt, aber so ganz ungerügt dürfen wir den Exceß auch nicht hingehen lassen. Sollte der Geprügelte eine gerichtliche Klage gegen Sie anhängig machen, so bleibt Ihnen immer noch übrig, eine dergleichen gegen ihn zu erheben, wegen seines Pasquills auf Sie und die Taube; und daß der golderpessende Drohbrief auch von ihm war, läßt sich trotz verstellter Handschrift beweisen. Also keine Sorge, Freund Herkules; für's Erste brummen Sie ein paar Tage.

Am zweiten Tage stellte sich der Souffleur ein. Er wurde zu seinem Freunde gelassen, dem er meldete, es sei der Auftrag der Direktorin, der ihn zum Bürgermeister auf's Stadthaus geführt. Madame Waller wisse sich keinen Rath, in der Garderobe gehe Alles drüber und drunter, und sie habe dringend bitten lassen, ob denn ihr Schneider nicht bald wieder freikommen werde; die ganze Maschine stocke. Der Herr Bürgermeister, setzte Still hinzu, haben mich ganz huldreich empfangen, und ich soll Dir verkündigen, daß morgen die Kiegel Deines Zwing-Uri sich öffnen werden. Es kommt Dir ein glücklicher Umstand zu Statten. Dein Gegner, schon längst von Gläubigern geängstigt, hat für gut befunden, den Schauplatz seiner Niederlage zu verlassen. Er ist so zu sagen durchgegangen. Seine Klagen verstummen also, und morgen seh' ich Dich wieder bei mir. Doch mache Dich gefaßt auf unserer Alten zornigstes Direktionsgesicht. Sie ist sehr böse.

Und Du? wie urtheilst Du über mich? Ich müßte mich sehr irren, wenn Du nicht auch unzufrieden wärest mit mir.

Ehrlich gesagt, mein Junge, das bin ich auch. Ich bin überhaupt unzufrieden mit jedem persönlichen Angriff, mit jedem Akte körperlicher Gewalt, welchen ein Stärkerer wider einen Schwächeren ausübt. Du wirst mir einwenden, was Du sonst für eine Abwehr hättest anwenden sollen? Darauf erwiedere ich: gar keine! Ließest Du die Lumpenhunde über die Taube schreiben, was sie wollten; mengtest Du Dich gar nicht hinein, so ging die ganze Geschichte vorüber und wurde vergessen, wie hundert andere böshafte Recensionen. Deine Schläge werden den Schlingel nicht bessern, er wird sein Wesen anderswo ebenso schamlos treiben wie hier und wird überall Schafsköpfe finden, die ihn für sein schlechtes Lob gut bezahlen. Allerdings gönn' ich ihm die Prügel, er hat sie verdient, und ich kenne Einige, denen sie auch nicht schaden würden. Nichts desto weniger bin und bleib' ich der unerbittliche Widersacher ähnlicher Exekutionen. Weshalb? Weil sie Nichts beweisen! Weil sie den tüchtigsten, ehrenhaftesten Kritiker ebenso leicht treffen können, als den feilsten Kritiker. Wenn irgend ein plumper Schauspieler, ein arroganter Versifer, ein flecksender Maler sich nicht hinreichend gelobt findet, so geht er hin und behandelt in eitler Wuth über gerechten Tadel einen wohlgestimmten, gelehrten, belehrenden Beurtheiler, wie Du den hiesigen Recensenten! Und wäre das nicht schändlicher, als die schändlichste Recension?

So müßte, nach Deiner Meinung, Alles in dieser Art stillschweigend erduldet werden?

Gewissermaßen, ja! Denn was auch gesagt oder geschrieben werden mag, Derjenige, der einmal als Künstler das öffentliche Urtheil herausfordert, hat sich schon vornhinein Allem unterworfen. Wo geistige Waffen gelten, darf billigerweise das Faustrecht niemals in Anwendung gebracht werden, sonst bliebe ja zuletzt der vorzüglichste Künstler Derjenige, dem die Natur den solidesten Knochenbau verlieh.

Und ein wehrloses Frauenzimmer . . .

Müßte sich nach vertheidigenden Klopffechtern umthun. Sage selbst, mein Junge, kämen dabei die talentlosen Weiber, wosern sie nur hübsch nichtsnußig sind, nicht ungleich besser fort, als die begabten und sitzamen? Denn ein solcher Fall, wie der Deinige, ist eine seltne Ausnahme. Will doch Niemand in der Stadt daran glauben, daß Du für eine Dir übrigens Gleichgültige zu Felde gezogen seist? Auch Diejenigen, welche dem Ausreißer die Züchtigung gönnen, bleiben dabei, Deine Hand habe ihn im Auftrage Deines Herzens getroffen; sogar der flotte Zimmerkellner im Gasthose behauptet, Dein Turnierpreis werde Dir nicht entgehen und Emma Dich für das Gefängniß entschädigen.

Er soll seine Zunge hüten, der kurzjaßige, rothlockige Zierbengel, sonst könnte er begreifen lernen, daß ich meine eigenen Rechnungen auch nicht schuldig bleibe, — doch das gehört nicht hierher. Bestelle der Direktion meinen Empfehl, habe Dank für Deinen Besuch in

Nimmer Sicher und empfang' mich morgen mit alter Freundschaft.

Sa, es ist Zeit, in meinen Kasten zu kriechen. Gute Nacht, Junge. Und der Taube lässest Du Nichts sagen?

Gab sie Dir denn einen Auftrag für mich?

Das nicht. Aber da sie hörte, daß Du ihretwegen in Ketten und Banden schmachtetest, hat sie geweint.

Nun, so vermeld' ihr, daß ich lache; sie soll desgleichen thun und soll mir verzeihen, daß ich . . . . aber nein, das schickt sich nicht durch einen Dritten, das muß ich ihr selbst sagen.

Nach Belieben. Morgen um diese Zeit wirst Du es in's Werk setzen können. Nun schlumm're sanft, und wenn Du etwa von Prüiteln träumest, die Du austheilst, dann sei gegen mich nicht gar zu freigebig und schone Deinen alten Freund Still.

Erst als Oswald wieder allein saß und über sein Verhältniß nachsann, wurde ihm deutlich, daß er sich in der guten Meinung, die man bisher von ihm gehegt, Schaden gethan. Sa sogar des theuren Stubenkameraden und Mentor's Ton klang ihm jetzt, als er sich dessen Worte zurückrief, kalt, minder herzlich, als sonst.

Ein Gefühl der Verlassenheit, ihm fremd und neu, stieg plöblich in ihm empor, und der Aufenthalt im Gefängniß trug eben auch nicht bei, ihn zu erheitern. Deshalb nahm er die Bestätigung, die ihm der Schließer am andern Tage brachte, daß er frei und seiner Haft entlassen sei, dankbar hin und eilte heim, wo er gewiß war, den in der Probe beschäftigten Souffleur für's

Erste nicht zu finden. Da begann er nun ein Bürsten, Striegeln, Reiben, Kämmen, Waschen, Plätschern an seinem Leichnam, daß Ströme Wassers über den Fußboden rannen. Immer fing er wieder von Frischem an, weil er wähnte, den Modergeruch des Kerkers nicht los werden zu können. Er würde sich in fruchtlosem Bestreben die Haut vom Leibe geschneuert haben, hätte er nicht noch zu rechter Zeit die Entdeckung gemacht, daß der Geruch nicht von ihm, sondern von den Kleidern ausgehe, die er alsobald über's Fensterbrett hinaus an die Luft hing und sich in seinen Sonntagstaat warf. Dabei überraschte ihn Still, der zurückweichend fragte: ob die Fischerei im Zimmer zu verpachten wäre, und was man wohl für eine Angelerlaubnis zahlen müsse?

O mein Alter, sprach Oswald, ihn umarmend, Du weißt nicht, was es heißt, wieder frei sein! So lang' ich im Loch steckte, spürt' ich kaum, daß ich gefangen saß. Wenn ich aber jetzt wieder hinein sollte — es wär', glaub' ich, mein Tod.

So laß Dir's eine Warnung bleiben! mache nie wieder Gebrauch von Deiner Muskelkraft. Solche Rohheit ist eines edlen Sinnes, wie der Deinige, unwerth, und nun, da Du schon den Bratenrock auf dem Buckel trägst, beiße bald in den sanern Apfel und melde Dich bei der Dicken. Sie wird Dir zwar eine lange Predigt halten und sich unwillig bezeigen, aber endlich wird sie doch wieder die Alte werden, denn sie sehnt sich nach Dir und Deinem Wiedereintritt in's Geschäft.

Der Schneider gehorchte willig. Er nahm sich vor,

sein Unrecht einfach zu bekennen, sich durchaus nicht zu vertheidigen und ehrlich um Verzeihung zu bitten, obgleich sein Gewissen ihm sagte, daß er nichts Schlechtes begangen. Warum doch so häufig im Leben die edelsten Vorsätze aus ihrer Bahn gelenkt werden! Sein Weg führte leider bei Emma's Gasthause vorüber. Sie hat um mich geweint, dachte er, und er begab sich hinauf, ihr mit zwei Worten zu danken, ihr zu verkündigen, daß er des Arrestes los und ledig sei. Schon vor ihrer Zimmerthür stehend, vernahm er drinnen lebhaften Wortwechsel, der sogar sein starkes Klopfen übertönte. Er trat hinein.

Emma bestand in diesem Augenblicke einen Kampf gegen die Zudringlichkeit des aufgeblasenen Zimmerkellners, der die schuglose junge Schauspielerin mit zärtlichen Ansprüchen verfolgen zu dürfen glaubte. Zu seiner Entschuldigung sei erwähnt, daß er aus anderen Städten und größeren Hôtels sehr zweideutige Ansichten mitgebracht über „umherschweifende Komödiantinnen,“ mit denen er Emma verwechselte.

Begreiflich, daß ihn des Schneiders unerwartete Ankunft verdroß; des Schneiders, den auch er für einen begünstigten Nebenbuhler hielt, und den er im Stadtgefängniß noch so prächtig versorgt glaubte.

Dswald blieb eine halbe Minute zögernd stehen, um erst zu erforschen, was Emma wünsche. Diese machte seiner Unschlüssigkeit bald ein Ende, denn sie begrüßte ihn laut und verberg nicht, daß er zwiefach willkommen sei.



Jetzt maßen sich die zwei jungen Männer mit drohenden Blicken. Der Zimmerkellner, neben einem schläfrigen, unthätigen Wirth der eigentliche Herr im Hause, wohlhabend durch sein einträgliches Geschäft, geschmückt mit brillanter Busennadel, glänzenden Ringen, schweren Goldketten, zeigte sein Uebergewicht und fragte höh-nisch, ob es dem Sträfling gelungen sei, glücklich zu entweichen?

Döwald, Still's Warnung im Sinne, biß die Zähne zusammen, that sich Gewalt an, deutete nach der Thür und sprach: Die Dame wird läuten, wenn sie Bedienung braucht.

Ich habe zu viel Umgang mit anständigen Herrschaften, sagte der Kellner, um nicht zu wissen, was sich schickt, und will ein zärtliches Wiedersehen nicht stören.

Noch einmal bezwang sich Döwald und wiederholte nur schweigend den Wink nach der Thür.

Der Kellner ging wirklich. Doch zu Beider Unglück wendete er sich rasch wieder um: es ist freilich demüthigend, einem Schneidergesellen das Feld zu räumen. Mamsell sollte überlegen, was sie thut, denn ich habe das Geld einzufassiren, und es wäre nicht zum ersten Male, daß eine Theaterprinzessin mich bäte, einen Strich durch ihre Rechnung zu machen, wenn's an's Bezahlen geht.

Nimm das auf Abschlag, Schurke! brüllte Döwald, — und schon wand sich der eitle Prahler unter seinen Schlägen. Vergebens wollte sich Emma dazwischen werfen, um sie auseinander zu bringen; der Schneider

sah und hörte nicht mehr. Obgleich der Kellner auch nicht für einen Schwächling galt, mußte er sich in solchen Händen doch jeder Gegenwehr begeben. Aus einer Ecke des Zimmers in die andere geschleudert, Stühle und Tische in seinen Sturz reißend, bald mit Füßen darnieder getreten, bald an der langen Focken-Mähne wieder emporgezogen und in's Gesicht geschlagen, blieb ihm Nichts übrig, als jammervolles Geschrei um Beistand. Ehe dieses aber bis in des weitläufigen Gebäudes untere Regionen drang, hatte Oswald eine neue Form der Züchtigung erfunden. Die Tapeten, welche die Wände bekleideten, hatten sich von der Ofenwärme zusammengezogen und warfen an verschiedenen Stellen große Falten. Auf diesen hastete des Zornwüthigen Blick. Halb wahnsinnig vor Grimm tobte er: wenn ich ein Schneider bin, so muß ich bügeln, und Dein hohler Schädel, Du Treppenhüpfser, soll mein Plätteisen werden. Ausbügeln will ich die Falten Eures Hauses! Damit ergriff er des Unglücklichen Krage und ging an's Werk, auf eine so kräftige Weise und in so wilder Anstrengung, daß die widerspännstigen Tapeten-Kunzeln sich purpurn färbten.

Unterdessen hatte Emma, die in ihrer Todesangst gänzlich vergaß, für wessen Ehre der Schneider kämpfte und siegte, an der Blockenschnur gerissen. Sämmtliche Dienerschaft des Hôtels stürzte die Stiegen herauf, fest überzeugt, das obere Stockwerk in Flammen zu finden. Doch der Anblick, dessen Zeugen Unterkellner, Hausknechte, Kutscher und Stubenmädchen wurden, kühlte ihren Feuereifer ein wenig ab. Mosje Jean durfte sich

nicht schmeicheln, der allgemeine Liebling zu sein. Aber ganz gleichgültig und müßig durften seine Untergebenen ihn doch auch nicht länger die Wände mit seinem edlen Blute benetzen sehen. Sechs Arme packten Döwald; sechs weibliche Hände machten aus seinen Händen den fast ohnmächtigen Jean mühsam los, den sodann zwölf zu einer Bahre in einander gefügte Arme beiderlei Geschlechts wie aus der Schlacht in sein Zimmer trugen. Der schläfrige Hausherr entsendete zwei Kuriere: einen zum Wundarzt, den andern auf's Stadthaus.

Ehe der Letztere seine Botschaft noch gestammelt, fand sich der Uebelthäter daselbst schon freiwillig ein. Ich stelle mich selbst, sprach er, niedergebeugt und noch zitternd von den Nachwehen des Fähsorns, der in ihm getobt.

Diesmal nahm die Sache eine ernsthaftere Wendung. Jean lief nicht fort, wie ein verschuldeter Theater-Referent. Er blieb am Orte, wie ein arrangirter Zimmerkellner, der er war; wie ein leiblicher Sohn des in Gunst und Gnaden stehenden Hausknechtes bei'm — Herrn Bürgermeister!

Jean's Vater war der beredte Anwalt für seinen braun und blau geprügelten Sohn.

Döwald wurde verhört, eingesperrt, und würde ohne Weiteres dem Kriminalgericht überliefert worden sein, hätte der Bürgermeister dem Vater Hanns nicht zu bedenken gegeben, daß die zudringliche, handgreifliche Liebeserklärung des Sohnes Jean, wosfern man die Gegenpartei auf's Aeußerste triebe, vor Gericht auch

einen häßlichen Paragraphen anstreifen und zu sehr schlimmen Folgen führen könne. So standen Hanns-Vater und Jean-Sohn vom Prozeßverfahren ab, und Oswald hatte sich abermals einer ihm zuerkannten Polizeistrafe zu fügen, die aber diesmal auf dreizehntägigen Arrest lautete. Es war die schon früher von ihm bewohnte Zelle, die ihm zu erstem Nachsinnen über sich selbst Zeit und Raum gönnte. Und diesmal freute er sich der Haft, der Einsamkeit, ja er fürchtete selbst Still's Besuch, — denn er schämte sich. Schämte sich seiner unbändigen Hestigkeit, deren zügelloser Ausbruch ihn kurz nach gegebenen Gelöbnissen wieder verführt hatte, von angeborenen Körperkräften rohen Gebrauch zu machen und sich abermals in Dinge zu mischen, die ihn, streng betrachtet, Nichts angingen. Doch hielt solche Sehnsucht nach Einsamkeit nur während der ersten Tage vor. Als einer nach dem anderen, als endlich gar eine volle Woche langsam und langweilig dahin geschwunden war, ohne irgend eine Nachricht von Madame Waller oder einem der ihm freundlichen Schauspieler; als auch sein Stubengenosse kein Lebenszeichen gab, da machte sie stiller, wehmüthiger Betrübniß Platz, welche Stunde für Stunde zählte. Es war dies eine für sein ganzes künftiges Dasein lehrreiche Schule, die er da durchmachte.

Und wie seufzte er, zu fauler Unthätigkeit gezwungen, nach Arbeit, nach Beschäftigung. Wie lernte er den Müßiggang verachten, den freiwilligen, da ihm der gezwungene so unerträglich wurde.

Erst am Abende des dreizehnten Tages fand sich

Souffleur Still ein. Ohne Vorwürfe, ohne gute Lehren; ohne Ironie, gedrückt von einem schwereren Grame, als Oswald getragen.

Freund, sprach er, sie ließen mich nicht früher zu Dir, trotz meiner Bitten. Wir behalten nur noch ein Stündchen, um Abschied zu nehmen.

Abschied? Wie so? Sind meine dreizehn Tage nicht um?

Das sind sie. Aber unsere Zeit in R. ist auch um.

Desto besser. So brauch' ich mich hier nicht länger begaffen zu lassen und kann morgen gleich mit Euch den Reisewagen besteigen.

Mit uns? Nein. Die Waller hat Dich entlassen, als unverbesserlichen Skandalmacher. Es ist schon ein Anderer engagirt.

Entlassen? Und was sagte Emma dazu, für die . . .

Nichts. Demoiselle Taube hat ein besseres Unterkommen. Sie ist gestern abgereiset.

Und was sagen unsere Schauspieler?

Nichts. Zucken die Achseln und meinen, Du brächtest der Gesellschaft keine Ehre.

Und Keiner sprach für mich?

Keiner!

Und Du?

Auf diese zwei Worte blieb der Souffleur für's Erste die Antwort schuldig. Er suchte seine Rührung zu be-  
meistern, und ließ nur von Zeit zu Zeit seltsam gurgelnde  
Töne vernehmen, die beinahe klangen wie unterdrücktes  
Schluchzen.

Du wirst mich manchmal vermiffen, fagte Döw ald traurig. Du haft mich immer noch lieb, wenn ich auch ein grober Schlagetodt bin. Nicht wahr, mein guter Still? Und um Dich allein ift's mir leid, um unfer trautes Zusammenleben, um Deinen Geift, Deinen Wiß, Deine Erfahrung, Dein treues Gemüth. Alles Uebrig e kann der Teufel holen; je früher ich davon loskomme, defto beffer für mich. Aber Du, ach, wie wirst Du mir fehlen!?

Still raffte fich zufammen. Von Schluchzen unterbrochen recitirte er:

Denn er fand neben mir, wie meine Jugend. —  
Was ich mir ferner auch erstreben mag,  
Das Schönste ift doch weg, es kommt nicht wieder,  
Denn über alles Glück geht doch der Freund,  
Der's liebend erst erschafft, der theilend mehrt.

Und fuhr dann fort: lach' mich nicht aus, Schneider, daß ich den Wallenstein parodire. Es ift mir fo um's Herz, wie diese himmlischen Verse besagen. Erstreben freilich werd' ich mir künftig Nichts mehr, aber das Schöne ift doch weg mit der Trennung von Dir. Ich kann Dir nicht folgen, ich muß in meinem Kasten verbleiben und darin sterben. Das wäre ganz gut, das Sterben. Aber leben ohne Dich? Na, na, gerath' ich nicht in's Weinen, wie unsere alte Dicke, wenn sie von ihrem seligen Herrn redet, was mich jedes Mal lachen macht, weil ich weiß, wie viel andere Götter sie hatte neben ihm. — Döw ald, zieh' hin und sei glücklich!

Du willst schon gehen, Still?

's ift besser, eh' ich windelweich werde. Leb' wohl!

Holtei, Ein Schneider. II.

16

So lebe wohl, weinte Oswald an Still's Brust. Lebe wohl und nimm liebenden Dank für alle Beweise Deiner . . .

(Thränen hinderten ihn weiter zu sprechen.)

Der Souffleur, seiner eingewurzelten Gewohnheit gemäß, konnte bei innigster Betrübniß doch auch jetzt nicht unterlassen einzuhelfen:

. . . . Beweise Deiner Freundschaft! flüsterte er dem Schweigenden in's Ohr.

Oswald mußte lachen. Still lachte weinend mit. So zwischen Scherz und Ernst, wie sie mitsammen gelebt, trennten sie sich.

---

Ach, wie leer schien die sonst lebhafteste Stadt K. dem aus seiner Haft Entlassenen. Kein bekanntes Gesicht nickte ihm zu, da er aus dem Stadthause nach seiner Wohnung schlich; kein Schauspieler mehr brachte ihm das stehend gewordene: „bon jour, Graf Bod!“; keine zur Probe trippelnde Chorsängerin lächelnd erröthend: Dienerin, Herr Oswald! Kein Faktotum der Madame Waller, weder weibliches, noch männliches, schoß mit dem Angstruf ihm entgegen: Gleich zur Frau Direktorn! — Alles war fort! — Nur von diesem oder jenem Hause flatterte im kalten Regenwind ein alter Komödientettel, den kunstschwärmerische Gassenjungen, weil er zu hoch über dem Eckstein klebte, erst zur Hälfte abgelöst hatten. Auch einige, nur dem Urheber noch erkennbare Spuren seines Plakates glaubte er zu entdecken und wendete sich unwillig ab.

Seine Sachen fand er ordentlich zusammengelegt und in verschiedene Bündel eingebunden. Das war Still's letzte That in K. gewesen. Die Wittwe, die ihnen eines ihrer Zimmerchen abgetreten, konnte nicht genug schildern, wie traurig der Herr Souffleur sich gezeigt in den letzten Tagen. Auch nicht einen Spas mehr brachte er auf, sprach sie; so betrübt hab' ich noch gar keinen Menschen nicht gesehen.

Oswald durchsuchte Stück für Stück, in der Voraussetzung, es werde sich noch ein Blättchen von des Freundes Hand, ein letztes schriftliches Lebewohl für ihn finden. — Vergebens. Endlich entdeckte er unter Gregor's Abschiedsversen in frischer Tinte die Worte: „Der Schuster kann lachen, der ist jetzt schon todt!“ Die längste Epistel hätte nicht mehr sagen können.

Oswald sonderte seine Habseligkeiten und machte ein Packet für die besseren Kleidungsstücke und Wäsche, die er sich während seines Engagements zugelegt, um dieses dem Postwagen zu übergeben und unter seiner eigenen Adresse nach Elbau zu schicken. Mit dem Ueberrest füllte er seinen Kasten, der ihn auf dem Wege dahin begleiten sollte, wo er gute Arbeit zu finden hoffte. Dann rüstete er sich zum schwersten Gange, auf die städtische Polizei, um sein Wanderbuch visiren zu lassen.

Vorher noch schrieb er nach Steinach und bat die Seinigen, ihm poste restante nach Elbau zu antworten.

Was er vorhergesehen und gefürchtet, unterblieb nicht. Bevor er auf dem Amte befördert wurde, mußte er noch eine lange, strenge Verwarnung mit anhören, die ihn



vor verschiedenen Zeugen empfindlich traf, die er endlich doch als wohlverdient hingenommen und ohne Groll getragen haben würde, wäre nicht noch eine härtere Kränkung hinterdrein gekommen. Man schrieb nämlich in sein Wanderbuch, daß Vorzeiger Dieses sehr zu Schlägereien geneigt und bei seiner ungewöhnlichen Körperkraft ein gefährliches Subjekt sei. Dieser Fleck, auf seinen guten Ruf geworfen, machte ihn sehr unglücklich, doch war er zu stolz, eine Bitte dagegen anzubringen.

Er wanderte tief betrübt gegen Abend aus dem Thore. Als er sich draußen auf die große Straße wendete, die von K. nach Elbau geht, warf er noch einen Blick dem rechtsab führenden Seitenwege zu: „Dorthin sind sie heute früh gefahren und mein alter Still mit ihnen!“

---

### Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Intendant des Hoftheaters in Klein-Elbau befand sich eben zum Besuche bei seinem guten Freunde, dem Herrn Polizei-Direktor. Er war in sehr übler Laune, die zu beschwichtigen der lebensfrohe und geistvolle Oberbeamte sich Mühe gab. Theuerster Kammerherr, sprach der Polizeidirektor, wie können Sie sich doch immer noch von jeder Kleinigkeit aus dem Gleise bringen lassen? Seit länger als drei Jahren mit der Leitung der Bühne betraut, müßten Sie ja schon abgehärtet sein. Was ist's denn weiter? Geht es mit einem solchen Individuum durchaus nicht, so läßt man's laufen und ver-

schreibt ein anderes. Für Geld ist Alles zu haben, — und das Geld rechnet Serenissimus bei'm Theater um so weniger nach, als diese Unterhaltung die einzige Freude der Fürstin bildet.

Das verstehen Sie nicht, Freundchen. Für's recitirende Drama könnten Sie Recht haben, und darüber wächst mir auch kein graues Haar, aber mit der Oper, besonders mit den Tenoristen, steht es anders. Seit einer Reihe von Jahren wollen keine Tenore mehr wachsen, täglich werden sie seltener. Gelehrte, Aerzte, Naturforscher, Minister, Generale, Polizeidirektoren (entschuldigen Sie), so viel man braucht! Aber Tenoristen? Ihr unterthäniger Diener! — Gelingt es einem gemarterten Intendanten nun endlich, nach unermüdlichem Forschen eine schöne, starke Stimme zu acquiriren, und gehört diese unglücklicherweise einem ungeberdigen Bengel, den sein namenloses Glück übermüthig macht, der aus niedriger Sphäre plötzlich in den Besitz einer Gage gelangt, wie kaum ein hoher Staatsmann sie bezieht, dann ist das Unheil fertig. Sie reden von Entlassen? Wo denken Sie hin! Ich, einen Sänger entlassen, der sich mit seinen Halbstöhnen bereits in die Seelen unserer Damen eingesungen? Ich, unsern ersten Tenoristen entlassen? Nun, mir bliebe dann Nichts übrig, als mich aufzuhängen am letzten Stricke, den er selbst gedreht; denn Sie wissen vielleicht, daß er Seiler war, eh' er dramatischer Sänger wurde. Es muß zwischen gewissen vibrirenden Klängen des Tenor und zwischen gewissen weiblichen Organen irgend ein magnetischer Rapport Statt finden, dessen

Zusammenhang noch kein Physiolog entdeckt hat; es ist nicht anders denkbar, denn sonst wär' es unmöglich, daß übrigens gescheidte Weiber von dem geist- und oft gemüthlosen Singsang in konvulsivische Entzückungen gerathen könnten. Wie plump, wie dumm, wie ungeschickt, wie häßlich bisweilen ein solcher Brüllhals auftritt! Gleichviel, er singt, er siegt! Nun sehen Sie, Freundchen, da ich mit meinem Zuschuß von oben nicht immer zureiche, da ich auf gute Einnahmen spekulire, darf ich mir die Weiber nicht erzürnen; denn ich hege mehr oder weniger die Ansicht jenes berühmten Kanzelredners, der gefragt wurde, woher es käme, daß seine Reden, trotz ihrer dialektischen Kälte, ein so großes gemischtes Publikum anzögen? Wissen Sie, was er entgegnete? „Die jungen Mädchen müssen kommen, weil ich sie in der Kinderlehre über meine Vorträge examinire, um der jungen Mädchen willen kommen die Schuljungen, um der Schuljungen willen die Köchinnen, um der Köchinnen willen die Studenten, um der Studenten willen die Bürgerfrauen, um der Bürgerfrauen willen die Officiere, um der Officiere willen die vornehmen Damen.“ Bei mir fängt die Schlußfolge vom Ende an: um des Tenoristen willen und so weiter. Deshalb muß ich ihn halten, deshalb muß ich mir seine Impertinenzen gefallen lassen; deshalb bin ich außer mir, daß Sie den erbetenen Beistand versagen und gar Nichts thun wollen, das wilde Thier zähmen zu helfen.

Ihre Vorwürfe sind ungerecht, erwiederte der Polizeichef. Ich kann Nichts thun. Was soll ich mit dem Kerl

anfangen? Auf jede Ermahnung, auf jede Drohung giebt er zur Antwort: ich will fort! Soll ich ihn einsperren? das vermehrt ja nur seinen Trotz; denn er weiß, daß seine Gönnerinnen nicht ruheten, bis er auf Befehl der Höchsten im Triumphe entlassen würde.

Ich für meine Person, fuhr der Intendant fort, mache mir Nichts aus seinen Flegelcien, denn wie könnte ein Mensch ohne Bildung und Verstand mich beleidigen? In meinen Augen ist er ein musikalisches Instrument, dem der Himmel Nichts mitgab, als ein Paar hübsche Töne. Ebenso gut könnte eine Trompete oder eine Baßgeige mir Kränkungen zufügen. Ich verachte ihn; aber sein Benehmen gegen die Kollegen verursacht immer neue Verdrießlichkeiten und Klagen, die ich schlichten soll. Und das Unterpersonale hält es gar nicht um ihn aus. Da ist kein Requisiteur, kein Lampenputzer, kein Arbeiter, kein Friseur, kein Theaterdiener, den er nicht geschimpft, gestoßen, geschlagen hätte. Und die Schneider anlangend, will mir nicht Einer mehr in seine Garderobe hinein. Es wird dahin kommen, daß ich ihn werde mit eigenen Händen anziehen helfen. Und auch dann stehe ich nicht für einen Fußtritt, den er mir applicirt, dieser freche Schlingel, der vor zwei Jahren, wo ich ihn aus dem Chore in P. abholte, mir den Rockzipfel küßte und mich gnädige Hoheit titulirte. —

Das Gespräch wurde unterbrochen durch einen Schreiber aus dem Paßbureau, welcher mit wichtiger Miene eintrat, im Auftrage seines Commissairs dem

Chef ein kleines Büchlein zur Ansicht vorzulegen und anzufragen: ob dem Besitzer dieses Dokumentes der Aufenthalt in der Residenz zu gestatten sei?

Der Polizei-Direktor warf erst einen oberflächlichen Blick auf den Inhalt und schien ausdrücken zu wollen: muß der Pedant mich mit jeder Bagatelle belästigen und stören? Plötzlich aber spielte ein listiges Lächeln um seinen feingeschnittenen Mund, er las aufmerksam und wiederholentlich durch, was da geschrieben stand, und entließ den Schreiber mit dem Bedeuten: der Bursch möge warten, und er selbst solle in einer Viertelstunde wieder anfragen. Kaum waren sie allein, so wendete er sich zum Intendanten: das schlägt in Ihr Fach, Kammerherr. Hier haben wir einen wandernden Schneidergesellen, der Garderobier bei einer herumziehenden Truppe war, bei einer sichern Madame Waller, zuletzt in K. —

Die kenn' ich, unterbrach ihn der Intendant. Dort hab' ich unsere kleine Taube gefangen, die vorgestern mit so viel Glück debütierte. Und diesen Schneider muß ich loben. Ich fand Alles in bester Ordnung, wie man es nur bei solcher Umgebung fordern kann.

Nun also. Dieser Mensch ist von der Waller entlassen worden, weil er, wie es scheint, Händel angefangen. Von Seiten der Behörde wird er als mit außerordentlicher Leibesstärke begabt und deshalb gefährlich geschildert. Wie wär's, wenn Sie's mit Diesem versuchten?

Wie denn? Ich verstehe Sie nicht. Unser Etat ist vollzählig und der Obergarderobier braucht meines Wissens keinen Gehilfen.

So soll er Einen entlassen. Einen von denen, die sich nicht mehr zu Ihrem Tenor hineinwagen, weil sie sich vor Mißhandlungen fürchten. Und an dessen Statt soll er diesen — wie heißt das Ungethüm? — diesen Oswald Erhart aufnehmen. Vielleicht wäre dies der passendste Erzieher für unsern Robert le Diable! Wie gefällt Ihnen mein Vorschlag?

Entzückend! Hinreißend! Bitte, bitte, befehlen Sie, daß er vor Ihnen erscheine, damit wir ihn prüfen.

Nach wenig Minuten stand Oswald vor den beiden Herrn, weder verlegen, noch erstaunt über diese ungewöhnliche Citation.

Desto erstaunter zeigten sich Jene. Sie hatten einen ungehobelten, rohen Gesellen erwartet. Sie sahen einen wohlgezogenen, einnehmenden, bescheidenen Jüngling, von sanfter Gesichtsbildung.

Wie kommen Sie, — fragte der Polizei-Direktor, der sein barsches „Du,“ welches ihm schon auf den Lippen geschwebt, unwillkürlich wieder zurücknahm, — zu dieser verdächtigenden Klausel in Ihrer letzten Visa?

Es ist eine lange Geschichte, sagte Oswald, haben Sie Zeit und Lust, mein Geschwäg anzuhören?

Ohne Umstände; deshalb stehen Sie hier!

Der Schneider, mit freiem Anstande, einfach und aufrichtig, erzählte die uns bekannten Vorfälle. Es thut mir wirklich Leid, daß es geschehen ist, schloß er nach kurzem, gedrungenem Berichte, und ich sehe ein, wie groß mein Unrecht war. Auch hab' ich mir vorgenommen, in

Zukunft meine Stärke nie mehr auf ähnliche Weise geltend zu machen.

Das ist löblich, und ich glaube an den Ernst dieses Vorsazes. Deshalb will ich Sie hiermit dem Intendanten des hiesigen Hoftheaters bestens empfohlen haben. Vielleicht können Sie Etwas für den jungen Mann thun, Herr Kammerherr? — Und leise raunte er diesem in's Ohr: ich darf nicht weiter gehn; das Uebrige bleibt Ihrer Weisheit anheimgestellt.

Der Intendant beschied unsern Freund für morgen in's Magazin, wo er sich bei'm Obergarderobier melden sollte.

Dann wurde der Schreiber angewiesen, ihm die Erlaubniß zum Aufenthalte auszufertigen, und die Audienz hatte ein Ende.

---

Als Oswald das Polizei-Gebäude verließ, war er mit sich selbst noch nicht einig, ob er den halb und halb ihm dargebotenen Platz bei'm Hoftheater annehmen, oder ob er nicht lieber bei einem bürgerlichen Meister in Arbeit gehen würde? Der Gedanke an Schauspieler und Bühnenwirthschaft widerte ihn an. Meinen Still find' ich hier doch nicht wieder, meinte er; und dann wird's auch ein gewaltiger Unterschied sein, den Gehülfsen und unterwürfigen Dienstpäcksel zu machen, wo ich bei unserer Dicken gleichsam Herr und Meister spielte. Hingehen zum Obergarderobier und mich melden muß ich nun schon, das erfordert die Artigkeit; doch ob ich bei ihm eintrete, steht noch auf einem andern Blatte. Wenn

mir der Herbergsvater sonst eine hübsche Stelle in der Stadt nachweisen kann, — na, es wird sich ja zeigen. In jedem Falle will ich mich anständig präsentiren und deshalb vor allen Dingen meine guten Kleider von der Post holen. Sie sollen hier wenigstens gewahrt werden, daß ich nicht der liederliche Gesell bin, wozu mich die K.'schen im Wanderbuche gern gemacht hätten.

Das Packet war glücklich da. Er lösete es aus und trug's nach der Herberge. Wie er die Hofgasse entlang daherschritt mit seiner Last unter'm Arm, rollte ein fürstlicher Wagen, ausgediente Pferde vorgelegt, die ein grauköpfiger Kutscher in Livree mürrisch lenkte, langsam vorüber. Ein Glasfenster senkte sich herab, und von vier Mädchencöpfen, die im Innern des unförmlichen Kastens sichtbar wurden, bog sich der mit dem hübschesten Gesicht heraus und nickte ihm so lebhaft zu, als ob die Besizerin sich desselben entledigen, ihn abschütteln und zu ihm herab auf das Steinpflaster schleudern wollte. Kein Zweifel, dieser Kopf gehörte der Schauspielerin Emma Taube.

Donnerwetter! Also hier engagirt? Wirklich bei'm hiesigen Hoftheater, und der Herr Intendant, dem ich heute rekommandirt worden bin, hat sie der Mama Waller weggekupert! und sie scheint gar nicht stolz geworden als Hofschauspielerin und saß doch in einer Kutsche mit herrschaftlicher Livree? Ei, ei! — Na, morgen um zehn Uhr wird in's Magazin gegangen, zum Obergarderobier.

---



Man wüßte über den Ursprung der jetzt folgenden, für meines Helden Zukunft höchst einflußreichen Begebenheit so gut wie gar Nichts; ja es würde mir selbst unmöglich sein, dem Leser darüber Bericht zu erstatten — woraus, psychologisch betrachtet, eine fühlbare Lücke in Oswald's Biographie entstehen müßte, — wäre nicht glücklicherweise der Intendant, bevor er selbst mit dem Schneider ausführlich redete, auf die Idee gerathen, sich bei Emma Taube genauer nach ihm zu erkundigen. Nur durch diese ist nach und nach unter die Leute gekommen, was sonst unfehlbar hotheatralisches Amtsgeheimniß gewesen und geblieben sein würde.

Sie war, noch voll von der unerwarteten Begegnung ihres tapferen Bertheidigers, nicht wenig erstaunt, den stolzen Kammerherrn bei sich eintreten zu sehen und aus dessen Munde zu vernehmen, daß er ihres schneiderlichen Ritters wegen zu ihr komme. Auch ist nicht schwer zu errathen, daß sie, befragt, nur das Beste von Oswald sagte. Es that ihr wohl, ihren Busen dadurch von der Last einer Undankbarkeit zu befreien, die sie auf sich geladen zu haben vermeinte, weil sie K. verlassen, ohne dem Gefangenen ein Zeichen ihrer Anerkennung zu senden alles Dessen, was er, wenn auch heftig und übereilt, doch in edlem Sinne für sie gethan. Der Intendant nahm die dem Schneider gewidmeten Lobeserhebungen wohlgefällig entgegen; das Angenehmste schien ihm doch die Schilderung einer so riesigen Körperkraft verbunden mit regem Ehrgefühl zu sein. Ueber das Geschick für die Schneiderei und den Beruf eines

Kostümiere ging er leichter hinweg; als sei er davon bereits überzeugt, — oder als liege ihm daran sehr wenig.

Emma Taube, einerseits erfreut und beruhiget durch ihre Mitwirkung für Oswald's Ausstellung, hegte doch auch andererseits Besorgnisse, was der Herr Intendant denn eigentlich mit seinen Nachfragen beabsichtige, und zu welchem Zweck er einen Schneider suche, der in Faustkämpfen zu siegen pflege. Sie verhehlte ihre Befürchtung nicht, in bester Meinung dem guten Menschen üble Handel zugezogen zu haben, und dadurch wieder sah sich der Kammerherr veranlaßt, ihr einen Blick in seinen Plan zu vergönnen.

Wie günstig die Ausführung gelang, werden wir sogleich erfahren.

Oswald Erhart wurde zum „überzähligen Garderobe-Gehilfen“ angenommen. Der Obergarderobier zeigte sich trotz dieses eingestandenem Beiwortes so willig und freigebig, daß unser Schneider ein Narr gewesen wäre, hätte er nicht zugegriffen. Er empfing außer seiner Dienst-Instruktion noch eine besondere, nur für ihn entworfenene, die ihm bei verschlossener Thür vom Intendanten mündlich übertragen wurde. Der ersteren zufolge mußte er im Magazin arbeiten; schwierige Umänderungen, die nicht Jedem übergeben werden mochten, waren seinen sorgfältigen Händen anvertraut. Für die Ankleidezimmer sollte seine Beihilfe nur ausnahmsweise bei großen Opern, in welchen der Helden-Tenor Dumm-schrei beschäftigt war, in Anspruch genommen werden; — und hier begann die geheime Instruktion. Es ist

nicht genau zu ermitteln, wie weit dieselbe ging. So viel steht fest, daß Oswald sich anfänglich dagegen sträubte, weil er sie nicht vereinbaren zu können meinte mit seinen im Gefängniß durch eigene und Still's Thränen besiegelten Vorsätzen. Auch soll eine Berufung auf des Polizei-Direktors stillschweigend gegebene Zustimmung erforderlich gewesen sein, um ihn endlich zu bestimmen. Doch über all' diese Punkte besitz' ich keine zuverlässigen Vorlagen und erzähle nur Muthmaßungen nach.

Sämmtliche Gehilfen bewunderten Erhart's ausdauernde Geduld. Wo Jeder von ihnen zehnmal davon gelaufen wäre oder sich den Inspektor als Sukkurs herbeigerufen hätte, hielt der Neugeworbene lächelnd Stand, fügte sich auch den eigensinnigsten Forderungen des Herrn Dummschrei, gab jedem unsinnigen Begehren gehorsam nach, kletterte unermüdlich Treppe auf Treppe ab um eines anderen Gürtels, einer anderen Schärpe Willen, die, wenn sie herbeigeschafft waren, vom Sänger ebenso verächtlich zu Boden geschleudert, vom Schneider ebenso demüthig aufgelesen wurden, bis dann endlich ein Berg von Requisiten nutzlos aufgehäuft lag, damit die zuerst verworfenen Gegenstände an die Reihe kämen. Auch gegen Schmähungen und Schimpfwörter zeigte sich Oswald unempfindlich. Unzählige Esel, Ochsen, Schafsköpfe glitten an seiner Selbstüberwindung wie Schneebälle an einem warmen Ofen ab. Sogar Fußtritten, die bisweilen versucht wurden, stellte der unterwürfige Schneider Nichts entgegen, als ein rasches Ausweichen,

wodurch er freilich der Sache, nicht ihrer kränkenden Bedeutung entging. Bald wurde er Gegenstand verächtlichen Spottes. „Ist das ein Hasensfuß, ein feiger Waschlappen, der sich Alles gefallen läßt!“ äußerten die anderen Schneider; — „und scheint doch sonst ein strammer Kerl? Aber das hat kein Kurasch nicht!“

Auch dazu schwieg Oswald, schwieg und lächelte still: mein Tag wird schon anbrechen! Bis dahin redet, was Ihr wollt

Der Tag kam und lief in einen Abend aus, welcher einem schon längst von Rossini auf Donizetti herabgesetzten, italienische Oper liebenden Publikum den „Belisarius“ und in diesem Herrn Dummschrei zum ersten Male als „Almir“ brachte. Man erwartete ungeheuer viel, hauptsächlich vom beliebten „Zittern,“ in welches „Byzanz“ versallen werde, und zitterte in Verzückung schon vorher mit. Nun erinnerte dieser Phönix aller Tenore — (so hatte ihn eine Kritik getauft) — auch darin ein wenig an den fabelhaften Vogel, daß auch über seine Beine verschiedene Mythen und Sagen in Umlauf waren. Nicht, als ob er, wie Vogel Phönix, gar keine Beine besäße, wohl aber, daß die beiden, ihm von Natur aus mitgegebenen so schief sein sollten, wie einst der brummige Souffleur sie Bayard's Pagen anwünschte. Dergleichen läspelten leidenschaftliche Verehrerinnen seines Gesanges sich bekümmert zu und glaubten zum Theil daran, weil er jede Gelegenheit benützte, durch hohe Stiefeln, weite Beinkleider, lange Gewänder wo nur

irgend möglich den Schaden zu verdecken. Die Wahrheit lief ganz einfach dahin, daß seine Beine nicht schiefere waren, als die vieler anderen Seilergesellen, daß aber die durch ihn gemißhandelten Schneidergehilfen, um sich an ihm zu rächen, ihm die Wattirungen möglichst schlecht gemacht, und die Waden, so viel sich thun ließ, auf die Schienbeine gesetzt hatten. Oswald brachte des Tenoristen Fußgestell in Ordnung, zerriß mit fester Hand die Fäden der Kabale, stellte baumwollene Waden und Lenden in ihre anatomischen Naturrechte und war entschlossen, den kriegsgefangenen Sklaven Mamir so wohlgewachsen wie schneidermöglich vor Belisar's Triumphwagen zu spannen. Solche Beine, wie er heute trug, oder wie ihn trugen hatte Dummschrei nimmer an sich bewundert. Fünf Minuten blieb er vor dem Spiegel stehen, sich der glattliegenden, fleischfarbigen Trikots zu freuen und der süßen Täuschung hinzugeben, es sei seine angeborene Haut, die er zur Schau trage. Er fand sich schön. Gerechter Stolz hob seine klangreiche Brust. In diesem Augenblicke höchster Selbstzufriedenheit näherte sich Oswald mit dem grauen unscheinbaren Kittel, welcher beim ersten Austritt Mamir den neben ihm Gefesselten gleich stellen soll. Zornig warf Dummschrei das schlechte Gewand zu Boden und trat es mit Füßen. Was ist das wieder für eine Niederträchtigkeit, brüllte er, mir solche Lumpen vorzusuchen? Denkt Ihr, ich werde mich anziehen lassen, wie die Statisten? Ich bin erster Tenor! Mir gebührt Seide!

Aber Herr Dumm — . . .

's Maul halten; einen seidenen Rock will ich oder den rothen Sammtüberwurf mit der Goldstickerei.

Sie sind ja ein armer Gefangener . . .

Ich bin Hofsänger und erster Tenor! Marsch, hinauf in's Magazin!

Das darf ich nicht, ich werde den Herrn . . .

Was darfst Du nicht, elender Schneider, wenn ich befehle? Wirst Du gleich den Sammtüberwurf bringen?

Nein, das wäre Unsinn!

Ich frage Dich zum letzten Male, Lümmel, wirst Du? Nein, Herr!

Du widersprichst mir? — und der angebetete Künstler schlug den Schneider in's Gesicht.

Ueber Oswald's Züge flog mit diesem Schlage zugleich ein Blitz der Freude. Ehe noch der nach Sammt und Seide Trachtende zum zweiten Schlage ausholen konnte, ward er von zwei mächtigen Händen an beiden Schultern so fest ergriffen, daß der Athem ihm ausblieb und die Rede seines Mundes erstarb. Dann hob ihn der Schneider in die Höh' und hielt ihn ein Weilchen sich über's Haupt empor, daß Alle ihn sehen konnten. Dieses Schweigen herrschte im Ankleidezimmer, und aus den benachbarten Thüren staunten bewundernde Gesichter.

Geschlagen hat er mich, sagte Oswald sehr ruhig, in's Gesicht geschlagen; Sie sind Zeugen. Ich habe mir seit einem Monat viel gefallen lassen, aber Ohrfeigen stehen nicht auf meinem Stat.

Darauf trug er ihn bis vor den langen Garderobentisch, der eine Wand einnahm. Dort setzte er ihn unsanft

nieder, daß die Tischplatte krachend zerbrach und Alamir bis an die Hüften in die darunter befindliche Schublade einsank.

Ein Resonanzboden ist durch, sprach Oswald freundlich; ob der hölzerne, ob der knöcherne, ob gar beide, das muß sich erst zeigen.

Der Sänger war todtenbleich. Loslassen! stöhnte er bittend.

Nicht eher, als bis wir im Reinen sind. Erst müssen Sie Besserung versprechen, und damit Sie das können, will ich Ihnen so viel Lust lassen, als zum Athemholen nöthig ist. Werden Sie wieder schlagen?

Nein!

Wieder mit Füßen stoßen?

Nein!

Wieder unnützerweise die Leute quälen, die voll Bereitwilligkeit Ihnen Dienste leisten und Geduld haben mit Ihrem Uebermuth und Ihren Narrheiten?

Nein! — Loslassen!

Noch nicht. Erst hören Sie, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Sie haben geschlagen, haben im fürstlichen Hause den Burgfrieden gebrochen? Wenn ich Sie verklagen wollte, ging's Ihnen schlecht, und all' Ihre Singerei sänge Sie nicht heraus. Ich habe nicht wieder geschlagen, habe nur einen gesetzten Mann aus Ihnen gemacht; werden Sie das bleiben? Werden Sie sich von heute betragen, wie sich's gehört?

Ja!

Auf Ihr heiliges Wort? Vor diesen Zeugen?

Auf mein heiliges Wort. Nur loslassen, — sonst kann ich heute nicht singen.

Und auch ohne Widerrede den grauen Kittel anlegen, den Sie vorhin mit Füßen traten?

Ja doch, nur her damit!

Gut, so will ich Sie wieder auf Ihre Füße stellen.

Der Schneider nahm seinen Tenoristen vorsichtig aus der Bersenkung heraus und lösete sorgfältig einige hölzerne Splitter von ihm ab. Auch unterschiedliche im Schubkasten aufbewahrte Ordensketten und Sterne, ursprünglich bestimmt, auf einem entgegengesetzten Plaze zu prangen, die mit des Künstlers fleischfarbenem Trikot in unfreiwilligen Zusammenhang gerathen waren, brachte Oswald wieder in sicheren Gewahrsam. Es ging nicht ganz ohne Schmerzen ab, doch Dummschrei klagte nicht. Wie ein artiges Kind ließ er sich handhaben. Etwaige rothe Tropfen, die sich an der gefährdeten Stelle zeigten, wurden durch eine verdoppelte Lage von Baumwolle aufgesaugt. Der Blutverlust schien wie ärztlich verordnete Schröpfköpfe auf den Hitzkopf zu wirken. Er war die Sanftmuth in Person und sang seinen Allamir zum Erstaunen. Aus der Hofloge sendete man ihm Botschaft: so reizend sei sein Vortrag noch nie gewesen, mit so viel Mäßigung habe er seine herrlichen Mittel noch nie beherrscht, so innig die sanften Passagen niemals wiedergegeben.

Oswald stand hinter den Coulissen und empfing von



Jedem, der in seine Nähe kam, stumme Huldigungen. Wäre Donizetti zugegen gewesen, man hätte ihm als Maëstro nicht größere Ehrfurcht beweisen können.

Als der Intendant, der die Freundlichkeiten des Hofes mit bittersüßem Gesicht bestellt hatte, bei Oswald vorüberging, sagte er, die Augen auf einen anderen Punkt gerichtet, ganz leise: Bravo, Erhart, das heiß ich handeln wie ein Mann! und gab dadurch zu verstehen, daß der Vorgang ihm bereits gemeldet sei.

Von diesem Abend wurden Tenorist und Schneider die besten Freunde. Dummschrei suchte Oswald's Umgang, und Dieser, des verzogenen Glückskindes Gutmüthigkeit aus allen Ungebührlichkeiten doch herausführend, war unvermögend, seine eigene Gutmüthigkeit dagegen zu verschließen. So begab sich denn zu nicht geringem Erstaunen des vornehmen Hoftheaterpersonals, daß Beide häufig Arm in Arm die Garderobe verließen, um in irgend ein abgelegenes Wirthshaus mit einander zu gehen.

Oswald übte auf den bisher unbändigen, geistesarmen Sänger eine wohlthätige Gewalt, indem er sein Uebergewicht zum Gedeihen der Anstalt benützte. Wollte die Intendanz eine Oper mehr als gewöhnlich in der Woche geben, war ein Rollenstreit beizulegen, handelte es sich um Beschleunigung bei'm Einlernen neuer Partien, — immer wendete sich der Kammerherr an den Schneider, damit, wie er höchst vergnügt zum Polizeidirektor sagte, dieser Kornak unseren Elephanten lenke!

Ein Freundschaftsbündniß kann nur dann auf beide

Theile günstig wirken, wenn Beide Etwas zu geben haben. So lange der Schneider mit dem Souffleur verkehrte, empfing er von Diesem Belehrung, geistige Anregung und gab anhängliche Empfänglichkeit, jugendliche Wärme, belebende Frische der Anschauung, Dabei gewannen beide Theile. Jetzt, wo der Tenor sich an ihn hing wie ein gezüchtigter Pudel, und wo Oswald, allein und ohne anderen Umgang, vielleicht mit einem noch unbedeutenderen Gesellen vorlieb genommen hätte, aber doch die Leerheit dieses nur im Besitz von neun Tönen reichen, sonst langweiligen Menschen empfand, jetzt blieb ihm weiter Nichts übrig, als mit diesem neuen Freunde die Kneipe zu besuchen. Allein mit ihm auf seinem Zimmer, wie er so gern in die Nacht hinein Still's humoristische Ergüsse vernahm, würde ihn hier die Nichtigkeit der Gespräche getödtet haben. Er fügte sich also den allabendlich an ihn ergehenden Aufforderungen. Und weil er als Schneidergehilfe unpassend fand, die Gastzimmer moderner Hôtels zu besuchen, und weil Dummschrei, dem diese in der Eigenschaft eines großen Künstlers wohl zugänglich waren, sich daselbst nicht „in seinem Klima“ fühlte, so wanderte das Pärchen auch bei Sturm und Regen nach der Vorstadt hinaus, in das elendigste aller kleinen, schiefgiebeligen, schindelbedachten, sich vor jedem Gaste verneigenden, einsturzdrohenden Wirthshäuselein „Zum Maulbeerbaum.“

Wie Dummschrei dahin gelangte? Wie er diesen Ort kennen lernte? Sehr einfach!

Trotz der enormen Gage, die er sich er—schrieen, und

welche seine früheren Einkünfte als Seilergesell, später als Chorist um das Dreißigfache überstieg, lernte er doch nie auskommen, steckte immer in Schulden, weil er, wie ein Kind, Alles zusammenkaufte, was ihn durch Glanz oder glatte Formen lockte, dabei furchtbar betrogen wurde, Vorschüsse aufnahm, Verschreibungen gegen hundert Procent und mehr ausstellte und sich dann genöthigt sah, für Spottpreise wieder zu verkaufen oder zu versetzen, was ihn gestern noch freute, was ihm heute schon gleichgültig war. Durch derlei Negotien war er denn auch mit dem Inhaber, vielmehr Pächter jener Kneipe zum Maulbeerbaum bekannt geworden. Herr Zachäus machte Geschäfte jeder Gattung — die honesten ausgenommen. Er war emsig als Pfandleiher, Bucherer, Kuppler, Bankhalter, vermochte aber bei all' seiner Vielseitigkeit nicht recht auf einen grünen Zweig zu kommen. Seine Gäste fangen zwar bisweilen, wenn ein besonders seiner Punsch sie über manche (nicht zufällige) Geldverluste getröstet, den veralteten Burschenchor:

Herr Zachäus, Herr Zachäus

War ein treuzfideler Mann.

Er stieg auf einen Maulbeerbaum &c.

Doch das half ihm nicht empor, wenigstens nicht dem äußeren Anscheine nach. Er blieb der im Dunkeln schleichende, kein Mittel verschmähende, dennoch armseelige Kommerciant. Vielleicht, weil der Satan des Spieles ihm keine Rast gönnte und ihn antrieb, was er innerhalb seiner niederen Spelunke mit Eöffeln zusammengeschartt, in vornehmer ausgestatteten Räumen mit

Scheffeln wieder zu verlieren. Es waltete, so zu sagen, kein rechter Segen auf seinem redlichen Fleiße.

Die Gesellschaft, die sich im Maulbeerbaume zusammenfand, behagte dem Tenoristen vorzüglich deshalb, weil sie ihn ohne Bedenken für den bedeutendsten Theilnehmer anerkannte und ihm jegliche Auszeichnung erwies. Dort durfte Dummschrei sich gehen lassen und brauchte nicht zu fürchten, daß seine ungeschlachten Sitten, als mit seiner künstlerischen Stellung nicht im Einklang stehend, getadelt werden dürften. Er gab sich dort, wie in seines Vaters Hause, herzlich froh, jedes geselligen Zwanges überhoben zu sein. Desto unheimlicher fühlte sich Oswald. Dieser hatte Besseres kennen gelernt und sehnte sich danach. Der Unmuth trieb ihn bisweilen an die Karten, und er stand einige Male in Gefahr, dem Spielgelüst zu verfallen. Doch sein guter Geist, der ihn schon zwei Teufeln aus den Klauen gewunden, verließ ihn auch bei'm Dritten nicht und bediente sich dazu eines seltsamen Vermittlers.

Herr Zachäus, der sonst alle Künste hervorsuchte, seinen Gästen Karten in die Hände zu spielen, machte bei Oswald eine Ausnahme. Seitdem der Vatername des jungen Mannes vor ihm genannt worden, hatte er demselben vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt und den lebhaftesten Wunsch gezeigt, ungestört und ungehört mit ihm zu plaudern. Da sich dies nur dann ausführen ließ, wenn die andern Gäste bei'm Spiele waren, so wendete Zachäus seine Bemühung darauf, den Schneider vom Spiele abzuziehen und ihn in Gespräche zu verwickeln;

dies gelang, weil der Wirth, klüger und beredter, als die Stammgäste des Maulbeerbaumes, Oswald zu fesseln verstand; und da dies gerade in jene Tage fiel, wo Langeweile zum Spiele getrieben hatte, so traf es sich günstig für unsern Helden. Die rasch auflohernde Spielwuth verbrauchte ebenso rasch, und er begnügte sich mit der Unterhaltung des Wirthes. Aber, obgleich Oswald, wie wir ihn kennen, nicht auf den Kopf gefallen war, bedurfte es doch geraumer Zeit, bis er entdeckte, daß der schlaue Zachäus nicht mit ihm redete, sondern ihn reden machte, daß er ihm auf die harmloseste, theilnehmendste Weise alle heimischen Verhältnisse abfragte, über Vater, Mutter, Geschwister, über Barteloni und dessen Reichthum, über Graf Steinach und dessen Sohn, über Alles, was Oswald heimathlich berührte, die genauesten Erkundigungen einzog. Wäre nicht bei Gelegenheit eines aus Steinach eingegangenen Briefes, von dessen Empfang der zärtlich-gesinnte Sohn freudig sprach, die Neugier des sonst vorsichtigen Fragers zu heftig geworden, so hätte Oswald vielleicht noch lange keinen Argwohn geschöpft. Diesmal ging Herr Zachäus zu weit und verrieth, daß es nicht sowohl Theilnahme sei, die er geheuchelt, um das junge Blut vom verderblichen Spiele abzuziehen, sondern daß er andere Gründe haben müsse, die ihn bei ihren Zwiegesprächen immer auf die Erhart'sche Familie und Alles, was damit in Verbindung stand, hinführten. Oswald wurde mißtrauisch und zog sich von dem Zudringlichen zurück.

Wenn er mit Dummschrei darüber sprach und sich

gegen den Besuch des Maulbeerbaumes auflehnte, wurden seine Einwendungen stets mit den Worten aus dem Felde geschlagen: Ei was, den Kerl braucht man oft. Er ist auch nicht so übel, und mir zu Liebe kannst Du immer mitgehn. Du spielst ja ohnedies nicht mehr; Dir ist's gleich, wo Du Dein Gläschen trinkst.

Gewohnheit trug das ihrige bei. Als erst der Sommer wieder in's Land guckte, war es im Gärtchen des Maulbeerbaumes — der in Wahrheit durch eine schöne Linde, dem Volksliede nach: „oben breit und unten schmal,“ vertreten wurde — ganz behaglich. Oswald, dessen Geschicklichkeit viel benützt wurde und ihm mannigfaltige, einträgliche Beschäftigung brachte, sah zuletzt den abendlichen Gang nach der Vorstadt wie eine erwünschte Erholung an, ohne sich weiter um den Ruf der Kneipe zu grämen, noch sich viel mit dem Wirth einzulassen.

Doch der ungleiche Freundschaftsbund mit dem Tenoristen, unter so feindlichen Auspicien geschlossen, nachdem er länger angehalten, als zu erwarten gewesen, sollte brechen. Das kam so.

Die künstlerische Vorhersagung des bühnenkundigen Souffleurs ging in Erfüllung. Emma Taube hatte binnen einiger Monate zu einer theatralischen Berühmtheit sich hinaufgeschwungen, die, obgleich sie dem stets hintangesetzten recitirenden Drama gehörte, doch beinahe jene des ersten Tenoristen erreichte und sich — zum Theil aus Opposition gegen die Umgebungen des Hofes — noch lauter kund gab.

Was war natürlicher, als neidische Befürchtungen des verwöhnten Sängers, der, wie alle Emporkömmlinge, neben unverständigem Hochmuth kleingläubige Verzagtheit hegte und den Kranz schon wieder zu verlieren wähnte, welchen die blinde Göttin gerade ihm gewunden und „ohne Wahl, ohne Billigkeit“ auf den flachen Schädel gestülpt. Von eifersüchtigem Neide jedoch, wenn er einem jungen Mädchen gilt, ist bei jungen Männern nur ein Schritt zum „Verliebtwerden.“ Der erste Helden-Tenor des Hoftheaters fand seiner Würde angemessen, der ersten Schauspielerin im Fache jugendlicher Heldinnen den Hof zu machen.

Weil er aber auch darin ungeschickt, verlegen und deshalb blöde, wo nicht blödsinnig war, und weil er, vielleicht in Erinnerung an sein ehemaliges Gewerbe als Seiler, rückgängige Bewegungen machte, die nicht zum Ziele führten, so nahm er die Unterstützung des Schneiders, seines Freundes, in Anspruch, den Emma durch freundliche Aufmerksamkeit fortdauernd auszeichnete.

Wie dieser sich eines Auftrags von so zarter Natur entledigte, werden wir bald erfahren.

---

### Vierunddreißigstes Kapitel.

Die jugendliche Künstlerin hatte sich mit der ihrem Geschlechte eigenen Umsicht leicht in ihre neue glückliche Lage gefunden. Sie lebte häuslich eingerichtet in einer

allerliebsten Wohnung, worin natürlicherweise das der Unvermählten nothwendigste Hausgeräth: „eine Theatermutter“ als Anstands-Dame nicht fehlen durfte. Auch darin war ihr das gute Glück besonders günstig gewesen, denn es brachte ihr eine disponible Mutter zu, welche sich mit einiger Wahrscheinlichkeit rühmen durfte, die Wittwe oder etwas dergleichen von einem unbestimmten Baron des heil. römischen Reichs zu sein.

Sprechen Sie nur mit der Baronin! — Ich weiß nicht, ob die Baronin noch bei Kasse ist. — Die Baronin wird das mit Ihnen abmachen! —

Solche Drafelsprüche nahmen sich gar nicht übel aus im Munde eines Wesens, dem erst vor einem Jahre Madame Waller gütig gestatten wollte, sich bei ihr als Miranda in Rozebue's Bayard „zu versuchen,“ und welches jetzt als Julia die schmachkende Männerwelt einer kunst sinnigen Residenz wie ebenso viele unberücksichtigte „Grafen Paris“ verschmähen durfte.

Bekanntlich hat Angelika Catalani einem Regenten, der sie huldreich fragte, warum sie aus so vielen Anbetern gerade Herrn von Balabregue zu ihrem Gatten erwählte, die ebenso geistvolle als bescheidene Antwort ertheilt: Sire, er war der Erste, der mir von Heirath sprach. Vielleicht schwebte Herrn Dummreich, ohne daß ihm jene liebenswürdige Replik bekannt war, eine Ahnung vor, daß die Gage der ersten Schauspielerin sich nicht schämen dürfe, mit der Gage des ersten Tenoristen vor den Altar zu treten, daß sie sich vielmehr durch ein solches Anerbieten geehrt fühlen werde. Zärtliche



Gespräche, sagte er zu Oswald, bring' ich nicht zu Stande, mit ihr am Allerwenigsten. Den andern Frauenzimmern läßt sich zur Noth Etwas sagen, aber die Taube sieht Einen gleich so kurios an, wenn man auf sie losgeht, und dann ist die langweilige Baronin gleich dazwischen, die versezt mir den Athem. Weißt Du was, Erhart; Du hast Dich für sie geschlagen, Du bist überhaupt nicht schüchtern, Du kannst meinen Brautwerber spielen und ihr die Sache maulrecht machen. Zweitausend und Sechstausend machen zusammen Achteausend. Und wenn ich erst verheirathet bin, werd' ich auch das Geld zusammen halten. Aber die Baronin muß fort; das ist die erste Bedingung.

An einem Sonntage, nach der Kirche, rüstete sich Oswald zu dem schwierigen Besuche als Brautwerber. Das Dienstmädchen, einen in allgemeiner Achtung stehenden Garderobe-Gehilfen in ihm erkennend, machte keine Schwierigkeiten und ließ ihn ohne Weiteres vordringen bis an die Thür der Baronin, denn nur durch deren Zimmer ging der Weg zu Emma für Alle, die nicht durch's Fenster oder durch den Schornstein ihr Heil versuchen wollten.

Er klopfte ausdrucksvoll.

Nur herein, wenn's kein Schneider ist! lautete von innen der Freifrau Bescheid, welche zwar mit ihrer Mantille zugleich eine gewisse Verbrämung „vornehmer dehors“ umzulegen verstand, daheim in ihren vier Pfählen jedoch sich keinen Zwang anthat und durch manches ehrliche Bürgerwort die vormalige Haushälterin ihres

unbestimmten Barons zu verrathen pflegte. Nur herein, wenn's kein Schneider ist! Sie hatte diese Phrase so häufig vom Seligen vernommen, der weise Gründe haben mochte, Schneider und deren Rechnungen nicht einzulassen.

Dann muß ich draußen bleiben, entgegnete Oswald durch die Thür, weil ich das Unglück habe, ein Schneider zu sein.

Entrez, quand même — rief die Baronin, die sich eiligst auf's hohe Pferd schwang und bereits fest im Sattel saß, als Oswald die ihm ertheilte Erlaubniß benützte.

Sein Wunsch, Demoiselle Taube, der er eine wichtige Mittheilung machen wolle, unter vier Augen zu sprechen, wurde ungnädig aufgenommen und ohne Weiteres mit der Versicherung abgeschlagen, daß Emma keine Besuche, als in Gegenwart ihrer Mutter empfangen.

Ich glaube, sagte Oswald, sie wird geneigt sein, bei mir eine Ausnahme zu machen. Deshalb dring' ich darauf, daß sie von meiner Anwesenheit in Kenntniß gesetzt werde. Ich will ihr selbst die Bitte um ein Gespräch ohne Zeugen vorlegen.

Ich finde Sie unverschämt, rief die Baronin, für einen Menschen von Ihrer Extraktion. Vergessen Sie doch nicht, daß Sie ein Schneider sind.

Darüber lachte Oswald, anstatt sich zu ärgern, so laut, daß Emma aus ihrem Boudoir, wo sie eben ihre Jungfrau von Orleans für diesen Abend repetirte, hervorstürzte und zurecht kam, um die fast darnieder gelachte und erschreckt taumelnde Adoptiv-Mutter aufzufangen.

Sie sind es, Erhart? Was habt Ihr denn miteinander, daß es hier gar so lustig zugehe?

Lustig? nun ich muß gestehen, lustig find' ich es nicht, wenn Schneidergesellen sich so weit gegen Baronessen vergessen. Ich verlange reparation d'honneur; dieser polisson muß sogleich mein Zimmer verlassen.

Das wird er um so lieber thun, versicherte Oswald, sich seines ernstestn Auftrages erinnernd und dabei ernsthaft werdend, wenn Demoiselle ihm erlauben will, ihr in das ihrige zu folgen. Ich habe mit ihr allein zu reden, und zwar von wichtigen Dingen.

Emma sah ihn groß an: Wichtig? Für wen? Für Sie selbst? Dann steh' ich zu Diensten.

Für mich weniger, obgleich auch mich . . . doch davon später. Zunächst ist mein Auftrag wichtig für einen Dritten, vielleicht auch für Sie.

Kind, Sie werden doch dem Flegel nicht den Willen thun und mir ein Dementi geben, brummte die Baronin.

Der Flegel, wie Sie ihn nennen, liebe Baronin, hat sich das Dementi gegeben, für mich zwei Mal in's Gefängniß zu gehen, ohne auch nur ein freundliches Wort dafür zu verlangen. Er hat mich, da ich noch ein unbedeutendes, verlaufenes Mädchen schutzlos in der Fremde stand, aus schmachvoller Gefahr befreit. Es würde mich sehr beglücken, wollt' er mir jetzt ein Mittel an die Hand geben, ihm zu beweisen, wie dankbar ich ihm bin, wie sehr ich ihn achte. Uebrigens, Baronin, bin ich Herrin meines Willens und brauche nicht Ihre Erlaubniß, zu empfangen wen mir gut dünkt. Folgen Sie mir, Erhart!

Wir lassen die Baronin mit ihrem Aerger allein, hoffend, sie werde sich durch einige Prisen „doppelten Mops“ zu kalmiren suchen, und schleichen ohne Umstände dem schönen Paare nach, in's niedliche Schlafgemach einer Schauspielerin.

Emma warf sich in halbliegender Stellung auf ein Mittelding von Sopha und Sessel, ließ den Schneider sich gegenüber Platz nehmen und flüsterte dann, — kaum hörbar: ich höre! Denn seitdem sie sich mit ihm allein befand, war eine Veränderung bei ihr eingetreten, die Oswalden nicht entging, und für deren Ursache er sich selbst halten mußte, was ihn verlegen machte. Deshalb schwieg er für's Erste, versenkt in den Anblick so vieler seit R. zur Blüthe entwickelter Knospen.

Emma sah sich zu beginnen genöthiget: Welches wichtige Geschäft führt Sie zu mir?

Sie that diese trockene Frage ein wenig spöttisch, auf eine stotternde, ausweichende Antwort gefaßt, und erstaunte sehr, die im wirklichen Geschäftstone ausgesprochene Erklärung zu vernehmen: ich komme als Brautwerber!

Auf Alles war sie gefaßt, was eine lang gehegte, lang gefesselte Leidenschaft herbeiführen könnte, — aber eine so prosaische, ungeschickte, plumpe Handhabung zärtlicher Geständnisse ging über ihre Fassung, so wie es über ihre Fassungskraft ging, daß ein Mensch von Erhart's Haltung und Verstande wie ein alberner Spießbürgersohn mit der Thür in's Haus fallen, etwas Unmögliches von ihr begehren möge — von ihr, die das Mögliche

zu erfüllen beinahe entschlossen war, als sie ihn sich gegenüber sitzen hieß. Hätte sie sich getäuscht? Wäre ihr schöner Ritter von der Scheere nur schön und stark? Logen seine Augen, und war er dumm?

Als Brautwerber? wiederholte sie mechanisch, nach langem, nachdenklichem Schweigen; Sie, als Brautwerber? Für wen?

In diesen letzten zwei Silben lag noch der Keim eine Ehrenrettung für Erhart's Verstand. Ob er aufgehen werde? das erwartete Emma besorgt. Sie wünschte, — sie fürchtete es. Denn wenn der Schneider für einen Anderen warb? . . .

Für wen? sprach Oswald, für wen? Und schon in dem Gewicht, welches er auf dieses „wen“ legte, war der Sinn seiner Antwort ausgedrückt. Halten Sie mich für wahnsinnig? Der Schneidergeselle Oswald Erhart meinen Sie, sollte sich erkühnen . . . ach, das ist nur Scherz. Ich komme im Auftrage unseres berühmten Tenoristen, der mich seit einem gewissen heiteren Auftritt in der Garderobe durch seinen vertrauten Umgang ausgezeichnet. Er ist sterblich verliebt in unsere erste Schauspielerin. Weil er aber zu viel Sänger ist, um ein guter Redner zu sein, weil die Liebe ihn schüchtern macht, weil er voraussetzt, daß Sie mich, einen ergebenen Diener und Bekannten aus früherer Zeit, nachsichtig anhören würden, deshalb hat er mich abgesendet, Ihnen sein Herz und seine Hand zu Füßen zu legen.

Emma erhob sich ernst und kalt von ihrem Ruhe-  
bette, mit der Würde, die sie trotz jugendlicher Mädchen-

haftigkeit auf der Bühne anzunehmen wußte, wenn sie Groll und Geringschätzung ausdrücken wollte: Sagen Sie Ihrem Freunde, ich bin ihm dankbar hauptsächlich dafür, daß er mir die Unannehmlichkeit erspart, ihm selbst und persönlich mein Bedauern auszudrücken über die Verschiedenheit unserer Empfindungen. Ich fühle durchaus Nichts für ihn, als was alle seine Hörer fühlen: daß er eine Tenorstimme besitzt, und dies Gefühl genügt nicht, ihn zu meinem Gatten zu machen. Es ist sehr gütig von ihm, meine entschiedene Weigerung durch einen Dritten in Empfang zu nehmen. Sehr gütig von Ihnen, daß Sie sich bereit finden ließen, dieser Dritte zu sein. Sie befreien mich dadurch zugleich von einer — wie sich's nun zeigt — ebenso unnützen als eiteln Besorgniß, die Ihr Kommen mir erweckte, und die mich besonders deshalb ängstigte, weil ich mir nicht Kraft genug zutraute, einem vielleicht ungestümen Geständnisse gebührende Gleichgültigkeit entgegen zu stellen. Ich täuschte mich, das ist vortheilhaft für uns Beide — und ich wüßte nicht, was wir uns jetzt noch zu sagen hätten.

Ein heftiger Sturm schien während dieser Worte in des Mädchens Brust zu toben, den jedoch nur das Zucken halbgeschlossener Augenlider und des Busens Bewegung verrieth.

Dswald sah deutlich und klar. Doch auch ihm gelang es, Ruhe heuchelnd, sich zu beherrschen. Nicht als ob dies unerwartete Geständniß ihn gleichgültig gelassen? Es erweckte reizende Bilder in ihm, unter anderen Verhältnissen wohl geeignet, ihn zu erimuthigen,

Holtei, Ein Schneider. II.

daß er den schon durchgerissenen Faden wieder auffasse und eiligst anknüpfe! Aber sein Edelmuth vergaß nicht, in welcher Absicht, in wessen Namen er sich hier eingefunden, welches Vertrauen der Sänger ihm gegönnt, welche Entscheidung er ihm an's Herz gelegt.

Wenn sie seinen Heirathsantrag zurückweist, darf ich unmöglich ihr Liebhaber werden wollen! So ungefähr klang die Stimme der Ehre in dieses Schneiders Brust.

Ich werde meinem Freunde das traurige Nein überbringen.

Sprach's — verneigte sich —, und sie schieden, ohne daß ihre Augen sich noch einmal trafen.

---

Dswald würde sein hochherziges Entsagen nicht bereut haben, wäre Dummschrei durch Empfang des vorsichtig dargereichten Korbes niedergeschlagen, wär' er betrübt gewesen. Da dieser die Sache jedoch leicht und gleichgültig nahm, sogar äußerte: will die Taube eine dumme Ente sein und ihr Glück nicht schätzen, so mag sie laufen! — da mußte der allzu diskrete Vermittler sich wohl eingestehen, daß ein solcher Freund solche zarte Rücksichten nicht verdiene.

Und es kamen Stunden, wo der Schneider seine Arbeit, seine Anstellung bei'm Hoftheater, seinen Aufenthalt in Elbau, sein Freundschaftsbündniß, seine Rolle als Vertrauter zum Henker wünschte, wo er gern die

schnupfende Baronin noch einmal aus dem Wege gelacht und den Eingang zu Emma's Kämmerlein ertroßt hätte.

Dergleichen Stunden, je häufiger sie ihn beunruhigten; desto entschiedener bereiteten sie den Entschluß in ihm vor, wiederum sein Bündel zu ergreifen und abermals ein Stück in die Welt hinein zu rennen. Dummschrei wurde ihm täglich lästiger. Täglich sank der sogenannte Freund im Werthe, täglich stieg die Sehnsucht nach dem wirklichen, nach dem alten Souffleur, oder doch nach einem Menschen, der diesem gleiche. Ein scheinbar gleichgültiges Ereigniß vereinte sich mit Oswald's Stimmung, ihm ein längeres Bleiben zu verleiden. Der Wirth zum Maulbeerbaum, Herr Zachäus, hatte sich plötzlich entfernt, ohne seinen Stammgästen vorher davon Mittheilung zu machen. Sie fanden an seinem Plaze eines Abends den neuen Pächter, der das Ganze, wie es ging und lag, übernommen hatte und von seinem Vorgänger nur zu berichten wußte, daß dieser in seine Heimath zurückgekehrt sei. Dadurch zerstob denn der Kreis der dort Versammelten, was freilich ein Gewinn für Oswald dabei aber auch ein neuer Schnitt in das schon lockere Band zwischen ihm und dem Sänger wurde. Der Letztere sah sich genöthiget, eine andere Kneipe aufzusuchen, in welche der Schneider aus hundert Gründen mitzuziehen verweigerte. Er gab den ganzen bisherigen Verkehr mit leichtem Herzen auf; — dennoch fehlte ihm Etwas, nachdem er es gethan. Und als nun gar Emma, wenn er sie auf der Bühne oder auf der Straße ehrerbie-



tig grüßte, sich fremd und kalt von ihm abwendete, — da wurde diese Stadt ihm unausföhllich, und er reichte auf zierlich beschriebnem Kanzlei-Papier sein Gesuch um Entlassung aus dem fürstlichen Dienste ein.

Der Intendant jammerte wohl: wer wird mir mein Ungethüm bändigen, Erhart, wenn ich Sie nicht mehr habe? Doch Oswald erwiederte ehrlich: Herr Kammerherr, meine Gewalt über den geht zu Ende, unsere Freundschaft hängt nur noch an einem dünnen Unterfütter.

Wie dünn dieses gewesen, zeigte sich bei'm Abschiede. Dummschrei verrieth nicht die mindeste Betrübniß über die Trennung von Oswald. Vielleicht war er bei all' seiner Eitelkeit nicht ohne Argwohn wegen Emma Taube.

Auf der Polizei schrieben sie dem Reisenden, nach des Direktors ausdrücklichem Befehl, unter die verhängnißvolle Bemerkung des K.'schen Magistrats mit Frakturbuchstaben: „Hat sich in hiesiger 2c. 2c. Residenz tadellos und musterhaft betragen.“

In gleichem Sinne lautete das ehrenvolle Zeugniß der Theater-Intendanz, welche außerdem Oswald Erhart als ausgezeichneten Arbeiter und vortrefflichen Schneider anpries.

Am ersten Oktober des Jahres Achtzehnhundert vierundvierzig begab sich unser Held wieder auf die Wäanderschaft.

**Ende des zweiten Bandes.**

# Ein Schneider.

Roman in drei Bänden

von

Karl von Holtei.

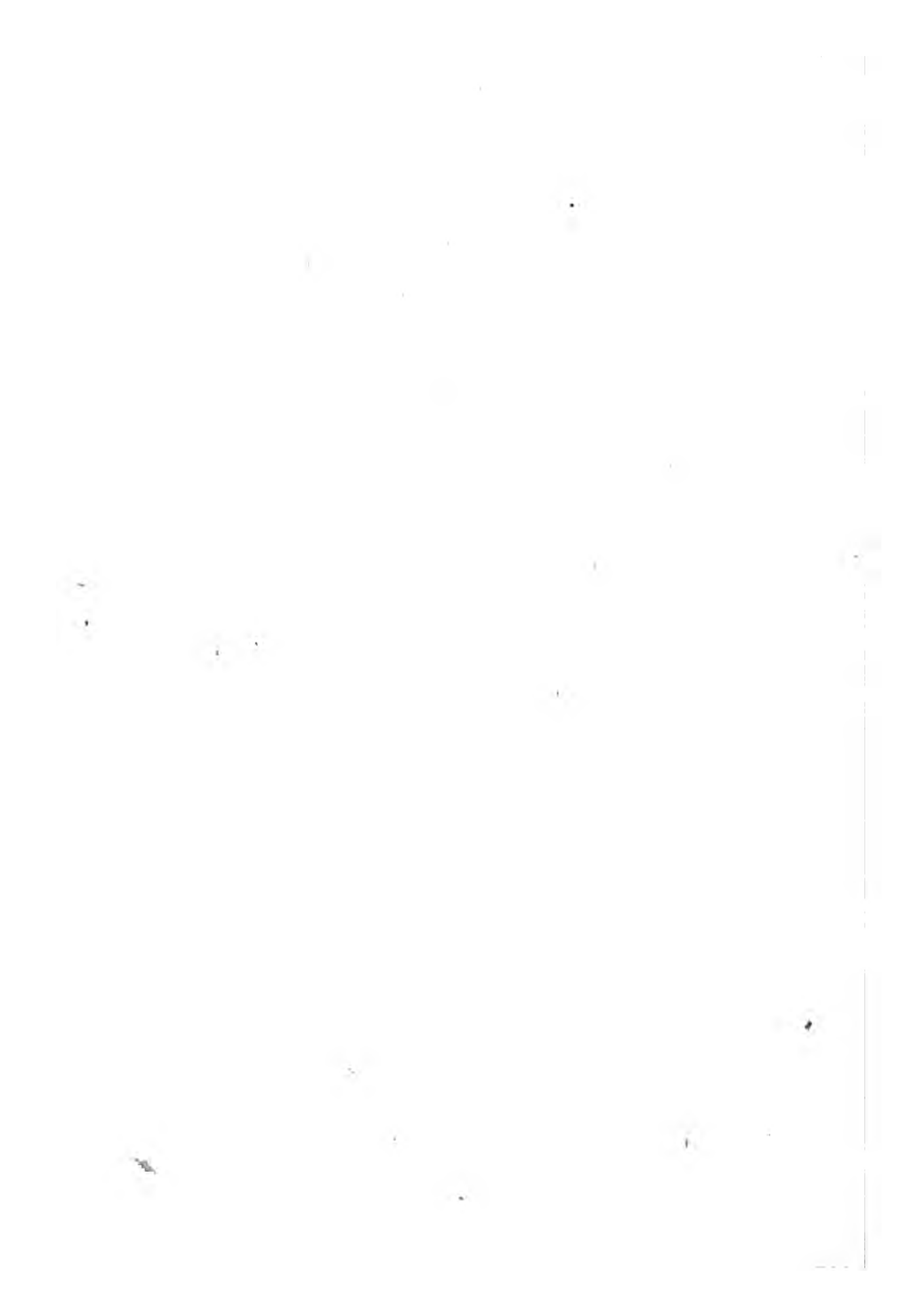
Dritter Band.

Zweite Auflage.

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

1858.



„Fünzig Meilen reisete ich darum zu Fuße, jenem Manne die Hand zu küssen, dessen liebeiches Herz die Zügel der Einbildungskraft seinem Autor überliefert; der sich befriedigen läßt, ohne zu wissen: wie? und der nicht fragt: warum?“

Sterne.

## Fünfunddreißigstes Kapitel.

Vielerlei war im Leben eines wandernden Handwerksburschen, wenn er nur sonst rüstig und gesund an Leib und Seele blieb, beneidenswerth, — als es überhaupt noch dergleichen gab; denn jetzt vermindert sich die Zahl Jener, welche wirklich auf langsamen Fußreisen Menschen und Welt kennen lernen wollen, von Jahr zu Jahr, und giebt es anders in einem Vierteljahrhundert noch Schneider, — hat die Nähmaschine sie nicht völlig unnütz gemacht, — so werden die anständigeren aus ihnen in einer Tour mit der Eisenbahn, z. B. von Hamburg abfahren, um in Wien zu arbeiten, oder umgekehrt. Die Bedeutung des Wanderns ist jetzt beinahe schon völlig verloren gegangen. Mag dadurch so mancher Uebelstand glücklich beseitiget worden sein, gar mancher Vortheil für die gediegenere Erziehung und Ausbildung des Charakters ist auch verloren gegangen, ohne Ersatz.

Auch manche Freude. So habe ich's mir immer rührend-schön gedacht, wenn der Sohn als wandernder Handwerksbursch in Orte gelangte, deren Namen ihm aus der Kindheit zulächelten, wie alte vertraute Bekannte, die ihm durch Vaters Erzählungen am Feierabend schon geläufig waren, ehe noch der Lehrer in der Erdbeschreibung derselben Erwähnung gethan; — ja, die der Letztere oft gänzlich vergaß, weil es gar so kleine, armselige Flecken waren, die aber dem Sohne tief in der Erinnerung standen, weil der Vater dort gearbeitet. Und nun sah er sie mit Augen und suchte und fand wohl das Haus, wo der Vater vor so viel Jahren mit einem lustigen Mädchen geliebäugelt; ein Umstand, den die gute Mutter nicht gern hörte, den sie lieber aus des Vaters Erzählung gestrichen hätte, der jedoch dem Sohne schon damals wohlgefiel, der ihn nun zu der Aeußerung veranlaßt: mein Alter muß übrigens auch ein passabler Kerl gewesen sein, da er jung war!

Vom Liebäugeln mit lustigen Dirnen hatte Dswald weniger vernommen, wenn Vater Franz bisweilen im Kutscherhäuschen seine Memorabilien zum Besten gegeben, als vom Liebäugeln mit dem „Schöppchen!“ Der junge Mann gedachte sehr lebhaft der Selbstbekenntnisse Meister Erhart's in Beziehung auf die schwerbesiegte Neigung zum Weine, die in so genauer Verbindung mit dem vollen, deutschen Reime steht, welchen das zauberisch-klingende: „Am Rheine“ bildet. Deshalb zog es ihn an den Rhein, „wo uns're Neben wachsen.“ Aus seinen frühesten Kinderjahren besann er sich, daß

er, wenn von jenem Strome die Rede war, eigentlich der Meinung gewesen, der versüßnerische Trank, den Vater Erhart mehr als billig liebe, fließe im Bette des Rheines, und all' die bewußten Schöppchen würden aus seinen Wellen gefüllt. Er wollte nun die Ufer sehen, die edle Reben tragen, wollte seiner Kindheit alberne Märchen gegen lebensfrische Wahrheit umtauschen, wollte den Anblick einer jubelhellen Weinlese genießen und beeilte darum seine Schritte und riß aus, wie wenn er in G. gestohlen hätte und sein heimlicher Gönner, der Polizeidirektor, ihn sammt allen Amtsdienern verfolge.

Es gelang ihm denn auch, recht mitten in die heiterste aller irdischen Erndten, in die Weinerndte zu gerathen.

Die Stadt, in deren alterthümlichen Mauern er zuerst Halt machte, — und die wir aus wohlervogenen Gründen nicht näher bezeichnen, — gehörte zu jenen kleineren, deren wohlhabende Bewohner Weinberge besitzen und fast ebenso gut Winzer wie Bürger genannt werden können. Es sollte sich fügen, daß ein thätiger, vielbeschäftigter, in der Umgegend beliebter Schneidermeister einen tüchtigen Gesellen suchte, der auch schon das Zuschneiden inne hätte, und der befähigt wäre, die Werkstatt zu pflegen, wenn der Meister den Weinberg pflegte, den er zwar über Alles liebte, dem er aber doch das Gedeihen und den Ruf seines Geschäfts nicht opfern durfte. Oswald war dazu der Mann. Er hatte in G. allerlei „Pfuscharbeit“ für modische Herren getrieben, eine Zulage, die der Obergarderobier mit stillschweigender

Einwilligung des Intendanten ihm gönnte, und fühlte sich nun durch erneuerte Uebung vollkommen gewachsen, dem Vertrauen des Rheinischen Meisters zu entsprechen. Schon nach Verlauf einer Woche stand er fest auf seinem neuen Plaze, fühlte sich zufrieden und war abermals froh, vom Theaterreiben Nichts mehr zu hören, noch zu sehen. Umgang hatte er für jetzt gar keinen. Von seinen Mitgesellen, die gleich ihm Kost und Wohnung außer dem Hause nahmen, schien nur Einer von etwas besserer Art; dieser gerade hielt sich zurückgezogen und redete fast gar nicht mit den Uebrigen. Oswald zögerte immer, sich diesem ganz ordentlich aussehenden, jungen Menschen zu nähern, weil er mit sich selbst noch nicht recht einig darüber werden konnte, ob es schwermüthiger Ernst, düsterer Gram oder übler Wille sein, was dessen Stirn in Falten ziehe. Sie gingen freundlich, dennoch mißtrauisch neben einander hin, ohne mehr Worte zu wechseln, als durchaus nöthig waren. Zufällig hatten sie sich am zweiten Montage nach Oswald's Eintritt einzig und allein in der Werkstatt gefunden, die Andern machten „Blauen.“ Oswald gab seinen Unwillen darüber zu erkennen, weil eben dringende Arbeit vorlag; Jener schien sich zu freuen, er zeigte zum ersten Male einen Drang sich mitzutheilen.

„Steinacher“ — so nannten sie unsern Freund, unbekümmert um seinen wirklichen Namen — Steinacher, ich soll schon seit etlichen Tagen mit Ihnen reden, es paßte sich niemals recht; ich habe einen Auftrag für Sie von

einem Herrn, der an Zeitungen schreibt, den ich manchmal besuche, und der Sie kennen zu lernen wünscht.

Mich? fragte Oswald erstaunt. Was will ein Zeitungsschreiber mit mir anfangen? — Und dabei dachte er zunächst an seine theatralischen Erlebnisse und gab sich der Meinung hin, es stecke vielleicht gar sein literarischer Gegner, der geprügelte Feuillettonist dahinter, der ihm eine Falle legen wolle.

Was er mit Ihnen anfangen will? Aufnehmen will er Sie. Zuerst hat er davon vernommen, was wir in der Herberge gehört, daß in Ihrem Wanderbuche eingeschrieben steht, Sie wären so gefährlich stark. Dadurch ist er aufmerksam geworden, hat sich um Sie erkundiget, und wie ich ihm sagte, Sie wären der „Steinacher,“ da wurd' er stutzig und bat mich, daß ich Sie möchte zu ihm führen; er will wissen, ob Sie es wirklich sind und Erhart heißen. Oswald Erhart. Wie? Also kommen Sie heute, wenn wir Feierabend machen, mit zu ihm hinaus. Er wohnt vor dem Thor in dem alten Thurm und ist unser „Oberster!“

Wessen, der Schneider Oberster?

Ach, nicht doch, vom Bunde! Sie verstehen mich schon.

Nicht eine Silbe, mein lieber „Hanauer!“ Nicht eine Silbe, und will auch gar Nichts verstehen. Ich habe geschheidtere Dinge zu thun, als mich um einen heimlichen Bund zu bekümmern. Sagen Sie nur Ihrem „Obersten,“ wenn er Etwas von mir haben will, kann



er mich aussuchen, dann werd' ich ihm Rede stehen. Außer denn, es wäre, daß ich ihm Maß nehmen soll. Ist das, so muß er mich öffentlich bestellen, wie sich's gehört.

Der „Hanauer“ zog seine Stirn wieder in die gewöhnlichen, finstern Runzeln, jede freundliche Regung schwand aus seinen Zügen, und er verrichtete, verdrossen und schweigend wie immer, seine Arbeit.

Oswald fand den ganzen Tag über keine rechte Ruhe. Zwanzig Mal schwebte ihm die Frage auf den Lippen, wie der ungenannte „Oberste“ heiße, was und wer er sei? Ebenso oft schluckte er die Frage wieder hinunter, als ob er fürchte, die Antwort zu vernehmen, bis er zuletzt ausrief: was Teufel scheer' ich mich um Dinge, die mich Nichts angehen! Wär's wirklich ein Bekannter, dann wüßt' er mich schon zu finden ohne solche heimliche Botschaft.

Doch mit all' diesen Einwendungen übertäubte er die innere Stimme nicht, die ihn antrieb, nachzuforschen, wer jenen halbverwitterten Thurm vor dem Thore bewohne? Immer wieder flüsterte es in ihm: wenn's doch ein Freund wäre! Und da stand auf einmal sein alter Still vor ihm. Wie, wenn der Theure, des Soufflirens und Umherreisens müde, den Platz bei einer Zeitung angenommen, zu welchem seine Kenntnisse ihn wohl befähigten? Wenn dieser sich in seiner humoristischen Weise den Spaß gemacht, ihn durch den Hanauer zu necken, ihn dann zu überraschen?

Je länger Oswald darüber sann, desto tiefer sann er

sich in die Möglichkeit, ja in die Wahrscheinlichkeit hinein. Ach, wenn's mein guter, alter Freund wäre! Weiter dachte er Nichts auf dem Wege nach dem Thore, nach dem Thurme, in dessen kleinen, gothischen Fensterchen wirklich Lichtschein flimmerte.

Wie schlug des Schneiders Herz, da er die schmale, steile, verfallene Steintreppe hinaufkletterte. Wie zögerte sie die Hand, ehe sie wagte anzuklopfen. Wie umsäußelte ihn doch, durch die Rigen der morschen Thüre herausdringend, ein so wohlthuendes Bangen, dem er sich willig und gern hingab. Nein, Fremde können da drinnen nicht hausen, sprach er laut, sonst empfänd' ich nicht, was ich empfinde. Und er öffnete, ohne zu klopfen, und mit dem Jubelschrei: Gräfin Cecilie! warf er sich der Bewohnerin dieser unheimlichen Räume zu Füßen.

Er ist's, er ist's wirklich! rief die freudig Erschreckte; komm' herab, Hein, er ist da, es ist unser Oswald, Dein lieber Zögling, mein — ach, mein Sohn! Er liegt in meinen Armen und weint. Er ist gewonnen; er ist unser!

Hein schwang sich aus seinem Arbeitszimmerchen, welches den oberen Theil der Ruine bildete, nieder in's Wohngemach und schloß sich mit feurigen Begrüßungen der zärtlichen Gruppe an. Das gab ein Fragen und Unterbrechen und Wiederfragen, Erzählen bis tief in die Nacht hinein. Sie hatten sich ja so viel zu sagen, so viel zu hören. Ueber Alles zogen sie Erkundigungen ein, was Oswald und seine Familie betraf. Nur die Namen Polykarp und Bernhard wurden nicht genannt, nur des

herrschaftlichen Schlosses Steinach geschah keine Erwähnung, ebensowenig der räthselhaften Aufträge, welche jener „Hanauer“ von seinem „Debersten“ für den Steinacher gehabt haben wollte, denen aber trotz ihrer abstoßenden Form das Verdienst unbenommen blieb, Oswald's neugierige Ahnung auf den bewohnten Stadthurm gelenkt zu haben, wo er seinen Still zu finden wähnte. Und vermochte Etwas ihn zu entschädigen für diese Täuschung, so war es gewiß nur das Wiederfinden seines geliebten Lehrers, seiner angebeteten Wohlthäterin. Er nannte sie, wie er sie früher genannt: Frau Gräfin! Einige Male schwieg sie dazu. Dann sagte sie halb unwillig: lieber Oswald, es giebt wohl Gegenden, wo der unsinnige Brauch herrscht, verheirathete Frauen ohne Rücksicht auf ihre Gatten so zu betiteln, wie man sie ihrem Stande und ihrer Geburt gemäß vor dem Ehebündniß betitelte. Ob hier zu Lande diese lächerliche, die Ehre des Mannes verletzende Gewohnheit bekannt ist, weiß ich nicht. So viel aber weiß ich, daß eine Frau, welche ihren Mann achtet, sich von selbst dagegen aufleben muß, und daß der Mann, der dies nicht thäte, keine Achtung verdient. An dem Tage, wo Hein mir seinen Namen gab, wurd' ich Frau Hein. Wer mich Gräfin nennt, beleidiget ihn und mich zwiefach. Das wirst Du nicht wollen. Also nenne mich Cecilie, wie Du unser lieber Oswald bist und bleibst.

Oswald küßte ihr begeistert die Hand. Auch ging er voll des reinsten Glückes heim, brachte die Stunden von Nachmitternacht bis sechs Uhr in dem wonnevollen Halb-

Schlaf zu, der fest genug ist, um sanft zu stärken, aber doch nicht tief genug, daß der Schlummernde nicht zu gleicher Zeit ein wohlthuedendes Gefühl seines Glückes, seiner unschuldigen Freude genießen könnte. Nur die Jugend, die gesunde, blühende Jugend wird solches Genusses bisweilen theilhaftig, den ich den höchsten sinnlichen nennen möchte, weil er zugleich der reinste, geistigste ist.

Nach dem Erwachen und besonders in der Werkstatt, nachdem des Hanauer's Erscheinen dunkle Erinnerungen an einen heimlichen Bund wieder aufweckte, trübte sich die reine Freude der vergangenen Nacht durch die Einsicht, jener fragliche Punkt dürfe nicht unerörtert bleiben und müsse bei'm nächsten Besuche zur Sprache gebracht werden. Wußte unser Held auch noch so wenig von dem, was man obenhin „politische Umtriebe“ nennt, ja, hatte er sich bisher allen in dies Gebiet eingehenden Verbindungen und Gesprächen absichtlich fern gehalten, so war er doch nicht blind, noch taub; ebensowenig fehlte es ihm an Scharfsinn, Auffassungsgabe und Urtheilskraft. Es konnte ihm also unmöglich verborgen geblieben sein, daß um ihn her bisweilen gerade in den Kreisen jener Jünglinge, die er als seines Gleichen, als Handwerksburschen, anzuerkennen sich niemals schämte, seltsame, unheilswangere Pläne vorbereitet wurden. Bisher hatten derlei Wahrnehmungen ihm den Eindruck eines fern im Abend hinter Bergen aufgethürmten Gewitters gemacht, welches vielleicht gar nicht heran kommt und durch dessen dumpfes Gemurmel jugendlich-heitre Spa-

ziergänger sich nicht abhalten lassen, die Gegenwart des schönen Sommertages zu benützen.

Jetzt schien sich der drohende Donner zu nähern; er vernahm deutlicher das grollende Rollen. Und ihm ward bange um's Herz. Nicht aus selbstsüchtiger Furcht vor dem Wetter. Vielmehr aus Besorgniß für Diejenigen, an welche Dankbarkeit und Liebe ihn banden.

Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Weder Hein, noch Cecilie verhehlten ihre Gesinnungen. In unumschränktem Vertrauen auf ihres Pfleglings muthige Treue enthüllten sie vor seinen Blicken das große, durch alle Länder unseres Welttheils verzweigte Bündniß, dessen Theilnehmer nur auf ein begünstigendes Zeitereigniß harrten, um in offenem Kampfe den Umsturz alles Bestehenden und nach diesem eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen. Sie selbst zeigten sich, ihrer Persönlichkeit angemessen, dabei im besten Lichte. Sie erstrebten Nichts für sich, Alles für die gedrückte, leidende Menschheit. Die Lehren, die sie predigten, übten sie zugleich thätig aus. Sie verwendeten wenig auf ihr beschränktes Dasein, versagten sich jeden Ueberfluß, gönnten sich nur das Unentbehrliche, wie schon ihre dürftige Wohnung andeutete, die von jeher an verschämte Arme vermiethet gewesen. Die Renten des bedeutenden Kapitals, welches Graf Polykarp seiner geschiedenen Gemahlin großmüthig angewiesen, verwaltete Hein theils zur Unterstützung hilfsbedürftiger Gleichgesinnter, theils zur Förderung ihrer weitaussehenden, idealen Pläne.

Die Gewalt geistigen Einflusses, welche ein begabter

Lehrer auf seinen begabten Schüler übt, war noch nicht erloschen. Sie wuchs bedeutend durch Cecilien's Theilnahme an den politisch-socialen Vorträgen, die Beide im Verein dem ehemaligen Liebling, dem schuldlos-kindlichen Vertrauten ihrer wilden Liebe nun ertheilten. Sie schilderten mit beredten Zungen das Elend der Erde, die Krankheiten der Zeit. Oswald hatte diese oft im Stillen beseufzt, denn wie alle starken, tapferen Naturen war er mitleidig und theilnehmend. Hier versprachen zwei verehrte, geistvolle Menschen Abhilfe, Besserung, wiesen mit eindringlicher Lebhaftigkeit unfehlbare Mittel vor, die nur kräftiger Anwendung bedürften, um radikal zu heilen, um die Ungerechtigkeiten der Menschen auszugleichen, das Reich Gottes in's Leben zu setzen. Sie sagten dabei so viel Wahres, Schönes, Erhebendes, daß ihr Schüler keinen Widerstand zu leisten vermochte. Sie erreichten ihren Zweck: der stattliche, mannhafte Schneider, der tadellose Arbeiter, das Muster aller Gesellen war für ihre Sache gewonnen. Der „Hanauer“ durfte ihn als Bundesbruder begrüßen. Hein gestattete dem Neophyten manchen Einblick in seine Korrespondenz, benützte auch desselben fließende Handschrift, diesen oder jenen schlaugewendeten Zeitungsartikel kopiren zu lassen, der ihm zur Uebersetzung zugesendet war. Bei dieser Gelegenheit fiel Oswalden ein Blatt in die Hände, auf welchem er folgende Zeilen entdeckte:

„Ich heiße W. und beabsichtige, mit meiner Feder erstens der Sache zu nützen, für die ich so lange gewirkt und noch ferner wirken werde, und zwar mit einem

größeren Erfolge; zweitens wünschte ich dabei mich Geld zu verdienen."

Wer ist dieser Herr „Mich“? fragte er den Meister.

Ein Schneider, wie Du; ein sehr bedeutender Mensch. Er wird dereinst eine große Rolle spielen. Trachte danach, ihn zu erreichen.

Auch bei'm Abschreiben, lieber Herr Hein?

Das ist Nebensache, Oswald. Unsere Grundrechte müssen für's Erste mit Blut geschrieben werden, da kommt es auf einen kleinen Sprachschneider nicht an. Uebrigens, Cecilie, lege dem W. eine Note von fünfzig Thalern bei.

In solcher Schule wurde Oswald Erhart weiter fortgebildet. —

Der Winter war gekommen. Es wurde für ihn ein trauriger, kalter Winter. Die Heimlichkeiten, in die er sich zu verstecken gezwungen ward, drückten ihn nur wie eine schwere Last; sie wärmten ihn nicht, wie eine schützende Hülle. Unaufhörlich meldeten sich nagende Zweifel, ob denn gut und redlich sei, was er betreiben helfe? Ob denn Hein's und Cecilien's Wirken durch ihre Absichten gerechtfertigt werden könnte? Ob der Riß, der die Gräfin gewaltsam von ihrer Familie trennte, nicht vielleicht eine Wunde zurückgelassen, die unheilbar von innen nachblutend sie und ihn zu krankhafter Bitterkeit reizte?

Jede Unterredung schlug solche Zweifel nieder; jede schlaflose Stunde der langen Winternächte erzeugte deren

neue. Es war ein trauriger, kalter Winter; auch die Liebe zu Cecilien und Hein setzte Eis an in Oswald's warmer Brust.

---

### Sechshunddreißigstes Kapitel.

Weihnachten und Neujahr gingen freudlos vorüber, ohne grüne Bäume und Lichter, ohne fromme Mahnung an gläubige Kindheit. Oswald mit seinen zwanzig Jahren kam sich vor wie ein alter Mann. Wo ist der jugendliche Hoffnungsmuth, das frohe Vertrauen auf Gott, Menschen und Welt geblieben, womit er noch, wie mit Weinlaub umkränzt, in die Winzerfeste des Rheines trat? Dünkt es ihn nicht, als wäre die Sorge für den Gang aller Erdengeschicke auf seine Schultern geladen, seitdem er Mitwiffer, Theilnehmer, Bundesbruder heißt bei einer bevorstehenden Weltverbesserung? Armer Schneider, sei noch so stark; führe immer in Deinem Wanderbuche die bürgermeisterliche Bestätigung dieser seltenen Stärke, einer verbotenen Ordens-Decoration vergleichbar, mit Dir herum; — solcher Last zeigt sich auch Deine Stärke nicht gewachsen. Du wirst unterliegen; keuchend und ringend wirst Du keinen leichten Athemzug mehr thun aus freier Brust. Deine Jugend ist begraben, wenn ihr nicht zu rechter Zeit noch ein Retter naht. Ein Retter, der sie und Dich Eurer unbefange-



nen Natürlichkeit, Eurem sittsamen Frohsinn, Eurem rüstigen Fleiße wiedergiebt. Doch woher soll er Euch kommen? —

Nur ohne Kummer; schon ist er da!

Am Abende des ersten Januar Achtzehnhundert fünf- undvierzig verließ Oswald, nach vielfachem Hin- und Herfabeln, niedergeschlagener, trostloser als je, das Hein'sche Ehepaar. Wenn sie nur Kinder hätten, murmelte er, vielleicht würden sie mehr für sich leben, als für die große, breite Welt, für deren Heil sie sich aufopfern wollen; mehr für ihre Kinder, als für's Volk! Das Volk! Nu ja, es ist Alles wahr, was sie da sagen; es klingt prächtig, so lange man sie sprechen hört. Aber dann wieder geht's mir ganz anders durch den Sinn, als ob sie dem Volke auch weiter kein Heil bereiten würden, als ob wir Alle miteinander auf falscher Naht arbeiteten, und . . . schlag' der Blitz hinein; ich kann nicht mehr zurück. Mitgesungen, mitgehungen!

So kam er an sein Hausthor. Als er den großen Schlüssel, den sein Wirth ihm, einem „soliden Menschen“ ausnahmsweise anvertraut, in's knarrende Schloß drückte, nahm er zu seinem Erstaunen wahr, daß durch den vorgeschobenen Laden seines Stubenfensters Licht auf die Gasse fiel. — Wer konnte das angezündet haben? Wer konnte seiner Rückkunft harren, hier am Orte, wo er außer den Freunden, die er soeben verlassen, keinen Umgang hatte? . . . .

Guten Abend, mein Junge, wo kommst Du so spät her und weckst mich aus dem ersten Schlafe? fragte die

Stimme eines auf dem Bette Liegenden. Ach, Oswald kannte sie nur zu wohl, diese Stimme.

Du! Du! Dich sendet mir Gott! Sei tausendmal willkommen, Du mein einziger, unvergeßlicher, alter —

Still! unterbrach ihn der Souffleur, und es blieb schwer zu errathen, ob er durch Nennung seines Namens in die alte Gewohnheit des Einhelfens verfiel, oder ob er seinen jungen Freund ermahnen wollte, weniger zu schreien, damit er die Wirthsleute nicht aufbrülle, die ohnehin dem bei Nacht Ankommenden mißtrauische Mienen gezeigt und ihn nur mit Widerstreben in ihres Herrn Schneiders cubiculum eingelassen.

Still, Oswald, fuhr er fort. Keine Exclamationen. Ich dachte nicht, daß ich Dich noch einmal sehen würde; Du weißt es. Auch mußten einige Wunder geschehen, einige Menschen mußten sterben, einige Geschwister mußten sich bei den Haaren kriegen, bis ich in die horizontale Lage versetzt wurde, in welcher ich Dir jetzt Audienz ertheile. Was mich betrifft, zuerst, weil es das Kürzere ist: ich brauche zwei Minuten; Dir bleibt der Ueberrest der Nacht, den wir benützen wollen, um sieben Uhr geht die Postkarre, die mich fortzerrt.

Was? Auf so kurze Stunden — ?

Halt's Maul! — Mama Waller ist todt; wir konnten den Sarg kaum schleppen. Aber es fielen Thränen d'rauf, herzliche Thränen. Ihre Kinder rückten von Auf- und Niedergang herbei, fingen Händel an, zerrissen das ganze Werk. Die letzte anständige Truppe dieser Gattung — ad patres! In M. stirbt ein Souffleur;

man verschreibt mich; sendet mir Reisegeld, ich nehm's an; warum? weil mir schwant, am Rhein find' ich meinen Jungen, seh' ihn noch einmal, eh' Mama Waller mich nachruft. Ich reise, frage, stöbere umher, . . . Nichts da. Hier gleichfalls Nichts! denk' ich und will den Muth verlieren. Da führt mich ein guter Stern mit Deinem Meister im Weinhause zusammen. Ich, wieder einmal im Weinhaus!! Das ist das Wunder, oder wie Du's nennen willst. Jetzt bin ich fertig, steht keine Sylbe mehr in meiner Rolle, Dein Stichwort ist gefallen, nun vorwärts und erzähle.

Dswald eilte über seine theatralische Laufbahn so rasch hinweg, daß Still, den besonders Emma Taube sammt baronisirter Mama höchlichst interessirte, mehrmals „Halt!“ rufen mußte und dabei seiner Citatensucht gemäß die Goethe'schen Worte wiederholte: „Ghe wir noch weiter schreiten, halte still und sieh' Dich um!“ Dswald aber trachtete nur auf die Gegenwart zu kommen, die ihn quälte; er konnte nicht erwarten, Still's Meinung zu vernehmen über die Verbindungen, in die er sich eingelassen. Wohl durfte er voraussetzen, daß der alte Freund Bedenklichkeiten und wohlwollende Warnungen aussprechen werde; entschiedene Unzufriedenheit mit der Sache selbst und mit Dswald's Theilnahme daran stand bei des Souffleurs Weltansicht, eigener Richtung und ausgesprochener Abneigung gegen jeden Zwang durchaus nicht zu erwarten. Wie erstaunte daher Dswald, ihn nicht nur unzufrieden, nein: aufgebracht, zornig, fast wüthend zu finden.

Unglückseliger, begann Still, in was für Hände bist Du gefallen! Und mußten diese Hände auch zum Unglück zwei Menschen angehören, an welche Du durch heilige Pflichten zur Dankbarkeit verwiesen warst, so daß Du deshalb nicht unbefangenen prüfen, Deinem unbestochenen Urtheile Dich nicht überlassen konntest? Schneider, in was für eine Flickerei hast Du Dich geworfen! Staaten, Reiche, Länder willst Du ausbessern helfen? Theuerung, Mangel, Armuth willst Du wegbügeln und glatt machen, was uneben scheint? Mir willst Du in's Handwerk pfeuschen und willst der Menschheit souffliren, was sie beginnen soll? Schneider, Du bist ein Narr, und die Dich anwarben, sind nicht besser als Narren, wo nicht schlechter. Was habt Ihr denn eigentlich vor? Getheilt soll werden? Die Reichen sollen ihren Ueberfluß den Armen geben, damit die schlechten Zeiten aufhören und die goldenen wiederkehren! Nicht wahr? O Ihr Esel, die Ihr seid, — ohne Beleidigung, Oswald! Seht Euch doch um, sperrt doch die Augen auf. Wo sind denn die schlechten Zeiten? Sucht Ihr sie etwa in den Baierischen Bierstuben, in Weinschenken und Schnapskneipen, die überfüllter sind, als jemals, und wo die Kerls saufen und schreien, während die Ihrigen zu Hause hungern und frieren? Ich will Dir was sagen, politisch gewordener Schneider: wenn die Wohlhabenden und Reichen über Gebühr prassen und schwelgen, wenn sie die Gaben Gottes mißbrauchen, . . . ich bin der Letzte, der es lobt, aber ich kann es ihnen verzeihen, weil sie nicht gezwungen sind, Weib und Kinder dabei Noth

leiden zu lassen. Es macht mich lange nicht so ärgerlich, als wenn ich den armen Arbeiter sehe, der nur an seinen Leib denkt, ohne eine Spur von Mitleid für die Leiber der Seinigen; gerade weil er sich's sauer werden lassen muß, sollte er von den Paar Groschen, die er mühsam erwarb, wenigstens einen der bleichen Frau, den verkommenden Kindern gönnen, sollte nicht Alles verkaufen, sollte bedenken, daß sie auch da sind. Nirgend weniger Menschlichkeit, als bei den Schreiern im Bierhaus! Nirgend weniger Nächstenliebe, als bei dem Lumpen, der über schlechte Zeiten klagt und dabei die Cigarre den ganzen Tag, von früh bis Abend, im Maule haben muß. Ueber schlechte Zeiten ist von jeher geschrien worden, Du kannst's in allen alten Büchern lesen, und von jeher hat man den Hauptschreiern geantwortet — (und mit Recht, denn die Unglücklichsten, ach mein barmherziger Gott, die schreien nicht), — sie sollen nicht neidisch nach Höheren und Reicheren schielen, sie sollen demüthig nach Armeren und Besseren blicken. Ueber Tyrannei klagen sie; Freiheit begehren sie? Na, wir werden's erleben. Was ist ihnen Freiheit? Was für Freiheiten sind es, wonach sie sich sehnen? Daß sie den Dampf ihrer Glimmstengel jedem Vorübergehenden frei in's Gesicht paffen und nach Belieben den Frauenzimmern glühende Asche auf's Kleid schütteln dürfen; daß ihre Hunde Erlaubniß haben, uns in die Beine zu fahren und Kinder zu schrecken, ohne Maulkorb und ohne Furcht vor dem Abdecker; daß kein Aufseher ihnen untersagen darf, in öffentlichen Reisegelegenheiten die Beine mit schmutzigen

Stiefeln bekleidet, lang auszustrecken, auf saubere Sitze zu legen und nach Umständen gegenüberstehenden Damen in's Gesicht zu spucken, Alles dies nach amerikanischer Theorie; daß kein Gastwirth sich unterstehe, um einige Ruhe im Hôtel, um einige Schonung neuer Einrichtungen, um einige minder heftig zugeschlagene Thüren zu ersuchen; daß kein Polizeidiener es wage, bei Nachtzeit, wenn müde Leute schlafen wollen, und sie brüllend durch die Gassen ziehen, ihnen den Rachen zu stopfen, mit einem Worte, daß Niemand sie in der Freiheit beschränke, Tyrannen Anderer zu sein und jede Konvenienz in Grund und Boden treten zu dürfen. Noch einmal: wir werden's erleben; ich fürchte bald.

Es mag Viele geben, erwiederte Oswald, auf die Deine übertriebenen Spöttereien Anwendung finden. Aber Still, Du kennst meine Freunde nicht. Kannst Du mir zutrauen, daß ich mich in so groben Schlingen hätte fangen lassen?

Je feiner sie sind, desto schlimmer für Dich. Gefangen bist Du; verloren bist Du, wenn Du nicht bei Zeiten Mittel suchst, Dich wieder los zu machen. Was ich jetzt im Unmuth geredet, war halber Unsinn; ich weiß es. Von dieser Seite hätt ich Dich nicht angreifen sollen. Aber ich habe keine Zeit, von einer anderen Dir beizukommen. Wollt' ich ernsthaft mit Dir sprechen, wollt' ich aus tiefster Seele zu Dir reden, wollt' ich mich auf die Knie werfen vor Dir, Dich anflehen: Oswald, tritt zurück! — Was könnt' es nützen? Mich führt der Postwagen davon, und jene fanatischen Menschen behalten

Dich in ihrer Gewalt, fahren fort, ihren geistigen Einfluß auf Dich zu üben. Jedes ernste Wort wäre unnütz. Laß mich schweigen — und trauern.

Der Uebergang aus der Posse in das Pathos war so gewaltsam, daß er den Schneider mächtig ergriff. Still's Trauer schien so aufrichtig, daß sie rühren mußte. Aber worauf stützte sie sich? Hatte der Gegner des Hein'schen Ehepaars auch nur eine Silbe vorgebracht, welche auf gründliche Widerlegung hochherziger, aufopfernder, freisinniger Ideen hindeutete? Mußte er nicht selbst eingestehen, daß er „Unsinn“ gesprochen? Und dennoch lag in seiner Betrübniß eine ergreifende Wahrheit. Der Schmerz, seinen Oswald in gefährliche Umtriebe verstrickt zu sehen, blieb unverkennbar. Das Wiedersehen, dessen erster Augenblick die kleine Stube mit Wonne überfüllt, lag jetzt als trübe Nebeldecke auf Beiden. Beiden war weh um's Herz.

Ach, hätt' ich Dich lieber nicht gefunden, seufzte Still.

Ach, wär' ich lieber niemals hier eingewandert, klagte Oswald.

Dann schwiegen sie wieder.

Es sollen nur erst Zwei, die sich lieb haben, in unklarem Zwist über unklare Lebens-Ansichten so weit kommen, daß sie sich Gewalt anthun, ihre Hestigkeit zu bestegen und Fassung zu erheucheln; sie sollen nur erst zu schweigen beginnen, — dann haben sie fast zu lieben aufgehört. Wenigstens für die Dauer ihres Zusammenseins. Wo die Wahrheit verstummt, waltet schon die Lüge. Und die Lüge ist der Freundschaft Mörderin.

Still und Oswald trennten sich, ohne sich ausgesprochen zu haben; Beide bemühten sich zärtlich zu scheinen und gerührt. Beiden gelang es schlecht. Sie gingen schier kalt von einander.

Aber als der Souffleur im Winkel des Postwagens duckte!

Aber als der Schneider sein heißes Antlitz auf die Rissen legte, in denen noch der Eindruck von des geschiedenen Freundes Haupte sichtbar gewesen! — Ihr armen Menschen, wer zählt die Thränen, die Ihr allzuweich vergießt, blos weil Ihr einige Minuten zuvor Euch allzustark wähtet? Ihr armen Menschen, die Ihr Euch auf diese Weise den Trost im Leiden durch eigenes Verschulden raubt, den Trost, welchen unser Jean Paul so ächt jeanpaulisch bezeichnet: wenn der Mensch sein eigener Freund nicht mehr ist, so geht er zu seinem Bruder, der es noch ist, damit ihn dieser sanft anrede und wieder beseele.

Still wurde im Wagen gerüttelt, dem er nicht entfliehen konnte, um rückzukehren zu seinem Oswald und ihm zu sagen: zürne nicht, daß ich Dir zürnte und mit Dir maulend schied; thu' was Du willst, verschwöre Dich mit wem Du magst, gegen wen Du darfst, — nur mich behalte lieb und gedenke meiner wie sonst.

Oswald konnte dem Wagen nicht nachlaufen, um hineinzurufen: schilt nur, warne nur, ich will Dich hören, will mich belehren lassen!

Vergebens! Zu spät, für Beide zu spät; sie sind getrennt, und mit jedem Schritt, den der zweite Tag des



jungen Jahres vorwärts thut, beleuchtet er eine längere Strecke Weges, die Jene von einander scheidet. —

Der Schneider will sich zusammenraffen und an seine Arbeit gehen. Sein Hauswirth fragt aus der Thür heraus, ob Herr Erhart den Brief gefunden?

Welchen Brief?

Den der Briefträger gestern brachte, eh' noch Ihr Besuch aus der Fremde eintraf; ich hab' ihn hinter den Spiegel gesteckt. —

Ein Brief! Aus der Heimath!

Günstiger Zufall, daß Oswald den Brief gestern Abend übersehen hat! Daß er ihn jetzt erbricht, in dieser düsteren, öden, trübseligen Morgenstunde!

Beate schreibt:

„Mein lieber Bruder Oswald, wir sind Alle sehr beglückt, daß Du bey \*) einem guten Meister bist und mit dem leichtsinnigen Theaterwesen nicht weiter mehr zu

---

\*) Das geschwänzte i oder Opsilon kommt mir vor, wie ein Mensch, der Macht, Einfluß, Schönheit, Witze und Geld einbüßte und deshalb in Gesellschaften, wo er sonst glänzte, nicht mehr gesehen wird. Wie lange ist es denn her, da spielte dieses Opsilon noch eine sehr wichtige Rolle; es schien fast unentbehrlicher, als das einfache i. Jetzt erblickt man es im Drucke fast nimmermehr. Ich schreibe, theils weil ich es in manchen Fällen für deutlicher halte, theils aus Mitleid für die herabgekommene Größe, daß Zeitwort „seh n“ noch immer ehrlich und reblich mit Opsilon. Aber meine gute Absicht nützt weder mir, noch dem Opsilon; die Herren Setzer respektiren uns nicht. Wahrscheinlich halten sie den Schwanz am i für einen Zopf und verfolgen auch diesen unschuldigsten aller Zöpfe. Ich habe mich nun schon in mein Schicksal ergeben; doch für Beate Erhart bitt' ich um einige dieser eingestaubten Lettern.

Der Verfasser.

schaffen hast. Der Vater hat alle Hände voll zu thun, und wie es mit der Mutter ihrem Schreiben geht, das ist Dir ja bekannt. Der August dient noch fort und hoffen wir, daß ihm von seinem dritten Dienstjahr wo nicht Alles, doch die Hälfte erlassen wird, daß er vielleicht eher zu uns retour kommen darf? Ach lieber Bruder Oswald, warum ich Dir heute schreibe, ist auch wieder von das Militairwesen, denn der Vater meynet, es müßte Dir doch gemeldet werden und zwar bey Zeiten, von wegen, daß Du Deine Einrichtung danach treffen kannst, weil doch kein Aufschub länger wird seyn und Du wirst müssen Deine Dienstzeit abthun, so gut wie der August. Sie haben schon ein ewiges Fragen nach Dir gehabt, vom Amte und auch der Herr Major, der immer auf dem großen Braunen geritten kam, Du weißt schon. Also daß Du möchtest Deine Verpflichtung gegen das Vaterland abthun, entweder dort herum in der Gegend, wo Du Dich aufhältst, wenn daselbst noch Vaterland ist? Oder heim reisen und Deinen guten Meister verlassen, so allerdings beydes nicht angenehm. Lieber Bruder Oswald, mir und der Mutter wär' es schon das Liebste, wenn Du Dich den weiten Weg nicht verdrießen lässest und wanderst in Gottes Namen nach Steinach. Denn, unter uns Geschwistern im Vertrauen zu reden, mit dem Herrn Vater ist es nicht so recht beschaffen, von wegen seinem Weintrinken, wie die Mutter sagt, und macht uns rechten Kummer. Denn es hat sich ein neues Wirthshäuschen eingefunden, wo ein ehemaliger Kamerad vom Vater sein Wesen treibt, ich hab' ihn mit keinem Auge

nicht gesehen, die Mutter meynt, dieser verführt ihn zum Trinken, und es wird ein schlechtes Ende nehmen. Ich denke nein, wo Du nur kommst und vielleicht mit dem Vater davon redest und ihm zu Herzen sprichst, wie ein braver Sohn. Denn ich wage mich nicht, und die Mutter auch nicht, wegen der Geschichte mit mir und August, wo der Vater durchaus nicht will, wie wir wollen, und da fürchten wir uns beyde, wenn wir zwey von seinem Weintrinken anfangen, da fängt er gleich von August an, und daß dieser für mich keine Partie nicht wäre, und mit meiner Schönheit (Gott verzeih mir die Sünde!) könnt' ich noch ganz andre Männer kriegen, — und was er damit meynt versteh' ich wohl, doch vertraue es dem Papiere nicht an. Darum komme nur selbst, daß wir unsere Herzen in das Deinige ausleeren, Du lieber guter Bruder Oswald Deine getreue Schwester

Beate.

Nachschrift. Sie sagen, ich wäre wirklich sehr ein schönes Mädchen geworden? Ich weiß es nicht. Bin ich es aber, so bin ich es nur für unsern August. Er schreibt flehlig und läßt dich 1000 mal grüßen. Auch die Mutter und läßt bitten. Der Vater bestellt weiter Nichts, er hat heute schon wieder einen Raufsch.“

Dieser Brief, der in einer andern Periode und unter anderen Umständen Oswald's anhängliches Gemüth gewiß mit Kummer und Betrübniß erfüllt haben würde, machte bei seiner gegenwärtigen Stimmung einen fast tröstlichen Eindruck. Er wies dem planlosen, unentschlossenen Schwanken, worein er durch die Verbindung

mit Hein's und die Trennung von Still gerathen war, einen raschen Ausweg, ein bestimmtes Ziel. Der Wunsch der Eltern war mächtiger, als jene ihm abgedrungenen, in's Weite gehenden Versprechungen, die er gelöst nennen durfte, sobald Sohnespflicht ihn nach Hause rief. Er segnete die „Hilfe von oben,“ die ihm einen festen Entschluß gab. Ohne Aufschub setzte er seinen Brotherrn in Kenntniß von diesem unabänderlichen Vorhaben und fand den rechtlichen Bürgermann geneigt, ihm durch nachgiebige Lösung eingegangener Verbindlichkeiten förderlich zu sein. Nachdem dies geregelt war, begab er sich zu seinem zweiten Meister, bei dem größere Hindernisse seiner warteten, wofern er in Frieden scheiden wollte.

Hein empfing die ruhig gegebene Erklärung gefaßter, als Oswald hoffen durfte. Ja, sogar als Cecilie in heftige Vorwürfe ausbrach über des jungen Mannes Wankelmuth, den sie Feigheit und Verrath nannte, brachte ihr Gatte sie zum Schweigen und ermunterte den Schneider, seine Absichten rücksichtslos und ohne Scheu vor ihnen zu enthüllen. Er billigte den Plan, in der Heimath die gesetzliche Dienstzeit abzuthun, gab demselben volle Zustimmung: Du kannst unserer heiligen Sache dort unendlich viel nützen, mehr noch, als wenn Du länger in meiner Nähe bliebest. Werde Soldat. Benimm Dich als solcher vorwurfsfrei. Gewinne die Zufriedenheit Eurer Vorgesetzten, erringe daneben das Vertrauen Deiner Kameraden. Suche die tüchtigsten, hochherzigsten, edelgesinntesten von ihnen zu Deinen näheren Freunden zu machen. Ziehe sie an Dich, eröffne ihnen mit Behut-

samkeit, aber begeisternd, eine Aussicht auf unsere glorreiche Zukunft. Verbreite unsere Lehren langsam, vorsichtig, doch sicher. Unterrichte sie über ihre angeborenen Pflichten; mache ihnen deutlich, daß diese hoch über den anbefohlenen, aufgezwungenen stehen, daß ein erpreßter Eid den Freisinnigen unmöglich binden darf. Bereite sie vor auf die wichtige Stunde, welche hoffentlich bald schlägt, und führe uns dann den Kern Eurer bewaffneten Jugend zu; sei das Vorbild solcher durch Dich herangebildeter Freischaar!

Dies sprach Hein mit leuchtenden Augen, durchdrungen von der Würde, von dem Werthe löblichster Gesinnung. Cecilie umschlang den noch immer Vielgeliebten begeistert und jauchzte ihm zu: Du bist ein Gott!

Dswald stand vor ihnen wie zerschmettert. Zu entgegen vermochte er Nichts, nur murmelte er: Still hatte doch Recht!

Wer ist Still? fragten Beide.

Mein Freund, rief der Schneider, sich aufrichtend, mein guter, verkannter Freund! Nein, der Unsinn, den er sprach, war kein Unsinn; es lag tiefe Wahrheit darin. Leben Sie wohl, wir sehen uns nicht mehr wieder, Sie hören nie mehr von mir. Wir haben Nichts mehr mit einander gemein. Was zwischen uns vorfiel, sei begraben; ich will es vergessen. Sie haben keinen Verrath von mir zu befürchten, — aber vergessen Sie auch mich.

Ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, war Dswald verschwunden, und die Bewohner des alten

Stadthurmes erwarteten ihn die darauf folgenden Tage vergebens.

— Er wanderte seiner Heimath zu.

---

### Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eine Wanderung dürfen wir's eigentlich nicht mehr nennen, denn weil der zu den Seinigen Heimkehrende in banger Eile weiter strebte und, wo sie sich ihm auf seinem Wege darbot, die Eisenbahn benützte, so hörte er theilweise zu wandern auf und fing zu reisen an. In den großen Wagen dritter Klasse traf er mit vielen verschiedenen und sehr verschiedenartigen Wanderburschen zusammen. Alle vertrauten sich der Kraft des Dampfes; auch die zerlumptesten, bettelhaftesten unter diesen hatten so viel zusammengefochten, daß sie ein Billet lösen können, welches fröhlich auf ihrer Mütze flatterte. Solchen armen Teufeln gönnte Oswald's menschenfreundliches Herz sehr gern diese Gelegenheit, ihre müden Glieder schonen und die Schule des Lebens, welche im Wandern liegen soll, ein Wenig schwänzen und umfahren zu dürfen. Im Allgemeinen aber erblickte auch er, ohne sich seine Gedanken darüber ausführlich auseinander zu setzen, in den großen Fortschritten der Zeit den sich vorbereitenden Untergang des alten Zunftwesens bis in die geringsten Ueberbleibsel desselben aus vergangenen Tagen. Er drückte diese Gedanken im Gespräche mit seinem Nachbar

auf der harten Bank durch die schlichten Worte aus: haben Sie die Uebersetzung gelesen aus dem Englischen des Amerikaners Cooper, „der letzte Mohikaner?“ Und als der Böttchergeselle, der neben ihm eingepfercht saß, darauf erwiederte: ja wohl hab' ich, wir waren unserer fünf zusammen abonniert in der Leihbibliothek in Frankfurt; — da fuhr Oswald fort: wenn der Herr Cooper hier bei uns lebte, könnte er bald ein Buch schreiben: „der letzte Wanderbursch!“

Sie meinen, weil wir fahren? fragte der Böttcher; je nun, es hat doch sein Gutes.

Gewiß, man kommt schneller zum Ziel; das ist mir besonders höchst erwünscht. Aber die Staatsbehörden müßten sich darein mengen und die Sache auch unter ihre Kontrolle nehmen: wenn der Bursche auswandert, in die fremde Welt hinein, müßte er platterdings zu Fuße bleiben, dürfte nicht in den Wagen steigen, und führe ihm der Train bei der Nase vorbei. Wenn er aber Etwas mitgemacht hat und hat sich lassen Wind um diese seine Nase wehen und ist ein Bißchen ein Kerl geworden, dann bekommt er die Erlaubniß zum Fahren.

Gehen Sie zum Henker mit Ihrer Kontrolle, rief unwirsch der Böttcher. Wir sind schon kontrollirt, chikanirt und geknechtet genug, das hätte grade noch gefehlt . . . na, nur noch ein Bißchen Geduld, es wird bald anders werden!

Oswald ahnete, daß der Böttcher ein Freund seines bisherigen Nebengesellen, des „Hanauers,“ daß er vielleicht gar ein näherer Bekannter des Hein'schen Ehe-

paares sein könnte. Ihn durchflog ein frostiger Schauer, . . . wußte er doch selbst nicht, ob von dieser Ahnung, ob von der Kälte des Januar, gleichviel. Er ließ die Unterhaltung fallen und sprach mit dem Nachbar nicht mehr, bis ihre Pfade sich trennten und sie sich glückliche Reise wünschten.

Als die Grenzen der Heimath sich näherten, brachen die Schienenwege gänzlich ab. Das letzte Stück war Oswald schon aus eigenem Antriebe, und um sich zu erwärmen, ohnedies neben der Eisenbahn hingegangen. Es wurde ihm wohler, leichter, seitdem warmes Blut durch die kräftigen Glieder belebt und belebend rann. Auch die reine Winterluft that ihm wohl; er spürte Nichts mehr von Frost. Nur daß kein Baum grünte, daß kein Vogel ihn begrüßte, daß kein Bächlein über die Wiese rann, that ihm weh.

Was wird das für eine Heimath sein, klagte er, ohne Laub, ohne Blumen, ohne Schwalben? Da ich auszog, sprießte schon hier und da ein junges Grasshalmchen der Märzsonne entgegen, und manche leichtsinnige Lerche stieg in die Lüfte, wie wenn sie ihrer Sache sicher wäre, daß im April kein Schnee mehr fallen könnte. Jetzt bin ich so lange fort; unterdessen, sollte man denken, müßte es Sommer geworden sein, und da haben wir doch wieder den lieben, hellen, klaren Winter. Schön ist er auch, an sich betrachtet; nur dem Heimkehrenden will er nicht recht behagen. Der sähe halt lieber sein altes „Kutscherhäuschen“ aus blühenden Zweigen hervorgucken und hörte das Gezwitzcher der Bachstelze, die auf dem Dache



hin und her wackelt. Dagegen im warmen Stübchen wird's nun desto heimlicher sein, zwischen Vater, Mutter, Schwester. So heimlich und friedlich . . . wenn der Friede nicht etwa ausgezogen ist mit dem letzten Sommer? . . .

Hier gedachte er Beaten's schriftlicher Andeutungen, und eine bange Vorempfindung zeigte ihm den verehrten, biedern Vater — im Rausch!

Ja, das war Beaten's Ausdruck: „er hat heute schon wieder einen Rausch.“ Die zwei Worte „schon wieder“ legten sich zwei kalten Schlangen gleich um des edlen Menschen Brust und trieben ihm sein wärmstes Blut vom Herzen weg, daß er Halt machen mußte und sich sammeln, damit er wieder Kraft gewinne, seine Last weiter zu tragen.

Ihr habt schwer geladen, Landsmann, rief ihm ein im raschesten Laufe entgegenkommender Gesell zu, der dem alten Sprichwort Ehre machte und den Oswald sogleich für einen Bürstenbinder anerkannte; Euer Fell-eisen muß höllisch ziehen, und doch nähm' ich's Euch herzlich gern ab, denn ich hab' gar Nichts zu tragen.

Ich wollte, Du könntest mir die Last abnehmen, die mich auf der Brust so schwer drückt; möchtest Du doch dafür behalten, was mir den Rücken beschwert! seufzte der Schneider dem flüchtig Entschwindenden nach. Und setzte dann hinzu: der lief wirklich wie ein Bürstenbinder. Schien dabei guter Dinge. Ob es Den wohl grämen würde, seinen leiblichen Vater betrunken zu sehn? Ich denke nicht. Vielleicht würd' er sehr zufrieden mit ihm

trinken, bis Vater und Sohn nebeneinander unter den Tisch fielen. — Ich habe überdies niemals dahinter kommen können, ob es eigentlich heißt: „laufen,“ — oder „saußen“ wie die Bürstenbinder? Glücklicher Bürstenbinder! Unglücklicher Schneider, wenn meine Schwester die Wahrheit schrieb! Aber das muß anders werden, oder ich will nicht Oswald Erhart heißen.

So vorbereitet und gerüstet langte unser Held, ohne die Hauptstadt zu berühren, in Steinach an.

In den Freuden des Wiedersehens gingen für den Augenblick alle Besorgnisse, alle traurigen Erinnerungen und Vorahnungen unter. Des Vaters Entzücken über Oswald's männlich-gewordene Schönheit, diesmal hielt es fast mit den Ausbrüchen mütterlicher Zärtlichkeit gleichen Schritt, und die arme Schwester Beate vermochte anfänglich gar nicht ihre Beiträge zum Familienjubiläum an den Mann zu bringen, weil sie von den Eltern verdrängt wurde, und kindlich-gehorsam wie immer, sich bescheidenlich verdrängen ließ. Erst nachdem die Wogen sich gelegt hatten, die Mutter an ihre Wirthschaft, der Vater an seine Arbeit, wobei er des wackern August Unterstützung täglich mehr vermischte, gegangen waren, nahm Beate sich die Erlaubniß, mit ihrer Näherei in Oswald's Stübchen zu schleichen, wo sie den lieben Bruder umgeben fand von all' den Zeugen seiner gelehrten Knabenzeit. Und so sanft fand sie ihn, so hingegeben den Einwirkungen stiller Heimath, so empfänglich für das Vertrauen, welches sie geschwägig nach Mädchenart ihm entgegentrug. Zuerst natürlich öffnete er mit dem

Schlüssel, den ein guter Bruder immer besitzt, den er auch in der Entfernung nicht verliert, das Herz des blühenden Mädchens und ließ sich erzählen, was August und ihre ersehnte Verbindung mit diesem betraf. Da ergab sich denn, daß Vater Erhart über diesen Punkt ganz andere Meinungen zu hegen scheine, seitdem die neue Gaststube eröffnet worden. Siehst Du, Herzensbruder, sagte Beate, das ist vor dem Thore draußen, auf dem Wege nach dem Schlosse, weist Du, das ehemalige Zollhaus, wo sonst Wegegeld erlegt wurde; das hat ein Fremder vom Kameralamte in Pacht genommen und zahlt nur geringe Miethc dafür, weil es doch leer stand. Dieser Fremde ist aber kein Fremder, denn der Vater kennt ihn aus der Junggesellenzeit sehr gut, und die Mutter scheint ihn auch zu kennen, aber sie hat einen förmlichen Abscheu vor ihm. Er wagt sich auch nicht zu uns in's Haus hinein, und wenn er den Vater abholt, klopft er immer nur an's Fenster. Was sie mit einander vorhaben, außer dem garstigen Trunke, das weiß ich nicht. Manchmal ist der Herr Barteloni auch dabei —

Mein Lehrherr? fragte Oswald und wurde feuerroth.

Ja, Helenen's Vater, lieber Bruder. Du mußt nicht böse sein, wenn ich von dem jetzt etwas Uebles spreche, aber ich kann schon nicht anders. Der steckt mit in dem Komplott gegen uns, und ich glaube sogar, er hat sich bei'm Herrn Grafen verbürgt für den Fremden.

Wie kommt Herr Barteloni nach Steinach?

Das weist Du nicht; richtig. Nun, er baut sich ja eine Villa hier auf, hat das Grundstück von der Herr-

schaft gekauft, gar nicht weit vom ehemaligen Wegmauthhause. 's ist von außen schon fix und fertig, nur inwendig werden sie noch ein paar Monate zu thun haben.

Eine Villa in Steinach? Was um Alles in der Welt bringt ihn auf den Gedanken? Sechs Meilen vor der Stadt, von seinem Geschäft?

Er sagt wohl, es geschehe seiner Gattin wegen; weil die Frau Jeanne immerwährend kränkelt, so soll sie Landluft genießen. Das ist nur eine Ausrede, denn die Landluft könnte sie bequemer und wohlfeiler haben. Es sind zwei andere Ursachen. Erstens — sei nur schon nicht böse, Oswald — erstens will er die Helene Deinem ehemaligen Mitschüler, dem jungen Grafen näher bringen, denn da spinnt sich Etwas an, von Graf Bernhard's Seite nämlich, nicht von Helenen's ihrer; — und zweitens, ich schäme mich fast, es zu gestehen, stellt der Herr Barteloni mir nach; aber so unverschämt, daß ich nur Gott für August's Abwesenheit danke; sonst gäb es Unglück. Und aus unserem Vater, Oswald, werd' ich gar nicht klug: was der sich denkt, und was er im Sinne hat? Ich kann mir nicht zusammenreimen, was für ein böser Geist muß über ihn gekommen sein, und ich zittere manchmal recht, daß der August sein letztes Dienstjahr vielleicht Urlaub erhält und nach Hause kommen darf. Denn was dann geschehen soll, versteh' ich nicht.

Oswald betrachtete nun erst seine Schwester, die er bis jetzt, ächt brüderlich, gar keines prüfenden Blickes gewürdiget, was ihre Schönheit betraf. Und er gewahrte,

daß dieses Mädchen, obgleich um ein Jahr älter als er, noch so jungfräulich-blühend und frisch, zugleich das wahre Musterbild eines reizenden und versüßerischen Weibes sei. Er begriff, wenn schon im Ganzen unerfahren in Liebeshändeln, sehr leicht, daß ein unverdorbenes, ländlich aufgewachsenes, natürliches Geschöpf, dem galanten, eitlen, alten Barteloni gefährlich werden konnte. Dagegen begriff er um so weniger, welche Gefahr Beaten drohen könne, die ja doch durch ihre herzliche Liebe für den Pflegebruder August doppelt vor jedem Fehltritt geschützt und im Hause ihrer Eltern sicher sei.

Beate belehrte ihn, nur ungern und widerstrebend, sie müsse besorgen, der Vater habe sich durch schlechten Umgang und unmäßigen Trunk binnen wenigen Wochen dermaßen verändert, daß er, der sonst so biedere Mann, den leichtsinnigen Plänen des reichen Schneidermeisters willig Gehör gebe und mit diesem auf den nahe bevorstehenden Tod der Frau Jeanne hoffe und harre. Aber, fügte Beate mit einer ihrem sanften Wesen völlig fremden Entschiedenheit hinzu: ehe ich mich von August abwendig machen lasse, leg' ich mich zu der Frau Jeanne in den Sarg! Und der Herr Barteloni — sei nur schon nicht böse auf mich, daß ich es von Helenen's Vater sage, allerliebster Oswald — aber das ist ein unverschämter Mann. Ich kann Dir gar nicht erzählen, was er sich schon gegen mich hat erlauben wollen, und wie er mich verfolgt; ich müßte mich zu sehr schämen.

Und liebt denn — Helene den Grafen Bernhard? fragte Oswald.

Wer weiß das, Herzensbruder? Wenn sie werden herüber gezogen sein und ihre neue Besitzung bewohnen, wird sich natürlich zeigen, wen sie liebt. Ich denke davon so Mancherlei, was ich nicht aussprechen darf. Für jetzt hört man nur, daß der junge Graf, so oft als er abkommen kann, hinein reitet, daß der alte Graf sehr unzufrieden ist, und daß Vater und Sohn heftige Länze mit einander haben. Uebrigens hat sich der junge Herr ausnehmend zu seinem Vortheile verändert, seitdem er die Helene liebt. Nichts mehr von dem hochfahrenden und stolzen Benehmen, das ihm sonst eigen war. Wer ihm begegnet, den grüßt er zuvorkommend und freundlich. Er macht auch kein Geheimniß daraus, daß er Nichts weiter im Sinne hat, als nur seinem Vater die Einwilligung abzuschmeicheln.

Er will sie heirathen? Will sie zur Gräfin von Steinnach machen?

So behauptet er ganz laut und frei; — aber sei nur schon nicht böse auf mich, einziger Herzensbruder.

Böse, auf Dich, Du armes, treues Mädel? Wie sollt' ich das anfangen? hab' ich doch kein Recht, auf Helenen böse zu sein oder ihr Vorwürfe zu machen. Wir kennen uns ja kaum. Und hätten wir uns näher gekannt, wäre der Knabentraum aus unserer kleinen Gartenlaube später wirklich in's Leben übergegangen, hätten wir ihn wirklich durch Blicke und Zeichen fortgesetzt — wozu ja doch keine Gelegenheit weder von ihr gegeben, noch von mir gesucht wurde — welche Ansprüche dürft' ich darauf gründen, mit einem vorneh-

men, reichen Herren in die Schranken zu treten? Mag sie Frau Gräfin werden! Mag es ihr gut gehen, wenn nur bei uns im Hause der alte Friede wieder eintreten wollte! Ich würde mich hüten, danach zu fragen, was auf dem Schlosse und in der Villa geschieht, in der Villa des Herrn Barteloni! Es klingt fast lächerlich. Aber bei alle dem kann ich mir nicht denken, daß der Graf seine Einwilligung zu einer solchen Vermählung giebt, und verhüte nur der Himmel ein Unglück. Es wäre doch schrecklich, wenn ein Mädchen, wie Helene, das Opfer von ihres Vaters albernem Hochmuth und von ihrer eigenen Leichtgläubigkeit würde! — Wenn sie es vielleicht schon geworden wäre?

Beate wollte gerade beginnen, die Befürchtung durch gute Gründe, auf Graf Bernhard's offen ausgesprochene Absichten gestützt, zu widerlegen, als Mutter Rebekka eintrat. Verstört und die Augen voll Wasser stellte sie sich zwischen die Geschwister: das ist zu arg, Kinder, ich trag's nicht länger, ich muß mein Schweigen brechen, sonst bricht mir das Herz. Nicht einmal heute ist der Vater bei der Arbeit geblieben, nicht einmal heute will er uns den Abend gönnen und Oswald's Wiederkehr mit uns begehen. kaum klopfte der schändliche Versucher an's Fenster, so wurde auch schon Rock und Mütze vom Nagel gerissen, und flugs ging's fort nach dem gottverfluchten Maulbeerbaum.

So heißt nämlich die neue Schenke, klagte Beate.

Zum Maulbeerbaum hat er sie genannt? Dann nennt er sich Zachäus, ist's nicht so?

Zachäus Zampel, ja leider Gottes, das ist sein verhaßter Name.

Oswald übersah mit einem Blicke den Zusammenhang und wußte nun, warum jener Mensch an Allem, was Steinach betraf, so viel Antheil gezeigt. Er befragte seine Mutter, in welcher Beziehung Vater Erhart und sie zu dem übelberufenen Manne ständen?

Rebekka schickte ihre Tochter fort, daß Beate unten im Hause walte, dies und jenes besorgend, während sie mit Oswald allein oben bleiben und mütterlich mit dem Sohne reden wolle — „wie mit einem zuverlässigen Freunde.“

Da erfuhr dieser nun Alles, was wir aus dem ersten Bande wissen. Erfuhr, welch' gegründete Ursachen seine Mutter habe, den heimtückischen Zampel zu hassen, der nun, nachdem die schlechten Streiche des Jünglings verjährt sind, wiederkehrt als alternder Mann, mit heuchlerischer Demuth, sich in der Jugendfreunde Vertrauen wieder einzunisten, Fluch und Verderben über ihre glückliche, wenn auch beschränkte Häuslichkeit zu bringen. Was mein seliger Vater immer gesagt, sprach sie, daß der Franz auch ein Teufelchen in sich trage, jetzt zeigt sich's. So lange hat Dein Vater es bestegt, hat mäßig, enthaltsam, fleißig gelebt. Und nun muß dieser Glende ihn verlocken, muß ihn zum Weine reizen, daß keine Bitte mehr dagegen hilft, keine Mahnung, keine Klage. Wenn sie ihn trunken gemacht, Oswald, dann spielen sie mit ihm. Dann lassen sie ihn erst gewinnen, hernach wieder verlieren, dann kommt er im Sturme nach Haus,



holt die letzten Groschen, trägt sie wieder fort — achtet nicht auf mein Flehen . . . wir sind am Bettelstabe — sogar der „Professor“ ist verspielt, der alte Keimtopf, in den Du, braver Junge, das mühsam ersparte Geld von Deinen Rappen und Mützen geliefert. Und das wäre noch das Geringste, denn wir werden nicht verhungern, so lange Beate und ich uns noch rühren können. Aber was mich so fürchterlich grämt, das ist die Schande, die Schmach. Mein Mann, der Tischlermeister Franz Erhart, von Jung und Alt in ganz Steinach als der stillste, redlichste Bürger geschätzt, Dein Vater, Oswald, der taumelt durch die Gassen, stolpert, fällt, und die Schulkinder lachen hinter ihm her: der versoffene Tischler!

Rebekka's Schmerz wirkte so mächtig auf den Sohn, daß dieser es nicht vermochte, ihn durch Erörterungen über Beaten's Besorgnisse wegen Barteloni zu vermehren oder seiner Mutter gar einzugestehen, er fürchte, Zampel sei im Einverständniß mit den zweideutigen Absichten, die Jener auf die Schwester hege. Er tröstete nur, so gut es gehen wollte, und sprach die Hoffnung aus, der bessere Geist werde ja wieder im geliebten Vater die Oberhand gewinnen; und diesen zu erwecken, wolle er selbst Muth fassen, kindlich-ehrfurchtsvoll, doch dabei männlich-ernst über diese Verirrungen mit ihm reden. Er kann sich mir und meinem Flehen nicht verschließen, meinte Oswald. Die Stimme eines stets folg-samen Sohnes wird ihn rühren. Ich werde ihm entdecken, daß dieser Zachäus oder Zampel, wie Ihr ihn

nennt, schon seitdem er mich kennen lernte und in mir den Sohn meiner Eltern, eigennützig, hinterlistige Pläne auf die Nachrichten gründete, die er mir zudringlicher Weise über Steinach und alle hiesigen Verhältnisse abquälte. Ich werde meinem Vater auseinandersetzen, daß er durch seine Nachgiebigkeit, durch seinen Mangel an Widerstand offenbar die Beute eines heimlichen Komplottes wird und vielleicht sein eigenes Kind oder dessen Ehre auf's Spiel setzt. Ich werde zugleich seine Verzeihung erbitten, daß ich, der Sohn, es wage, so mit dem Vater zu reden, — und Ihr sollt sehen, Mutter, es geht noch gut.

Gott geb's, mein Oswald. Könntest Du immer bei uns bleiben, wie sein guter Engel ihm zur Seite, dann wollt' ich Deine Hoffnungen theilen, aber ohne Dich wird der böse Geist mächtiger bleiben, als Deine besten Worte.

Ihr nennt mich den guten Engel, Mutter? Na, die Engel haben nicht bloß Palmenzweige in der Hand, sie führen, wenn's gerade Noth thut, auch Plempen in der Faust. Und ist's nicht anders, und verschlägt bei'm Vater kein Bitten, bei'm Andern kein Drohen, so kommt's dem guten Engel nicht darauf an, daß er dem bösen Geist die Knochen kurz und klein schlägt. Dazu könnte Rath werden, und müßt' ich zehn Mal brummen; man stirbt nicht an einem Bißchen Arrest.

Wie vorerst Mutter Rebekka die Gespräche der Geschwister unterbrochen, so störte jetzt Beate Bruder und Mutter durch die betrübende Nachricht, der Vater

fehre fröhlichen, aber trunkenen Muthes heim, sich Geld zu holen, und frage nach Oswald, von dessen Ankunft er jedoch nur unbestimmte Erinnerung habe.

So komme, mein Sohn, komme mit uns und siehe selbst, ob Du den Ehrenmann, den Du Vater nanntest, erkennen wirst in dem Manne, der jetzt nach Dir brüllt?

Wirklich hörten sie den Meister Tischler in unartikulirten Tönen, die man nur errathen mußte, ihnen entgegen schreien.

Oswald zitterte an allen Gliedern, er fühlte sich seiner Kräfte beraubt; wie ein Bube der Züchtigung schlich er dem Anblick entgegen, der seiner harrte.

Während der langen Zwiegespräche mit Schwester und Mutter war der Abend herangekommen, und im Halbdunkel des schwachbeleuchteten Gemaches sah er den Vater, auf einer Hobelbank sitzend, blaß, mit herabhängenden Haaren, gläsernen Augen, dumm-lachend, vernahm sein Fallen — und wendete sich schauernd ab.

Er hatte diesen Mann niemals anders gesehen, als verständig, mild, besonnen, heiter, mäßig. Er war gewöhnt, seiner nicht anders zu denken, als wie man eines aller Achtung und Liebe würdigen Vaters gedenkt. Bei den Ereignissen, die ihn, von der Heimath entfernt, in mancherlei uns bekannte Ausweichungen vom vorgeschriebenen Wege verwickelt, hatte er dieses Vaters, wie eines — auch abwesend — gegenwärtigen Richters jeder Handlung, jeder Regung gedacht! Und nun mußte er ihn vor sich sehen, einem Blödsinnigen gleich, mußte

hören, wie er um Geld bat, damit er weiter spielen könne.

Rebeka und Beate lauschten angstvoll, was Oswald auf diese schmäbliche Bitte entgegen werde. Sie fürchteten einen Ausbruch der Erbitterung, der den Vater leicht aus seiner sonst menschenfreundlichen Weinlaune in zornige Reizbarkeit versetzen konnte.

Aber so tief eingewurzelt war in dem Sohne das kindliche Gefühl der Ehrerbietung, daß er nicht zu verweigern wagte, was ihm auch aus trunkenem Munde wie ein Befehl klang, dem er Gehorsam leisten müsse. Mit bebender Hand reichte er dem Vater einige Thaler und zog sich stumm, ohne ein Wort des Widerspruches, zurück, als Jener, beim Anblick der Silbermünzen laut aufjauchzend, sogleich aus der Thüre schwankte, mit kaum verständlichen Danksayungen für den „großmüthigen Geber!“ So lange man den unsicheren Tritt von der Gasse durch's Fenster herein noch hörte, verharrte Oswald in seinem dumpfen Schmerz. Dann aber brach er in einen unaufhaltsamen Jammer aus, der diesen festen, gewaltigen, jungen Mann so furchtbar kleidete, daß Mutter und Schwester den eigenen vergaßen und, sich mit Liebkosungen an ihn drängend, ihn zu beruhigen suchten.

Nein, schluchzte er, nachdem die heftigsten Erschütterungen vorüber waren, das halt' ich nicht aus. Nicht eine Stunde länger darf ich unter diesem Dache bleiben. Noch einmal einen solchen Anblick, und ich würde zum Mörder! Meinen Vater noch einmal so zu mir reden

hören, — und ich ginge hin und schlug den Schenkwirth nieder und träte ihm die Seele aus dem Leibe. Euer Unglück ist groß genug, ich will es nicht noch größer machen. Hier, Mutter, nehmt dies Geld; für's Erste nur, daß Ihr nicht hungern dürft. Ich will schon weiter sorgen. Den August werd' ich auffuchen, Beate. Wir müssen sehen, wie wir den bald zurückbringen. Der scheidt sich besser hierher, ist ruhiger als ich, kann bei der Arbeit helfen, kann vermitteln und trösten. Ich muß fort, ich darf nicht bleiben. Lebt wohl. Haltet mich nicht, sonst erlebt Ihr das Aeußerste.

Ehe der Tischler Erhart, ausgeplündert und bewußtlos, von seinen Zech- und Spielbrüdern bei später Nacht in's Kutscherhäuschen zurückgeschleppt ward, befand sich sein Sohn Oswald schon auf dem Wege nach der Hauptstadt.

---

### Achtunddreißigstes Kapitel.

Graf Polykarp Steinach saß allein im großen Speisesaal, den ein hochloderndes Kaminfeuer nur ungenügend durchwärmte. Er las aufmerksam in einem kleinen, kostbar-eingebundenen Buche, dessen Inhalt den ernstesten Mann mehr als gewöhnlich zu fesseln schien. Denn vergebens fragte der Tafeldecker einige Male: ob angerichtet werden, oder ob der Koch auf Graf Bernhard warten solle? Graf Polykarp hörte die Frage nicht. Er

versenkte sich immer tiefer in die „Ansichten der Natur,“ aus denen er folgende Stelle, die Chaymas-Indianer betreffend, mehrmals laut wiederholte: Wir haben schon von ihrem unwiderstehlichen Trieb, die Gesellschaft zu fliehen und zum wilden Lebenslauf zurückzukehren, gesprochen. Die kleinsten Kinder laufen öfters von ihren Eltern weg, streichen vier bis fünf Tage in den Wäldern umher und nähren sich mit Früchten, Palmkohl und Wurzeln. Beim Reisen durch die Missionen trifft man nicht selten ganze Dörfer beinah leer an, weil die Einwohner sich in ihren Gärten oder in den Wäldern al monte aufhalten. Die Jagdlust der civilisirten Völker beruht vielleicht zum Theil auf gleichartigen Gefühlen, auf dem Reiz der Einsamkeit, auf dem angestammten Verlangen nach Unabhängigkeit, auf dem tiefen Eindruck, den die Natur überall hervorbringt, wo der Mensch allein und ohne Zerstreuung mit ihr in Berührung kommt.

Auf dem angestammten Verlangen nach Unabhängigkeit . . . was giebt's? Was willst Du?

Ob auf Grafen Bernhard gewartet werden soll, oder . . .

Warten! Ich mag nicht allein essen. Er kann ohnedies nicht lange mehr wegbleiben, es wird Nacht. Er ist doch auf der Jagd? —

Heute, ja; zu Befehl.

Der Tafeldecker entfernte sich.

Mit langen Schritten maß der Herr des Schlosses den öden Raum, das kleine Werk des großen Mannes festhaltend, beide Hände auf dem Rücken und unzählige

Male nachsprechend: auf dem angestammten Verlangen nach Unabhängigkeit!

„Auf dem angestammten Verlangen!?“ Sehr richtig; er ist zwar mein Sohn, aber nicht minder des Weibes, dessen Namen ich vergessen habe. Unabhängig will er sein von Rang, Stand, Reichthum, hoher Geburt und all' den bindenden Verpflichtungen, welche diese sogenannten Vorrechte auferlegen. Er ist ein Kind dieser Zeit. Eingeboren sind ihm die Ideen der Gleichheit und Freiheit, eingesaugt hat er sie mit der Muttermilch, ohne daß Jene wußte, was sie ihn trinken ließ; eingepfist wurden sie ihm dann durch den Lehrer, der sehr wohl wußte, was er ihm gab. Und die Keime, die ich späterhin zu ersticken wähnte durch Umgang, Beispiel und Unterweisung, waren nur zurückgedrängt, nicht abgetödtet. Jetzt schießen sie in Knospen auf, entfalten sich, wuchern wild empor. — Und was beginn' ich? Such' ich ihren Wuchs nachgiebig zu fördern, damit ich ihn zugleich regeln könne? Oder brauch' ich Gewalt und verfare, wie man gegen hinderliches Unkraut verfährt? Nein, keinesweges, dazu ist Bernhard nicht der Mensch. Hat er von — Ihr die Neigung zur Unabhängigkeit, so hat er von mir die Festigkeit. Zwei feste Willen gegen einander müssen sich verderbend aufreiben. Ich will nachgeben, so weit es möglich bleibt, ohne ihn ahnen zu lassen, daß ich es thue. Wenn ich ihn nur dem Landleben, unserem Besitz, diesen Gluren erhalten kann!

Die Wanduhr schlug Fünf. Eine Stunde über die festgesetzte Tafelglocke war verschwunden. Der Gebieter

des Schlosses, nicht an harrende Geduld gewöhnt, bezwang sich und nahm noch einmal geduldig Platz am Kamine, wo er die „Ansichten der Natur“ weiter zu lesen versuchte, doch ohne sonderlichen Erfolg, was seine Aufmerksamkeit auf dies hinreißendste aller wissenschaftlichen Bücher betraf, welches zugleich den Titel eines erhabenen Gedichtes verdient. Es ist vergebens, sprach der Graf resignirt, ich komme nicht mehr in Fluß, seitdem die verwünschte Passage über das „angestammte Verlangen“ mich herausbrachte. Man will von dem weltberühmten Verfasser behaupten, er trage, politische Ansichten und Meinungen anlangend, eine etwas in's Röthliche spielende Farbe; und dennoch verstand er stets den Ehrenplatz nahe bei Thronen einzunehmen! Welch' ein lehrreiches Beispiel! Sollte es denn nicht möglich sein, daß Graf Polykarp Steinach der Freund seines Sohnes bleibe? Und der Sohn des Vaters Freund? — Gott sei gepriesen, er fährt in den Hof. Er ist da; er war nicht in der Stadt; er jagte wirklich. Gesegnet sei die Freude am Walde, an unserm Walde! O wie gern hab' ich nun gewartet.

Graf Bernhard, von den Dienern benachrichtiget, daß auf ihn gewartet werde, eilte ohne die Kleider zu wechseln in den Speisesaal und auf seinen Vater hin, dem er unterthänig die Hand küßte und Entschuldigung für sein Ausbleiben erbat.

Bernhard erinnert nicht mehr an den kaum Genesenen, den wir bei der lieblosen Trennung vom Mitschüler Oswald sahen. Die Nachwehen jener Todeskrankheit



sind längst verwachsen, und er ist ein ganz angenehmer Jüngling geworden. Aber wir finden ihn auch nicht wieder als den modisch gekleideten, etwas faden Stutzer, welcher mit knabenhafter Reckheit Helenen ansprach, als vor zwei Jahren unser junger Schneider ihm an Barteloni's Hausthür begegnete. Bernhard hat sich gar sehr zu seinem Vortheile verändert. Einfach und anspruchslos wie seine Kleidung sind Haltung und Benehmen. Wehmüthiger Ernst, der aber von unfreundlicher Schweigsamkeit ebenso frei ist, als von kaltem Hochmuth, zeichnet ihn vor Allen aus. Man sieht auf den ersten Blick, daß ein wirklicher Gram sein junges Leben umschleiert; ein Gram, den er durchaus nicht zur Schau tragen, den er aber auch um keinen Preis los werden will; ein Gram, den er liebt; den er nicht mehr entbehren mag. So steht er auch jetzt vor dem Vater, der ihn, — Dank sei es den langen Selbstgesprächen und den „Ansichten der Natur“ — mit Herzlichkeit empfängt und sich ohne den geringsten Vorwurf über die Verzögerung des Diners an die Tafel setzt.

Hätt' ich gewußt, lieber Vater, daß Du mich erwarten würdest? . . . ich war der sichern Meinung, sie hätten Dir gesagt, daß ich einen Imbiß mitgenommen und auf kein Diner Anspruch machte.

Und ich hätte können allein sitzen? Nicht doch, Bernhard, verlange das nicht von mir. Wenigstens nicht, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, Dich mir gegenüber zu sehen; dies Vergnügen wird durch eine Stunde der Geduld nicht zu theuer bezahlt. Auch sind' ich es so

natürlich, daß es Dir draußen im Walde gefällt. Das ist unsere eigentliche Heimath, in der auch ich am Behaglichsten lebe. Warum brächt' ich sonst den Winter hier zu? Mich macht es glücklich, daß Du nicht aus der Art schlägst, indem Du die Freuden des Landlebens denen der großen Stadt vorziehst.

Gewiß, theurer Vater, ich verlange nichts Besseres, als in Steinach zu leben, in unseren Wäldern. Ich preise — fast nur deshalb, verzeihe schon, — den Wiener Kongreß, weil er feststellte, oder doch, weil durch seine Bestimmungen festgestellt wurde, daß wir ehemaligen Reichs-Unmittelbaren ausgenommen bleiben von der allgemeinen Dienstpflichtigkeit im stehenden Heere. Ich liebe übrigens die Ausnahmen keinesweges und die Vorrechte, welche Geburt verleihen will; — aber hier gewinnt eine harmlose Sehnsucht meinem Sinne für Gleichheit der Stände die Herrschaft ab, weil mir dadurch gestattet wird zu bleiben, wo ich bin, und allen Verkehr mit schön ausgeputzten Friedens-Soldaten und Parade-Tänzern zu vermeiden!

Wie Du mir aus der Seele redest, Bernhard! Wie ich Deine Gesinnungen lobe, wenn schon selbst vor Jahren Soldat. Und was mich besonders entzückt, ist Deine rasche segensreiche Bekehrung! Vorigen Winter noch grolltest Du fast mit mir, weil ich mich nicht entschließen konnte, nach der Stadt zu ziehen; entschlüpftest mir bei jeder nur ersinnlichen Gelegenheit, unter Vorwänden, die Deinem Scharfsinne Ehre machten, mir jedoch Besorgniß einflößten, Du könntest zu tolle Streiche treiben; —

bis ich dann allerdings zu meiner Beruhigung vernahm, daß man Dich nirgend gesehen habe, daß Du kaum die unerlässlichsten Besuche machtest. Mit dem Frühjahr schien ein anderer Geist über Dich zu kommen. Nun auf einmal konntest Du nicht Gründe genug aufstreiben, welche den großen Gutsbesitzer an sein Eigenthum binden, welche ihm den heiligen Beruf auferlegen, dort zu weilen. Nein, nein, ich irre mich nicht, mein Gedächtniß täuscht mich keinesweges; ich knüpfe die Erinnerung dieser plötzlichen — Wiedergeburt, wenn ich es so nennen darf, an ein bestimmtes Ereigniß. Gerade um diese Zeit kaufte unser vortrefflicher Bekleidungskünstler, Herr Barteloni, das Grundstück, auf welchem er seine hübsche Villa erbaute. Es war ein zufälliges Zusammentreffen, aber ich habe es nicht vergessen. Nicht wahr, Bernhard, jenes Gebäude wurde in einem Sommer vollendet und kann bald bezogen werden.

In einigen Monaten, mein Vater.

Schon? Wir wollen wünschen, daß die Bewohner sich ebenso heimisch darin fühlen mögen, als Du im Schlosse Deiner Väter. Wird die ganze Familie übersiedeln? Darüber ist Dir wohl nichts Bestimmtes bekannt?

Doch, mein Vater. Mutter und Tochter werden hier wohnen, und Herr Barteloni will ab- und zureisen, wie sein Geschäft es erlaubt.

Mutter und Tochter! — Sie heißt, denk' ich, . . . wie heißt sie doch?

Wer?

Nun die Mutter?

Die Mutter wird im Hause Frau Jeanne genannt; sie ist eine Straßburgerin. Die Tochter heißt Helene!

Helene? Ei das ist ein ominöser Name. War er nicht, oder ich müßte mich sehr täuschen, das Feldgeschrei langer, blutiger Zwietracht? Ohne Helena hätte, glaub' ich, kein trojanischer Krieg Statt gefunden? Rache mich nicht aus; ich habe, wie Du weißt, keine klassische Bildung empfangen.

Dennoch sagtest Du die Wahrheit, mein Vater; ohne Helena wäre Troja nicht zerstört worden. Aber ohne sie gäb' es auch keinen Homer.

Nun? und wo säße das Unglück, wenn es keinen gäbe? Würde die Welt darum nicht sein, was sie ist? Höchstens einige gelehrte Wortklauber weniger existirten vielleicht? Einige philologische Ausleger, wie Herr Hein . . .

Bernhard schrak zusammen. Seit einer langen Reihe von Jahren wurde dieser Name heute zum ersten Male in Schloß Steinach genannt. Graf Polykarp mußte trotz äußerlicher Milde und Ruhe sehr bewegt und ergriffen sein, daß er sich in Gegenwart der Dienerschaft so weit vergaß.

Auch folgte auf die Unterbrechung des Gesprächs ein tiefes Schweigen, bis die Tafel aufgehoben ward und der Vater den Sohn mit sich in sein Zimmer nahm. Bernhard folgte mit banger Vorempfindung, jener nicht unähnlich, die apprehensive Menschen vor einer schweren Naturerscheinung, vor einem Erdbeben fühlen. Dennoch

war ihm der Ausbruch willkommen, den er schon lange für nothwendig hielt, sollte sich die schwüle Luft gründlich reinigen, die zwischen ihm und seinem Vater drohend hing. Er nahm sich vor, da er die Schwelle überschritt, so gehorsam, so kindlich zu sein, als es sich mit aufrichtiger Wahrheit vertrug.

Der Vater, die „Ansichten der Natur,“ die bei Tafel neben seinem Kouvert gelegen, noch immer zur Hand, wiederholte sein Motto: „angestammtes Verlangen nach Unabhängigkeit.“ Dadurch wollte er sich anmahnen, nachgiebig zu sein gegen die Wünsche des jungen Mannes, die er nicht billigte, weil er sie nicht kannte; die er wahnsinnig nennen mußte, als sie ihm deutlich wurden.

Bis heute war ihm der theure, einzige Sohn ein Geheimniß geblieben. Heute sollte sich's enthüllen. Aber wer bürgt dafür, daß ihm nach dieser Enthüllung der Sohn bleibe, was er bis heute war?

Man sagt mir, Bernhard, so hub er mit unglaublicher Beherrschung seiner selbst an, man sagt mir, daß Du mit jener Helene Barteloni eine Liebchaft hast? Gesetze mir die Wahrheit. Du bist schon erwachsen genug, und ich bin noch jung genug, um mit einander, Freunden gleich, darüber sprechen zu können. Ist es so, wie man mir erzählte?

Das heißt, lieber Vater, — ich liebe Helenen.

Nenn' es, wie Du willst. Du liebst sie und wirst natürlich von ihr wieder geliebt.

Das kann ich nicht wissen! Sie ist ein zu sittsames Mädchen . . . .

Nun, das gesteh' ich, die Welt ist höchst tugendhaft geworden; die Zeiten haben sich bedeutend geändert. Graf Bernhard Steinach, einer der reichsten und ausgezeichnetsten Kavaliere des Landes, zweiundzwanzig Jahre alt, findet eines Schneiders Tochter hübsch und wagt nicht auszusprechen, daß sie von seiner Aufmerksamkeit entzückt sei! Bist Du nur so diskret, oder hast Du wirklich so wenig Vertrauen in Deine Persönlichkeit?

Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Vater.

Ich will mich deutlich machen, ohne Rückhalt. Als ich zuerst durch jene niedrig geborenen Zwischenträger, die sich so gern zu Spionen beim Vater oder zu Kuppelern bei'm Sohne anbieten, je nachdem ihr Eigennuß sie leitet, von Deiner Flamme hörte, war mir die Sache sehr unangenehm. Nicht um ihrer selbst willen, — denn wie könnte ich Dir in Deinem Alter versagen wollen, was die Würze dieses Alters ausmacht? — nur um der Befürchtung willen, eine Liebchaft in der Hauptstadt werde Dich immer häufiger von Steinach fortziehen, werde Dich dem Landleben und der Theilnahme an Mitführung unserer Wirthschafts-Angelegenheiten täglich mehr entfremden. Deshalb haßte ich Deine Schöne, ohne sie zu kennen. Weil ich Dich aber viel zu sehr liebe, um auf die Dauer hassen zu können, was Dir gefällt und Dich reizt, ertappte ich mich nicht selten auf dem Stoßseufzer: möcht' es doch sein, wenn die kleine Person nur wenigstens in unserer Nähe wohnte! Der Himmel muß diese meine Seufzer für Gebete aufgenommen haben, da er sie so bald erfüllte. Deshalb that ich meinerseits Alles, was

an mir lag, Herrn Barteloni seinen Ankauf zu erleichtern; wies meine Kameral-Direktion an, ihm den Boden, der ihm zur Erweiterung seines Gartens wünschenswerth erschien, möglichst billig zu verkaufen, obgleich es gegen meine Grundsätze läuft, herrschaftliche Aecker zu zersplittern; gab Befehl, daß ihm die Baumaterialien aus meinen Ziegelbrennereien zum niedrigsten Preise geliefert werden sollten; suchte mit dem Forstmeister zusammen das trockenste, kernigste Holz heraus; kurz, ich baute dem närrischen Schneider goldene Brücken. Ich that dies freilich zunächst in meinem Interesse, dabei nicht minder in dem Deinen, mein Freund; und ich hätte, sollt' ich meinen, mir dadurch ein Anrecht erworben, zu erfahren, wie weit Du mit Deiner Schönen gediehen bist? Es ist denn doch auch wegen der Folgen, für welche Niemand gut stehen kann, und die vielleicht manche Vorsicht nöthig machen. Also sage mir unumwunden: ist sie schon Dein, diese anmuthige Helena? oder verschiebst Du den vollkommenen Sieg bis zum Sommer, um ihn mit Blumen zu krönen?

Sie sind unendlich gütig, mein Vater. Ihre Gnade überrascht mich so mächtig, entzückt mich so unerwartet, daß ich vergebens nach Worten des Dankes suche. Nehmen Sie dafür mit meinem reinsten Vertrauen vorlieb. Noch bin ich leider nicht im Stande zu sagen, ob Helene meine Liebe erwidert! Ihr Benehmen ist sittsam und zurückhaltend, wie es einem wohlerzogenen, vorwurfsfreien Mädchen ziemt. Wir sprachen uns nur flüchtig,

nur in Gegenwart der Mutter. Das würde mich nun allerdings nicht abgehalten haben, meine Gesinnungen offen auszusprechen . . . doch, wie durst' ich es wagen, ohne Ihrer Zustimmung, mein bester Vater, gewiß zu sein! Mußt' ich an dieser nicht unbedingt zweifeln? Fällt sie mir nicht erst jetzt, in dieser segensreichen Stunde, recht wie ein Geschenk ewiger Gnade zu? Jetzt, wo ich Ihrer Einwilligung sicher bin, werd' ich nicht säumen, mir Gewißheit zu verschaffen. Eins ist bestimmt, und das ist es, was mich aufrecht erhielt und mich hoffen ließ: daß ich keinen begünstigten Nebenbuhler habe.

Höre, Bernhard, nun versteh' ich Dich nicht, weder ganz, noch halb. Ich bin kein Moralist, kein Scheinheiliger, kein Sittenprediger; dafür kennst Du mich. Doch Dein Zartgefühl in dieser Sache scheint mir höchst unzart; es verletzt mich. Daß ein junger Kavalier hinter dem Rücken der beiderseitigen Eltern mit einem koketten Bürgermädchen liebelt, — ich kann's nicht loben, ich darf's nicht verdammen; es ist der Lauf der Welt. Daß aber mein Sohn in gesalbten Floskeln erklärt, er habe nur auf seines Vaters Erlaubniß gewartet, um dann mit ihrer Mutter Erlaubniß die Begehrte zu erobern; daß eine Verführung wie ein Kaufhandel abgemacht werden soll, unter hochtrabenden Versicherungen von allerlei edlen Gefühlen, — das ist Heuchelei; das rebütirt mich.

Aber Vater, ich beschwöre Sie, wer sprach von Verführung?

Wir Beide, meine ich, hätten von nichts Besserem gesprochen.



Dann sind Sie sehr im Irrthum. Ich dachte nur an Heirath.

Armer Bernhard! hast Du mehr als ein Glas Madeira nach der Suppe genommen? Ich bemerkte das nicht. Geh', leg' Dich schlafen!

Sie rauben mir durch Ihren Hohn, was ich leichtgläubig schon zu besitzen wähnte. Sie stoßen mich durch ein Wort wieder zurück von dem Herzen, welches väterlich und menschenfreundlich geöffnet schien. Meine Täuschung war kurz. Auch dafür Dank, daß Sie nicht grausam sie verlängern wollten. Wir stehen jetzt, wie wir standen, da ich von der Jagd zurückkam. Ich bin so unglücklich, als ich es vorher war; nur muthiger fühl' ich mich. Ja, mein Vater, ich liebe Helenen, ich achte, verehere, vergöttere sie, wie sie's verdient. Ich wüßte nicht, wie ich diesem angebeteten Mädchen anders nahen dürfte, als mit der bescheidensten Werbung um ihre Hand, und auch dann nur schüchtern, verzagt, befürchtend, ihrer nicht würdig zu sein. Da ich dies aber nicht kann ohne Ihre väterliche Erlaubniß, so werd' ich schweigen, dulden, harren wie bisher, des Tages gewärtig, der mich volljährig macht; werde hier an Ihrer Seite weilen, wie ein gehorsamer Sohn. Vielleicht ändern Sie die Härte Ihrer Meinung, wenn eine günstige Schickung es giebt, daß Sie Helenen kennen lernen. Vielleicht überzeugen Sie sich dann, daß Alles, was gut an mir ist, aus meiner Liebe für dieses Mädchen entsprang, daß ich durch sie aus einem hochmüthigen, eiteln, müßigen Dasein zum Ernste des Lebens und zu der Einsicht geleitet

worden bin, es gebe Etwas Höheres auf Erden, als ein reiches Erbe auf Karten, Würfel, Weiber, Wein und Pferde zu verwenden. Vielleicht finden Sie dann bestätigt, was ich wie den Glauben an Gott in mir trage, daß der Besitz einer solchen Frau mich zum würdigen Nachfolger in der musterhaften Verwaltung Ihrer Güter, zum Wohlthäter jener armen Menschen adeln könne, welche diese Fluren bewohnen. Mit Helenen ein thätigstrebender, zufriedener, fleißiger Landmann! Ohne sie ein bellagenswerther, einsamer, freudloser, reicher — Graf.

So haben meine finstern Ahnungen mich nicht betrogen! So ist mein einziger Sohn wirklich den unreifen Ideen dieser gährenden Zeit schon zum Opfer geworden und brütet im Schooße seiner heimathlichen Wälder Abfall von der Sache seiner Ahnen, Verrath am eigenen Vater!? Wie Gott will! Ich habe Schweres ertragen, ohne mich niederschmettern zu lassen; ich will auch dem Schwersten stehen, ohne mich zu beugen. Wenn sie mir des Nachts in mein Schloß brächen, Diener des Gesetzes, und kämen, Dich abzuholen, als Theilnehmer hochverrätherischer Verschwörungen; wenn sie Dich in den Kerker würfen, auf's Schaffot schickten, — es wäre fürchterlich; aber sieh', mein tugendreicher Sohn, es ließe sich leichter mit unserer Stellung vereinigen, eben weil es fürchterlich, weil es tragisch, vernichtend wäre. Was Du mir gegenwärtig androhest, ist eben nur lächerlich. Deine Passion für eine Schneiderstochter, mit obligaten, spießbürgerlichen Bethuerungen macht uns Beide, Dich und mich, in den Augen der Welt, das heißt unserer Stan-

desgenossen, zu komischen Figuren, fast ebenso komisch, als den Vater Deiner Vortrefflichen, den höchst venerablen Herrn Barteloni. Eine solche zu werden, ist nun gerade nicht mein Geschmack. Recht gern hätt' ich Dir ein hübsches Liebchen gegönnt und, war's denn nicht anders, meinerwegen auch Demoiselle — oder, wie Ihr jetzt als nivellirende Puristen sagt: Fräulein Barteloni. Nur zur Schwiegertochter hätt' ich einen andern Namen vorgezogen, der mit dem unsrigen vereinbarer klänge. Wie gesagt, das ist Geschmacksache. Verzeihe mir diese Aeußerungen. Meine Mutter hat mich zum Edelmann erzogen.

O, welch' ein entsetzlicher Scherz, mein Vater! Welch' ein grausamer Schlag, den Sie da nach mir führen — und der auch Sie verlegt! Gerade unser eigenes Beispiel müßte Sie darauf hinweisen, daß nicht immer die Ehre des vornehmen Hauses bewahrt und heilig gehalten wird, auch wo sie in die Hände einer aus altem, hohem Geschlechte stammenden Gemahlin und Mutter gelegt ward. Wie viel weiser sind darin doch die Ansichten der mächtigsten, reichsten, bedeutendsten Aristokratie Europa's. Der englische Lord, der eine Schneidertochter zur Gemahlin macht, macht sie ohne Widerspruch zur Lady und Wehe Dem, der sie als solche nicht anerkennen, nicht achten wollte. Sollen wahrhaft große und hochgeborene Herren nicht einmal dieses Recht üben, welches bleibt ihnen denn noch in dieser Zeit? Nur der Betteladel hat Rücksichten von so kleinlicher Gattung zu nehmen. Ihrem Sohne, mein Vater, müßten sie erspart bleiben,

— eben weil er Ihr Sohn ist, und Graf Steinach, Graf Polykarp Steinach, sollt' ich denken, könnte niemals lächerlich erscheinen, am Allerwenigsten, wenn er ein Vorurtheil mit Füßen tritt. Wir äffen den Engländern so Vieles nach, bemühen uns, den Sport einzubürgern, sammt all' seinen Narrheiten und Verschwendungen; warum wollen wir nicht nachahmen, was der Nachahmung würdig, weil es natürlich, verständig, menschlich ist? Wird es nicht vielen alten Familien gut thun, ihr schläfriges, faules Blut, ihren abgelebten Geist aufzufrischen durch eine sogenannte Mißheirath? Oder wird diese nothwendige, unentbehrliche Auffrischung immer nur plumpen Stallmeistern und geschwägigen Leibjägern überlassen bleiben? Ich bin ein Edelmann, Vater, bin es mit Leib und Seele. Und weil ich es bin, möcht' ich mir das edelste, schönste, reinsten Weib heimführen, welches ich kenne! Soll mich der Gedanke aus meinem Himmel stürzen, daß dieses Engels Vater ein Schneider war?

Die unerwartete Wendung, welche Bernhard durch seine letzten Aussprüche der Diskussion gegeben, brachte in Graf Polykarp eine sichtbar günstige Veränderung hervor. Bereits verlor sich jener Ausdruck kalten Hohnes, der bei ihm die Stelle lärmenden Zornes ersetzte, aus des Vaters Gesicht; ja, bereits rüstete er sich, was der Sohn angedeutet, zu erörtern, und leicht möglich, daß gegenseitige, erschöpfende Auseinandersetzungen, wenn nicht zum raschen Frieden, doch wenigstens zum vorbereitenden, versöhnenden Waffenstillstand geführt

hätten — da wollte das Unglück, daß Herr Barteloni, vor wenigen Minuten in Steinach angelangt, sich bei'm Grafen anmelden ließ. Hätte der Mann ahnen können, welches Gespräch er unterbrach, wie sein Dazwischenkommen seinen eigenen Plänen und Wünschen schädlich war — gewiß, er wäre lieber bei Schnee und Frost die ganze Nacht im Schloßgarten spazieren gegangen. —

Graf Polkarp, durch Nennung des ihm verhaßten Namens augenblicklich abgelenkt von der schon begonnenen Vergleichung zwischen deutscher und brittischer Aristokratie, nahm, sowie der Schneider sichtbar wurde, seine schneidend-eisige Höflichkeit wieder an und empfing ihn mit den Worten: Sie kommen gerade a tempo, Herr, wir sprachen auch von Ihnen.

Bernhard hätte den Vater Helenen's ohne weitere Ueberlegung umbringen mögen, so rasch begriff er, daß nun Alles verloren sei. Verzweifelte Resignation trat an die Stelle der bisherigen Beredsamkeit. Er sah voraus, wie sein Vater den Kleidermacher vernichten werde, und davon Zeuge zu sein, widersprach seinen besseren Gefühlen.

Ich will nicht stören, rief er aus; Herr Barteloni wird Geschäfte zu verhandeln haben! — Ehe der Vater ihm gebieten konnte zu bleiben, war Bernhard verschwunden.

Der Erbauer und Besitzer jener neuen Villa, welche in Steinach mehr Aufsehen machte, als seit Großvaters Gedenken jemals irgend ein Neubau gemacht, den des sogenannten Rathhäuschens sammt dazu gehörigen

Tanzstuben nicht ausgenommen, kam wirklich in Angelegenheiten, die darauf Bezug hatten. Er wollte sich über die Kameral-Verwaltung beschweren, die sich weigerte, ihm für seinen Garten soviel herrschaftliches Land abzulassen, als er begehrte. Er berief sich auf des Grafen Erlaubniß, und dieser Berufung setzten die Beamten entgegen, daß es nur eine, ihrer Begutachtung unterliegende gewesen sei, und daß eine größere Parzelle des besten Ackers unmöglich abgezweigt werden dürfe. Als er nun voll Ungeduld, die Umzäunung und Bepflanzung seiner „Park-Anlagen“ beginnen zu lassen, des Gutsherrn Entscheidung aufrief, erwiederte ihm Dieser:

Sie scheinen ja sehr veressen, mein lieber Barteloni, auf einen großen Garten? Ich bezweifle auch nicht, daß Sie, reicher Städter, mehr Geld haben, als wir armen Landleute; aber warum wollen Sie es zum Fenster hinaus werfen? Bieten sich Ihnen nicht genug schattige Spaziergänge dar um Steinach? Stehen nicht die Schloßgärten Jedermann offen?

Eben deshalb, Herr Graf, weil sie für alle Leute sind, wünschte ich für mich allein etwas Großartiges zu haben. Mir sind die breiten, verschnittenen Alleen aus der Zopfzeit abscheulich, und ich möchte, vom Fortschritt, den das freie England uns zeigte, belehrt, meine Er-rungenschaften auf breitester Grundlage anbahnen. Englische Irrgewinde, wie ich dergleichen auf meinen Reisen sah, sind für mich maßgebend. Die Zeit ist edel, weil kurz. Sollen die Anpflanzungen in diesem Jahre noch Statt finden, so müssen sie ausgezeichnet rasch in

Angriff genommen werden. Es ist eine brennende Frage, der Rechnung zu tragen es mich drängt. Wir leben schon im Februar.

Ich weiß es, Herr Barteloni. Mein Kalender sagt es mir, — sonst wär' ich geneigt zu glauben, wir befänden uns in den Hundstagen?

Wie so, Herr Graf?

Weil Sie auf eine Weise zu reden belieben, die mich daran erinnert. Erlauben Sie mir, Ihnen in der Sprache zu antworten, deren ich mich bisher bediente, nicht ohne verstanden zu werden. Ich hoffe, mich auch Ihnen deutlich zu machen. Die Bestimmung über den Umfang des an Sie zu verkaufenden Ackerlandes muß meiner Kameral-Verwaltung überlassen bleiben. Je weniger diese hergibt, desto mehr handelt sie in meinem Sinne, weil jeder Morgen fruchtbaren Bodens, der nahrhaftes Getreide trägt, nutzbarer angewendet ist, als wenn er durch Ihre englischen Irrgewinde brach gelegt wird. Sie werden sich also begnügen, Sie und die hochverehrten Ihrigen, sich durch andere Gebüsch zu winden, wo meinerseits Ihren allseitigen Verirrungen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden soll. Auch Ihrer schönen Tochter nicht. Ich habe meine Meinung über diesen Punkt auch gegen Graf Bernhard bereits ausgesprochen. Wenn es Ihnen genehm ist, daß er der Liebhaber Ihrer Tochter sei, wenn Sie nicht auf halbem, nein auf ganzem Wege ihm entgegengekommen, dann wär' es wohl sehr ungalant von mir, den jungen Leuten ihr Vergnügen nicht zu gönnen.

Was wollen Sie damit sagen, Herr Graf?

Ich will sagen, ich werde keinen unnützen Lärm schlagen, wenn Graf Bernhard Steinach die Tochter des Meister Bartel eine Zeit lang liebenswürdig findet, sobald Meister Bartel selbst damit einverstanden ist.

Wer unterfängt sich, das zu behaupten? Welchem on dit zufolge wagt man, mir ein solches Einverständnis zuzumuthen? Famos, auf Ehre!

Das Gerücht geht ganz einfach von Ihrer mit großem Kostenaufwand in einem Sommer gewachsenen Villa aus. Man weiß, daß mein Sohn öfter, als mir lieb sein konnte, sich seinen ländlichen Beschäftigungen entzog und nach der Hauptstadt ritt, um Ihre Tochter zu sehen. Man weiß, daß ich ihm diese romantischen Nachtritte untersagte. Man bemerkt, daß des Mädchens Vater sich eine Sommerwohnung einrichtet, sechs Meilen weit von seiner Schneiderwerkstätte. Man bringt diese „Belléität“ — geben Sie mir diesen einen, Ihnen vielleicht fremden Ausdruck frei gegen die vielen, deren Sie sich zu meinem Entsetzen bedienen! — mit der Annäherung der jungen, feurigen Personen in Verbindung. Das ist höchst einfach.

Warum soll ich ableugnen, daß Ihres Sohnes heiße Liebe für Helenen maßgebend war bei diesem Ankauf, bei diesem Bau? Es wird sich herausstellen, Herr Graf, daß ich ein Recht hatte, das Schicksal meines Kindes selbst in die Hand zu nehmen, dafür zu wirken. Ich bin ein Mann der Bewegung, bin politisch durchgebildet und huldige dem Fortschritt, der Volkssouveraineté, dem



Gesamtwillen. Dieser ist es müde, hochgestellte Persönlichkeiten anzuerkennen. Er kennt nur noch reiche Männer. Und ich bin ein reicher Mann. Helene ist meine Erbin. Sie darf eines reichen Erben Hand beanspruchen. Bernhard liebt sie. Bernhard wird sich glücklich schätzen, ihr Gatte zu werden. Soll ich ihn unglücklich machen wollen? Dürfen Sie es wollen? *Nous verrons*, wie wir in Straßburg sagen, in Straßburg, wo die Bildung bereits durch alle Schichten der Bevölkerung drang und Großes leistete. Sie ahnen nicht die ganze Tragweite der Zukunft, Herr Graf. Keine Reaction, keine Camarilla wird verjährte Vorurtheile in ihre längst verrotteten Ansprüche einsetzen. Ich bin ein freier Mann in meiner Villa, Sie sind nicht mehr in Ihrem Schlosse. Es gilt! Und wird dereinst das Volk sich wie ein Mann erheben, dann werden auch wir zahlreich vertreten sein . . .

„Wir?“ wer? die Schneider, wollten Sie sagen. Geniren Sie sich nicht. Warum brachen Sie ab? Sie waren so schön im Zuge.

*Nous verrons*, Herr Graf.

Bravo, Meister Schneider. *Nous verrons*, das ist das einzige geschmeidte Wort, welches Sie jetzt gesprochen. Schade, daß es ein französisches ist. Lassen Sie sich in Ihrer politisch-durchgebildeten Weisheit gefallen, daß wir damit schließen. Auch ich sage: *nous verrons!* — Und *Apropos*, machen Sie, daß endlich die neuen Livreen für meine Dienerschaft fertig werden. Es

ist unerträglich, wie lange Sie Ihre Kunden warten lassen.

Nous verrons! brummte Herr Barteloni, während er zornig das Schloß verließ.

---

### Neununddreißigstes Kapitel.

Die neu erbaute Villa wäre zur Noth schon bewohnbar gewesen, und ein Stübchen für den Hausherrn fand sich auch vollkommen eingerichtet. Doch Herr Barteloni, stets besorgt für seinen gut gepflegten und wohlerhaltenen Leichnam, hielt zweckmäßig, das Gemäuer erst gehörig durchfrieren und austrocknen zu lassen, ehe er sich demselben anvertraute, und zog deshalb vor, wenn er auf einen Sprung nach Steinach kam, im Gasthaus zu übernachten. Bis zum Herbst des vergangenen Jahres beehrte er das unweit des Kutscherhäuschens belegene, Hôtel durch seine Gegenwart. Seitdem jedoch das ehemalige Mauthhaus in einen „Maulbeerbaum“ sich umgewandelt, sprach er bei seinem Jugend-Freunde oder -Feinde Zampel ein, der zwar nur eine Ausschanks-Gerechtigkeit besaß, für den reichen Großstädter aber stets ein Nachtlager in Bereitschaft hielt.

Wie die Versöhnung zwischen ihnen bewerkstelliget worden? Ob der bei all' seiner Narrheit doch gutmüthige Barteloni nur aus Mitleid für Zampel's erheuchelte Noth diesem zu dem „Stückchen Brot“ verholfen und

nachher erst des kriechenden Schüglings Hilfe für seine offenen und versteckten Absichten in Anspruch genommen, oder ob sie gleich bei'm ersten Wiedersehen einen schmähligen Vertrag mit einander abgeschlossen, das bin ich kaum im Stande, bestimmt anzugeben, und kommt eigentlich auf Eins heraus. Daß Zampel's rasche, heimliche Entfernung von Elbau und seine Rückkehr in die Heimath hauptsächlich auf die Voraussicht gegründet war, der zum reichen Barteloni emporgeschossene Bartel werde eines pffiffigen Vertrauten bedürfen, und solcher Vertraute sich vortrefflich dabei stehen, — das unterliegt wohl keinem Zweifel. Ebenso sicher bleibt es, daß ein längst-gehegtes Rachegefühl gegen Erhart mit in's Spiel kam. Oswald erzählte ihm so viel von der glücklichen Ehe, die Vater und Mutter führten. Diese Berichte erregten des schlechten Menschen giftigsten Neid. Nicht weil er sich nach dem stillen Glück einer bescheidenen Häuslichkeit gesehnt hätte, sondern nur, weil Franz Erhart Etwas besaß, was ihm, dem Einsamen, Freundlosen fehlte; ihm, der an Verstand und Erfahrung sich doch dem Tischler so weit überlegen wußte. „Den Schneider rupfen, den Tischler zupfen, seines Hauses Frieden stören, Frau Rebekka durch allerlei Künste quälen“ — das schien ihm vortheilhaft und lockend.

Anfänglich hätte Beatens Schönheit ihn beinahe dazu verleitet, einen „dummen Streich zu machen,“ das heißt: Neid, Rachsucht, ja sogar Habsucht zu beseitigen und nach dem Besitze des Mädchens zu trachten, dessen Mutter einst von ihm bedroht wurde. Einige Tage lang

trug sich der herzlose Mensch wirklich mit dem Wahne, er trage auch ein Herz in der Brust. Einige Tage lang sann er über die sichersten Mittel nach, wie Rebekka's Abscheu zu bestegen, wie Beaten's Neigung zu erringen, wie Erhart's Einwilligung zu erschleichen sei. Er benahm sich demgemäß die erste Zeit nach seiner Anstiedlung in Steinach; aber es gelang ihm nicht besonders damit. Es ging ihm, wenn man dies Gleichniß nicht unschicklich finden möchte, wie vielen Hunden, die bei gewissen Angelegenheiten ängstlich scharren, als ob sie dadurch die Spur ihrer Thaten verdecken und sich vor feindlicher Verfolgung sichern müßten. Es ist dies Verfahren noch ein aus ihrem ursprünglichen Natur- und Ur-Zustande herrührendes Ueberbleibsel. Sie bedürfen desselben jetzt nicht mehr, aber sie thun es unwillkürlich. Zampel war ursprünglich so daran gewöhnt, Thaten zu üben, die sein Gewissen ihn verbergen hieß, daß er auch diesmal, wo er streng genommen etwas Gutes wollte, seine alten, hergebrachten Manövers nicht unterlassen konnte. Dadurch erweckte er bei Vater und Tochter gerechten Argwohn und vermehrte denjenigen, welchen die Mutter wider ihn zu hegen volles Recht hatte. Und da war es ihm endlich sehr willkommen, in Beaten's Treue für den abwesenden August ein unbesiegliches Hinderniß, — in Barteloni's begehrllicher Leidenschaft und der damit verbundenen Aussicht auf vermittelnde Kupplergeschäfte eine reelle Entschädigung zu finden für die Fortdauer des Hagestolzen-thums. Daneben blühten, wie er wähnte, noch allerlei einträgliche Zwischenträgerereien im heimlichen Solde des

Holtei, Ein Schneider. III.

jungen Grafen, wenn erst Helene mit ihrer Mutter die Steinacher Villa bewohnte. Denn daß Bernhard redliche Absichten habe, das konnte Zampel unmöglich glauben. Aber ebenso wenig dürfte sein Gönner, der reiche Bekleidungskünstler, in dieses verdeckte Spiel Einblick erhalten. Gegen Barteloni bezweifelte Herr Zampel niemals, daß Helene Gräfin Steinach heißen werde. Gegen Franz Erhart stellte er niemals in Abrede, daß Barteloni nur auf den Tod der heftischen Frau Jeanne warte, um Beate zur zweiten Gattin zu erwählen, worauf sie fleißig mit einander tranken.

Da sitzen denn — vier Wochen fast sind seit Barteloni's Unterredung mit dem Grafen und seit seinem vorletzten Besuch in Steinach vergangen — die drei Männer in der kleinen Gaststube „zum Maulbeerbäum“ beisammen, die wir in der Einleitung um Meister Hasenbart's Tisch vereinigt sahen, vor etwa einem Vierteljahrhundert. So viel älter sind sie geworden; ja! aber Zachäus Zampel nicht besser, Ignaz Rafael Bartel nicht klüger; ach, und der arme Franz Erhart, unseres Helden Vater, so viel, viel unglücklicher. Denn unglücklich war er ja nicht, bei mancher Entbehrung, so lang' er ein guter Ehemann, ein zufriedener Vater blieb. Er ist es erst jetzt geworden, seitdem der Umgang mit dem ehemaligen Buchbinder ihn verführt, sich wöchentlich verschiedene Male zu berauschen; seitdem der Rausch ihn antreibt, nicht nur zu spielen und sich ausrauben zu lassen, sondern auch in die nichtswürdigen Pläne einzugehen oder sie theilweise zu billigen, die Zampel in Bar-

teloni's Namen für diesen entwirft; seitdem er mit wüstem Kopfe aus den Käuschen erwacht, mit brennender Zunge die Seinigen um Verzeihung bittet, demüthig Beaten's Klagen, Rebekka's stumme Vorwürfe vernimmt, heilig Besserung gelobt und, kaum wieder auf den Füßen, an der Arbeit, der nächsten Aufforderung des Verlockers dennoch Folge leistet, um „die Sorgen zu vertrinken!“ — So sehr hatte sich's binnen weniger Monate verändert mit dem biedern Tischler Franz Erhart. Sein Schwiegervater, der verstorbene Kürschner Hasenbart, hatte auch diesen seinen Liebling richtig erkannt, — nur daß er mit dem glücklichen Irrthum hinüberging, Franzens's Teufelchen sei für immer besiegt. Wer konnte auch denken, daß aus dem kleinen Satänchen auf Erhart's alte Tage noch ein so ungeschlachter Satanas werden würde?

Heute, an dem Tage, den wir in diesem Kapitel zu schildern versuchen, war es übrigens nicht Zampel, der mit leisem Schlag an's Fenster den Teufel geweckt. Diesmal war es Herr Barteloni gewesen, der ordentlich, wie sich's gehört, durch die Thüre auf Besuch kam; — was er häufig that, unter den verschiedenlichsten ersinnbaren Vorwänden, doch immer nur in der einen Absicht, Beaten zu sehn, an ihrem Anblick seiner ungeduldigen Einbildungskraft neue Freuden, — neue Martern zu bereiten.

Rebekka hatte — und wofür wäre sie denn ein Weib gewesen? — ganze Wochen hindurch des Schwägers alberne Versicherungen von „alter Liebe, die nicht rostet,“

für baare Münze genommen; ja sie hatte, mochte sie auch achselzuckend sagen: der Schneider bleibt ein Narr! doch eine Art von Wohlgefallen daran gehabt. Und wofür wäre sie denn ein Weib gewesen? Nach und nach gingen ihr die Augen auf, als Barteloni die seinigen gar zu oft, gar zu feck auf Beaten's Fülle richtete. Da empörten sich Weib und Mutter in ihr gegen den zwiefachen Frevler, dem sie wahrlich die Thüre jetzt ebenso gern gewiesen hätte, als ihrem Todfeinde Zampel. — Aber Herr Barteloni war nicht der Mann, sich die Thüre weisen zu lassen. Und Erhart hielt große Stücke auf ihn, war ihm dankbar für das, was an Oswald geschehen, für die herablassende Freundschaft des angesehenen Häuserbesizers gegen den geringen Jugendfreund, vielleicht sogar für die nicht mehr verheimlichte Leidenschaft zu Beaten, die ja, wenn Gott in seiner Weisheit Frau Jeanne zu sich nahm, aus einem vertrockneten Tischler einen im Ueberfluß schwimmenden Schwiegervater machen konnte, — wofern es nur sonst gelang, ihr den „dummen August“ auszureden. Daß dieser Barteloni's leiblicher Sohn sei, daran dachte Erhart's aus einem Weintaumel in den andern hinüberduselnder Kopf schon ebenso wenig, als Beate jemals eine Silbe davon vernommen hatte. Kurz und gut, Barteloni stand bei'm Vater hoch in Gnaden, und Mutter wie Tochter durften ihre Ungnade nicht laut werden lassen. Heute zeigten sie ihm sogar ein halbfreundliches Gesicht, weil er Kunde von Oswald brachte, der sich ihm als von der Wanderschaft Heimkehrender und zugleich als Soldat vorgestellt. Die Schützen-

Uniform siße dem jungen Manne famos, versicherte er; und obgleich er die „Söldlinge“ nicht liebe und das ganze Militair-System „unliebsam“ finde, könne er doch nicht verschweigen, daß Oswald eine „kolossal-prächtige“ Figur mache, was auch Helene und Jeanne bestätigt hätten.

Vater Erhart befand sich während dieser Lobpreisungen seines Sohnes in peinvoller Verlegenheit. Ihm war zum Theil, wenn auch dunkel, rememberlich geblieben, welch' ein Zwischenfall die Freude ihres Wiederschnß trübte; Rebekka hatte andern Theiles nicht verschwiegen, daß der Sohn dem väterlichen Hause förmlich entwichen sei, weil er sich des Vaters schämen müssen. Als daher Barteloni seinen Berichten hinzufügte: es geht ihm gut, und er läßt die Seinigen alle tausendmal grüßen, da griff der Tischler, nur um Etwas zu sagen und seinen ängstlichen Zustand durch Worte zu verbergen, den Namen Helene auf, sich nach dieser und ihren Herzensangelegenheiten erkundigend. Dadurch traf er, ohne es zu wissen, noch zu wollen, Barteloni's wunden Fleck; die franke Stelle an seiner Eitelkeit, die des Grafen Abfertigung ihm geschlagen, die, seit vier Wochen nur äußerlich verharscht, desto heftiger nachschmerzte, und die jetzt bei Erhart's unschuldiger Berührung ihren aufgesammelten Giterstoff ergoß. Was nur von zeitgemäßen, gewissen modischen Journalen nachgeahmten Schmähungen wider Adel und Adelstolz, Zwingherrndruck und Feudaltyrannei in Herrn Barteloni's Gedächtniß hängen geblieben, das stellte er kunstfertig zusammen und nähete



daran mit scharfer Zunge, daß es lustig war zu hören. Auch mancherlei Wahrheiten kamen dabei zum Vorschein, denen die Erhartischen unbedingt zustimmen mußten. Vater Erhart fragte mitten in die demokratische Begeisterung hinein: ist denn Dein Lehnchen auch so recht tüchtig in den Bernhard geschossen?

Was aber Herrn Barteloni viel zu vertraulich klang, weshalb er den Frager keiner Antwort würdigte. Beate übernahm dies statt seiner und erklärte entschieden: o Gott behüte, nein!

Hätten sich Rebekka oder gar Vater Erhart einer solchen unwillkommenen Aeußerung erkühnt, der Demokrat vom reinsten Wasser würde ihnen schonungslos gezeigt haben, daß es auch bei Demokraten unterschiedliche Rangstufen zu beobachten giebt. Da aber der Gegenstand seiner süßesten Begierden ihm diesen Stein vor die Füße warf, hob der galante Cour-Schneider denselben lächelnd auf und begnügte sich rückzufragen: Gott behüte? Nein? Wie so denn Gott behüte, meine Allerschönste?

Weil sie meinen Bruder Oswald liebt, sagte Beate mit dem Tone überzeugender Gewißheit.

Barteloni stand starr mit offenem Munde.

Was sagst Du? Woher weißt Du das? riefen Rebekka und Vater Franz; hat sie Dir's anvertraut?

Ich weiß es, weil wir Beide Mädchen sind, und weil Mädchen sich verstehen ohne Geständniß. Wie sie das erste Mal in Steinach war und in unserer Gartenlaube den Oswald sah, der noch ein Junge war und sie ein

Kind, da hat sie ihn schon lieb gewonnen. Und das ist mit ihr gewachsen. Ich habe die Helene nur einmal wieder gesehen seitdem, es wird bald jährig, vergangenen Sommer, wo sie mit ihrer Mutter den Bau zu betrachten kam. Wir haben wenig Worte gewechselt. Oswald's Name ist nicht genannt worden, sowie ich auch gegen ihn über meine Entdeckung geschwiegen habe; denn warum sollt' ich dem armen Jungen den Kopf unnütz verdrehen? Dennoch weiß ich, sie liebt ihn und wird keinen Andern nehmen, so gewiß ich seine Schwester bin, und so gewiß ich keinen Andern mag, als den ich liebe. Auch nicht, wenn man uns zwingen wollte!

Diese letzte Anspielung auf August, welche Rebekka's mütterlichen Beifall fand, wurde von Erhart überhört, der sich lediglich an den Wohlklang der ersten Erklärung hielt. Seinem Vaterherzen war es so willkommen, irgend Etwas wagen zu können, wodurch er sich die Schuld abwälzte, die er gegen seinen Sohn auf sich geladen, die ihn drückte. Gern vergaß er in diesem Augenblicke Zampel's Einflüsterungen von der auf Jeanne's Tod gestützten Möglichkeit, daß Barteloni noch sein Schwiegersohn werde. Helene als Schwiegertochter zu begrüßen, lag so viel näher, schien so viel naturgemäßer, wurde durch keine gehässige Voraussetzung bedingt. Treuherzig und warm, wie in seinen guten Tagen, bevor die Trunksucht das edle Wesen des Mannes verzerrte, sprach er den Jugendfreund an: Was meinst Du, alter Ignaz? Gäbe das nicht ein prächtiges Paar? Mein Oswald und Deine Helene?

Der Teufel heißt Ignaz. Ich heiße Herr Rafael Barteloni und wurde nicht, der ich bin, damit meine Tochter, die erzogen ist wie eine Prinzessin, sich mit einem Handwerksgefallen aus den untersten Schichten der Bevölkerung verplempere. Wo denkst Du hin, Tischler, solches Bündniß zu beanspruchen? Hast Du Deinen letzten Kausch noch nicht ausgeschlafen? Es kann Dein Ernst nicht sein!

Franz und Rebekka schwiegen, durch die Mahnung an den Kausch darnieder geschmettert. Beate aber ließ sich nicht einschüchtern: warum soll mein Vater nicht im Ernst reden dürfen, wenn es Ihr Ernst war bei'm Herrn Grafen? Ist's denn näher von dem zu Ihnen, als von Ihnen zu uns? Sie predigen uns immer vor über Ihre allgemeine Menschenliebe, und daß Einer so viel werth ist wie der Andere, daß der Unterschied der Stände aufhören soll, der hohe Adel und Alles miteinander. Sie beschimpfen unsern Grafen, weil er seinen Sohn nicht an eine Schneiderstochter verheirathen mag? Und doch will der Schneider seine Tochter nicht einem Tischlersohne geben, der obendrein auch ein Schneider ist. Mit Ihrer Menschenliebe steht's erbärmlich aus, das kann ich Sie versichern, Herr Rafael Barteloni!

Beaten's Beweisführung, roh und unausgearbeitet, wie ein wenig unterrichtetes Bürgermädchen eben im Stande war sie darzulegen, traf dennoch den Nagel auf den Kopf; ein Ausdruck, der hier nicht unpassend scheint, weil man von eingebildeten und hochmüthigen Leuten ja zu sagen pflegt, daß sie „einen Nagel haben;“ und weil

der diesmal zwischen seinen Eigendünkel und seine unfinnige Leidenschaft in die Klemme Gekommene wirklich wie vor den Kopf geschlagen vor Rebekka's Tochter stand, die seine Begier noch nie so unwiderstehlich aufgeregt hatte, als in diesem Augenblick, wo sie mit glühenden Wangen, wallendem Busen, erhobenen Händen, von gerechtem Unwillen belebt, nicht abgeneigt schien, ihm in's Gesicht zu fahren und die Schärfe ihrer Nägel an ihm zu erproben. Die Lüsterheit trug über hochmüthige Anmaßung den Sieg davon. Barteloni beherrschte sich, gab freundliche Worte, versicherte, mißverstanden zu sein oder sich falsch ausgedrückt zu haben; schob die Schuld seiner Härte auf die Härte des Grafen, die ihn übellaunig mache; scherzte huldvoll über Beaten's Wahrnehmungen und über die Vertraulichkeiten unerfahrener Mädchen, die Nichts bedeuten; warf, um Erhart zu beschwichtigen, einige Andeutungen hin von dereinst doch vielleicht anzuknüpfenden Familien-Bündnissen, und benützte die, durch sein Geschwätz eingetretene Windstille, den Tischler auf eine Tasse Mokka in's „Kaffee-Zampel“ einzuladen, wo sie bei ächter Havannah diese Gespräche noch einmal „in Angriff nehmen wollten.“

Rebekka und Beate ließen heute den Vater ohne Widerspruch seines Weges zum verbotenen Maulbeerbaume ziehen; sie fühlten das Bedürfniß, sich weiter zu besprechen, waren zufrieden, dies ungestört thun zu können, waren froh, des lästigen Besuches überhoben zu sein.

So kam es, daß ich weiter oben schrieb: Da sitzen

denn die drei Männer in der kleinen Gaststube zum Maulbeerbaum beisammen. So kam es, und was ich hier eingeschaltet habe, war dieser Sitzung vorausgegangen.

Warum hast Du den Franz heute mitgebracht? Wir haben so viel abzuhandeln, flüsterte Zampel dem Gönner in's Ohr.

Es ließ sich nicht vermeiden, antwortete Dieser ebenso leise. Gib ihm 'was Starkes zu saufen, so wird sich bald herausstellen, daß er nicht anwesend, weil besoffen ist.

Zampel servirte den verheißenen schwarzen Kaffee. Sie füllten dem Tischler die Schale halb mit Rum. Nach drei Gaben stellte sich schon die erste Wirkung des Rausches ein: Erhart wurde fröhlich, zärtlich, gesprächig. Er nahm das Thema wieder auf, worüber im Kutscherhäuschen verhandelt worden.

Barteloni zeigte sich ungeduldig.

Zampel rückte mit schwerem Portwein heran, der mehr Spiritus, als Wein enthält. Es geht auf Kasael's Unkosten, rief er auffordernd.

Sie ließen den Tischler ein Glas über das andere trinken, während sie die andern verstofften unter dem Tische leerten, nachdem sie kaum genippt.

Binnen einer Stunde lag unseres Helden Vater in tiefem Schlafe. Das Zwiegespräch begann.

Wir sind nicht geneigt, es ausführlich zu wiederholen. Zwei Männer, nahe den Fünfzig, deren Einer vom niedrigsten, schmutzigsten Eigennuße geleitet, knech-

tisch und speichelleckerisch wie ein Hund den selbstsüchtigen, erkünstelten Begehrlichkeiten des Andern fröhnt, um einen Dritten, ihrer Kindheit, ihrer Jugend getreuen Genossen, rücksichtslos aufzuopfern — solche Kumpane sind sammt dem Austausch ihrer Vertraulichkeiten durchaus kein erfreulicher Vorwurf für die Feder des Erzählers. Wir führen sie folglich nicht redend ein, als nur insofern es für das Verständniß der Begebenheit unumgänglich nothwendig wird.

Barteloni schilderte dem listig-lauschenden Zampel die Keckheit der Tischlerstochter, die ihn mit seinen eigenen Waffen zurückgeschlagen; er verhöhnte sie und ihre Eltern über die Dummheit, nur im Entferntesten daran zu denken, daß Er — Er! seine Tochter einem großen, schlanken Bengel von Schneidergesellen an den Hals werfen werde; er schlug — immer in seiner, moderne Journal-Belesenheit athmenden Sprechweise — einige Seitenhiebe nach des Grafen Bernhard adelstolzem, hochmüthigem Vater in die leere Luft — und beschloß mit dem Bekenntniß, daß Beate in ihrem Aerger „unverschämt üppig“ gewesen sei, daß er vor Sehnsucht nach dem Besiße dieser „großartigen“ Schönheit verschmachte, daß er sie sein nennen, daß er sie haben müsse, wenn es schon Tausende koste!

Warte bis nach Deiner verehrten Gemahlin seligem Hinscheiden, sagte Zampel; dann steht Dir Nichts im Wege. Dann darf sie Dir keinen Korb geben, oder der Vater schmiert ihr den Mund, der Nein sprechen wollte,

mit heißem Leime zu. Warte, mein hoher Herr und Wohlthäter, mein Rafael! Sie ist von der Gattung, die sich konservirt, und je reifer diese Sorte von Äpfeln . . .

Ich verbitte mir unzeitige Scherze, Mosje! Bitte nicht zu vergessen, wer man ist, wie man einst fortlief, wie man hier anlangte, wem man's verdankt, daß man tolerirt wird, und mit wem man redet. Wer denkt an Heirathen? Derlei Brocken mögen gut sein, dies versoffene Thier, ihren Vater, zahm zu machen. Aber Erstens bin ich noch nicht Wittwer, und würd' ich es, so wäre der armen Jeanne Tod immer noch nicht maßgebend für eine zweite Verbindung, deren ganze Tragweite ein Zampel nicht ermessen kann. Ich habe den Werth der Freiheit zu sehr schätzen gelernt, bin politisch zu tief durchgebildet, um, wenn ich sie wieder gewönne, diese Errungenschaft hinzugeben — es müßte denn eine größere dadurch zu erobern sein. Wer redet von Heirath? Als Mädchen soll sie mein werden, und wenn ich ihrer satt bin, mag der Tölpel, der Tischler August, sie zum Altare führen; da er nun doch einmal ihr Bruder nicht ist, wie das Bettlervolk im Rutscherhäuschen behauptet, welches ihn, Gott weiß wo? aufgelesen hat, um ihn zum Hungern zu erziehen. Auf eine Ausstattung wird es mir dann nicht ankommen. Mehr kann die Sippschaft nicht verlangen. Aber haben will ich sie, und bald. Wofür wär' ich reich? Wofür wär' ich mein Vebelang der Abgott aller Weiber gewesen? Wofür hielte ich mir einen Vertrauten — der mich Geld genug kostet? Begriffen, Herr

Zachäus Blasius Zampel? Geld genug! Dafür will ich endlich Thaten sehen! Rathschläge, die zum Ziele führen! Ich reibe mich auf in unbefriedigten Erwartungen, und das schadet meiner Gesundheit.

's ist eigen, lächelte Zampel boshaft, wie 's in der Welt zugeht! Was hattest Du vor so viel Jahren für ein Spektakel, als ich an die Mutter wollte! Brachtest mich schier um's Leben, um's Geld ganz sicher, — und dafür zum Lohne soll ich Dir nun die Tochter schaffen. Wie? — Na, na, mache nicht ein so drohendes Gesicht, ich fürchte mich sonst, und die Furcht verschlägt mir die schönsten Gedanken. Ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Sollst sie haben; aber wie eine gebratene Taube auf dem Teller kann ich sie Dir unmöglich vorsetzen. Ein Bißchen Muth und Kühnheit von Deiner Seite gehört doch auch . . . halt . . . es kommt Jemand.

Die Thüre öffnete sich, und herein trat, ohne angeklopft zu haben, ein alter, elend angezogener Kerl, dem auf hundert Schritte weit der zudringliche Herumtreiber anzusehen war. Graue Haare umstarrten das verstörte Gesicht, und nur die rothentzündeten, mit Blut unterlaufenen Augen konnten einiges Mitleid für einen fast Erblindeten einflößen.

Zweierlei gab sich bei seinem Eintritt kund: daß er nicht zum ersten Male hier erschien, und daß er, auf üblen Empfang vorbereitet, demselben mehr trozig, als gefaßt entgegen ging. Doch täuschte ihn heute die Erwartung. Zampel drückte, da er des Greises — denn beinahe durfte



man ihn für einen solchen halten — ansichtig wurde, freudige Ueberraschung, nicht Verdruß wegen unwillkommener Störung aus.

Ihr trefft es seltsamer Weise günstig, redete er ihn an, daß Ihr einmal gelegen kommt, eisgrauer Verbrecher. Ich kann Euch vielleicht zu Etwas gebrauchen, was ich im Sinne habe, was aber noch nicht ganz in Ordnung ist. Verzieht Euch so lange, geht spazieren, sonnet Euch im Mondenschein und fragt später wieder nach. Es wird Euer Schade nicht sein.

Wie lange muß ich wegbleiben? fragte der Fremde mit einer dünnen, schneidenden Stimme, die seinem Aussehen zu widersprechen schien.

Ehe Zampel ihm Bescheid ertheilen konnte, geschah etwas sehr Befremdendes.

Der Tischler Erhart, den das lebhaft und einige Male stürmisch gewordene Gespräch seiner falschen Freunde aus dem dumpfen Schlafe, worin er lag, nicht erweckt hatte, erhob jetzt, als ob ein Zauber ihn aufrüttelte, das Haupt, starrte den Fremden forschend an, bewegte sodann den bleischweren Kopf, wie wenn er Etwas verneinen wollte, und sank wieder in die vorige Theilnahmlosigkeit zurück.

Ich bin nicht abergläubisch, halte Nichts auf all' die alten Weiberfaren von Ahnungen und solchem Spuk, ... hier das könnte Einen fast stußig machen, meinte der Wirth zum Maulbeerbaum, setzte jedoch gleich wieder hinzu: Nichts da, Zufall! Marsch, Alter, hinaus! In einer Stunde wird Eure Gegenwart mir höchst schätzbar sein und Euch, außer einem soliden Rachenpußer, der

Schießpulver anzünden könnte, einen harten Thaler einbringen. Für jetzt — apage, entschwinde, Ungethüm!

Der Fremde gehorchte schweigend.

Nun sind wir wieder unter uns Mädchen, fuhr Zampel fort, nachdem er sich erst durch etliche Handgreiflichkeiten gegen Erhart's noch immer volles Lockenhaar überzeugt hatte, daß der „Säufer unschädlich sei.“ Nun sind wir unter uns und können emsig weiter spinnen. Gib Achtung, Rafael, mein Mädchen schnurrt schon. Gib Achtung, daß Dir der Faden nicht abreißt. Du willst des Tischlers Tochter haben? Bald! Ehe der Tischler August auf Urlaub nach Steinach kommt! Du brennst vor Ungeduld, das schönste Stück Fleisch, zehn Meilen im Umkreise, Dein zu nennen! Du kannst es schon gar nicht mehr erwarten, seitdem sie Dich heute beleidiget hat, und in Deine zärtlichen Gefühle mischt sich Etwas von Grausamkeit, die überhaupt mit lüsternten Gedanken näher zusammenhängt, als die gewöhnliche Menschheit glaubt. Schön, so wollt' ich Dich, so brauch' ich Dich. Was giebst Du, was wendest Du daran, wenn ich sie Dir in die Arme werfe, ehe es Mitternacht schlägt?

Zampel . . . ?

Geduld, und höre. Bewundre die Gewalt meines Geistes, der fähig war, bei'm ersten Anblick des roth-äugigen Landstreichers einen auf ihn gegründeten Plan zu fassen und diesen in wenig Augenblicken zu entwerfen, bis in's Feinste auszubilden. Beuge Dich vor mir und gestehe, daß Du ohne Deinen oft verkannten Zampel nie

zum Ziele gelangt wärest. Jetzt sei aufmerksam, lasse Dir Deine Rolle einstudiren und fasse sie wohl, damit Du Dich ganz hinein versenken kannst, wie die Affen von Komödianten zu sagen beliebten, die sich in Elbau bei mir versammelten. Der rothhäugige Landstreicher — einen andern Namen geb' ich ihm nicht, denn ich entbehre den Vorzug, den Namen zu kennen, womit er im Register der Taugenichtse verzeichnet steht — ist d'rin im Städtchen völlig unbekannt, wagt sich niemals hinein, zeichnet nur meine Besizung durch seine Ansprache aus. Er scheint weiter als eine Meile von hier seinen Stall zu haben; wenigstens machte ich dort, auf der Reise hierher, seine schäßbare Bekanntschaft. Er hörte mich reden, blinzelte auf, erwies mir die Ehre, mich anzubetteln, fragte Deinen Kutscher aus, der mich und meinen Transport mit Deiner huldreichen Erlaubniß hierher leitete, und beglückt mich seitdem durch zeitweilige Heimsuchungen, die mich immer Geld kosten, und bei denen ich mir selbst nicht erklären konnte, warum ich sie duldete und den Ausdringlichen nicht mit der Peitsche davon jagte? Jetzt ist's erklärt. Mein Instinkt witterte im Voraus, ich würde den Schurken dereinst zu etwas Wichtigem verwenden. Wir bedürfen eines Menschen, den Mama Rebekka und Jungfer Beate noch nie gesehen haben, den sie nicht zu Schanden fragen werden, der sie sicher anlügt. Ich hoffe, mein rothhäugiger Landstreicher ist dieser Mensch, — soweit er überhaupt ein Mensch ist. Nun laß mich schreiben und steh mir dabei über die Schulter, auf daß Du, wie die Franzosen sagen, au courant bleibst.



Zampel schrieb: „Frau Erhartin, Ihr Sohn Oswald liegt krank darnieder und entbehrt jeder Pflege. Ich, als Arzt, bitte Sie als Mutter, sich schleunigst zu ihm zu begeben. Er will nicht, daß ich Ihnen dieses schreibe, wegen seines Vaters, wie er meint, doch verstehe ich ihn nicht recht und überlasse es Ihrem Gefühle. Je früher Sie bei ihm sind, desto rascher wird er genesen. Beiliegend ein kleines Reisegeld, wenn Sie unterwegs Pferde nehmen wollen. Sagen Sie den Ihrigen irgend einen andern Grund, warum Sie reisen, damit sie sich nicht ängstigen. In Eile! Dr. — —

Den Namen kann Niemand lesen, sprach Barteloni.

Das soll auch Niemand, belehrte ihn Zampel. Wozu unnütz Namen nennen, denk' ich. Dieses Schreiben wird mit einer Oblate, — zuvor gib Geld — zum Einlegen. —

Barteloni reichte willig zwei Fünfsthalerscheine hin. —

Das ist zu viel, würde Verdacht erwecken, sagte Zampel und steckte einen davon in die Tasche; den andern hüllte er in den Brief, schlug ein Couvert und klebte dies mit Mundlack zu. Dann überschrieb er: „An die Frau Rebekka Erhartin, geborene Hasenbart, Wohladelgeboren im sogenannten Kutscherhäuschen zu Steinach.“ — So, verliebtester aller Rafaele, riechst Du bald Lunte?

Was soll mir das helfen? fragte Barteloni zweifelhaft.

Kurzschicker! Um sieben Uhr überbringt unser rothäugiger Landstreicher diese Depesche, die er von einem durchfahrenden Kutscher zur Bestellung empfangen zu

haben vorgiebt, an ihre Adresse. Dann stellt er sich auf die Lauer. Mag er noch so wenig sehen, — ob Frau Rebekka ihr Haus verläßt, und wohin sie sich wendet, kann ihm nicht entgehen, und was das Gesicht ihm versagt, giebt ihm das Gehör. Sobald sie aufgebrochen — und ich müßte mich sehr täuschen, geschähe dies nicht spätestens bis acht Uhr, — bringt er uns Bericht, worauf man ihn belohnt und entläßt. Dann sitzt Beate allein, ihres Vaters wartend. Wir lassen sie sitzen, plaudern hier und tragen Sorge, unsern Bruder Erhart gleich wieder einzuschläfern, falls er zu früh erwachen sollte. Gegen Zehn, wenn ganz Steinach schnarcht, macht sich Rafael Don Juan auf die Beine, schleicht zu ihr, pocht an's Pförtlein, wird für den Vater gehalten und eingelassen, kommt, sieht und siegt.

Sie wird Lärm machen, Zampel, wird nach dem Wächter schreien . . .

Und Du wirst davon laufen, wie ein Hasenfuß? Ist das Deine wüthende Leidenschaft? Giltst Du deshalb für den Besieger aller Frauen- und Mädchen- Herzen? Hast Du mir nicht immer in den Ohren gelegen: „nur eine Stunde mit ihr allein, ungestört!“ Jetzt biete ich Dir eine ganze Nacht, und Du hast Maulaffen feil. Mit Dir ist Nichts anzufangen; man verschwendet seine besten Erfindungen für Nichts und wieder Nichts. Erst möchtest Du's mit Dampf betreiben, und kommt's dann zur Ausführung, so schiebst Du eine Lokomotive vor von drei Flöhen Kraft, die nicht vom Flecke will; wie ein rechter Schneider, der Du bist.

Nimm doch Raison an, Zampel. Ich kann doch unmöglich so mit der Thür in's Haus fallen, ohne schicklichen Vorwand? Ich muß doch erst ihr Vertrauen erwecken, damit ich später auf breiter Grundlage anbahne und erst, wenn ich meiner Sache einigermaßen sicher bei ihr bin, den Sieg in Angriff nehme. Streng dich an, Deiner famosen Erfindung noch eine zweite, ebenso großartige beizugesellen. Lege mir in den Mund, wodurch mein nächtlicher Besuch sich rechtfertigen läßt. Mir fällt Nichts ein. Ich bin, wie wenn ich das dickste Brett aus Franzen's Werkstatt vor dem Kopf hätte, völlig vernagelt, — vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

Wenn es so steht, muß sich der Freund wohl Deiner erbarmen. Man hat seine Geheimnisse von Paris nicht vergebens gelesen, und Steinach soll die seinigen haben. So wird es gehen: Du entschuldigst Dein spätes Kommen durch die Nothwendigkeit, Beaten allein zu sprechen; hast deshalb den Ausbruch der Mutter erst abwarten wollen. Du weißt, warum sie so eilig davon ging. Aber Du weißt auch, daß der Brief, der sie abgerufen, die Unwahrheit enthält. Oswald ist nicht krank . . .

Das soll ich . . . ?

Hören sollst Du, Deine Rolle memoriren: Oswald ist nicht krank. Ehe Du die Hauptstadt verließest, ist August bei Dir gewesen; hat Dir in rasender Verzweiflung eingestanden, daß er die Bataillons-Kasse bestohlen. Einem Tischler wurde es leicht, ein Loch in den mit Eisen beschlagenen, hölzernen Kasten zu sägen,

während er auf Ordonanz bei'm Major war. Die Summe ist bedeutend. Er hat sie theils auf Bezahlung alter Schulden ausgegeben, theils verspielt. Uebermorgen ist Zahltag. Der Verdacht wird auf ihn fallen. Nur auf ihn. Vermag er das fehlende Geld nicht vorher wieder hinein zu praktiziren, ist er verloren. Die Geschichte klingt dumm, — unmöglich, — für das dicke Mädel im Kutscherhause nichtsdestoweniger furchtbar und entsetzlich. August hat in seiner Todesangst den Brief abgeschickt, um die Mutter zu Hilfe zu rufen, nachdem Du versagt hast, ihn zu retten. Warum solltest Du Deinen verhaßten Nebenbuhler auch retten wollen? Ja, wenn Beate Dich erhörte, dann würdest Du Dich entschließen, ihn zu erhören. Wenn sie Dir diese Nacht gönnte, dann würdest Du mit Tages Anbruch zurückfahren und ihm — sagen wir — die zweihundert Thaler schenken . . .

Zampel, Du bist ein ausgezeichneter Geist! Das ist ein kolossaler Plan!

Ich sollte meinen. Ist es geschwehn, so wird sie sich wohl hüten zu plaudern. Sie muß das Geheimniß am Ersten bewahren. Wer den Brief geschrieben, bleibt unentdeckt. Du zahlst das Geld, und August heirathet — Jungfer Beaten! — — —

Schlag sieben Uhr meldete sich der bestellte Bote, empfing seine Aufträge, denen er sich stumm gehorsam unterzog.

Eine Stunde war noch nicht vergangen, als er wiederkehrte und flüsternd berichtete, die Frau habe ihrer

Tochter das Haus übergeben und ihren Weg nach der großen Landstraße genommen.

Er empfing zwei Gläser Schnaps statt des einen versprochenen, empfing zwei harte Thaler und schied in stumpfsinniger Befriedigung.

Barteloni zählte die Minuten, bis es zehn Uhr schlug.

Zampel stachelte durch lästerne Bemerkungen des Ungeduldigen Qual.

Franz Erhart schlief wie ein Todter.

---

### Bierzigstes Kapitel.

Was thut Mutterliebe nicht!

Frau Rebekka hatte sich ohne Zögern, ohne Besinnen nach der Hauptstadt aufgemacht, sowie sie nur die Kunde von ihres Sohnes Krankheit empfangen, und daß er ihrer Pflege bedürftig sei. Die Unwahrscheinlichkeit, daß ein kranker Soldat, der Oswald doch jetzt schon war, wie sie vernommen, im Lazareth einer anderen Wartung bedürfe, als der vorschriftmäßigen, ja daß nur eine solche sich ihm nähern dürfe, kam ihr nicht in den Sinn. Sie sah Nichts, als ihn, leidend, entbehrend, verlassen, — und sie ging, unbekümmert, ob sie im Stande sein werde, sechs Meilen zu Fuße auszuhalten. Sie ging, wie sie gegangen wäre, wenn sie ihn jenseits des Meeres gewußt, ohne zu fragen, ob ein Schiff am Ufer harre, sie aufzunehmen. Beaten hatte sie eingeschärft, den Vater zu



erwarten, der diesmal, mit Gottes Hilfe, meinte sie, nicht total fertig sein würde, weil der Barteloni dabei sei, und es schon vornehmer zuginge. Dann hatte sie ihr Packet mit Wäsche unter den Arm genommen und war in die Finsterniß hinausgegangen, ohne Begleitung, ohne Stab gegen nächtlich umherschweifende Dorshunde, so unverzagt, als ginge sie in die Steinacher Kirche am hellen Sonntage. Schon hatte sie eine Meile zurückgelegt, ohne sich Rechenschaft zu geben, wie ermüdet sie sei, immer nur das Bild des Sohnes vor Augen, der die Arme nach ihr ausstreckte und mit banger Klage nach seiner Mutter rufe. Das Wetter war stürmisch und raub geworden, wie es nach einem heiteren, milden März- oder Apriltage häufig in winterliche Tücke umschlägt. Der Schneewind schnitt ihr entgegen. Frau Rebekka spürte Nichts. Sie dachte nur ihres Sohnes. Ach Du mein Gott, rief sie plötzlich, er ist schon todt, er erscheint mir! — Denn ein Stück Weges vor ihr, vom bleichen Monde beleuchtet, sah sie einen Menschen auf sich zuschreiten, den sie für einen Soldaten hielt. Daß es deren so viele Tausende gäbe, war für sie kein Trost. Für die Mutter gab es jetzt nur Einen, der krank danieder gelegen, der im Sterben war, der ihr die gespenstige Botschaft seines Todes sandte. Sie warf sich mitten auf der Landstraße knieend zu Boden und schluchzte laut: mein Oswald, mein Oswald! — Nein, Mutter, diesmal ist's nur der August; aber wo kommst Du denn her des Abends um zehne? Und August, der Pflegesohn, lag in Rebekka's Armen.

Also lebt er noch? Aber es geht ihm sehr schlecht, nicht wahr? Und er schickt schon wieder einen Boten nach mir? Komm', komm', guter August, kehre gleich mit mir um!

Wem geht es schlecht? Zu wem sollen wir umkehren, Mutter?

Zu meinem Oswald, der nach mir verlangt, der mich erwartet, der ohne Pflege darnieder liegt.

Darnieder liegt? Herzensmutter, unser Oswald ist so gesund wie ich. Heute um zehn Uhr Vormittags hab' ich auf seiner Montirungs-Kammer Abschied von ihm genommen; er grüßt Alle mitsammen und wird nächstens schreiben, und Geld schickt er gleich heute mit.

Und ist nicht krank?

Krank? Der? Wie der Fisch im Wasser so frisch; geht ihm prächtig; ist obendrauf. Die Herren Officiers vom Bataillon reißen sich um ihn, wem er zuerst Beinkleider macht und Waffenröcke. Zu exerciren braucht er gar nicht, er braucht nur Geld zu verdienen. Ach, und wie er ausieht in Uniform. Das ist eine rechte Lust, und wie er sich hält, wie er geht! So recht wie ein geborener Soldat!

Ist gesund? Verlangt nicht nach einer Krankenwärterin? Ja, wo kommst Du denn her, wenn er Dich nicht nach mir geschickt hat?

Wo ich her komme? Von meinem Regimente! Wo ich hin will? Nach Hause, Mutter Rebekka, dem Vater wieder helfen in der Werkstatt. Ist's Euch nicht lieb? Könnt Ihr mich nicht gebrauchen? Ich hab' meinen

Obristen so viel gebeten, hab' ihm Himmel und Erde vorgestellt, daß es mit Papa Erhart nicht mehr gehen will ohne mich, und daß er auf mich lauert, und Ihr — und die Beate auch. Und der gute Herr Obrist hat so viel geschrieben und sich verwendet bei'm Kommandirenden — bis an den Kriegsminister haben sie gar gehen müssen. Aber jetzt ist's 'raus, und ich hab' Urlaub für mein drittes Dienstjahr, darf arbeiten — darf heirathen — renne wie ein Spiz so vergnügt auf Steinach zu . . . da fragt Ihr mich, wo ich herkomme. Das ist fatal!

Rebekka brachte den Uriasbrief zur Sprache. Sie wurden bald einig, daß dies eine nichtswürdige Fopperei sein müsse.

Laßt mich nur den Halunken ausfindig machen, sagte August, den Schust, der sich diesen Spaß erlaubt hat, dem will ich auf die Finger klopfen, daß ihm auf lange Zeit das Schreiben vergehen soll! Dafür steh' ich. Jetzt aber wollen wir heimgehen, Mutter, und Gott danken, daß wir uns gefunden haben. Recht als ob mir 'was geahnt hätte, daß ich nicht den Fußsteig über die Wiesen gegangen bin! Das wär' nichts Kleines gewesen, wenn Ihr hättet die Nacht hindurch laufen müssen. 's ist eine verzweifelt lange Wurst, diese Straße.

So plaudernd, froheren Herzens, doch ihre Müdigkeit nun erst empfindend, ging Frau Rebekka am Arme ihres Pflegesohnes, von diesem gestützt und geleitet, langsam den Weg zurück, den sie, von Todesangst und Mutter Sorge getrieben, vor einer Stunde in der entgegengesetzten Richtung gemacht.

Sie befragte den jungen Führer nur um Oswalden; er befragte sie nur um Beaten; Beide hatten so viel mit Fragen und Antworten zu thun, daß ihnen die Zeit rasch verging und sie sich den Häusern von Steinach über Erwarten schnell näherten.

Ueberall tiefes Dunkel, nur im Kutscherhäuschen brannte noch Licht.

Beate wartet noch auf den Vater, seufzte Frau Rebekka.

Hier machte sich August vom Arme der Pflegemutter los, es hielt ihn nicht länger; Beaten eine Sekunde früher zu sehen, eilte er voran.

Sie ist nicht allein? Wer spricht mit ihr? —

Unterdessen war Rebekka ihm nachgekommen.

Sie lauschten an der Thüre.

Das ist Barteloni's Stimme: Ohne mich ist August verloren. Nur Du kannst ihn retten, wenn Du einwilligst. Sträube Dich nicht!

Und Beate dagegen: Haben Sie Barmherzigkeit. Nein, nur das verlangen Sie nicht! —

Ein Schrei. Die Thüre flog auf. August sah Beate mit verworrenem Haare, zerrissenem Kleide, weinend, von Barteloni festgehalten.

Er griff nach einem schweren, grob gearbeiteten Stuhle, schwang diesen hoch empor und wollte schon den gewaltigen Schlag auf des Nebenbuhlers Kopf schleudern, da schrie Frau Rebekka: Bei Gottes Gnade, vergreife Dich nicht an dem, er ist Dein Vater!!

August blieb wie erstarrt, unbeweglich; Beate, frei

geworden aus des Ehrenräubers Krallen, sank zitternd an ihres Liebsten Herz.

Rebekka, selbst erschrocken über den verrätherischen Ausruf, den der unerwartete Anblick ihr entriß, hätte das bis heute bewahrte Geheimniß gern wieder zurückgenommen. Da das nicht möglich war, begnügte sie sich, zu Barteloni gewendet, mit der Versicherung: es war so lange verschwiegen und soll es künftig bleiben, wenn Sie versprechen sich in unserem Häuschen nie mehr zu zeigen. Für August bürg' ich; er wird Sie nicht belästigen, so lange Sie seine Braut in Frieden lassen. Denn dafür betrachte ich, ich, die Mutter, meine Tochter Beate und werde die Kinder verheirathen, ob Ihr meinen Mann auch noch so tief in Eure Schlechtigkeiten verstrickt. Jetzt kann ich mir denken, von wem der Brief kam, der mich entfernen sollte. Auch davon will ich schweigen, wenn Sie uns augenblicklich verlassen und niemals, niemals wiederkommen.

In dem ganz vernichteten Menschen kämpften Schreck, Beschämung, unbefriedigte Leidenschaft, Eifersucht, Aerger, — und geben wir der Wahrheit die Ehre, auch edlere Gefühle, einen wüthenden Kampf. Noch hatte ihm die Stunde nicht geschlagen, wo die letzteren siegen sollten. Für den Augenblick beherrschte ihn nur der Zorn.

Dieser Findling mein Sohn? sprach er verächtlich; wer beweiset mir das? Welche Dokumente wollt Ihr aufweisen, solch' ein schlecht erfundenes Märchen zu beglaubigen? Meint Ihr, ich werde mich zum Vater machen lassen, wie man eine Hand umdreht? Famoje Piffe, das

muß ich sagen! Auf eine Geldprellerei ist es abgesehen! Sie beanspruchen eine Aussteuer von mir, und deshalb machen Sie mich zum Vater dieses Lummels? Ausgezeichnet! Großartig! Kolossal!

Wir verlangen Nichts, als daß sie uns ungeschoren lassen. Meine Tochter will Ihre Aussteuer nicht, sagte Rebekka.

Noch ich einen solchen Vater, stammelte August, den nur Beaten's Flehen abhielt, durch die That zu beweisen, wie aufrichtig diese Versicherung gemeint sei.

Barteloni begriff, daß jetzt Alles vereitelt war, und entfernte sich, rachsüchtigen Groll, ungelöschte Gluth in der Brust.

Mutter und Kinder gelobten sich durch einen Eid, diesen Auftritt begraben sein zu lassen, auch Vater Erhart Nichts zu entdecken.

Dann gaben sich die Liebesleute ihren Grüßen und Zärtlichkeiten nach langer Trennung hin; Rebekka wendete sich im Gebet zu Gott, dem sie Dank brachte, daß er so gnädig vor drohender Gefahr geschützt habe, daß Oswald gesund sei und keiner Pflegerin bedürfe!

Am andern Morgen kam Erhart, den sie im Maulbeerbaum ruhig liegen lassen, ziemlich bei Verstande heim, so daß er wenigstens fähig war, seinen wiedergewonnenen Gehilfen in der Werkstatt willkommen zu heißen und mit August an die Arbeit zu gehen.

Barteloni fuhr sehr übler Laune nach der Hauptstadt zurück.

Herr Zampel rieb sich die Hände, zählte den Gewinn

des vergangenen Tages und meckerte fröhlich lachend: nur zu, nur zu! Je größer die Verwirrung, desto besser macht sich mein Geschäftchen. Die Narrheit des eitlen, alten Esels kommt mir wohl zu Statten; seine dicke Tischler-Trutschel wird eine Goldgrube für mich. Er muß wieder anbeißen, der Bartel; dafür will ich sorgen. Und wohnen die Weibsbilder erst hier, nehm' ich auch den jungen Grafen in die Schur. O, der entgeht mir nicht! Ihm biet' ich mich als Kuppler an und dem alten Grafen als Spion. Nur her mit Euren Dukaten, Ihr Herren Grafen. Zampelchen ist kein demokratischer Faselhanns wie Ignaz Rafael; nein, ihm ist adeliges Geld so lieb wie bürgerliches. Er läßt Jedem seinen Rang und nimmt eines Jeden Geld. Nur her mit Euren Dukaten, Ihr Grafen! Ich bücke mich vor Euch, so tief Ihr wollt. Ich bin kein Demokrat.

---

### Einundvierzigstes Kapitel.

Es war im Mai, oder im Juni.

Ich habe wieder keinen Kalender von damals zur Hand und kann wirklich nicht sagen, ob in jenem Jahre die Pfingsten auf den Mai gefallen sind, oder ob es sonst ein birkengrün-dustiger, Maiblümchen-bringender, Flieder-streuender Feiertag war, welcher die Bewohner der Hauptstadt schaarenweise um die Spaziergänge führte!

Wie viele Begegnungen finden da Statt; ersehnte, erbetene, gehoffte, unerwartete, beglückende, niederschla-

gende!? Wie Viel wird da mit wenig Worten, vielleicht nur mit Blicken gesagt, gedeutet, versprochen, verweigert! Wie viel Mütter geh'n sorglos neben ihren Töchtern her, ohne zu argwöhnen, daß die Bewegung dieses kleinen Sonnenschirms, daß der scheinbar unabsichtliche Verlust jenes schon verwelkten Blümchens Zeichen sind, deren Bedeutung ihr Muttergefühl, vielleicht auch ihren Mutterstolz nicht wenig verletzen dürfte, würde sie ihnen klar! Da giebt es wohl keinen jungen Mann, der nicht rechts und links forscht, um zu finden, was er sucht! Wohl wenig junge Damen, — selbst solche, die am Arme des Gatten daher wandeln, nicht immer ausgenommen, — die nicht gefunden zu werden hoffen! In aller Unschuld versteht sich. — Nur weil der liebe Mai blüht.

Doch Einen seh' ich, der nicht sucht, nicht forscht, nicht gefunden sein will! Der ernst, in sich gefehrt, geht, um zu gehen, nicht um zu sehen; nach dem tausend Augen sich richten, ohne daß er einen Blick erwiedert; hinter dem tausend seine Stimmchen sich zuflüstern: „wer mag der junge Schütze sein? Welch' ein eleganter Soldat!“ ohne daß er sich nach den Besitzerinnen der Stimmchen umsieht. Er weicht dem Menschengewühle vorsätzlich aus, wandelt unbetretene Bahnen und schlägt auch dort gewissenhaft die Augen nieder, sobald er Pärchen bemerkt, die schon vor ihm Zuflucht aus dem Gedränge fanden.

Es ist Oswald, unser Schneider.

Die Vorhersagung, die er vor seiner Wanderschaft gethan, wie sein Schicksal sein werde, wenn er Soldat



werden müßte, geht nun in Erfüllung; nur mit dem Unterschiede, daß er in der Vaterstadt erlebt, was er fern von der Heimath zu erproben dachte. Im Nu hat er die nothwendigen Handgriffe des Exercitiums inne gehabt, ist von seinen Vorgesetzten vom ersten Tage des Eintritts ausgezeichnet, mit wahrer Freundschaft behandelt worden. Seine Kunstfertigkeit als Schneider hat Gelegenheit gefunden, sich geltend zu machen, indem es ihr gelang, dem dicken Major, dem (unbeschadet aller übrigen, ehrenwerthen Eigenschaften) noch niemals die Uniform saß, wie sie sollte, einen Waffenrock zu liefern, welcher knapp anlag, ohne zu spannen, und worin der brave Haudegen sich selbst gefiel. Seitdem reißen sich die Herren Officiere um Oswald Erhart. Es giebt „auf Seele“ in der ganzen Stadt nur einen Uniform-Schneider, und „der dient seine Zeit ab.“ Und Niemand, sagen die Herrn vom Bataillon, hält Den für einen Schneider. „Donnerwetter, ist das ein Prachtkerl!“

Um die Kaserne herum giebt es kein Haus, wo nicht aus verschiedenen Fenstern lustige Mädchenköpfe, nach allen Himmelsgegenden sich wendend, nach ihm ausschauen, sein Gehen und Kommen zu belauschen. Ja, sogar an Zuschriften fehlt es nicht, in denen die Wärme des Gefühls, sorglos über eigensinnige Gesetze der Sprachlehre hinweggleitend, sich mehr an die Sache hält, als an die Form.

Alles vergebens! Oswald geht, wie heute um die Promenade, sonst auch durch die Gasse, gesenkten Blickes, ernst, theilnahmlos.

Von seinem ersten Besuche in Herrn Barteloni's Hause hat dieser den Eltern in Steinach erzählt. Jeanne hatte den jungen Mann herzlich, Helene hatte ihn zurückhaltend empfangen.

Als er zum zweiten Male sich zu zeigen für schicklich hielt, war die Tochter gar nicht zum Vorschein gekommen. Seitdem blieb er weg. Beaten's Erläuterungen über Helenen's Gesinnung für Graf Bernhard konnten die vorgefaßte Meinung nicht ändern: Sie liebe den jungen Grafen, wie dieser sie. Und Oswald fühlte sich unglücklich darüber. Das kurze, kalte Wiedersehen hat ihn belehrt, daß die Sehnsucht nach ihr eigentlich niemals aus seiner Seele gewichen ist. Die blendende Erscheinung der Gravelli, — so gesteht er sich selbst, — die bescheidene Huld der zarten Emma haben nur vorübergehend auf mich gewirkt. Jene verwirrte meine Sinne, diese berührte mich wie das Wohlwollen einer Schwester. In Helenen vereint sich Beides. Kein anderes Mädchen auf Erden gleicht ihr. Wenn sie ihr Auge öffnet, verstummt jeder irdische Gedanke; wenn sie die Lippen bewegt, will mir das Herz springen. Ich darf sie nicht mehr wiedersehen, sonst bin ich verloren.

Oswald's Trübsinn durfte sich — dafür kennen wir diese gesunde Natur — nicht geltend machen, wo es darauf ankam, thätig zu schaffen. Auf sein Verhalten als Soldat und Handwerker übte Helenen's Bild keinen schädlichen Einfluß. Anders wendete sich des jungen Mannes Wesen, wenn er in seltenen Erholungsstunden allein umherschlenderte, unbeobachtet, sich frei überlassen

Da ertheilte sie sich gewissermaßen die Erlaubniß, ihrer zu gedenken und ihren Verlust in entsagender Trauer durchzufühlen. Heute kam noch ein gestern empfangener Brief Beaten's dazu, die zwar, von August's Heimkehr voll, auf einer Seite jubelte, auf der umstehenden dafür ihre Dinte desto reichlicher mit Thränen mischte, wo sie in Jammer wegen des Vaters täglich zunehmender Trunkenheit zerfloß. Sie schilderte das jetzige Dasein im Kutscherhäuschen wahrhaft trostlos. Von den Auftritten zwischen Barteloni und ihr schrieb sie nur andeutend. Ueber die durch Mutter Rebekka enthüllte Blutsverwandtschaft der beiden Nebenbuhler schwieg sie natürlich, dem abgelegten Eide getreu. Es stand ja des Glends ohnehin lang genug in einem so kurzen Briefe.

Fast hatte diesmal der Kummer um die Seinigen den Gram über Helenen schon in Oswald's Brust verdrängt. Nur der weinenden Mutter, des zu Grunde gerichteten Vaters, der gequälten Schwester gedachte er jetzt, wo er unten am Ufer des breiten Wallgrabens, auf menschenleerem Pfade, das Gesumme der oben wühlenden, gepuhten Menge gar nicht vernahm. Langsam schritt er einher, die Linke am Griff der Seitenwaffe, die Rechte über die Augen gedrückt, um sich gänzlich abzutrennen von der lärmenden Feiertags-Welt und nur seinem Schmerze zu leben.

Da geschah ihm, als ob eine unsichtbare Hand die seinige von der Stirn wegzog, als ob eine fremde Macht ihn triebe, die Augen zu erheben, den Blick vorauszusenden, den schmalen Pfad, das Ufer entlang. Hinter

einem Gebüsch trat Helene hervor, an ihrer Mutter Seite, die Leidende, welche heute zum ersten Male seit längerer Frist wieder freie Luft schöpfte, sorgsam führend. Ausweichen ließ sich nicht. Rechts das Wasser, links kein Seitengang, bis zu jenem Gebüsch, um welches die beiden Damen in den schmalen Uferweg eingebogen hatten. Frau Jeanne sah mit matten Augen nach jeder Blüthe, nach jedem Blatte; aus dem Krankenzimmer in den Frühling tretend, hat man nicht Zeit, auf Menschen zu achten; man freut sich des Grünen. Sie bemerkte den ehemaligen Lehrlingen ihres Gatten nicht. Helene wurde feuerroth, um sogleich wieder zu erbleichen.

Dieser gewaltsame Wechsel konnte dem Liebenden nicht entgehen. Doch daß er ihn nicht auf sich und seine unerwartete Erscheinung beziehe, dafür sorgte Graf Bernhard, der eilig, erhitzt, bestaubt, wie er vom Pferde stieg, die Spur Helenen's verfolgte und fast zu gleicher Zeit mit ihnen sichtbar wurde.

Ihm galt es, murmelte Oswald; sie ahnete seine Nähe!

Der Graf hatte die Ersehnte schon erreicht und war bereits ein Stückchen neben ihnen hergegangen, als Oswald erst mit ihnen zusammentraf. Die drei Personen nahmen die Breite des schmalen Pfades völlig ein. Der Graf mußte im Vorübergehen den Schützen berühren, so dicht schloß dieser auch an die Gebüsche zur Seite drückte; so dicht, daß seinem Arme kaum Spielraum blieb, den militairischen Gruß durch die übliche Bewegung der Hand nach der Kopfbedeckung hervorzubringen.

Oswald sah Nichts. Die Wogen des Wassers vor ihm schienen anzuschwellen, emporzusteigen, Land und Himmel vor ihm in ein Meer zu hüllen. Er hörte nur läspeln: der Oswald, Mutter! Vernahm nur: der Oswald? Sieh da! — — — und weiter Nichts, als diese Silben, wie Glockentöne aus dem Geräusche brausender Wogen.

Die drei waren längst vorübergezogen. Er stand noch in die Büsche gedrängt; daß er sich die langen Stacheln einer Akazia in's Fleisch gedrückt, empfand er nicht; erst nach und nach senkten die Wellen ihre berg-hohen Gipfel und begaben sich allgemach in das Bett des schlammigen Stadtgrabens. Er schälte sich aus den Dornen und ging fürbaß.

Wie nur Beate daran zweifeln kann? Wie sie nur zweifeln kann, wiederholte er sich und preßte einen hängengebliebenen Stachel fester in den Arm, statt ihn herauszuziehen.

Das Mitleid für Mutter und Schwester, die Sorge wegen des Vaters zunehmender Versunkenheit, ja sogar das süße Liebesleid war verschwunden, um einer widersprechenden, häßlichen Regung Raum zu lassen; Haß allein war es, der Oswald's gutes Herz jetzt erfüllte, Haß gegen den jungen Grafen.

Was der Knabe dem Knaben Uebles gesagt und gethan, in der Stunde, wo sie sich trennten; die längst vergessene Beschimpfung, die des Tischlers Sohn im Schlosse des Steinacher Herren erlitten am Morgen nach Cecilien's Flucht; der Uebermuth des hochmüthigen

Kindes; Alles lebte wieder auf, für all' dies machte der Jüngling den vorgezogenen Nebenbuhler verantwortlich. Es hing eine schwarze Wolke über Oswald's reinem Leben; finst're Mächte drohten ihm; er dachte einen Augenblick lang an niedere Rache. Da stand er noch sinnend, grollend, verzagend, als die Dämmerung zu nebeln begann, und die Schwäne des Grabens versammelten sich um ihn, meinend, der späte, einsame Gast wolle sie füttern.

Ein leiser Druck auf die Schulter weckte den finstern Träumer auf. Hinter sich sah er Graf Bernhard stehen, der ihn freundlich fragend anredete.

Oswald stieß einen Schrei aus, daß die Schwäne erschreckt, mit lautem Flügelschlage auseinanderstoben. Dabei griff er hastig nach der Klinge.

Willst Du mich niederstoßen, Oswald? Kennst Du mich nicht?

Ich kenne Sie, Herr Graf.

Warum nennst Du mich Sie? Hörst Du nicht, daß ich Dich anrede, wie in der Kindheit?

Ich werde nie vergessen, und ich dachte gerade jetzt recht lebhaft daran, daß Sie als Kind schon mir unter-sagten . . . .

— Damals war ich ein dummer Junge! —

Sie waren damals ein Graf, wie Sie es heute sind. Und ich bin ein Schneider.

Du bist Oswald Erhart, mein Spielkamerad, mein Mitschüler. Dein Vater hat meinem Vater im Scharmügel das Leben gerettet. Du trägst den Rock unseres

Landesherrn; wer ihn genährt, ist mir gleichgültig. Du bist ein braver Bursch, und wenn Du mir mein Du nicht wiedergiebst, so mußt Du Dich mit mir schlagen.

Herr Graf, Sie . . .

Noch einmal dieses „Herr Graf“ und dieses „Sie,“ und ich nehme es für absichtliche Beleidigung und fordere Satisfaktion. Gib mir den Arm, Oswald, und begleite mich in meine Wohnung. Wir haben viel mit einander zu sprechen.

Es ist noch hell genug, daß man uns sehen kann. Arm in Arm — . . .

Schämst Du Dich meiner?

Graf Bernhard!

So laß' die Leute sehen, was sie sehen wollen. Ich schäme mich Deiner nicht. Sträube Dich nicht und komm'!

Sie gingen schweigend nebeneinander her. Bisweilen fühlte Oswald ein Zucken des Armes, der in dem feinigen hing, wie wenn ein Krampf ihn erschütterte. Bernhard erzwang nur eine erkünstelte Ruhe. Er bebte innerlich.

Sie betraten die stillen Räume, wo einst des jungen Grafen Groß-Oheim als Leiche gestanden, da Oswald's Vater, auch in grüner Uniform, dem seligen Wohlthäter die letzte Ehre erweisen half.

Bernhard führte des Tischlers Sohn in ein großes Gemach, ließ Kerzen anzünden, bestellte bei'm Diener, dem die Obhut des Hauses anvertraut, und der deshalb immer in der Hauptstadt anwesend war, ein Abendessen

für sich und seinen Gast und blieb dann mit diesem allein zurück. Sie nahmen Platz auf einem altväterischen Sopha, welches wie sämtliche Mobilien des gräflichen Palastes die Kennzeichen eines vergangenen Jahrhunderts an sich trug, in dessen weiche, mit rothem Damast überzogene Kissen Oswald versank. Das Schweigen von der Gasse her dauerte noch ein Weilchen fort.

Endlich begann Bernhard: Du weißt, Oswald, daß ich Helenen liebe?

Das weiß ich.

Und deshalb griffst Du nach Deinem Seitengewehr, als ich Dich auf der Promenade aus Deinem Brüten weckte? — Wie? — Du schweigst. Du hassst mich?

Jetzt nicht mehr, Graf Bernhard!

Wie ungerecht Du bist! Wenn ich Dich noch hassen wollte, das hätte Grund. Neid und Haß sind Geschwister. Aber Du mich? Du solltest mich bedauern! Du bist der Glückliche!

Ich? rief Oswald in einem Tone, der zwischen Verwunderung und Mißtrauen schwankte; dabei sprang er auf und fragte: Haben Sie mich hierher geführt, um mich bequemer höhnen zu können?

Jetzt war die Reihe des sich Verwunderns am Grafen. Doch zeigte dieser kein Mißtrauen dabei. Er zog Oswald wieder auf den breiten Sitz nieder und fuhr fort: Laß uns ruhig reden, wir müssen in's Reine kommen. Ob ein Anderer mir Helenen's Herz und Neigung streitig mache, darüber bin ich mit mir uneinig, seitdem die Liebe zu ihr sich in meiner Seele, und meine Seele



durch sich veredelt hat. Wo aber dieser beglückte Nebenbuhler zu suchen sei, das hab' ich nicht erfahren können; das zu entdecken gelang auch dem Scharfsinn der Eifersucht niemals. Was Wunder, wenn meine bangen Zweifel sich bisweilen wieder in zagende Hoffnungen umwandelten, je nachdem ein Strahl aus ihren unvergleichlichen Augen sie belebte! Meine Liebe wuchs heran wie ein gemißhandelter Mensch; von zwei Seiten ward sie bedrückt; dort von meines Vaters Widerspruch, hier von meinem eigenen Schwanken. Dennoch ließ sie sich nicht unterdrücken; vielleicht ist sie eben deshalb so gewaltig geworden. Heute gelingt es mir wieder einmal nach langen, vergeblichen Versuchen, mich loszumachen. Mein Vater nimmt eine Einladung für diesen glückseligen Tag in der Nachbarschaft an, und ich entschlüpfe. Ohne Schonung für mein armes Pferd jage ich herein, vernehme, daß sie ihre Mutter spazieren führt, folge ihnen, erreiche sie, — und wir begegnen Dir. Du machst uns Raum, zieh'st Dich ehrerbietig zurück, schlägst die Augen zu Boden, ohne Helenen anzusehen, aber Dein Antlitz entfärbt sich, und wie eine aufgerichtete Leiche stehst Du im Gebüsch. Wir gehen weiter. Helene ist wie verwandelt, sie ist zerstreut, giebt auf meine Anreden verwirrte Antworten . . . . Da ist's nicht anders, wie wenn ein Blinder plötzlich vom grellsten, schreiendsten Lichte bestrahlt würde: Ich sehe! Den sie liebt, das bist Du. Schon als Junge, als Lehrling in ihres Vaters Hause hat sie Dich erwählt; schon damals habt Ihr gelernt, Euch vor Anderer Blicken zu verbergen. Du bist gewandert, sie hat dem Ent-

fernten Treue gehalten. Du kehrest zurück, ein schöner, liebenswerther, junger Mann. Ihr versteht Euch. Du bist's, den sie liebt. Du bist glücklich in Eurer geheimen Liebe. Und Du willst mich hassen? Mich? der ich Dich nur beneide, ohne Dich zu hassen?

Oswald wendete sein feuchtes Auge freundlich auf Bernhard und reichte ihm die Hand. Du guter Graf, sagte er, wohin verirrst Du Dich mit Deinen selbstquälenden Vermuthungen! Ob Du es bist, dem ihr Herz gehört? ich darf es nicht behaupten, denn ich sah Euch heute zum ersten Male zusammen, — und da erschien es mir freilich so und nicht anders. Doch fehlt mir jeder Beweis. Denn ich weiß Nichts von ihrem Herzen, habe nie mit ihr ein zutraulich Wort gewechselt, steh' ihr ferner, fremder, als der Fremdesten Einer. Wer es immer sein mag, den sie liebt — wenn Du es nicht sein solltest — ich bin der Letzte, den Du beneiden darfst. Das ist so wahr, und ich täusche Dein edles Vertrauen so wenig, als ich wahr und innig Dein Gefühl für sie begreife und würdige, um so wahrer und inniger, weil ich es theile, weil auch ich sie liebe — und ohne jede Spur von Hoffnung. Und da sie mir unerreichbar bleibt, da sie einem Anderen gehören muß, so nimm Handschlag und Wort, ich gönne sie keinem Dritten williger, als Dir! Nach dieser Stunde Keinem! Keinem! Ja, Du hast mich Dir gewonnen, nimm mich als getreuen Bruder an. Und wenn Dich Leiden quälen, weine sie an meiner Brust aus; keines Menschen Brust wird sie besser mitfühlen, als desjenigen, der sie theilt.

Also auch beneiden darf ich Dich nicht? Also auch Du bist nicht der Beglückte? Nun ja denn, laß uns Brüder sein. Wir haben aus einem Buche lesen gelernt, und Du warst als Knabe des Knaben Vorbild und Muster. Lehre jetzt durch Dein Beispiel, wie man die Blätter im schweren Buche des Schicksals verstehe, ohne unmännlich zu murren und zu klagen. Sei mir nochmals Vorbild und Muster. Du kennst das Leben, Du hast Dich arm und ehrenvoll durchgeschlagen und auf Dich selbst vertrauen gelernt. Ich bin aufgewachsen in Ueberfluß und Verwöhnung, neben einem Vater, der unsere Zeit nicht begreift, weil er sie verachtet; der mich liebt, aber mehr als mich seine Ahnen. Ich bin aufgewachsen ohne Mutter . . .

Bernhard, ich habe Deine Mutter wiedergesehen.

Dachte sie — unserer?

Mit keiner Silbe.

Sie ist todt für mich. Schweigen wir von ihr. Die Todten sieht man erst jenseits wieder. Von nun an, Oswald, bist Du mein Vertrauter, wie ich der Deinige sein will. Geloben wir uns, kein Geheimniß für einander zu haben? Auch nicht, was Helenen betrifft?

Ich gelob' es.

Mir fehlt ein Freund. Mein Vater will es nicht sein. An die jungen Männer meines Standes wag' ich mich nicht. Der Gedanke, daß Graf Steinach sich glücklich schätzen würde, wenn eines Schneiders Tochter ihn als Gatten annähme, läßt mich in ihrer Meinung unadelig erscheinen. Mein Umgang mit meines Gleichen kann

mir nicht genügen, weil ich an mich halten muß, weil ich schweigen soll über den Kern meines Daseins. Du wirst mich verstehen, vor Dir brauch' ich mich nicht zu verstellen.

Der Schneider den Grafen? Ich fürchte, Deine Standesgenossen würden das auch sehr unadelig finden.

Ihr Urtheil brauch' ich nicht einzuholen, Oswald. Meinem Vater werd' ich sagen, was zwischen uns vorfiel; er wird es billigen. Er ist Edelmann, auch im guten Sinne des Wortes; Du wirst es an seinem Empfange sehen, wenn Du mich auf unserm Schlosse in Steinach besuchst. Thue das bald. Ich will Deinen Major um Urlaub bitten für Dich; mir versagt er Nichts, denn er hat unsere Jagden gern, der Dicke; und er hat auch Dich gern, der ihn so schlank machte. Komme bald. Ach, wie wird es mir wohl sein, in meinen Wäldern von ihr sprechen zu können, und gar mit einem Leidensgefährten. Es will sich mir schon seit Monaten ein Zwischenträger ausdrängen, den ich natürlich verschmähe, ein Freund ihres Vaters. Daß ein so vollendetes Geschöpf einen solchen Vater, — daß der Vater eines solchen Mädchens diesen gemeinen Patron zum Freunde haben muß: ein sicherer Zachäus Zampel, ein Schankwirth. Er bietet mir, wo er mir nahe kommt, die willigen Mädchen in Steinach — und nebenbei seine Vermittelung bei Helenen an, dieser Freund des Herrn Barteloni.

Auch hier? Auch hier diese Bestie?

Kennst Du ihn?

Nicht von Steinach. Gleichviel; der Hund stirbt noch einmal von meiner Hand!

Sachte, sachte, Oswald! Das wär' der Mühe werth, an einem Hunde, den sie Mensch heißen, zum Mörder zu werden und den Gerichten seinetwegen zu verfallen. Sieh, da bringt mein ehrlicher Zimmerwärter unsere Kost. Wir wollen ein Glas leeren auf unsere Freundschaft; daß sie bestehe, daure, tröste! daß ich Dich bald in Steinach bewirthe! daß ich bald im grünen Walde mit Dir von ihr sprechen möge!

Sie nahmen ein kleines Mahl und tranken einige Gläser guten Weines, der sie belebte und erheiterte. Als sie schieden, wiederholte Bernhard: Komme bald hinaus. In künftiger Woche beziehen sie und ihre Mutter die neue Villa.

Desto besser, sprach Oswald, so kann ich ruhig am Stadtgraben gehen, ohne Furcht, ihr zu begegnen.

Desto schlimmer, sagte Bernhard, so seh' ich sie täglich und erzürne täglich meinen Vater. Dennoch, Oswald, besuche mich!

Und die jungen Freunde trennten sich mit einer langen Umarmung.

---

### Zweiundvierzigstes Kapitel.

Was Graf Bernhard über Zampel hingeworfen, war in Oswald's Erinnerung erst am andern Tage wieder scharf hervorgetreten und hatte seinem gerechten

Unwillen gegen jenen verhaßten Kumpen des verführten Tischlers eine neue Richtung gegeben. Aufschub schien nicht länger möglich, jeder versäumte Tag führte Vater Erhart und dessen Familie tiefer in's Verderben. Es war des Sohnes nächste Pflicht, einzuschreiten und zu versuchen, was eine entschieden ausgesprochene Androhung bewirken werde. Der Abscheu, den sein edles und feines Gefühl wider den Anblick eines entwürdigten Vaters hegte, mußte dem Drange der Nothwendigkeit weichen. Oswald beschloß den Marsch nach Steinach anzutreten, nahm Urlaub und erhielt diesen um so leichter, als Bernhard nicht vergessen hatte, seinen dicken Freund, den Major, darauf vorzubereiten, sowie er ihn sämmtlichen Officiern des Corps, mit denen der junge Graf Steinach gut' Bruder war, bestens empfohlen als Mitschüler und Kindheitsgespielen, den er hochschätze.

Welche Wirkung diese Empfehlung bei'm Bataillon machte, und wie dadurch die bereits vorherrschende günstige Stimmung für Oswald gesteigert wurde, läßt sich leicht ermessen. Und daß dies von allen Seiten entgegen tretende Wohlwollen ihn hob und tröstete, ist ebenso begreiflich. Nicht minder großen Antheil an solcher geistigen Erhebung hatte auch das Gefühl der jüngst erstandenen Freundschaft für den Grafen, wobei wir freilich eingestehen müssen, daß es nicht so rein gewesen wäre, wenn er in Bernhard noch, wie sonst, Helenen's erklärten und erhörten Liebhaber gesehen hätte. Gefährten seines Leidens zu haben, lindert jedes Leid. Den

Sohn des Grafen Steinach verschmäh't zu wissen, that dem Sohne des Tischlers Erhart eigentlich wohl, weil er sich sagen konnte: wenn ihr ein so reicher, stattlicher, junger Graf nicht gut genug ist, kann sich ein armer Schneider schon zufrieden stellen. Deshalb ging auch seine Wanderung auf Steinach, die er schon am dritten Morgen nach dem merkwürdigen Abende im gräßlichen Palais antrat, rüstig und frisch genug von Statten. Der Sommer mit grünen Bäumen und Wiesen that gleichfalls das seinige. Der Himmel lachte rein und blau, — nur wenn Oswald zurückschaute, sah er ein Wölkchen über den Thürmen der Stadt schweben, welches ihn an Liebesleid mahnte.

Da rief er aus: Ach, wer wird rückblicken? Nur weiter! So ging es tüchtig fort, doch mit jeder Meile, die er besiegte, schwächte sich die Zuversicht des unermüdeten Fußgängers. Seine Glieder blieben stark, seiner Seele ward bange.

Was harret meiner nun, wenn ich daheim eintrefte? lautete die Frage, die ihm jeder Grassalm zuflüsterte, die jeder Goldammer ihm entgegen zwitscherte, die jede Windmühle mit langsam vom Ostwind getriebenen Flügeln ihm zu Gehör fauste. Wie werd' ich den Vater antreffen? Wird er bei Verstande sein, daß er des lebenden Sohnes mahnend Wort vernimmt und würdiget? Oder werden sie weinend nach dem verfluchten Maulbeerbaum deuten, Mutter und Schwester, traurig, in stummer Verzweiflung die Köpfe schütteln, wenn ich nach ihm frage?

Acht Stunden war er gegangen; über Mittag hatt' er gerastet, sich gelabt. Noch ein halbes Stündchen, — und Steinach liegt vor ihm.

O, da geht's lustig zu. Schon von Weitem schallt Jubelruf und Musik herüber, vom Büchsenknall unterbrochen. Buden und Zelte zeigen sich vor dem Städtchen, auf belebtem Wiesenplane. Schaaren von Einwohnern und Landleuten ziehen hin und her; Jahrmart und Scheibenschießen. O, da geht's lustig zu. Schon bewegt er sich mitten im Gewühl. Niemand kennt den fremden Herrn Soldaten, Niemand will Erhart's Dswald in ihm erkennen. Weiber und Mädchen sehen ihn von der Seite an. Er förderte seine Schritte, das Kutscherhäuschen zu erreichen, da hört er sich rufen und sieht Beaten an August's Arme auf sich zueilen. Wir fliehen vom Schützenplatz, ruft ihm die Schwester zu, ich will August fortbringen, daß er nicht öffentlich Händel anfängt. Folg' uns, Dswald.

Und schon haben sie ihn verlassen, und Beate zerrt ihren Bräutigam halb mit Bitten, halb mit Gewalt hinter sich her, was dieser, gutmüthig und friedfertig, wie er ist, sich jetzt leichter gefallen läßt, weil er in Dswald einen tüchtigen Stellvertreter zu erblicken meint, der wie vom Himmel gesendet scheint, das Werk zu übernehmen, an dessen Vollendung Beate ihn selbst gehindert hat. Worin dies bestehe, darüber sollte Dswald nicht lange in Zweifel bleiben, denn er sah, umkreiset von Gaffern jedes Alters und Geschlechts, drei Personen auf sich zukommen, in denen er zu seinem größten Schrecken



seine Eltern und den Schankwirth Zampel entdeckt. Vater Erhart, berauscht und trunkselig, taumelt in der Mitte. Frau Rebekka hat seinen linken Arm mit beiden Händen gefaßt und beschwört ihren Gatten, sich dem Spotte der Umstehenden zu entziehen und mit ihr nach Hause zu gehen. Wenn der in seinem Rausche zwiefach gutmüthige Tischler sich anschickte, seiner Frau zu gehorchen, sogleich riß Zampel ihn am rechten Arme und raunte ihm zu: Mit mir geh', Bruder Franz, wir stechen noch eine Mutterflasche aus, aller Augen seh'n auf Dich, zeige den Steinachern, daß Du nicht unter dem Pantoffel steh'st.

Dswald machte dem Schwanken des von rechts und links angegriffenen Vaters ein rasches Ende. Er packte Herrn Zachäus Zampel vorn an der Brust mit jener Energie, die wir ihn früher gegen Emma's Gegner anwenden sahen, und drückte dem schmalbrüstigen Freunde aus der Elbauer Zeit die Respirationsorgane dermaßen zusammen, daß dieser Mann jegliche Bemühung, fürder Luft zu schöpfen, gänzlich einstellte und sich begnügte, zunächst ein entschiedenes Violet-Blau im Gesicht anzusehen, welches dem Schönfärber des Ortes, der sich unter den Zuschauern befand, die Aeußerung entlockte, diese Couleur sei höchst empfehlenswerth für alle Kunden. Daß unter solchen Umständen Vater Erhart von dem Gepreßten nicht mehr zurückgehalten werden konnte, vielmehr der Frau Rebekka überantwortet werden mußte, ist ebenso sicher, als es gewiß ist, daß diese, unter Segenswünschen für den zu rechter Stunde eintreffenden

Sohn, ihren alten, noch immer aufrichtig geliebten Trunkenbold mit sich vom Plaze nahm und ihrer Tochter nachzog. Das Publikum widmete den beiden von der öffentlichen Bühne Abgehenden weiter keine große Aufmerksamkeit, weil seine Erwartung auf die zwei Zurückbleibenden gerichtet war, von denen man sich großer Dinge versah.

Schurke, rief Oswald, wir kennen uns, denk' ich? War ich dumm und ehrlich genug, Dir Auskunft zu geben, wenn Du mir abfragtest, worauf Du Deine insamen Pläne gegründet hast, so bin ich doch nicht schwach und feige genug, länger zu dulden, daß Du Dein Unwesen treibst. Entweder versprich, daß Du Dein schändlich' Gewerbe aufgibst, oder, so wahr ich meinen Vater liebe, ich erwürge Dich hier mit dieser meiner Faust. Willst Du schwören?

Erst mußt Du ihn loslassen, Oswald; eh' Du Deine fünf Schraubstöcke nicht von seiner Gurgel nimmst, bringt er Nichts heraus, was einem Versprechen ähnlich wäre!

Graf Bernhard stand hinter Oswald und legte wieder mit sanftem Druck die Hand ihm auf die Schulter, wie er es neulich in der Dämmerung gethan, am Ufer des Wallgrabens.

Die Zuschauer nahmen ihre Hüte und Mützen ab, dem Sohne des Grafen zu Ehren.

Oswald kam zu sich, gehorchte dem Freunde, machte sich von Zampel's Kleidern los und sagte: Was hilft mir's auch, solchem Geschmeiß ein Versprechen abzuwin-

gen? Das krümmt sich wie ein Wurm, so lange man's festhält, und dann windet sich's wieder im Staube fort und sticht doch, wo es kann. Versprich Nichts, Zachäus. Aber höre mein Versprechen (und hier erhob unser Schneider seine obnehin kräftige Stimme, daß sie vernehmlich über den ganzen Schießplatz hallte): wenn Du fortfährst, wie bisher, so mach' ich Dich kalt, mit diesem Eisen, — dabei wies er nach seinem Hirschfänger.

Sei kein Narr, Oswald, überschrie ihn Bernhard, der ihn nicht ausreden ließ. Fahre mit mir; ich soll Dich meinem Alten vorstellen, er will Dich kennen lernen. Und morgen stellst Du mich Deinem Alten vor, den will ich kennen lernen. Bis morgen wird er ausgeschlafen haben.

Schneider und Graf stiegen in des Letzteren Korbwagen und waren sammt Kutscher und Pferden verschwunden, noch ehe Herr Zampel sich erholt hatte.

Das Publikum zeigte sich undankbar gegen diesen auf dem Schauplatz allein zurückgebliebenen Akteur, weil es nicht befriediget war. Es hatte gehofft auf einen Leichnam oder wenigstens auf eine blutige Verletzung. Der, wieder athmende, sich räuspernde, die Schultern reckende, hinter der gräßlichen Equipage her schimpfende Schankwirth war durchaus nicht beliebt. Ein zu Boden Geschlagener, in seinem Blute Schwimmender hätte beifälligere Theilnahme gefunden. Man ging verstimmt auseinander; nur die vertraute Freundschaft zwischen Graf Bernhard Steinach und dem schmucken Soldaten, den Frau Erhartin aus dem Kutscherhäuschen ihren Sohn

genannt, erregte einiges Aufsehen und entschädigte ein wenig die getäuschten Zuschauer. Der Schönfärber allein erklärte sich content, doch konnte er nicht umhin zu beklagen, daß ein so schönes Violet so schlecht Farbe halte.

Zampel's Gesicht sah schon wieder aus, wie anderer ehrlicher Christenmenschen Gesichter aussehn, — was blau, weiß und roth betrifft. Denn sonst verkündeten seine Züge weder viel Menschliches im Allgemeinen, noch viel Christliches im Besonderen. Er verließ den Jahrmakkt in ohnmächtiger, giftiger Wuth. Nicht daß Oswald ihn gepackt, fast erwürgt, bedroht, . . . auf dergleichen Vorfälle ist ein Herr Zampel stets gefaßt, sie sind ihm nichts Neues, er betrachtet sie wie vom „Geschäfte“ unzertrennlich. Wucher, Spiel, Kupperei bringen häufige Attaquen in ihrem Gefolge mit, die zuletzt doch durch Geld vergütet werden müssen; die Stöße oder Schläge streift man ab, das Geld steckt man ein. Oswald's Anfall kam ihm nicht unerwartet; er wußte, daß die Ankunft des Sohnes von einem Sturme gegen des Vaters Verführer begleitet sein würde. Nur hätt' ich's lieber im Maulbeerbaum unter vier Augen überstanden, — war Alles, was er davon sprach. Aber was er nicht verwinden kann, was ihn mit habüchtigem Neide erfüllt, daß er zerplagen möchte, ist Bernhard's „herablassende Manier,“ dessen Vertraulichkeit gegen einen — Schneider! Dahinter konnte diese gemeine Spürnase nichts Anderes wittern, als niedrige Zwecke von des Grafen und niedrige Mittel von des Schneiders Seite. Oswald war ihm in die Quere gekommen, hatte sich dem jungen

Herrn als Vermittler bei Helenen angeboten, schmälerte seinen Erwerb; — so legte Zampel sich's aus und schalt des Tischler's Sohn einen Räuber. Aber die Seinigen sollen für ihn büßen, sprach er zähnefletschend; sobald Franzen's Schuld bei mir hoch genug angelaufen ist, pfänd' ich sie und werfe sie auf's Stroh.

In diesen trostgewährenden Betrachtungen, die ihn beruhigend und aufheiternd durch das menschenleere Städtchen geleitet hatten, wurde er jenseits Steinach, schon ganz nahe bei dem Fuchsbau zum Maulbeerbaum von einem zweiten Störer seiner Gewissensruhe bedroht, der minder gewaltsam, doch nicht minder feindselig auftrat, als Oswald. Der graue, kahlköpfige, rothhäugige Bettler harrte seiner, zudringlicher, als jemals, seitdem ihn Zampel als Boten des verunglückten anonymen Schreibens an Rebekka benützt hatte. Der Blödsinnige war schlau genug, zu errathen, daß er auf jenes Geheimniß hin öfter fordern dürfe, als vordem. Das machte er sich häufig zu Nuße und durchspickte seine demüthigen Bitten mit verdächtigen, unverständlichen Anspielungen, die Zampel für wahnsinnig hielt und ihn durch kleine Gaben abfertigte. Heute war der Bettler zudringlicher, der Geber hartnäckiger, als gewöhnlich. Es entspann sich ein Wortwechsel, den Zampel durch eine freundlich eröffnete Aussicht auf's „Arbeitshaus“ beendigte. Diese Gegend schien dem Rothhäugigen bekannt und nicht wünschenswerth. Er zog sich schimpfend zurück, ließ aber aus angemessener Entfernung noch einige Laute tönen, die einem aufmerksamen Hörer geklungen haben dürften

wie „falscher Spieler.“ Auch Herr Zampel muß sie ähnlich ausgelegt haben, denn er zog sich achselzuckend in sein Domicil zurück, wobei er murmelte: Schäbiger Lump, was weißt Du davon?

---

Ob Graf Bernhard seinen Vater in Kenntniß gesetzt, daß Oswald Erhart mit Cecilien auf seiner Wanderschaft zusammen getroffen, ist uns nicht gewiß. Wir möchten es bezweifeln, weil Graf Polykarp diesen Namen zu nennen untersagt hatte. Möglich jedoch, daß der Sohn in der Schilderung, die er von seinem Freundschaftsbunde mit einem Schneider gab, aus Furcht vor höhnischen Betrachtungen, auch darauf hindeutete? Vielleicht wollte er es dem Ermessen des Vaters anheimstellen, ob Dieser passend finde, nach Verlauf so vieler Jahre jenes unerbittliche Schweigen zu brechen und dem Sohne zu gestatten, daß er nach seiner Mutter frage.

Darauf ließ sich nun zwar Polykarp nicht ein. Doch, daß gelegentlich der junge Mann ihm vorgestellt werde, wollte er gestatten; wollte vergessen, daß er den kleinen Pflegling Cecilien's für die mitwirkende Ursache des entwürdigenden Fehltritts gehalten, der sein Haus und seinen Namen entehrt; war sogar großmüthig genug, seinen Sohn Bernhard nicht zu erinnern, wer es gewesen sei, der zuerst Argwohn und Groll gegen Oswald erregt habe.

Bring' ihn mir nur, Deinen neuen Freund, hatte er gesagt; ich wund're mich nicht, daß sich einen Schneider

dazu auferkor, wer eines Schneiders Tochter liebt; die Freundschaft will vor der Liebe Nichts voraus haben, das ist die Lehre des Zeitgeistes von der Gleichheit. Hatte aber auch mildernd und beschwichtigend hinzugesetzt: Du brauchst diesen Scherz nicht ernsthaft zu deuten. Es soll mich freuen, wenn aus dem hübschen Jungen ein tüchtiger Kerl geworden ist.

Bernhard empfand darum doch einige Besorgniß, ob nicht der Geist des Widerspruches und des Hohnes im Vater wieder sich regen werde, sobald vielleicht Oswald in irgend etwas gegen die Form verstoßen sollte, was doch bei seinem Stande und oft nicht zu vermeidendem Umgang mit rohen Gesellen sehr wahrscheinlich sei. Auch befürchtete er, daß sein Freund, der Schneider, wie er fast erschrocken sei über die rothseidenen Damast-Kissen, in die er neulich versank, sich verlegen zeigen werde vor dem Grafen, links vor der Dienerschaft, beängstiget in den mächtigen Räumen des imponirenden Schlosses, und daß dann der Spott nicht ausbleiben könne. Er vergaß in seiner wohlgemeinten Besorgniß nur die unauslöschlichen Eindrücke der Kindheit, welche nothwendig hervortreten mußten, sobald Oswald diesen Boden wieder berührte, den Boden ehemaliger Heimath. Und so sah Bernhard denn zu seinem Erstaunen den Schneider neben sich über Marmorquadern und kostbar parkettirte Fußböden sichern Fußes einherschreiten, als ob Jener, nicht er, der Grafschaft Erbe sei; sah den Freund bei'm Anblick wohlbekannter Bilder und Statuen traurig lächeln, wie man Bekannte aus verklungenen Tagen wieder begrüßt;

sah ihn die Augen nach einer Stelle richten, wo einst Cecilien's Portrait gehangen; sah ihn endlich vor dem Grafen-Vater mit einer Sicherheit des Benehmens, mit einer Besonnenheit des Wortes, einer Bescheidenheit des Selbstbewußtseins stehen, daß augenblicklich jede Besorgniß schwand, weil in Polykarp's Aeußerungen und Betragen sich sogleich die Anerkennung darthat, die der Vater dem wider alles Herkommen Auserwählten des Sohnes nicht versagen wollte. Oswald wurde behandelt, wie Graf Steinach einen jungen Cavalier, „welcher sein Jahr bei den Jägern abdiente,“ empfangen haben würde; nur noch zutraulicher, fast wie ein Verwandter. Er wurde nicht vornehmgnädig ausgefragt. Man redete mit ihm, man ließ ihn reden, man achtete auf seine Erzählungen, man ergözte sich daran. Als Bernhard, freudig über den Success, sich in's Gespräch mischte und eine Erwiederung Oswald's nöthig machte, daß dieser den jungen Grafen persönlich anreden mußte, schien Polykarp über das an seinen Sohn gerichtete Du zu erstaunen.

Oswald's Zartgefühl entging die fast unmerkliche Bewegung nicht, welche dies Erstaunen begleitete. Er verbeugte sich ein wenig und sprach: Bernhard besteht darauf, Herr Graf.

Und Bernhard hat vollkommen Recht. Es giebt nichts Armseligeres, als den Hochmuth mancher Vornehmen, die Schulfreundschaften ignoriren oder äußerlich umändern wollen in kleinlichen Förmlichkeiten. Wessen ich mich zu schämen habe, den muß ich verleugnen;



wen ich wieder erkenne als Bruder meiner Knabenzeit, den muß ich auch an-erkennen als solchen. Ihr wart Brüder, bleibt es; ich habe Nichts dagegen. Dabei reichte Graf Polykarp dem Schneider die Hand. Und wie steht es denn, fuhr er fort, mit den Ideen unserer Zeit, für welche unerforschliche Mächte so thätig sind und Propaganda machen, hauptsächlich, wie man sagt, in der Schneiderwelt? Hast Du Dich von diesen Verbindungen völlig frei gehalten, Oswald, und kannst Du die Uniform Deines Monarchen mit gutem Gewissen und in Ehren tragen?

Darauf genügend zu antworten und aufrichtig, müßt' ich erst Erlaubniß erhalten, einen Namen zu nennen, welchen auszusprechen in diesem Schlosse untersagt war.

Bernhard erbehte. Er fürchtete des Vaters Zorn. Doch wider Erwarten blieb dieser freundlich und mild. Wie wär' es, mein Freund, sprach er zum jungen Grafen, wenn Du einen Gang durch den Garten machtest und mir diesen Schüler Deines vormaligen Lehrers auf ein Stündchen allein überließe. Du sollst ihn unverfehrt wieder bekommen, und Ihr werdet Zeit behalten, Eure zärtliche Herzen, die, wenn ich richtig muthmaße, sich in einem und demselben Gegenstande finden, bis in die Nacht hinein zu epanchiren. Willst Du?

Gern, lieber Vater; doch laß' ihn sitzen, bitt' ich; der Aermste hat heute sechs Meilen zurückgelegt.

Ich spür' es nicht, sagte Oswald.

Bernhard gehorchte und ging. Als er eine Stunde nachher mit dem Schneider im Garten wieder zusammen-

traf und dringend diesen befragte, was der Vater von ihm erfahren wollen, erwiederte Oswald: ich habe dem Herrn Grafen gelobt, über den Inhalt unseres Gespräches ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten, auch gegen Dich!

---

Was Oswald durchlebt, als er spät im Rutscherhäuschen erschien, wie er Mutter, Schwester, künftigen Schwager August in Thränen und Trübsal fand wegen des Vaters; wie er diesen, im tiefsten Schlafe Versunkenen, zu sehen vermied, . . . warum sollen wir bei solchen alltäglichen Leiden uns aufhalten?

Sind sie doch leider überall verbreitet, wo Menschen leben. Beugen sie doch gar viele Familien darnieder; darf man sie doch als allbekannt voraussetzen, und glücklich noch Derjenige, der sie nur von Hörensagen kennt, der sie im Schooß der Seinen nicht mit erlebte!

Ehe Graf Bernhard den versprochenen Morgenbesuch bei Erhart's abstattete, bestand der Tischler ein Gespräch mit seinem Sohne ohne Zeugen. In des Vaters Kammer, wo sich auch eine kleine Werkstatt befand, wo er in bessern Tagen manche fleißige Stunde zugebracht, während August, und bei hinreichenden Bestellungen wohl noch ein fremder Gesell mit diesem, in der größeren Werkstelle gearbeitet, — dort hatte er sich mit Oswald eingeschlossen, weil dieser ihn darum gebeten.

Rebekka und Beate hörten die Stimme des jungen Mannes bisweilen heraus.

August hielt dann mit Sägen oder Hobeln inne und lauschte auch.

Es ist, als ob er betete; so klingt es, sagte Beate.

Möge Gott dies Gebet erhören, sprach Rebekka.

Es hilft doch Alles Nichts, seufzte August leise und sagte weiter.

Gegen Mittag kamen sie heraus, Vater und Sohn. Erhart bekümmert, zusammengedrückt, im Gefühl seiner Schande. Oswald mit dickverschwellenen Augen, wie ein Mensch, der selten geweint hat, den die Thränen schmerzhaft brennen. Alle Fünf setzten sich um den Tisch, ohne des gestrigen Vorfalls, ohne des heutigen Morgens auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Frau und Kinder zeigten sich zärtlicher, liebevoller für Erhart, als er verlangen oder hoffen durfte. Ihn rührte und beschämte das; es war, als ob es doch möglich sei, daß der Engel des stillen Friedens noch einmal über diesem Dache seine Fittige schwinde!?

Raum hatten sie abgespeiset, so stellte sich der junge Graf ein, der für Jeden und für Jede die gütigsten Worte hatte, auch Grüße vom Vater mitbrachte. Schon rüstete sich Oswald wieder zum Ausbruch; er wollte vor zehn Uhr Abends in der Kaserne sein.

Graf Bernhard erklärte, daß er ihn ein Stück Weges begleite.

Bei'm Abschiede küßte der Tischler seines Sohnes Hand. Oswald umarmte ihn: „haltet Wort!“

---

Warum eilst Du aber so zurück in die widrige große Stadt, fragte Bernhard, da sie sich auf der Landstraße befanden; hab' ich Dir nicht Urlaub auf eine ganze Woche erbeten, und ist es hier nicht viel schöner, wo die wogenden Felder, von Waldungen umkränzt, blühen, als in Deiner schwülen Kaserne, unter Deinen Schneidern, mit denen Du in die Wette nähst und stichelst?

Schöner ist es, freier, leichter zu athmen, für Jeden, dessen Beruf ihm gestattet hier zu leben. Für Dich gewiß, lieber Graf. Aber ich, was sollt' ich länger hier beginnen? Müßiggehn ist freilich auch hübsch, zu Zeiten, ein gutes Buch in der Tasche, sich in jene blauen Wälder verlieren, sich in's weiche Moos werfen, lesen, — dann Dir begegnen, der von einem Vorwerke zurückreitet, und neben Dir herlaufen bis an die Schloßbrücke, . . . . wunderhübsch. Aber nachher . . . . bei mir zu Hause die vielerlei Klagen und Trübsale, wider die ich Nichts thun kann, bei denen ich mich mit Bitten begnügen muß! Dann gar die Bewohnerinnen der Villa, die stündlich . . . o weh, siehst Du die Kutsche? Bernhard, das sind sie! O wie gut, daß ich unterwegs bin!

Der Graf wollte noch Zweifel hegen, daß es Helene sei, die hinter jener Staubwolke, von raschen Pferden gezogen, sich ihnen näherte. Er fürchtete ihre Ankunft ebenso sehr, als er sie herbeisehnte. In solchem Zwiespalt kommt das ungeduldig Erwartete immer zu früh, auch wenn es zu spät kommt. Er stieg auf einen hohen Stein am Wege und rief, je nachdem der Wind den Staub nach dieser oder jener Seite trieb: sie ist's nicht,

— und sogleich wieder: sie ist es doch, ich erkenne jetzt die Pferde.

Mittlerweile war die Kutsche den Fußgängern so nahe gekommen, daß Oswald, welcher sich auf der rechten Seite der Landstraße gehalten und Bernhard, welcher auf der linken Seite derselben jenen schmalen, hohen Stein erstiegen hatte, nicht mehr Zeit fanden, Einer den Andern zu erreichen. Der Wind hüllte Beide in Staub, den die Pferde aufjagten. Nur unbestimmt strahlten durch diese Wolken die Augen Helenen's, die neben ihrer Mutter sitzend, sich verneigte, die an sie gerichteten Grüße zu erwidern. Dabei wehte sie mit einem weißen Taschentuche; Oswald war der Meinung, sie treibe damit den lästigen Staub vom Angesicht.

Als die Kutsche vorüber, der Staub verschwunden, die Luft rein war und die Freunde wieder klar sehen konnten, erblickten sie in den Zweigen eines wilden Rosenbusches, in die es der Wind getragen, ein weißes, flatterndes Tuch.

Das war Dir bestimmt, rief Oswald, der es aus den Dornen nahm und dem Grafen überreichte; Dir wehete sie Willkommen zu, für Dich ließ sie es fallen.

Du glaubst . . .? fragte Bernhard; Du glaubst wirklich?

Da, lies: „Helene“ in einem Kranze von Bergißmeinnichten. Nimm es hin — und freue Dich Deines Glückes.

Ist es Dein Ernst, Oswald?

Mein aufrichtiger. Und was findest Du dabei

erstaunlich? Sie hörte Dich nicht an, sie suchte Dich fern zu halten, weil ihr nicht unbekannt geblieben, wie ungern der Graf, Dein Vater, diese verstohlenen Flucht-Mitte nach der Stadt gehabt, wie heftig er dagegen geeifert. Sie wollte Dir Verdruß ersparen, und sich Vorwürfe, Anklagen, als begünstige sie Deinen Ungehorsam. Jetzt bezieht sie ihres Vaters Villa, wird dort die leidende Mutter pflegen, wird auf Euren Fluren wandeln, wo Niemand ihr untersagen kann, den zu sehen, dessen Erbtheil diese Fluren sind. Dessen freut sie sich. Und das soll ihr Name, von Blumen umschlungen, Dir künden. Daß ich gerade am Wege stehen mußte, Zeuge ihrer Begrüßung zu werden, — nun, auch das hat sein Gutes. Ich bin jetzt überzeugt, daß ich mich neulich doch nicht täuschte, bin überzeugt, daß sie Dir wohl will, daß sie Deine Gattin werden wird, wenn Dein Vater einwilligt. Gestern noch hätt' ich für Eure Zukunft ängstliche Sorge getragen. Nachdem ich Deinen Vater kennen lernte, nachdem er sich mir zeigte, wie er es gestern Abend gethan, bin ich durchdrungen von Zuversicht: sie wird ihn für sich gewinnen; er wird dieser Tochter sein Herz nicht verschließen. Gedenke meiner Worte: Dein Vater widersteht Helenen nicht. Und deshalb, lieber Bernhard, kehre um, lasse mich allein weiter gehen. Ich gebe Dir die Versprechungen zurück, die wir miteinander tauschten; ja ich bitte Dich herzlich, die Deinigen gegen mich nicht weiter zu erfüllen. Ich bin dankbar für die Absicht, doch ich wünsche weiter kein Vertrauen. Verfolge Dein Ziel mit Ausdauer, Besonnenheit, Schonung; sei gewiß, daß

ich sie keinem Andern lieber gönne, als Dir! Aber theile mir nicht mit, was zwischen Euch geschieht, noch was Dein Vater beschließt. Verlange nicht, daß ich Freude heucheln soll, die ich nicht empfinde. Denke Dich in meine Lage — und schone mich. Es ist besser, daß Dich ich nicht mehr sehe, — und sie auch nicht. Gönnt mir Ruhe und Vergessenheit. Leb' wohl.

Oswald — theurer Freund! — klagte es hinter ihm her.

Aber er hörte nicht darauf und ging vorwärts, ohne umzuschauen.

---

### Dreiundvierzigstes Kapitel.

Graf Polykarp hatte in jener heimlichen Unterredung, deren das vorige Kapitel Erwähnung thut, und seit welcher nun schon wieder einige Monate verstrichen sind, sich damit nicht begnügt, den Schneider auszuhören über Alles, was dieser ihm berichten konnte von einer Frau, die der Vergangenheit Steinach's angehörte; nein, auch nach der Zukunft hatte sich die Sorgfalt — um es nicht Besorgniß zu nennen, — des Vaters gerichtet und Oswald aufgefordert, rücksichtslos seine Meinung über Helene Barteloni auszusprechen.

Was der Graf aus des jungen Mannes Munde vernommen, muß mächtiger auf ihn gewirkt, sein Vertrauen auf Oswald's richtigen Blick muß ihn tiefer überzeugt haben, als Bernhard's vorhergegangene Lobpreisungen.

Denn von dieser Stunde an hat er seinen Sohn nicht mehr geneckt, nicht mehr verspottet, hat nicht mehr mit fränkender, einen Vater zunächst übel kleidender Frivolität den Ernst einer Liebe bezweifelt, deren Würde er achten gelernt. Er hat geschwiegen, hat sogar dann geschwiegen, als Bernhard's melancholische Mattigkeit plötzlich in der Flamme irgend eines neuen Hoffnungsstrahles aufzulodern schien, hat geschwiegen, — obschon er wußte, daß die neue Villa bewohnt sei. Er hat seinen Sohn behandelt wie einen jüngeren Freund, mit dem der Ältere über eine wichtige Lebens-Ansicht verschiedene Meinung hegt: sie sprechen herzlich, lebendig von Allem, was sich darbietet, nur den einen Punkt vermeiden sie zu berühren, weil sie wissen: daran ist Nichts mehr zu ändern. Und es muß den ewigen Mächten überlassen bleiben, wann und ob einmal der Eine oder der Andere eingestehen dürfte, daß er sich täuschte. Oder vielleicht Beide?

Immer hatte Oswald's kurze Anwesenheit segensreich gewirkt. Auch auf Bernhard.

Von Helenen zwar ist Nichts mehr geschehen, was wie ein neues Zeichen erwiedeter Gunst und Neigung ausgelegt werden könnte. Aber es war auch nicht gut möglich. Denn fester als im vergangenen Winter bindet Tochterpflicht das blühende Mädchen an der welkenden Mutter Krankenlager. Der Aufenthalt in einem noch nicht genugsam ausgetrockneten Gebäude übt auf Frau Jeanne nachtheiligen Einfluß, den weder warme Sommertage, noch reinere Luft zu bannen vermögen. Selten



nur wagt sich die Leidende, von der treuen Jungfrau geführt, in's Freie; dann betreten sie den Schloßgarten, — und daß Graf Bernhard keine dieser goldenen Stunden versäume, lassen wir seine Sorge sein. Denn er beobachtet, wie ein Astronom, den Ausgang seiner Sterne bis auf die Sekunde und ist im Stande, pünktlich vorher zu sagen, bis wann und wo sie ihm leuchten werden. Ha, wie pocht, wenn Helenen's Augen sich erheben, sein Herz dem Tuche entgegen, welches ihren Namen trägt und welches auf diesem Herzen ruht, seitdem Oswald es aus den wilden Rosen nahm, um es demjenigen zu reichen, für den es bestimmt war!

Mancher Andere würde ein Streifchen des Tuches hervorblicken lassen, würde der Geberin zeigen, daß er den Werth und die Bedeutung ihrer Gabe verstehe; würde die Schweigsame zwingen, sich bei'm Anblick ihrer gestickten Blümchen zu verrathen und gesprochene hinein zu verslechten. —

Davon verstand Graf Bernhard Nichts. Dem Zögling der Wälder um Steinach blieben jene kleinen Mittel versagt, die der Schüler städtischen Treibens im Knabenjäckchen schon erlernt. Zwei reine Kinder standen sich gegenüber. Sie redeten von unzähligen Dingen, redeten von Bäumen, Schwalben, Käfern, Schmetterlingen, Blumen, Saaten und Früchten, — nur von Liebe nicht, nur von dem Einen nicht, was Beider ganzes Leben ausfüllte.

Denn daß Helene liebte, mit dem Feuer eines im innersten Schooße glühenden Eisberges, das konnte

seinem unbefangenen Blicke entgehen, . . . . und die franke Mutter mußte es wohl. Doch auch sie schwieg.

Und warum? — — —

Herr Barteloni zeigte sich selten in Steinach. Die Behandlung, die Graf Polykarp ihm angedeihen lassen, noch mehr aber jene mißlungene Unternehmung wider Beaten's Ehre, wodurch die — wenn auch als unwahr zurückgewiesene, dennoch fast gewisse — Enthüllung seines Verhältnisses zu August herbeigeführt worden war, verleiteten diesem „Lebemann“, der er sich gern zu sein rühmte, den vorher so ersehnten Aufenthalt in seiner Villa. Mit Helenen grollte er unväterlich, weil er sie seinen eitlen Entwürfen nicht zugänglich gefunden, und die arme Frau Jeanne war längst aus den Vorrechten einer eifersüchtelnden Gattin, deren Vermögen den Grund zum Reichthum legte, in die abhängige, unbeachtete Stellung einer entsagenden Dulderin gedrängt worden. Er schrieb den Seinigen selten, dem Vertrauten im Maulbeerbaum häufiger, genoß der Hauptstadt Freuden „in Gänze“ und verbieth möglichen Besuch „in Bälde,“ wo er dann neu-ausgeheckte Pläne „anzubahnen und in Angriff nehmen zu wollen“ verkündete. Denn er bemühte sich, zu schreiben, wie er sprach.

Aber schon bereitete sich Etwas vor, den großstädtischen Lebemann wieder auf Steinach, den Maulbeerbaum, die Villa, das Kutscherhäuschen, das Schloß aufmerksam zu machen und seinen Besuch daselbst zu beschleunigen. Die Veranlassung dazu gab ein an sich unbedeutendes, scheinbar zufälliges Ereigniß.

Helene geleitete — es mag in der letzteren Hälfte des Monats August gewesen sein — ihre Mutter alltäglich zwischen drei und vier Uhr nach der Stelle des gräßlichen Gartens, wo die alte, dickstämmige Orangerie einen kleinen, duftigen Wald bildete. Dort saßen sie auf einer eisernen, grün angestrichenen Bank, die Cecilien's Lieblingsplatz bezeichnet hatte, die seit der Gräfin's Flucht immer verödet stand, die aber, herkömmlicher Tradition gemäß, durch die Gärtnerburschen noch immer von schwellenden Polstern aus marokkanischem Leder, mit Roßhaaren ausgefüllt, belegt wurde, als ob die Dame vom Hause jeden Augenblick zu erwarten sei. Der bejahrte Obergärtner, der sich freute, daß seine geliebten Pflegekinder, die greisen und dennoch frischen Citronenbäume, endlich wieder ein anmuthiges Frauenbild, wie Helenen, beschatten durften, gesellte sich gern zu ihnen, plauderte von früheren Zeiten, wo die „gute, unglückliche Gräfin, der unvergeßliche Herr Haushofmeister“ für die Gärtnerei Theilnahme gezeigt, während der Graf und sein Sohn sich gar nicht darum bekümmerten, ihm freien Spielraum ließen und Nichts pfligten, als ihren großen, wilden Wald. Wenn dann Bernhard sich einfand, zog sich der Alte nicht zurück, schien sich vielmehr am Anblick der jungen Leute zu ergötzen und ließ manches Wort fallen, welches wie Blüthen vom Baume des schüchternen Grafen Wange traf und ihn erröthen machte.

An einem dieser schönen Tage blieb der junge Graf länger aus, als gewöhnlich.

Helene schien es nicht zu bemerken, Jeanne zeigte

wenigstens nicht, daß sie es bemerke, der Obergärtner sprach sich befremdet aus, ja, er konnte endlich nicht umhin, einen Gehilfen zu fragen, ob er vielleicht den Erwarteten gesehen habe?

Der Gehilfe erwiderte: der junge Graf sei heute schon in aller Frühe zum Walde hinaus und habe seinem Jäger — des Gehilfen Bruder — hinterlassen: mit dem Diner möge ja nicht auf ihn gewartet werden, denn er müsse eine Mandelkrähe schießen, und er käme sicher nicht zurück, bis er sie hätte.

Das ist aber doch unausstehlich, sagte Helene halblaut zu ihrer Mutter. Da erwähn' ich gestern ganz gleichgültig, daß ich bei einer Freundin in unserer Pension einen Flederwisch in Silber gefaßt von solcher Mandelkrähe sah, daß mir, einem Kind wie ich war, die blauen, schillernden Färbungen gefielen, — und deshalb soll heute ein armer, unschuldiger Vogel bluten.

Quälen Sie Ihr weiches Herzchen nicht unnütz, schönstes Mamsellchen, tröstete sie der Obergärtner, wer weiß auch, ob unser junger Herr eine solche Kreatur beleidiget? Sie sitzen verdammt hoch, halten sich gern auf dürren Wipfeln, und mit der Kugel ist's ein Bißchen unsicher auf die Weite. Zwar ist Graf Bernhard sonst ein guter Schütze . !

Wer kommt dort den Gang herauf? unterbrach ihn Helene.

Das ist unser Herr, der Graf. Kennen Sie den noch nicht? Ei, bleiben Sie ruhig sitzen, vor dem sind Sie sicher hier, der verwendet kein Auge auf diesen Fleck

seit jenem Tage oder, wollt' ich sagen, seit jener Nacht . . . . und ehe der hierher käme, ich weiß nicht, was da geschehen müßte.

Aber dennoch, sehen Sie denn nicht? Geraden Weges auf uns zu.

Weiß Gott, ja! Nun steht die Welt nicht mehr lange.

Er hat uns bereits erblickt, sprach Frau Jeanne; jetzt wär' es mal-à-propos davon zu laufen. Warten wir ab, ob er uns anredet: Und danken wir ihm, wenn er es thut, für die Erlaubniß, die der Obergärtner in seinem Namen uns gab, hier zu promeniren.

Graf Polykarp kam daher wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt. Er zögerte nicht, ob er den so lange gemiedenen Raum nun wieder betreten solle oder nicht. Er ging sichern Schrittes auf Jeanne und Helene zu, grüßte verbindlich zuerst die Mutter, richtete dann erst sein Gesicht nach der Tochter und stand, als diese sich erhob und ernst vor ihm verneigte, mit allen Kennzeichen einer so vollkommenen Ueberraschung da, daß sogar der Obergärtner etwas Außerordentliches ahnete und fast seinen Strohhut abzunehmen vergaß.

Nie haben Unschuld, Geist, Gemüth, Schönheit und Anmuth einen so entschiedenen Sieg und ohne Kampf gefeiert über Stolz, Unglauben, Zweifelsucht und Vorurtheil, als in diesem Augenblick.

Helene hatte noch nicht geredet, und ihr Gegner war für sie gewonnen. Er sprach aus, was er dachte, ohne daran zu denken, daß Helene ihn höre. „Dswald hat wahr geredet; nun begreif ich' Alles.“ Jeanne vernahm

nicht, was er murmelte. Helene hatte jede Silbe verstanden, denn sie schloß die Augen, und ihre Rippen zitterten: „Oswald?“

Jetzt erst erinnerte sich der Graf seiner, dem einsamen Leben, das er gewöhnlich führte, entsprungenen Gewohnheit, laut zu denken, und er knüpfte ein Gespräch an, wobei er einen Gartenstuhl benützte, den der Obergärtner ihm gebracht, und vorher die Damen wieder sitzen ließ.

Wir dürfen von seiner Welterfahrung wohl erwarten, daß er vermied, seines Sohnes zu erwähnen und auf dessen Leidenschaft anzuspähen. Allen Stoff der Unterhaltung nahm er aus Helenen's Umgebungen, aus ihrer Erziehung, ihrem Unterricht, ihrer Häuslichkeit. Es klang gerade nicht wie ein Examen, weil es in den Formen vor sich ging, welche ein gebildeter Mann immer zu bewahren weiß, aber viel weniger als eine Prüfung war es am Ende doch nicht.

Helene bestand auch diese ebenso glänzend, durch sinnige, ungezierte Aufrichtigkeit, wie sie zuvor jene des ersten prüfenden Anblicks bestanden.

„Tadellos“ — murmelte der Lautdenker einige Male, ohne daß die Bescheidene wußte, wem es gelten sollte.

Der Obergärtner gab mitunter, zu Frau Jeanne's Schreck, seinen Senf auch dazu, ohne daß der Graf sich darüber unwillig zeigte; denn wirklich Vornehme gestatten ihren älteren Dienern gern dergleichen Vertraulichkeiten; nur flache Emporkömmlinge verrathen ihre Unsicherheit durch barschen Hochmuth. Und hier waren des biedereren Blumenpflegers Zwischenreden gar erwünscht,

weil sie dem Grafen seinen Zweck erreichen halfen und den Fluß des Gespräches in einem ungezwungenen Laufe erhielten. So war eine für beide Theile sehr angenehme Stunde schnell verstrichen, als Bernhard hastig vom Gärtnerhause herüber dem eisernen Bänkchen zueilte. Er sah nur den Obergärtner, denn der Anblick der Sitzenden wurde ihm noch durch Baumgruppen entzogen, und rief ihm fragend zu: sind sie noch hier? Weil er aber mehr flog, als ging, so geschah es, daß er mit dem Schalle seiner Worte fast zugleich anlangte und die Antwort auf diese Frage aus des Vaters Munde erhielt, der sich erhob, um zu erwidern: Ja wohl, und ich auch!

Ihn sehen, aus der Stellung des Gartensessels entnehmen, wельch' ein Zusammentreffen hier gesucht, und wie es berührt worden sei; in des Vaters Antlitz die Bestätigung lesen, daß Helene des strengsten Richters günstiges Urtheil erweckt habe; die blaubeschwingte Mandelkrähe, des herrlichen Tages Todtenopfer, ihr triumphirend in den Schooß werfen und mit lautem Freudengeschrei an seines Vaters Brust sich stürzen; dies Alles folgte sich so geschwind, daß es in einen Augenblick zusammenfloß, wie der Zaubertraum des morgenländischen Jünglings aus Tausend und eine Nacht, der ein halbes Leben durchzumachen wähnte, indeß er den Kopf nur ein Mal unter Wasser tauchte.

Graf Polykarp sprach Nichts, doch er drückte Bernhard's Wange an sein Herz und sagte dadurch diesem mehr, als er mit gesprochenen Worten hätte sagen können — oder wollen. Vater und Sohn blieben eine

Minute lang in dieser stumm-beredten Umarmung und trennten sich erst, als ein Angstschrei Helenen's sie auseinander scheuchte. Frau Jeanne lag ohnmächtig in ihrer Tochter Armen, durch Blutflecke auf deren weißem Kleide in Entsetzen gerathen, ohne des Vogels zu gedenken, aus dessen Brust, wo Bernhard's Büchsenkugel durchgedrungen, die rothen Tropfen geflossen waren. Die schwache Frau hatte diesen Anblick nicht ertragen, ohne halb-bewußtlos zu werden. Als man sie zu sich gebracht, ihr den Grund ihres Entsetzens erklärt, sie beruhiget, äußerte sie den Wunsch, Helene möge sie nach Hause bringen. Helene, die Mutter unterstützend, bat den Gärtner um seine Beihilfe und empfahl sich den beiden Grafen, die ihr bewundernd nachblickten, die entzückende Vollendung dieser schönen Jungfräulichkeit anstaunend.

Ihr habt nicht genug von ihr gesagt, hub Graf Polykarp endlich an; Eure Schilderungen waren matt. Dieses Mädchen muß man gesehen, muß es gehört haben, um zu begreifen, wie groß die Macht ist, die es auf Männer übt. Aber um Gotteswillen, wie ist es möglich, daß ein solches Weib achtzehn Jahr und darüber in einer großen Stadt alt wurde, ohne Schaaren von Anbetern und Freiern um sich zu versammeln? Weißt Du nicht, vernahmst Du nicht von Anträgen, die man ihr stellte, von Erklärungen, die man ihr zu Füßen legte?

Nichts, mein theurer Vater. Sie lebt höchst eingezogen, vermeidet Umgang und Gesellschaften, widmet sich nur der Mutter, verschmäht jede Vergnügung.



Nun, dann ist ihr Herz bereits ausgefüllt — denn dieses Wesens Herz kann nicht fühllos geblieben sein. Dann trägt sie eine heilige, unerschütterliche Liebe in diesem reinen Herzen. Doch Bernhard — möge Dich meine Aufrichtigkeit nicht kränken — Du bist es nicht, ich fürchte — weiß Gott, ich hätte bald gesagt: „ich fürchte,“ Du bist es nicht, den sie liebt.

Und wer sonst, Vater? Wen könnte sie lieben, sie, der, außer mir, Niemand naht, die keinen jungen Mann sieht und spricht, außer mir?

Das vermag ich nicht zu errathen, der heute zum ersten Male mit ihr sprach. Nur mein' ich, ein Mädchen, welches den Jäger liebt, läßt nicht die Beute, die er ihr im Schweisse des glühenden Augusttages im Buchenwalde suchte, die seine Kugel vom Gipfel des höchsten Baumes herabholte, die er ihr — es ist ein Prachtschuß — mit gerechtem Stolze heimbrachte, am Boden liegen, als ob es eine todte Kaze wäre und nicht dieser buntbeschwingte Vogel hier.

Sie würde nicht die gute Tochter sein, die sie ist, Vater, wenn sie neben der kranken Mutter meine kindisch-eigen sinnige Jagd ihrer Aufmerksamkeit gewürdiget hätte. Was auch sollte sie mit dem zerschossenen Reichnam beginnen? Sind die Flügel erst in Gold gefaßt, dann dürfen ihre Hände sie berühren.

Das möchte gelten, wenn ich sonst nur ein Zeichen aufgefangen, einen ausdrucksvollen Blick beobachtet hätte. Seit wann bist Du Deiner Hoffnung gewiß? Welchen Beweis gab sie Dir?

Bernhard nahm das weiße Tuch von seinem Herzen: sie warf mir's zu an dem Tage, als sie hier ihren Einzug hielt!

Der Vater besah die Stickerei, las den Namen, von Blumen und Blättern umrankt: Wenn ein anderes Weib, und wär's ein hochgeborenes, Dir ein Tuch geschenkt, ich würde so leichter Gabe keinen schweren Sinn beilegen. Von ihrer Hand haben diese Blumen bei diesem Namen eine ernsthafte Bedeutung. Ich wende Nichts dagegen ein. Verfolge Dein Glück bei ihr, unbekümmert um mich und meinen Widerstand. Ich nehme eine fast niegefühlte Empfindung für Helenen mit von diesem Plage, wo vor Deiner Geburt Cecilie . . .

Vater, Du sprichst meiner Mutter Namen vor mir aus?

Daß ich es that, mag Dir beweisen, was in mir vorgeht. Ich bin nicht ohne Schuld an Deiner Mutter Schuld. Ich bekenn' es Dir. Was ich ferner thun, wie ich mich zu Dir und Deiner Liebe verhalten werde . . . . noch vermag ich es nicht zu bestimmen. Es ist mir selbst noch nicht klar. Nur Eins ist mir klar: meinen Sohn möcht' ich nicht auch verlieren durch eigene Schuld. Alles Uebrige sei der Zeit anheim gestellt. Könnte diese einen Tag bringen, der Helenen einen anderen Vater gäbe, dann stände Alles besser. Mit Herrn Barteloni, besorg' ich, werd' ich mich niemals befreunden, weder mit ihm, noch mit dem Gedanken, daß sie seine Tochter ist.

Bernhard küßte dem Vater die Hand und blieb allein auf dem Lieblingsplazze seiner Mutter zurück, um

dort ungestört, die Augen auf eine Gruppe blühender Myrthen gerichtet, das unbeschreibliche Glück des heutigen Tages noch einmal in seiner ganzen Ausdehnung zu durchdenken, zu durchleben. Wie herzlich, wie aufrichtig war die Dankbarkeit, die er für des Vaters großmüthiges Verhalten empfand. Er ging im Geiste durch, wie Helene den Grafen in ihrer achtunggebietenden Bescheidenheit, anspruchslos, dennoch geistvoll, gefesselt haben möge; er suchte sich auszumalen, wie Graf Polyskarp dort auf jenem Gartenstuhle gesessen und erstaunt über so viel Unmuth sie angeblickt habe, . . . und das gelang ihm; seines Vaters Bild sich zu vergegenwärtigen, war ihm möglich. Doch wenn er dann — was der Liebende so gern thut — sich die abwesende Geliebte, als sei sie gegenwärtig, denken wollte, sah er auf der Bank, die sie soeben noch inne gehabt, nicht sie, sondern eine halb-fremde Frau, deren Züge sich mit den Zügen Cecilien's vermischten, eigentlich dieselben waren, die er noch als dunklen Traum von einer Mutter im Gedächtniß behalten. Diese Frau stellte ihm eine ungehorsame, widerspännstige Einbildungskraft an Helenen's Statt dort liegend vor; die Gewänder, mit Blut besleckt, welches aus einer offenen Kugelhunde, mitten in der Brust, tröpfelte. Und dieser quälenden Vision Herr zu werden, gelang ihm nicht, bis zur Rückkehr des Obergärtners, der ihn gleichsam von einem Alp durch lebendige Ansprache befreite. Zugleich nahm der alte Diener des gräflichen Hauses den erlegten Vogel vom Federkissen auf der Bank und trocknete mit seinem Tuch die Blut-

flecken vorsichtig ab, deren Spuren sichtbar blieben. Jetzt begriff Bernhard, daß der Anblick des kleinen, bunten Thieres Ursache der vorhergegangenen, peinlichen Täuschung gewesen sein könnte.

Meine Augen haben willenlos auf dieser Wunde geweilt, die meine Kugel gerissen . . . aber in welcher Verbindung steht die unselige Frau, die ich Mutter nannte, mit der seligsten Stunde? Ich hätte den Vogel nicht vom Nest schießen sollen!

---

Wie entstehen Gerüchte?? —

Man wird erwidern, daß sei die müßigste aller Fragen, denn Jedermann weiß, daß sie durch Zungen verbreitet, vergrößert, entstellt umhergetragen werden. Dennoch ist die Lösung nicht immer genügend. Bisweilen scheint es die Lust zu sein, die den Bäumen vertraut, was geschah, und die Bäume flüstern es weiter mit ihren Blättern, die ebenso viele Zungen werden, und erzählen es den Blüten, deren Kelche ebenso viele Ohren sind. Und ehe eine Nacht verging, weiß die ganze Umgegend, was geschah; — sogar was nicht geschah, glaubt sie zu wissen, als sei es wirklich geschehen.

Wohl mag der alte Obergärtner seiner treuen, doch etwas plauderhaften Hausherrin den Auftritt zwischen Vater und Sohn mit gebührender Hinweisung auf Helenen's Gegenwart in grünen, lebhaften Farben, wie dies einem Gärtner ziemt, geschildert; wohl mag Frau Ruhme der Frau Ruhme diese saftgrünen Schilderungen, mit brennend-rothen Auffsatzlichtern geschmückt, über-

liefert haben; aber räthselhaft bleibt es darum doch, daß sich in ganz Steinach — ich rede nicht allein vom Städtchen dieses Namens, sondern ziehe die ausgedehnte Herrschaft bis in ihre fernstgelegenen Walddörfer in Mitwissenschaft — schon binnen wenigen Tagen das Gerücht von der Einwilligung verbreitete, welche der Graf seinem Sohn ertheilt haben sollte zur Vermählung mit Helene Barteloni, eines Schneiders Tochter. Aus der Schankwirthschaft zum Maulbeerbaum ging eine Depesche nach der Hauptstadt ab, die jenes Gerücht als ein voreiliges bezeichnete, dennoch, mit Zampel'scher Schlaubeit abgefaßt, ganz gut zu würdigen verstand, was daran Schale, was gediegener Kern und wie der Thatbestand zu benützen sei, wenn man richtig verfähre. Herr Barteloni wurde dringend nach Steinach entboten, und die neue Villa umfing am ersten Tage des September ihren Besitzer, welcher Frau und Tochter mit der huldvoll ertheilten Kunde begrüßte, dem neuen Werkführer sei das städtische Geschäft überlassen, und sie würden so glücklich sein, Gatten und Vater über Herbst bei sich zu sehen. Daß er Helenen wiederfand, wie sie ihn verlassen, stumm, gleichgültig, theilnahmlos gegen seine Anspielungen auf die nun zur Wahrscheinlichkeit werdende Aussicht auf eine glänzende Heirath, dieses war sein geringster Kummer. Sie wird schon zugreifen, sagte er im Gespräch mit Zampel, wenn nur „die Gräfin“ schwarz auf weiß, mit des hochnäsigen Herrn Schwiegervaters Zustimmung versehen, vor ihr liegt. Es ist eine famose Partie. Nach einem on dit besitzt Bernhard, außer der Anwartschaft

auf Steinach noch ein bedeutendes Vermögen, welches seine Großmutter väterlicher Seite nicht ihrem Sohne, sondern dem Enkel legirte. Außerdem ist er politisch-durchgebildet. Mein Beispiel wird maßgebend für ihn werden. Ist er erst mein Eidam, dann mach' ich ihn zum Manne des Fortschrittes und der Bewegung. Dann wollen wir seinem Papa schon einheizen.

Das kann nicht schaden, versetzte Zampel. Für's Erste aber, mein Rafael, möcht' ich Dir freundschaftlich rathen, mache Dich nicht breit in Steinach; schwäze nicht zu viel von Dem, was künftig sein kann und wird, sondern nimm Dich in Acht, nicht zu verderben, was gegenwärtig erst keimt und wächst und Zeit braucht. Störe nicht den günstigen Eindruck, den Deiner Tochter Betragen auf den Steinacher Schloß-Tyrannen wirklich gemacht zu haben scheint, durch Dein Dazwischenkommen; zeige Dich so wenig als möglich, spiele den eingezogenen Villa-Besitzer und vermeide jede Begegnung mit Deines künftigen Schwiegersohnes Herrn Vater. Denn darin stimmen alle Rapporte, die ich mir vom Herrenhause zu verschaffen weiß, — (und für die Du mir gelegentlich meine Auslagen wiedererstaten mußt) — überein: der Graf kann Dich, wie man zu sagen pflegt, nicht riechen und soll weiter Nichts im Munde führen, als die Aeußerung, die man auf Dich bezieht: wenn nur dieser Vater nicht wäre!

Ich glaub's wohl, daß er mich nicht riechen kann, seitdem ich die brennenden Fragen der Zeit unter seine aristokratische Nase gerieben. Soll noch besser kommen!

Nur Geduld. Sind erst Helene und Bernhard Weib und Mann, — doch bis dahin will ich Deinen verständigen Rath befolgen. Nur befürcht' ich, es wird mir furchtbar langweilig hier vorkommen. Schon jetzt in den ersten Tagen meines Aufenthalts scheint sich herauszustellen, daß Steinach nicht kapabel ist, den Ansprüchen eines reichen Lebemanns Rechnung zu tragen.

Wie wär's, meinte Zampel, wenn wir die Jagd auf Beaten wieder vornähmen? Ueber Deine häßliche Geschichte im Kutscherhause ist Gras gewachsen; die Frauenzimmer haben dem Erhart Nichts davon geklatscht; er ahnet nicht, daß Du so unerwartet zu der Entdeckung eines Sohnes gelangt bist, und Mosje August, der sittsame Urlauber, wartet immer noch in Geduld auf eine Aussteuer für seine Braut.

Ja, die Peate! Sie geht mir nicht aus dem Sinne. Diese Sache möcht' ich für mein Leben gern wieder in Angriff nehmen. Doch wie soll man's einleiten, ohne Argwohn zu erregen? Besauft sich denn Franz noch gehörig bei Dir?

Nichts mehr davon. Seitdem der Sohn hier gewesen ist, der Schütze, hab' ich den Vater nicht mehr im Maulbeerbaume gesehn. Etliche Male hab' ich an's Fenster geklopft, ohne daß er sich rührte, wo er sonst die Ohren spitzte wie ein Schießhund. Ein Mal trat der Mosje August heraus: der Meister Erhart sei nicht wohl, und der Arzt hätte ihm alle hitzigen Getränke untersagt; ich möchte mich nicht umsonst bemühen; was

er mir schuldig wäre, würden sie mir schicken! Es scheint, der Döwald hat ihm in's Gewissen geredet.

Das muß anders werden, den Duckmäuser müssen wir wieder in unsere Hände kriegen.

Natürlich müssen wir das. Aber ich wage mich nicht mehr hin. Dein lieber Bastard könnte mich packen. Solch' Tischlervolk hat Fäuste. Du mußt's machen, und Du kannst's auch am Leichtesten. Du hast weiter Nichts zu thun, als Dich ein Bißchen zu verstellen, und das wird einem unwiderstehlichen Verführer, wie Du Zeit-lebens warst . . .

Schmeichler!

Nicht schwer fallen. Du heuchelst väterliche Gefühle für den Tischlerlümmel, im Angesicht seiner, Beaten's und Rebekka's. Im Angesicht des Vaters Erhart lasse einige edle Absichten glänzen von Anhänglichkeit an Vater Hasenbart's weibliche Nachkommenschaft, besten Wünschen für des jungen Brautpaares Zukunft; streue einige uneigennützigte Versprechungen auf die Falle, — und sie gehen hinein wie Fliegen auf Syrup. Hast Du die Sippchaft erst wieder ein Bißchen zutraulich gemacht, dann bringst Du mir den durstigen Franz hierher zur Versöhnungsfeier. Hab' ich ihn erst einmal, dann hab' ich ihn auch für immer. Im Uebrigen setzet Niemand Deiner Großmuth Grenzen; was Du für Beaten und den August, den sie Deinen Sohn nennen, thun willst, bleibt Dir unbenommen. Ich glaub's noch gar nicht, daß dieser klobige, plumpe Knote wirklich Fleisch und



Blut sei von diesem Deinem feinen Fleisch und Blut. Wär's aber wirklich, — nun, dann ist's auch kein Unglück; der Vater hat den Vorrang, er ist die Respektsperson, besonders wenn er am Ende mit der Aussteuer vorrückt. Folglich an's Werk, mich verlangt nach Thätigkeit.

Zachäus Blasius Zampel, sprach Barteloni, ich kann's nicht verschweigen, Dein Rath riecht mir nach Urath, er stinkt famos; ich wittre einigen Schwefeldampf. Auf der andern Seite find' ich ihn ausgezeichnet, und mein ohnehin sensibles Nervensystem ist durch die Progressen in Helenen's Heirathsgeschichte dermaßen aufgeregt, daß ich einer großartigen Reaktion bedürftiger bin als je. Diese Beate . . . . Ich war schon so nah am Ziele, wenn nicht unglücklicherweise dieser August, — sein Urlaub, — der Stuhl, den er aufhob, — o ich könnte den Flegel umbringen sehen, mag er Sohn sein von wem er will! Nein, ich füge mich nicht länger solchen altväterischen Ideen aus der Zopfzeit. Genuß ist des Lebens Zweck. Meine Leidenschaft für Rebekka's Tochter wird schon zur fixen Idee, jemebr ich sie zurückdrängen wollte. Ich befolge Deinen Rath und — nous verrons!

— Wenn schlechte Entwürfe so viel guten Willen finden, kommen sie leider bald zur Ausführung. Die Arglosigkeit der Tischlersfamilie machte dem falschen Freunde leichte Mühe. Rebekka wäbnte, der Mann sei in sich gegangen; sie selbst redete den Kindern zu, seine Bitten um Verzeihung zu berücksichtigen, erwiesene Unbill zu vergessen, hilfreichen Versprechungen dankbare Aner-

kennung zu zollen. Und Franz Erhart, der Mann ohne Falsch und Arg, fiel als Opfer von seiner Gattin ver- söhulichem Gemüth. Er brach das Wort, so er dem Sohne gegeben, brach es, von Barteloni verführt, und Dieser hatte schon so trefflich lügen gelernt in Zampel's Schule, daß er sich vor Rebekka und Beate den Anschein zu bewahren mußte, als geschehe es gegen seinen Willen und wider seine Warnungen, wenn Meister Franz erneuerte Neigung verrathe, zu tief in's Glas zu gucken.

Ich, versicherte der Villa-Besitzer, ich, beste Frau Erhartin, wenn ich ihn abhole, führe ihn nur spazieren, plaudre nur mit ihm über Beaten's Einrichtung, und wie wir den — August am Besten auf eigene Füße stellen können; daß er mich dann bisweilen täuscht, und daß er, statt in's Kutscherhäuschen heim zu gehen, in den Maulbeerbaum fällt, das dürfen Sie Ihrem alten Verehrer nicht in die Schuhe schieben.

Erhart aber, gepeinigt von dem nagenden Vorwurf, den jeder Morgen ihm in's Herz bohrte: daß er sein Versprechen, dem Sohne abgelegt, gebrochen habe, suchte sich nur zu betäuben. Und war er bisher noch kein entschiedener Trunkenbold gewesen, so ward er es jetzt.

Unterdessen hatten die Beziehungen des Schlosses zur Villa eine ganz eigenthümliche Veränderung erlitten.

Graf Polykarp, der in Helenen's Gespräch und Umgang einen unwiderstehlichen Zauber kennen lernte, war so weit gekommen, seinem Sohne zu bekennen, er würde, wär' er zehn Jahr jünger, als Mitbewerber um die Hand dieses Engels auftreten, sogar auf die Gefahr

hin, vom Bekleidungskünstler mit italienisch-bordirtem Namen Schwiegersohn gerufen zu werden.

Diese Bekenntnisse trugen zu Bernhard's Glücke nicht wenig bei. Er schwamm völlig in Wonne, wenn sein Vater neben Helenen vor ihm herschritt, während er an Frau Jeanne's Arm die langen Alleen des Gartens durchzog. Doch bei Helenen selbst gedieh der glühendste und zugleich schüchternste aller Liebhaber durchaus nicht weiter. Sein Entzücken machte ihn so wortkarg, daß Graf Polykarp zuletzt nicht umhin konnte, selbst für seinen Sohn bei ihr zu sprechen, ein Beginnen, welches ihm, früherer Aeußerungen über dies Verhältniß gedenkend, fast unbegreiflich schien, ohne daß er deshalb davon abgelaßen hätte. Natürlich that er es mit Vorsicht und mit jener Grazie der großen Welt, die ein Mann von seinem Herkommen und seiner Erziehung auch dann nicht verliert, wenn er ein halbes Menschenleben hindurch vom Leben und von den Menschen entfernt blieb. Dadurch nur wurde es Helenen möglich, jede bestimmte Erklärung zu vermeiden und schon bei Beginn einer annähernden Beziehung sich in ausweichende, nichtsagende Formeln zurückzuziehen. Graf Polykarp fing an zu muthmaßen, sein Sohn habe sich getäuscht; unerfahren und unter dem blendenden Einflusse einer ersten, überwältigenden Leidenschaft rede er sich ein, was er glauben zu dürfen so innig wünsche; das berühmte Tuch mit den Blumen möge, wie es die gestickten Lettern sagen, immerhin Helenen gehört haben, doch entweder sei es durch Zufall oder durch ein Mißverständniß in des Lie-

benden Besitz gelangt, und dies Mädchen fühle entweder gar nicht — was freilich unglaublich wäre, oder es fühle für einen Andern, — was fast unmöglich scheine.

Wollen wir nun erwägen, daß Graf Steinach, der Vater, in fortdauerndem Kampfe seiner unveränderlich aristokratischen Ansichten gegen jene Bezauberung viel zu leiden hatte, die des Schneiders Tochter ihm angethan, so werden wir leicht begreiflich finden, daß er seit Wochen in einem aufgeregten, unnatürlichen Zustande lebte, daß, um es kurz zu sagen, der Vater mit dem Grafen, der Mensch mit dem Cavalier, der betrogene Gemahl Cecilien's mit dem Bewunderer Helenen's in fortwährendem Streite lag. Den Herrn Barteloni als Erzeuger einer des altadeligsten Geschlechtes würdigen Tochter hinzunehmen, war ihm beinahe gelungen, wenigstens dachte er schon oft und ernstlich daran, wie es am Passendsten einzurichten sei, daß Bernhard mit Helenen ein entferntes Besitztum bewohne, damit jeder Umgang erlösche. Aber durchaus nicht gelang es ihm, die Möglichkeit zu fassen: Er, Bernhard's Vater, könne sich herabgelassen haben, zu zeigen, wie er günstig gestimmt sei, — und zum Lohne dafür könne ihm ein Korb für seinen Sohn eingehändiget werden, an dem die Schöne vielleicht schon flechte, während sie seinen Andeutungen und Hinweisungen sanft-lächelnd entschlüpfe. Hier trug der Hochmuth den Sieg über den Stolz davon.

Und nun war es beschlossen: Helene muß Gräfin Steinach werden!

Herr Barteloni empfing eines Morgens zu seinem Holtei, Ein Schneider. III.

höchsten Erstaunen die durch einen Lakaien überbrachte Bestellung: Gräßliche Gnaden wünsche ihn noch im Laufe dieses Vormittages zu sprechen.

Helene, welche die Botschaft vom Klure in ihre Wohnzimmern hinein vernahm, sagte zu Frau Jeanne: Mutter, nun gilt es!

Wie Du denkst, mon ange, antwortete die Dulderin matt, und Gott lenke es zum Besten.

---

### Vierundvierzigstes Kapitel.

Den wievielten haben wir heute? fragte Nachmittag drei Uhr der Schütze und Schneider Oswald Erhart einen andern Schützen und Schneider, welcher unter seiner Aufsicht in der ihm eingeräumten Werkstätte der Kaserne arbeitete.

Warum, Herr Erhart?

Weil meines Wissens gestern der zwanzigste September geschrieben wurde, weil folglich heute am einundzwanzigsten die Beinkleider, die ich vorgestern zugeschnitten habe, fertig sein sollten, weil ich aber sehe, daß noch kein Stuch daran gethan ist, und weil der Adjutant keinen Spaß versteht.

Ich dachte nicht, daß es so eilig wäre?

Sie denken wohl überhaupt nicht an viel Anders, als an die Mädels, die da unten am Brunnen Wasser holen; oder Sie müssen sehr durstig sein, denn ich sehe Sie öfter beim Brunnen, als bei der Arbeit.

Ja, Herr Erhart, es sind nicht alle jungen Menschen wie Sie, daß sie nur auf die Arbeit schauen und auf kein Mädel nicht. Wie Sie leben, ist wohl Keiner nicht im ganzen Bataillon.

Jeder nach seiner Weise, Kamerad, und wie es ihm Freude macht! Aber es soll auch ein Jeder seine Schuldigkeit thun.

Das wär' mir eine schöne Freude, brummte der Andere und griff ärgerlich nach dem grauen Tuch für die Beinkleider des Herrn Adjutanten.

Ein Dritter öffnete die Thür, warf einige Briefe auf den Arbeitstisch und sagte: sie treiben sich schon den ganzen Morgen bei'm Feldwebel herum, und nicht Einer von den faulen Kerlen da unten ist der Ehre gewesen bis in den zweiten Stock zu steigen.

Dswald, der Beaten's Handschrift erkannte, seufzte: das kommt immer noch zeitig genug. Langsam griff er danach, und nun erst bemerkte er einen zweiten Brief, der darunter gelegen hatte. Dieser war gerichtet an den Schneider Dswald Erhart, ohne Bezeichnung seines Bataillons, und trug den Stempel einer kleinen deutschen Grenzstadt. Von wem konnte der kommen? Die Züge sind mir wohlbekannt, sagte Dswald noch zögernd, und fast zu gleicher Zeit riß er auch das Siegel auf, indem er schrie: Still! Still!

Es spricht ja Niemand ein Sterbenswörtchen, meinten die andern Schneider.

Still's Schreiben war folgendermaßen abgefaßt.

„Herzens-Dswald! Bruder meines Herzens, Sohn

meines Herzens, Schneider meines Herzens! Denn Du hast den alten zerrissenen Lappen wieder in so weit zusammengeflickt durch die zärtliche Freundschaft, die Du mir abgewannst, daß es einigermaßen für ein Herz gelten kann. In M. war es Nichts. Ich trieb mich ein Weilchen bei Banden umher, die man in der Kunst-Theater-Sprache „Meerschweine“ nennt, wobei ich schier zum Landschwein geworden wäre. Thalia auf Reisen hat sich in eine Circe verkehrt, die Jeden, der sich vor ihren Karren spannen läßt, in ein unsauberes Geschöpf umwandelt. Bevor die Metamorphose mich unkenntlich machte, wollt' ich mich Dir noch ein Mal menschlich zeigen. Ich soufflirte mich in Dein Rheinstädtchen und fand das Nest leer. Du seist nach der Heimath, versicherte Dein ehemaliger Meister, um dort zweierlei Tuch zu tragen und Waffen! Gott sei Dank, dacht' ich, so ist er in sich gegangen, und meine Nachtpredigt hat nachgewirkt.

Deine Freunde (?) sind aus ihrem Thurme ausgezogen — worden und sollen in einem anderen sitzen, doch unfreiwillig, wie die böse Welt sagt. Diese sagt bekanntlich fast Alles; die gute hört man selten oder nie.

Was ich Dir eigentlich schreiben wollte, war nur Nachstehendes: ich habe Dir gar Nichts zu schreiben. Es müßte denn dieses Einzige sein, daß ich Dich liebe, wie man das Gute und Schöne liebt; daß ich mich nach Dir sehne, daß ich es als eine besondere Gefälligkeit des Himmels für einen alten Theatersouffleur betrachten würde,

wenn er mir noch ein Mal vergönnte, Dich zu sehen, von Angesicht zu Angesicht.

Emma Taube hat, wie die Journale berichten, einen wohlhabenden Gutsbesitzer ge- ö h l i g e t, der bedeutende Kaps- und Rips-Plantagen auf seinen Aeckern kultivirt, auch eine eigene Oelmühle besitzt.

Was hältst Du von diesem Witz? Schmeckt er nicht nach Meerschwein auf achtzig Meilen weit, oder wie viel dergleichen Tausendfüße zwischen uns liegen?

O meine dicke, selige Mama Waller, wenn Du sehen könntest, wie Dein Still herunter ist!

Oswald, ich trage eine himmlische Zuversicht in mir, daß die Helene Deiner Knabenjahre zur Helene Deines Lebens werden wird, wenn sie es nicht vielleicht schon ist. Bewährt sich diese Zuversicht, dann bescheide mich zu Euch, damit ich Eure Kinder lesen lehre. Bis dahin  
Dein getreuer, alter

Maulwurf,  
ohne bestimmte Grube."

Oswald faltete das Blatt zusammen, bitter lächelnd, mit jener kalten Entsagung, womit ein vom Begräbniß Heimkehrender den letzten Brief des Verstorbenen weglegt. Zur Ergänzung, murmelte er und griff nach Beate's Briefe:

„Barteloni hier" — „Graf Bernhard täglich mit Mutter und Tochter im Schloßgarten" — „der alte Graf auch" — „Einwilligung" — „die Helene Frau Gräfin werden" — „mit August und mir immer bei'm



„Alten“ — „Versprechungen“ — „Barteloni meint es falsch“ — „macht dem Vater den Mund wässrig“ — „der Vater wieder im Maulbeerbaum“ — „jeden Abend betrunken“ — „Herr Zampel ein Hänkema-cher“ —

Dieses Blatt, nachdem er den Inhalt rasch überflogen und seinen Grimm an einzelnen Wörtern gesättiget, faltete er nicht wie jenes erste, er knüllte es zornig in einen Ball zusammen und schleuderte es, unbedacht und unüberlegt in die Ecke des Gemaches. Daß neugierige Blicke sich am Familienjammer des Kutscherhäuschens weiden könnten, fiel ihm nicht ein, der zu gewissenhaft dachte, um nur den Inhalt eines Abschnitzels im Rehrich durchzulesen.

Das muß ein garstiges Schreiben gewesen sein, das zweite, meinte Einer der anwesenden Gehilfen; aber da liegt ja noch ein Drittes, das sieht verflucht vornehm aus, schon das Couvert hat einen goldenen Rand.

Gleichgültig langte Oswald danach, er hatte es gar nicht wahrgenommen. Als er es berührte, athmete er einen Duft, der ihn gleich einer seligen Erinnerung durchströmte. Das mußte Helene sein, deren Hand seinen Namen geschrieben.

Zeigt sie mir an, daß sie sich verlobt hat? Das wäre denn doch die Artigkeit auf's Höchste getrieben!

Nur wenige Zeilen standen auf dem Seidenpapier:

„Ich werde zu einem wichtigen Schritte gedrängt, den ich nicht thun kann, ohne Oswald's Rath. Morgen, den 21., Abends um elf Uhr erwartet Sie vor dem eiser-

nen Gitter ihrer Behausung Diejenige, deren Unterschrift hier fehlen darf, weil sie auf einem weißen Tuche zu lesen ist.“

Das war der ganze, vieldeutige Inhalt des goldumränderten Briefchens.

Den wievielten schreiben wir doch heute? Ich fragte schon einmal. Nicht wahr, den Einundzwanzigsten? Und wir leben doch im September? Gewiß im September? Und es ist nicht mehr als höchstens 4 Uhr? Nicht wahr, Kameraden, elf Uhr ist es noch lange nicht?

Diese kurzen Sätze stieß Oswald mit so lauter, bebender Stimme aus, fuhr dabei so heftig in seine Uniform, schoß mit einer an ihm so ganz fremden Hestigkeit umher, seine Effekten zusammensuchend, daß die mit ihm arbeitenden Schneider sich bedenkliche Zeichen machten und ihn für wahnsinnig hielten.

Ich nehme Urlaub, ich gehe zum Major! schrie er und stürzte hinaus.

Die Schneider konnten sich das Vergnügen nicht versagen, den in einen Ball verwandelten Brief aus dem Winkel zu holen, ihn zu enthüllen und zu lesen.

Er scheint einem gewissen Herrn Zampel auf den Leib gehen zu wollen, sagte der faule Schneider.

Und dazu will er Urlaub nehmen, setzte der Zweite hinzu. Na, Gott sei dem Herrn Zampel gnädig, wenn der Erhart über ihn kommt, wie er jetzt war. Da setzt's höllische Reile.

Oswald war inzwischen so weit zur Besinnung gekommen, daß ihm noch zu rechter Zeit einfiel, er habe

sich bei seinem Hauptmann zu melden, bevor er an den Major gehen dürfe. Beim Hauptmann erfuhr er, daß der Major sich selbst auf Urlaub befinde, zur Hühnerjagd, einige Meilen von der Stadt, und erst morgen heimkehre. Auch erklärte der Hauptmann, es wären in den letzten Tagen so viel Urlaubsgesuche eingegangen, daß der Major gestern bei der Parole befohlen habe, zunächst keines mehr zu berücksichtigen, außer innerhalb des städtischen Weichbildes.

Dswald beschwor den Hauptmann, ihm eine Ausnahme zu gestatten; Leben und Ehre hingen davon ab, daß er heute Nacht zur bestimmten Stunde sechs Meilen von hier sei; er bat so flehentlich, und diese hingebende Weichheit eines sonst tüchtigen, besonnenen Menschen von ernster Haltung bestremdete eben durch ihren Gegensatz den Hauptmann so sehr, daß Dieser endlich erwiderte: Nun, Erhart, wenn Sie's gar so ernst meinen, — und weil Sie es sind — will ich es diesmal riskiren und auf mich nehmen; aber ich verlasse mich auf Ihr Ehrenwort, morgen zum Apell sind Sie wieder in der Kaserne. Sie werden mir nicht Verdruß machen wollen?

Auf meine Ehre, rief der Schneider, mit einem Gefühl von der Wichtigkeit dieses Schwures, welches keinem General Schande gemacht hätte.

Der glaubt an seine Ehre, sagte der Hauptmann hinter ihm her; mit hundert Burschen wie der nehm' ich jede Batterie. —

Bis Dswald mit einem Bohnkutscher einig geworden, der ihn fahren sollte, und bis dieser seine Anstalten

getroffen, einen leichten Wagen gerüstet, angespannt hatte, war wieder eine reichliche Stunde verstrichen, und erst gegen sechs Uhr rollten sie außerhalb der langen Vorstadt, auf der offenen Straße dahin. Jetzt auch fand der von so vielen heftigen Widersprüchen Bestürmte erst Zeit und Ruhe, über Helenen's wundersame Aufforderung nachzusinnen und in Erwägung zu ziehen, was sie eigentlich von ihm begehre? Worin der Rath bestehe, den er ihr ertheilen könne? Ohne Beaten's Berichte würde wahrscheinlich die an's Unglaubliche streifende Hoffnung in ihm aufgestiegen sein, daß sie ihm ein Geständniß abzulegen habe, welches ihn selbst betreffe. Und hätte solche Hoffnung sich seiner bemächtigt, wer mag wissen, was er Aeußerstes gethan? ob er nicht, die scharfe Klinge zur Hand, den Kutscher gezwungen hätte, zwei schwache Miethspferde todt zu jagen? Dazu kam es aber nicht, weil er sich unzählige Male wiederholte: Bernhard's Vater hat eingewilliget; ehe sie ihr Jawort giebt, will sie über den jungen Grafen, dem sie, als solchem, mißtraut, Erkundigungen einziehen; sie hat erfahren, daß wir Freunde wurden; sie denkt von mir die Wahrheit zu hören. Das ist es.

Dann wieder hielt er das goldberänderte Blatt vor die Augen, las und las, und wenn er an die Stelle vom weißen Tuche kam, wurde sein Herz ihm zu groß in der Brust, und eine Angst durchwühlte ihn, die fürchterlich war und zugleich einer nie erlebten Entzückung ähnlich.

Dann wieder zog er die Uhr, berechnete Minuten und Schritte der Pferde, zählte die numerirten Steine

an der Kunststraße, mahnte den Kutscher an, fluchte, bat, drohte, versprach und trieb es so toll, daß der phlegmatische Fuhrmann ihm entgegnete: dächte man doch schier, der Herr Jäger führe zur Hochzeit?

Diese vielleicht ganz ehrlich gemeinte Bemerkung überschüttete seine Gluth mit kaltem Wasser und führte ihn in die Wirklichkeit zurück.

Aushorchen will sie mich, über ihn, dabei bleibt es. Und es ist ein großer Beweis ihres Vertrauens, ihrer Achtung für mich. Ich werde mich dessen würdig zeigen. Ich habe von Graf Bernhard Steinach nur das Beste zu sagen. Und da ich denn auf diese Weise in die Nähe des Maulbeerbaumes gelange, will ich das utile mit dem dulce verbinden, wie Herr Kahl sagte, und dort einmal zum Rechten sehen, ehe ich mich am eisernen Gitter ihrer Villa einstelle. Kutscher, fahr' zu!

Die unausgesetzte Auffrischung der letzterwähnten drei Worte bewirkte so viel, daß die Reisenden wenige Minuten nach zehn Uhr vor dem Wirthshause eines Dorfes anlangten, dessen letzte Gebäude sich mit den zu Steinach gehörigen Scheunen dortiger Ackerbürger vermischten. Hier ließ Oswald halten, stieg aus, bezahlte den Kutscher, schärfte ihm ein, die Pferde zu füttern und sich bereit zu halten, daß sie um ein Uhr spätestens die Rückfahrt antreten könnten.

Der Kutscher fand dies Alles „ziemlich furios“ — doch er wog die empfangenen Geldstücke in seiner Hand, und da er gewiß zu sein glaubte, daß es sechs richtige Thaler wären, und da sechs Brüder dieser Silberlinge in

Aussicht standen, und da er ohnedies zurückfahren mußte, so sagte er zu.

Oswald vermied durch die Hauptgasse einzuweichen. Er nahm einen Seitenpfad und umging das kleine Städtchen, wo bereits tiefer Schlaf zu herrschen schien. Nur einige heisere Hundestimmen klappten ihm aus den Hinterhäusern, deren Gehöfte er berührte, entgegen. Als er jenseits die Straße wieder betrat, schlug es zwei Viertel nach zehn Uhr vom Thurme. Es war sehr finster. Barteloni's Villa, etwa zweihundert Schritt vor Zampel's Schenkewirthschaft gelegen, zeigte kein Merkmal, daß dort noch Jemand wache. Der dämmernde Schein, der aus einem Zimmer des oberen Stockwerkes kaum durch die dunklen Vorhänge schimmerte, rührte unzweifelhaft von einem Nachtlämpchen her. Die Thüre des eisernen Gitters, welches ein Blumen-Parterre vor dem Hause umgab, war geschlossen, und Oswald's Versuch, sie leise zu öffnen, mißlang. Also wahrscheinlich eine Konversation durch die Klausur?! — Noch eine halbe Stunde Frist; diese sei dem Maulbeerbaum gewidmet!

Was von begeisterter und begeisternder Ungebuld in Oswald gezittert und ihn zittern gemacht, als er, die große Stadt im Rücken, die poetisch-geheimnißvolle Reise begann, das hatte sich jetzt, das kleine Städtchen im Rücken, ein eisernes, wohlverschlossenes Gitter zwischen sich und seinem Stellbuchein, ganz prosaisch beruhiget. Sein Haß gegen Zampel wurde durch Liebe nicht mehr besänftiget; er nahm zu, wie mit jedem Schritt in der Finsterniß die Entfernung vom Maulbeerbaum abnahm.

Dswald kannte die Veränderungen nicht, die bei Umwandlung des ehemaligen Mauthhauses in eine Schenke geschehen waren. Er fand sich also nur durch Muthmaßungen zurecht. Der herrschaftliche Zollwärter hatte in früheren Zeiten zwei Schlagbäume zu bewachen gehabt: den Einen, der den Seitenweg nach dem Schlosse sperrte; den Andern, der die Landstraße deckte. Seitdem letztere durch die Regierung in eine Kunststraße umgewandelt, und die gesetzliche „Chausséegeld-Einnahme“ eine halbe Meile weiter hinausgerückt worden war, hatte man auch den Schloßweg von seinen längst nicht mehr benützten Schranken befreit, und das zum Maulbeerbaum gesunkene, schiefwinkelige, kleine Gebäude stand zwischen zwei offenen Fahrstraßen, wie ein Mann ohne Arme, nackt, kahl; seine Blöße wurde kaum durch einige Gebüsche verdeckt, die ohne Pflege und Schonung, von der täglich vorbei getriebenen Gemeindeheerde berupft, gar kläglich verkümmerten, und die Herr Zampel „seine Anlagen“ nannte. Aus dem nahen Schloß herüber, dessen bewohnter Flügel noch hell beleuchtet und belebt schien, hörte Dswald durch offene Fenster laute Stimmen, unter denen er jene des Grafen, Bernhard's, ja sogar seines Majors zu erkennen glaubte. Wahrscheinlich hatte die große Hühnerjagd, von welcher sein Hauptmann gesprochen, hier stattgefunden, und der Letztere sich nur um einige Meilen geirrt. Im Maulbeerbaum dagegen — tiefes Schweigen und tiefe Finsterniß.

Wollte Gott, dieser Zampel schlief schon, wie ein

ehrlicher Mann, und mein Vater hätte das Kutscherhäuschen heute nicht verlassen!

Doch mit Nichten! Ueber das Stoppelfeld, hinter der Schänke, lagert sich ein langer, matter Streifen, der nur von Lichtern herrühren kann, die im Hinterstübchen brennen; die gelben Aehrenstöcke spiegeln ihn wieder. Oswald steigt vom Straßendamm einige Schritte herab, folgt dem verrätherischen Scheine und erreicht alsobald das niedrige Fenster, dessen Laden zwar angelegt, aber zugleich geborsten ist, und wie er das Licht von innen ausläßt, auch von außen den Einblick gestattet. Als er sich diesem Platze nähert, dünkt es ihm, er vernehme ein Geräusch, wie ein Mensch verursachen würde, der sich eilig davon schleicht. Darauf achtete er nicht, denn schon hatte er seinen Vater sprechen hören, und der Zorn stieg ihm zu Kopfe. Er dachte jetzt nicht an Helenen's Brief, nicht an die Bestellung vor's Gitter ihrer Villa, nicht an seine eigenen Gedanken und Empfindungen; er dachte nur an den Vater, sah nur den verhaßten Zampel und ballte wüthend die Fäuste, mit dem heißen Wunsche, von ihrer Kraft Gebrauch machen zu dürfen.

Ein Reisigbündel zu seinen Füßen, wie dahin gelegt, damit man es nur besteige, erleichterte ihm die Beobachtung: Vater Erhart, halbtrunken, aber noch Herr seiner Sinne, bemühte sich, aus Zampel's Händen zu ent-schlüpfen, der ihn zurückhielt, mit der Versicherung, Barteloni komme noch und erwarte, sie beisammen zu finden.

Er kommt heute nicht mehr, lallte Erhart, es muß



gleich elf Uhr schlagen, er ist müde von der Jagd, hat sich mit auf den Stoppeln und im frischen Acker umhergetrieben. Der schläft. Laß mich auch schlafen gehen, Zachäus. Meine Leute erwarten mich. Laß mich fort. Jetzt find' ich noch, bin noch bei Verstande.

Das bist Du nicht, Franz. Sonst müßtest Du wissen, daß wir noch sehr viel zu besprechen haben, wegen Beaten's Aussteuer.

Darüber will ich nicht mehr sprechen. Das ist ein Sündengeld. Ich hab's endlich begriffen, wo der Bock, der Ignaz, hinaus will, und was er verlangt von der Beate, für seine verfluchte Aussteuer. Der arme August. Und es ist schändlich vom Ignaz. Zwei Mal schändlich. Denn der August . . . wenn ich nur reden dürfte, wenn ich nicht gebunden wäre . . . . ach, es ist schändlich. Du solltest nur wissen, Zachäus . . .

Vielleicht weiß ich mehr als Du. Mach' Dir keine Sorgen um den August. Der August ist ein gutes Schaf. Der nimmt das Geld und das Mädchel, wie ihm Beides gegeben wird, und dankt Gott für Alles. Sei doch vernünftig, Franz, verdirb nicht, was ich so hübsch eingefädelt habe. Setz' Dich, nur noch eine Flasche von den kleinen, dickbäuchigen, nur noch eine. Während wir trinken, setz' ich Dir auseinander, was Du zu thun hast.

Aber sie warten auf mich; heute hab' ich's ihnen heilig versprochen . . . .

Ei was, versprochen. Versprechen und Halten ist Zweierlei. Deinem Grobian von Sohne hast Du auch versprechen müssen, wolltest nicht mehr zu Weine gehen,

— und wie lange hast Du's gehalten? Dummheiten! Wächst der Wein, daß er getrunken werde, oder nicht? Wie? Soll ein Mann in Deinen Jahren, der so viel arbeitet, nicht eine Erquickung genießen? Und hier, bei mir, wo Freund Barteloni Deine Zecher bezahlt? Alle Deine Schulden wird er bezahlen! Alle, verstehst Du? Und was verlangt er dafür? Daß Du ein Auge zudrückst und ein Wenig behilflich bist — Deine Tochter unter die Haube zu bringen! Wenn Das nicht großmüthig ist!! Trinke, stoß' an: Barteloni soll leben und glücklich sein! Und Du mußt ihm sein Glück nicht mißgönnen.

So weit konnte Oswald dem Gespräche folgen, weil es mit erhobenen Stimmen geführt ward. Nachdem Erhart wieder saß und trank, setzte Zampel seine Einflüsterungen leiser fort, daß nur noch einzelne Silben verständlich waren. Die Anstrengung, den Sinn derselben zu erhaschen, regte den Horschenden immer heftiger auf.

Ein Glas über das andere läßt der Schurke meinen Vater trinken. So trinke Du Blut, Bestie! Ich hab's Dir vorher gesagt!

Oswald zog den Hirschfänger und überließ sich dem wilden Drange, der ihn betäubte. An die Thür pochen, Eingang erzwingen, das Eisen in Zampel's Leib stoßen — diese dunklen Entschlüsse durchtobten ihn, und schon war ein Schritt gethan, sich nach der Hausthür zu tap-pen . . . . Da trug die Nachtlust den Klang der Schloß-uhr zitternd herüber, und elf Schläge mahnten in wehmüthigen Tönen an den Zweck seiner Reise.

Dem hoch erhobenen Arm entfiel die scharfe Waffe,

... wie von unsichtbarer Hand berührt legte sich der Krampf seines Herzens, und er ging.

Heute nicht! Sie erwartet mich; vor Helenen darf ich nicht mit Blut befleckt treten!

Die Strecke, die er vorher langsam suchend zurückgelegt, durchflog er jetzt, wie von innerem Lichte erleuchtet, ohne seinen Fuß an einen Stein zu stoßen. Als ob der Mord ihn vertreibe, als ob das Glück ihn rufe, rasch, sicher, jedes Schrittes gewiß. Athemlos erreichte er das Gitter. Aus dem Städtchen hörte man schwach den letzten Schlag der ersten Stunde. Die beiden Thurmuhren wichen um zwei Minuten von einander ab. In zwei Minuten hatte Oswald den Weg gemacht. Er war geflogen.

Helenen's weißes Nachtkleid wehte durch die Stäbe des Gitterwerkes.

Hier bin ich, flüsterte er.

Ich wußt' es, sagte sie, Oswald Erhart würde meine Bitte erfüllen. Man drängt mich, dem jungen Grafen meine Hand zu reichen. Sein Vater beschämt mich durch Huld, der meinige — nun, Sie können denken, wie der es ansieht, und Bernhard liebt mich wahrhaft, ...

Und ist ein edler Mensch!

Mir ist bekannt, wie er von Ihnen urtheilt, Sie geben ihm dasselbe zurück. Aber, Oswald, darum handelt sich's nicht bei dieser Unterredung. Ich habe Sie nicht auf so unerhörte Weise hierher beschieden, um Ihre Meinung über Ihren Freund zu hören. Was ich von Diesem zu halten habe, darüber bin ich längst im Klaren.

Ich achte, ich verehere, ich bewundere den jungen Grafen,  
. . . nur Eines fehlt, ich liebe ihn nicht.

Sie lieben Bernhard nicht?

Denn ich liebe einen Andern!

Armer Bernhard!

Ja wohl, armer Bernhard; so eitel diese Wiederholung Ihres Ausrufs von meinen Lippen klingen mag; armer Bernhard, denn sein Leben liegt in seiner Liebe zu mir. Deshalb auch hab' ich mich entschlossen, um seines Willen, um seines Vaters Willen, um meiner Mutter Willen, die so viel zu leiden hat, und der ich schwerere Leiden ersparen möchte, hab' ich mich entschlossen, Ja zu sagen. Doch bevor ich es darf, ist noch eine heiligere Pflicht zu erfüllen, die Pflicht gegen meine Liebe. Ich bin bereit, jeden Kampf zu bestehen, jeder Gewalt zu trotzen, sobald ich weiß, daß meine Liebe erwidert wird. Bisher glaubt' ich es nicht — und duldete schweigend. Ein Zeichen, welches ich gab, fiel in falsche Hände und vermehrte den Irrthum. Eh' ich mich widerseze, muß ich wissen, ob ich darf. Die Ungeliebte, Verschmähte kann nichts Besseres thun, als gehorchen, sich fügen, sich opfern für den Frieden der Ihrigen. Die Geliebte tritt in neue Rechte und soll Nichts höher stellen, als diese. —

Und deshalb haben Sie mich . . . ?

Deshalb hab' ich Oswald Erhart in dunkler Nacht herbeigerufen, damit es Tag werde zwischen uns. Ich thue etwas Ungewöhnliches, Kühnes, . . . aber ich habe Nichts zu fürchten, mein Vertrauen gründet sich auf Ihren Edelmuth.

Sie dürfen mir vertrauen, Helene, was soll ich für Sie thun? Gebieten Sie über mich, der ganze Mensch gehört Ihnen. Soll ich ihn ausforschen, den Ueberglücklichen, der sein Glück nicht zu ahnen scheint? Oder wäre ihm bekannt . . .

Er ist blind, blind mit offenen Augen, und daß er dies war, blieb, bleiben konnte, das eben hat diese Zusammenkunft veranlaßt. Denn so trägt sich nur kalte Gleichgültigkeit oder tiefverschlossene, gewaltsam besiegte Leidenschaft, eins von Beiden.

Wer ist dieser Mensch, Helene? Kennen Sie ihn erst seit kurzer Zeit?

Ich sah ihn, als er, der schönste, geistvollste Knabe, dem unmündigen Kinde zulächelte. Seit jener Stunde lieb' ich ihn und bin ihm treu geblieben. Treu, da er, den Wissenschaften entsagend, als Lehrlinge fleißig, folgsam, gesittet den edlen Stolz eines wahrhaft hochgeborenen Menschen bewahrte; treu, da er uns verließ, um zu wandern; treu, da er wiederkam und mit allen Ansprüchen, die er machen dürfte, in männlicher Würde den Zauber blühender Jugend verbergend, bescheiden, unterwürfig vor seines Lehrherrn Tochter trat; treu, da er in anbetungswürdiger Güte mein Liebeszeichen hingab, die Brust seines vornehmen Freundes zu trösten; treu, treu, treu bis zur Stunde, wo ich durch kalte Gitter von Eisen ihm endlich sage: Du bist's, den ich liebe! treu, ob er mich zwingt, eines Andern Gattin zu heißen. Treu, ewig treu, denn ich kann nicht von ihm lassen in dieser

treuen Liebe. Meine gute Mutter weiß es, und Gott im Himmel weiß es auch.

Helene hatte zu reden aufgehört, dennoch wartete sie vergebens auf Erwiederung. Oswald schwieg. Aus seinem Gesicht konnte sie Nichts entnehmen, dazu war die milde, sternleere Nacht, von Wolken umhüllt, zu dunkel; nur wie er sich mit beiden Händen an zwei eiserne Stangen festklammerte, sah sie; nur wie jene starken Metallstäbe von dem Zittern seiner Arme erschüttert wurden und bis in die Grundmauer des Geländers hinein bebten, das fühlte sie; nur wie er schluchzte, einem schwachen Kinde gleich, der kräftige Mensch, das hörte sie.

Zweimal bat sie ihn mit den sanftesten Lauten ihrer unwiderstehlichen Stimme um ein einziges Wort. Er war unfähig, ihr zu gehorchen. Sie streckte ihre Hand durch das Gitter und suchte seine Augen.

Oswald weint! rief sie entzückt, er liebt mich! Er liebte, wie ich ihn liebte!

Mehr, stammelte er.

Darauf lösete sie die eisernen Finger vom harten Eisen des Gitters und gab ihnen ihre zarten, weichen Hände zu halten. Und die beiden Liebenden preßten ihre glühenden Stirnen zwischen die kalten Stäbe, und ihre Wangen berührten sich, ihre Seelen jauchzten auf und fanden sich im ersten Kusse.

Schweigend verharrten sie so bis Mitternacht.

Als es zwölf geschlagen, sprach Helene: Kehre nach der Stadt zurück. Lebe wohl! Ich bin Dein!

Mein! sagte Oswald.

Und sie trennten sich.

Mitten auf der Landstraße warf er sich auf die Kniee und streckte die Arme empor, als wollte er den Himmel erreichen. Und wie er sich erhob, sprach er: verzeihe mir, Gott, aber jetzt glaub' ich, hab' ich zum ersten Male gebetet, wie man beten soll. Er dachte wieder klar und im Zusammenhange. Er gedachte der Leiden des vergangenen Tages, und sie verschwanden vor der Seligkeit dieser Nacht. Er gedachte auch der Bedingung pünktlicher Rückkehr, die der Hauptmann bei'm Urlaub ihm gestellt; er gedachte des Kutschers, der seiner jenseits Steinach harre. Er fand sich in alle Erdenpflichten, geduldig, fügsam, willig, wie ein Cherub, der Menschengestalt angenommen und seine Flügel unter irdischen Gewändern verbirgt. Er gedachte auch seines Standes, und daß er jetzt Soldat sei. Da vermiste er die Waffe an seiner Hüfte; da besann er sich, daß er sie mit Mordgedanken gezückt, daß die Stunden-Glocke, welche seinem Glücke schlug, ihm das Schwert der Rache entwunden habe. Ohne Säumen trat er den Rückweg an zur einsamen Schenke, auch dafür Gott dankend, daß er nicht ein Mörder geworden sei, daß er es jetzt nicht mehr werden könne, wo Helenen's Geschick an dem seinigen hing, wo sie sein war!

Der Boden hob sich unter seinen Tritten; Weilchen, meinte er, bedeckten schwellend die Erde, über die er ging.

Und an Bernhard schreib' ich die Wahrheit, rief er, nach dem Schlosse gewendet, dessen Fenster noch immer

hell erleuchtet waren. Auch das Licht im Hinterstübchen des Maulbeerbaumes war noch nicht ausgelöscht. — Jetzt galt es ihm gleich. Doch vergeblich suchte er nach dem verlorenen Hirschfänger umher. Auf der Stelle, wo er ihn vermuthete, ließ sich Nichts finden. Auf dem Wege vom Schlosse her hörte er Wagen rollen; Jagdgäste, die nicht bei'm Grafen übernachteten und heimfuhren. Laute Stimmen näherten sich. Weiß Gott, mein Major! der müßte einen Jäger am Boden kriechen sehen, ein verlorenes Seitengewehr aufzuklauben!

Die Wand entlang bis zur Ecke hatte er nun jedes Fleckchen Erde mit den Händen betastet. Um die Ecke stimmerte Etwas wie ein metallener Griff, aber frei in der Luft. Oswald haschte danach und fühlte, daß die Klinge fest stecke. Er zog sie an sich, — und ihr folgte das letzte Todesröcheln eines Sterbenden. Er neigte sich hinzu, faßte einen menschlichen Körper, dem warmes Blut entquoll.

Die Jagdwagen erreichten gerade jenen Winkel, den die beiden Wege bilden, wo sie sich vereinigen, und in welchem der Maulbeerbaum liegt.

Ohne zu bedenken, was er that, welchem Verdacht er sich Preis gab, nur von Schreck und Theilnahme erfüllt, schrie er laut um Hilfe, hier sei ein Mord verübt worden! Zugleich schlug er heftig gegen die Fensterläden der Schenke.

Von innen erschallte seines Vaters Ruf, der mit schwerer Zunge fragte: Zachäus, wo bleibst Du denn?

Was giebt es? Wer verlangt Hilfe? rief es von den



Wagen, und die heimkehrenden Gäste stiegen herab und kamen herbei; der Major war der Erste.

Erhart, der Vater, schwankte heraus, fortwährend fragend: wo bleibst Du, Zachäus?

Die brennende Kerze in des Berauschten zitternder Hand beleuchtete die entsetzliche Wahrheit.

Der Schenkwrth Zampel lag todt am Boden.

Döswald stand neben ihm, seinen blutigen Hirschfänger fest haltend. —

---

Es hatte noch nicht ein Uhr geschlagen, als die Bewohner des Städtchens, durch ungewöhnliches Lärmen, Laufen und Rufen in den Gassen aus dem Schlafe gejagt, die unglaubliche Kunde vernahmen, am Schenkwrth vom Maulbeerbaum sei in dieser Nacht ein grausamer Raubmord begangen worden, und man bringe die Thäter, die beiden Erhart, Vater und Sohn, jetzt eben in sichern Gewahrsam.

Diese Kunde drang in Helenen's Bonnetraum. Sie drang auch in's Kutscherhäuschen.

Ein Haufe Volks begleitete die Gefangenen. Döswald ging festen Schrittes einher, bleich, aber gefaßt.

Sein Vater wankte zwischen den Amisdienern und bewaffneten Bürgern, flehend: ich bin schuld an diesem Unglück; ich bin der Mörder vor Gott. Laßt meinen Sohn frei.

Doch Niemand achtete seines Flehens, und die

schwere Thür des Gefängnisses schloß sich hinter Beiden.

Jedem ward eine abgesonderte Zelle angewiesen.

---

### Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Major hatte dem gräflichen Stadt- und Landgericht, wie sämtliche Patrimonial-Justiz damals noch aus Beamteten bestehend, welche der Graf einsetzte und besoldete, die Voruntersuchung überlassen; theils, weil es wichtig und unerläßlich schien, den Thatbestand am Orte der That zu erheben; theils wohl auch in der menschenfreundlichen Erwartung, daß der Einfluß Bernhard's und seines Vaters dahin wirken werde, den Justiz-Direktor möglichst günstig zu stimmen und von vorn hinein jede Milderung vorzubereiten, die sich nur irgend mit Pflichtgefühl und Gesetz vertrage. Erst wenn ein umfassendes Geständniß erfolgt, oder die That durch Zeugenaussagen und andere Beweismittel als wirklich von Oswald verübt zu betrachten sei, sollte dieser zur weiteren Verhandlung an sein Bataillon abgeholt werden, und zwar unter militairischer Bedeckung, denn die bewaffnete Macht von Steinach galt für unzuverlässig. Dem braven, dicken Herrn ging das Schicksal seines Schüglings, „des besten Schneiders in der Armee,“ schwer zu Herzen, und er fuhr, tief betrübt über Oswald's

verstocktes Schweigen, und sehr besorgt über den Ausgang der Untersuchung, nach seiner Garnison.

Der Justiz-Direktor ging mit Umsicht und Eifer zu Werke. Schon im Laufe des nächsten Vormittages ergab sich aus vielen vom Schießplatz herrührenden, übereinstimmenden Aussagen, daß der jüngere Erhart jetzt nur gethan, was er vor hundert Zeugen dem Ermordeten früher angedroht habe. Und Alles, was Erhart, der Vater, zur moralischen Entschuldigung in zerknirschter Reue vorzubringen vermochte, vermehrte eben auch nur das auf seinem Sohne lastende Gewicht der Schuld, um so dringender, weil der Vater, indem er sich und seine Wortbrüchigkeit anklagte, jeden Verdacht von sich selbst abwendete, der ihn vielleicht im ersten Moment der Verwirrung mit getroffen.

Der Tischler Franz Erhart wurde, als völlig frei von Mitschuld oder Mitwissenschaft an der Ermordung des Schenkwrth Zampel, schon am zweiundzwanzigsten Mittags aus dem Kriminal-Arrest entlassen. Er ging in's Kutscherhäuschen, wo die Seinigen ihn mit lautem Wehgeschrei empfangen, bat Frau, Tochter, Pflegesohn, jedes einzeln, demüthig um Verzeihung und verbarg sich sonach in sein Arbeitskammerlein, wo er sich verriegelte, und wo er, zu ihrem Erstaunen, bald nachher eifrig zu arbeiten begann. Sie hielten sämmtlich den Mann für unfähig, seine und ihre traurige Lage zu übersehen, und auch der Justiz-Direktor fürchtete, den mit ihm angestellten Verhören zufolge, der Kopf des Tischlers sei durch Trunk völlig zerrüttet. Es war ihm, bei'm ernstlichsten

Vorhalten des Inquirenten und bei'm besten eigenen Willen nicht möglich gewesen, die Ereignisse der vergangenen Nacht in einigem Zusammenhange zu geben; er besann sich nur dunkel, daß Zampel mehrere Male abgerufen worden und endlich weggeblieben sei. Daß sein Sohn die That begangen habe, darüber war er ebenso gewiß, als daß er, vor einem höheren Richter, die Verantwortung trage.

Mit Oswald's Sache stand es sehr schlecht. Alle äußeren Anzeichen sprachen wider ihn, und sollte der innere Antrieb zur That in Erwägung gezogen werden, — wer sonst, als er allein, hätte einen solchen gehabt? Entwendet, geraubt war Nichts; kein Schloß erbrochen. In des Ermordeten Schüben und Kasten befanden sich bedeutende Summen Geldes vor. Der einzige günstige Umstand für den Angeschuldigten, daß er selbst die Vorüberfahrenden herbeigerufen, was ein durch nächtliches Dunkel geschützter Todtschläger nicht nöthig gehabt hätte, verlor seine Wirkung, indem keiner jener Herren (sogar der wohlwollende Major nicht) Oswald's Stimme, sondern vielmehr den durch Rädergeräusch gedeckten Angstruf des Sterbenden gehört zu haben glaubte.

Daß die an Zampel verübte, blutige Rache nur nach langer Ueberlegung und mit vorbedachter Absicht verübt sei, dafür sprach außer den Zeugen-Aussagen vom Schießplatz auch noch der Lohnkutscher, der sich, nachdem er die Nacht hindurch vergeblich auf seinen Passagier gewartet, vom Gerüchte einer Mordthat angezogen, freiwillig

stellte und das auffallende Benehmen „seines Herrn Schützen“ unterwegs in den grellsten Farben schilderte.

Dswald blieb unbeweglich.

Auf die Frage: ob er den Schenkwirth ermordet, begnügte er sich mit einem kalten, festen „Nein.“ Auf alle ferneren, unter denen die eine „was ihn veranlaßt habe, in so stürmischer Eil', mit einem für seine Verhältnisse so großen Kosten-Aufwand nach Steinach zu fahren, lediglich um dort, mit blutiger Waffe bei einem Leichnam sich ergreifen zu lassen?“ antwortete er durch ein stummes Achselzucken, welches endlich den Justiz-Direktor unwillig machte und gegen den Unglücklichen, den er so gern gerettet hätte, einnahm.

Still's Brief war bei der üblichen Untersuchung des Delinquenten im Kerker gefunden und dem Richter überliefert worden. Da dieser Nichts für die Untersuchung Bezügliches enthielt, ward er zu den Akten gelegt, ohne daß es dem Justiz-Direktor einfiel, den darin vorkommenden Namen Helenen's mit Barteloni's Tochter in Verbindung zu bringen. Wahrscheinlich wußte dieser nur in seiner Kanzlei lebende Rechtsgelehrte kaum, daß der Besitzer der neuen Villa eine Tochter habe? Oder wenn er gehört hatte, daß Graf Bernhard eine solche Liebe, dachte er doch gewiß nicht daran, daß diese Helene heiße. Anders würde sich die Ansicht des scharf beobachtenden Menschenkenners freilich gestaltet haben, wäre neben des Souffleurs Briefe auch jenes bewußte goldumränderte Blättchen, dem so viel Wonne, so viel Schmerz entkeimte, in Dswald's Tasche entdeckt worden.

Doch dies fremden Augen zu entziehen, hatte er auf dem Wege nach dem Gefängniß ein sicheres Mittel erwählt: er hatte es verschluckt. Und dann verlangte ihn, wie es im Lope de Vega \*) heißt: „nach keiner andern Nahrung mehr.“

Graf Bernhard, in seiner freundschaftlichen Gesinnung für Oswald Erhart, konnte durchaus nicht begreifen, daß eine aus edlen Motiven entsprungene That jugendlicher Uebereilung als Mord angesehen werde. An einem Schurken wie Zampel habe die Welt Nichts verloren, und der Sohn, der sich am niederträchtigen Verderber eines irregeleiteten Vaters räche, thue nur seine Pflicht! Wäre es nach ihm gegangen, so hätten sie, sein Vater und er, sogleich Courierspferde bestellen müssen, um nach der Residenz zu eilen und an den Stufen des Thrones Begnadigung zu erbitten.

Das käme jedenfalls jetzt zu früh, mein Freund, erwiederte Graf Polykarp, und dazu ist immer noch Zeit, sobald ein Urtheil erfolgte. Für jetzt bleibt uns Nichts übrig, als in Geduld den Ausgang abzuwarten, unsere Theilnahme jedoch der trauernden Familie Deines Freundes zuzuwenden. Wir wollen erst Deine Braut besuchen; dann wollen wir den Justiz-Direktor bewegen, uns mit dem Gefangenen sprechen zu lassen; und endlich, wenn es Dir lieb ist, nach den Einwohnern des Kutscherhäuschens sehen, die Hilfe und Trost brauchen. Ich werde

---

\*) „Stern von Sevilla,“ nach der Umarbeitung des Trigueros übersetzt von Frh. v. d. Malsburg.

nicht vergessen, daß Dein Oswald der Sohn des Freiwilligen Erhart ist.

Vor Barteloni's Villa fanden sie den Besitzer, der ihnen verkündete, Helene sei krank, liege neben Frau Jeanne und mache ihm nun das Landhaus völlig zum Spital. Er ließ seinen Grimm durchblicken gegen die Tochter, die dem „Mörder eines alten Freundes, wie Zampel, eines bereitwilligen Vertrauten“ albernes Mitleiden vergönne. Er geßel sich in bitteren Anklagen wider einen hochmüthigen, superklugen, auf starke Muskulatur trogenden Schneidergesellen, dessen Wanderbuch strohe von Warnungen vor seinen Gewaltthätigkeiten, der in allen Städten, wo er sich umhertrieb, aus einem Arrest in den anderen, wegen Rauferei und Händelsucht geworfen worden sei. Es wird sich herausstellen, sprach er, daß unser armer Zachäus nicht der Erste ist, den er todtschlag. O, besäßen wir jetzt das heilsame Institut der Geschworenen-Gerichte gleich anderen beglückteren Völkern, welch' ein Monstre-Prozeß würde das werden, der Prozeß „Erhart-Zampel!“ Wie unfehlbar würden die Stimmen unbestechlicher, freier Männer, auf innere Ueberzeugung gestützt, ihr „Schuldig“ über ihn aussprechen, während jetzt, nach langem Zögern, Erwägen, Abwägen höchstens eine außerordentliche Strafe erkannt wird, wenn der verstockte Mörder bei seinem Leugnen ausdauert.

Gott erbarme sich, rief Bernhard, das klingt ja, wie wenn Sie seinen Tod wünschten? Ist das möglich?

Wer weiß, ob es nicht für uns das Beste wäre, ent-

gegnete Barteloni, mit einem Gesicht, als ob er schon bedauere, mehr gesagt zu haben, wie er wollte.

Ich verstehe Sie nicht, murmelte Bernhard mit einer Verbeugung — wie wär's, mein Vater, wir wollten ihn ja besuchen?

Gewiß, mein Sohn! Viel Schönes an Helene und gute Besserung!

Sie trennten sich.

Das ist ja fürchterlich, sagte Bernhard. Was hat er gegen Oswald?

Was er für seinen Zampel hatte. Wer weiß . . . doch Dir ist bekannt, Bernhard, ich vermeide gern, mit Dir über Helenen's Vater zu reden. Er gilt mir für einen schwarzen Fleck auf Deiner Zukunft, und es gehört all' meine närrische Liebe für das Mädchen dazu, ihn — zu ignoriren.

Aber ist sie ein Engel, Vater? Leidet für einen Dritten, wird krank aus Mitleid für Diesen, — nur weil er mein Freund ist!?

Ja, sie ist ein Engel! Und möge sie unser guter Engel bleiben.

---

Der Justiz-Direktor empfing seinen Patron und den jungen Grafen mit wahrer Freudigkeit. Vielleicht gelingt es Ihnen, redete er sie an, den Unglücklichen mittheilsam zu machen. Das System, welches er bisher verfolgte, zeigt zwar von seltener Charakterstärke, muß aber für ihn verderblich werden, wenn er es weiter fortsetzt. Zu



seiner Vertheidigung liegt gar Nichts vor. Alles, was für ihn sprechen könnte, müßte aus seinem Munde kommen. Ein offenes Geständniß, gestützt auf die Leidenschaftlichkeit eines liebenden Sohnes, der den Ruin des väterlichen Hauses an einem herzlosen Wucherer und Verführer bestrafen will — es ist ungeseglich, aber es wäre menschlich und könnte nur zu seinem Vortheile ausschlagen. Statt dessen spielt er den Unschuldigen, widerrechtlich Angeklagten, der es unter seiner Würde hält, sich zu rechtfertigen. Alles spricht gegen ihn, aber sein verächtlich-lächelndes Schweigen am lautesten.

Die beiden Grafen wurden in Oswald's Kerker eingelassen. Er trat ihnen freundlich entgegen. Dem Vater sah er dankbar in's Gesicht, vor Bernhard schlug er die Augen nieder. Doch öffnete er den Mund nicht. Mehrere an ihn gestellte Fragen, wie er sich befinde? ob er eine Erquickung wünsche? wie sein Lager beschaffen sei? beantwortete er durch die Versicherung, er werde gütig, schonend behandelt und bedürfe Nichts.

Bernhard richtete sich mit einem Blick voll Innigkeit nach ihm hin und flüsterte ihm zu: Hast Du mir Nichts zu vertrauen? Bedenke, daß Deine Lage schlimm ist, daß nur Wahrheit sie bessern kann? In Helenen's Namen, hast Du mir Nichts zu vertrauen?

Eine flüchtige Röthe zuckte bei diesen Worten über des Gefangenen blasses Antlitz. Dann schüttelte er seine Ketten und sagte: Bevor man mir diesen Schmuß anlegte, mein armer Graf, hätt' ich Dir Mancherlei zu vertrauen gehabt. Jetzt ist es zu spät; meine Parole

heißt „Schweigen“ und das Feldgeschrei „Tod!“ Vielleicht ist es so besser? Sei glücklich! — und leb' wohl. Dringe nicht weiter in mich. Mir bleibt Nichts zu erklären. Was ich sagen müßte, wenn ich mich darauf einlassen wollte, würde mir Nichts helfen, würde nur Andre verletzen, betrüben, elend machen. Laßt mich meinen Weg gehen, . . . . und wollt Ihr mir beweisen, daß ich Euch werth war, so glaubt meinem letzten Schwure: ich habe die That nicht begangen. Das sag' ich Dir, Deinem Vater, für Euch, für meine Eltern, für . . . Deine Braut! Den Richtern werd' ich's nicht mehr sagen; wozu auch? Jetzt bin ich Dir Nichts mehr schuldig, Bernhard; durch diese Worte, die sich wie heiße Blutstropfen — (ich sehe, ich fühle Nichts als Blut!) — von meinem Herzen rangen, jede Silbe ein Stich, ein Riß, ein Schmerz, hab' ich Deine Huld, Deine Güte, Deine Herablassung für einen — Schneider redlich bezahlt. Ich kann nicht mehr! Wer aus dem Himmel in den tiefsten Erdenjammer stürzte, für den giebt es nur noch Trost im Himmel, hienieden keinen mehr. Von nun an bin ich stumm für jede Frage.

Er reichte den beiden Grafen die Hand, setzte sich auf den Rand seines Bettes und zeigte sich so fest entschlossen, stumm zu bleiben, daß Jene ihn verließen.

Sie gingen langsam nach dem Kutscherhause zu in schweigende Betrachtung des Gehörten versenkt.

Vor der Thür fragte Bernhard den Vater: glaubst Du an seinen Schwur?

Ich möchte gern, antwortete der Graf, eben weil es

ein Schwur ist, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll?

August, roth-verweint um die Augen, kam ihnen entgegen, die Thür zu öffnen. Beate, da sie Bernhard's ansichtig wurde, schrie jammervoll auf. Nur Frau Rebekka zeigte sich fähig, ihren Gram zu beherrschen; sie versäumte nicht, den gräßlichen Wohlthäter und dessen Sohn mit herkömmlichen Respektversicherungen zu empfangen und für die „hohe Ehre“ sich zu bedanken. Wer sie so sah, durfte wäuhnen, sie habe ihren Oswald nie geliebt.

Bernhard fragte nach Meister Erhart.

Der Herr Graf hören ihn da drinnen hammern und sägen. Er hat sich eingeschlossen und auf unsere Bitten und unser Anklopfen kein Gehör gegeben. Es ist die Verzweiflung, die ihn zur Arbeit zwingt. Was er zu Stande bringen will, mag Gott wissen, wir können's nicht rathen.

Er nimmt sich seines unglücklichen Sohnes Geschick also mehr zu Herzen, äußerte Graf Polkarp, als . . .

Als wie ich? meinen der Herr Graf.

Nein, das wollte ich nicht sagen; ich meinte: mehr zu Herzen nähm' er sich's, als man erwartet hätte, dem leichtsinnigen Lebenswandel zufolge, zu dem er sich leider in letzterer Zeit verlocken lassen. Doch allerdings muß ich hinzusetzen: ich bewundere die Fassung einer Mutter.

Euer gräßlichen Gnaden würden dazu keinen Grund gehabt haben, wenn Sie mich in vergangener Nacht oder heute früh gesehen. Da war ich niedergeschlagener,

trostloser, als die Meinigen. Aber eine Stunde mit diesem Buche — und dabei wies sie auf die alte Bibel, die sie einst, ein kindisches Mädchen, ihrem Vater Hasenbart zur Verherrlichung des Kürschnergewerkes herbeiholen müssen — hat mich wiederum aufgerichtet, daß ich Kraft finde festzustehen und auch meine Beate stützen zu helfen. Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Wäre nur auch immer wohlgethan, was Er geschehen läßt! konnte Bernhard auszurufen nicht umhin.

Frau Rebekka verstand die Bedeutung dieser skeptischen Einwendung nicht und erwiderte unpassend, doch andächtig: Ja, ja!

Wir sind gekommen, fuhr der Graf fort, ich und mein Sohn, Ihnen unsern Beistand anzubieten. Was in der traurigen Angelegenheit Oswald's von mir aus geschehen kann, wird seiner Zeit nicht unterbleiben. Aber wenn Sie sonst Rath und Hilfe brauchen, so wenden Sie sich nur an uns, Frau Erhart. Es soll Ihnen an Nichts fehlen.

Und ohne ihnen zum Danken Frist zu gönnen, verließ er sie mit Bernhard, der gehend, auf des Vaters Wink seine Börse in August's Hände legte.

Draußen machte der junge Graf, den Rebekka's Ruhe gekränkt, seinem Erstaunen Luft: was sind das doch für Menschen, solche Bürgerleute von gewöhnlichem Schlage! Ihr Sohn steht mit einem Fuße auf dem Schaffot, — und sie blättert im Evangelium und findet, was Gott thut, das sei wohlgethan! Das nennen sie Christenthum.

Bernhard, nahm der Vater das Wort, sie nennen es nicht bloß so; es ist ihr Christenthum, und ich fürchte, wir haben viele Ursachen, sie darum zu beneiden. Lächle nicht, mein Sohn; ich spreche im Ernst. Mir ist wohl bekannt, daß die Ehren der neuen Zeit, denen Du theilweise huldigst, auch auf diesem Gebiete völligen Umsturz predigen. Ich habe Strauß und Feuerbach auf Deinem Tische liegen sehen, und ich durfte Nichts dagegen einwenden, denn ich habe zu wenig gethan, um Dir für einen Gläubigen zu gelten, und ein Heuchler mag ich auch nicht sein. Aber wohl erwogen, was wollen die sogenannten Aufklärer? Sie greifen das Gebäude in seinen Grundfesten an, damit freisinnige Schüler auf Schutt umherwandeln dürfen. Sie wollen nehmen, — und was haben sie dafür zu geben? Resultate der physikalischen und mechanischen Entdeckungen? Fortschritte positiver Wissenschaft? Vortrefflich! Doch trösten diese das Herz? Beruhigen diese die Seele? die vergeistigte Seele des gelehrten Forschers, vielleicht! — die mit dem Körper verwachsene des Handwerkers, des Arbeiters, der Masse gewiß nicht! Jeder Glaube, sei es ein Köhlerglaube, arte er meinetwegen in Unduldsamkeit, in Fanatismus aus, — er befestiget, weil er fest ist, er kräftiget, er erhebt, er veredelt. Sieh, Bernhard, ich habe in früherer Zeit viel mit Juden zu schaffen gehabt, bisweilen mit recht schmutzigen, und nicht immer in reinen Geschäften. Ich bin auch viel betrogen worden, aber ich habe stets gefunden, die gefährlichsten, durchtriebensten Betrüger waren die Aufgeklärten, die Gebildeten, Jene, welche für guten

Gewinn den Glauben ihrer Väter verspotten ließen und nöthigenfalls mitspotteten. Auf die Altgläubigen, Orthodoxen unter ihnen war der meiste Verlaß; ja, ich habe deren kennen gelernt, die ich achten mußte, trotz ihres starren Judenthumes. Und wenn dies vom Judenthume, einer nicht für unsere Tage, nicht für unser Klima gegebenen Lehre, gilt, wie viel mehr darf es von einer Lehre, von einem Glauben gelten, der sich allen Zeiten, allen Ländern anpaßt? Was die Kirche da oder dort dazu gethan, mag oft nicht löblich sein; aber wo wäre zuletzt der Glaube ohne eine sichtbare Gemeinschaft der Kirche geblieben? Man muß schon Eines um des Andern willen hinnehmen; besser Beides zusammen, als gar Nichts. Laß Oswald's Mutter ihren frommen Glauben, der sie tröstet. Oder meinst Du, Deine Zweifel würden ihr nützlicher sein? Ich wiederhole Dir's, und ich spreche aus eigenster Anschauung: beneidenswerth Jeder, dem eine mit Bibelsprüchen ausgestattete Kanzelrede, dem eine stille Messe, dem ein Synagogen-Gebet über dieses Lebens Leiden hinweghilft.

Unter solchen Gesprächen gelangten sie vor's Gerichtshaus und fanden daselbst den Justiz-Direktor mit dem soeben eingetroffenen Adjutanten des Majors, der sich dem Grafen vorstellen ließ.

Ich bin, sprach er, dem Kommando um einige Stunden vorausgeeilt, welches der Major absendet, damit unser Schneider morgen früh nach der Hauptstadt transportirt werde. Durch Ihren Justiz-Direktor, mein Herr Graf, habe ich über die Voruntersuchung nichts Günsti-

ges vernommen, und was ich mitbringe, lautet ebenso schlecht. Erhart's Hauptmann, bei dem er stürmisch Urlaub erbat, die zwei Schneidergehilfen, die mit ihm arbeiteten, endlich gar ein Brief seiner Schwester, den die Letzteren vorwiesen — Alles vereint sich zu der Ansicht, daß er schon in der Kaserne fest entschlossen war, diesen Mord zu begehen, daß die That eine vollkommen prämeditirte genannt werden muß. Ich fürchte vom Kriegsgericht das Schlimmste, und wenn sein Starrsinn sich nicht beugt, dürfte er kaum zur Begnadigung empfohlen werden.

Und er schwört auf seine Unschuld, rief Bernhard betrübt.

Desto weniger Nachsicht wird er finden, meinte der Adjutant, denn die Thatsachen erwecken mehr Zuversicht, als solche falsche Schwüre. Es ist ein häßlicher Fall, der dem Bataillon Unehre bringen wird. Unsere Leute sind übrigens der Meinung des Grafen Bernhard, sie behaupten, wie sie den Kameraden Erhart kennen, wäre dieser der Letzte, abzuleugnen, was er einmal gethan, sei es auch Mord und Todschlag. Die vier Schützen, die kommandirt wurden, ihn abzuholen, und die heute Nacht mit einem Oberjäger hier eintreffen werden, sahen ganz unglücklich aus, da sie erfuhren, daß diese Expedition sie treffe. Er hat sich in seiner kurzen Dienstzeit die allgemeine Zuneigung und Achtung erworben.

Er besitzt auch die meinige, sagte der Graf, und noch vermag ich nicht, sie von ihm zu wenden, obgleich sein falscher Schwur mich irre an ihm macht.

Helene! rief Bernhard.

Helene? Versicherte ihr Vater nicht vor einer Stunde, daß sie neben Frau Jeanne zu Bette liege? Ist sie es wirklich? Und allein?

Sie ist es, Vater!

Sie war es wirklich. Auch am dämmernden September-Abend ließ sich Helene nicht verkennen. Denn so ging — so schwebte kein zweites Weib.

Helene? murmelte der Rechtsgelehrte, an die letzten Zeilen des bei Oswald gefundenen Briefes denkend.

Ich suche den Herrn Justiz-Direktor, sagte Helene mit fester Stimme, ohne weder auf Bernhard, noch auf dessen Vater, noch auf den Officier Rücksicht zu nehmen.

Und worin kann er Ihnen nützlich sein, meine Schöne? fragte der Angeredete.

Ich wünsche eine Erklärung zu Protokoll zu geben, erwiederte sie.

In welcher Angelegenheit?

Den Mord betreffend, dessen Oswald Erhart angeschuldigt wird.

Ha, das ist interessant, sprach der Officier.

Bernhard ergriff seines Vaters Hand, dieser drückte die seinige; Beide bebten.

Und Helene heißen Sie? fragte abermals der Justiz-Direktor.

Helene Barteloni.

Sonderbares Zusammentreffen. Ich bitte, gehen Sie mit mir.

Er begab sich mit ihr in sein Amtslokal.

Die beiden Grafen und der Adjutant folgten ihnen.



Haben Sie gegen die Anwesenheit dieser Zeugen Etwas einzuwenden?

Im Gegentheil, sie ist mir erwünscht.

So beginnen Sie, ich bin bereit.

Wie ich höre, steht unter den Verdachtsgründen, die sich gegen Oswald Erhart erheben, obenan seine nächtliche Anwesenheit in Steinach und auf dem Platze des Verbrechens; er verweigert Auskunft zu geben über die Veranlassung, die ihn hierher geführt. Das ist seiner würdig. Deshalb ist es auch meiner würdig, an seiner Statt Rede zu stehen. Er ist hierher gekommen, weil ich ihn beschied; nur meinem Rufe folgte er, als er sich mit dem Schlage elf Uhr vor dem Gitterthor unserer Villa einfand.

Und was war der Zweck dieser nächtlichen und heimlichen Zusammenkunft?

Aus seinem Munde, von seinen Lippen zu vernehmen, ob ich von ihm geliebt sei, wie ich ihn liebe seit frühester Kindheit, oder ob ich, den Wünschen meines Vaters und dieser Herren hier, nachgeben solle, ein willenlos-gehorsames Mädchen!

Dem Beamten entsank die Feder.

Bernhard flüsterte kaum vernehmlich: O Vater, sie liebt ihn.

Und der Vater sagte nur: Du wolltest mich nie hören.

Wenn nun, fuhr Helene ruhig fort, dieser edle, junge Mann mir eingestand, daß er mein Gefühl erwiedere, wenn sein Geständniß mir Kraft und Muth verlieh, künftigen Hindernissen die Stirn zu bieten, ihm Treue zu be-

wahren; wenn ich mich ihm verlobte, unter Gottes hohem, freiem Wolkenhimmel, — wie ist es möglich, sagen Sie, Herr Richter, daß er, vom glühenden Kusse der Geliebten warm, hingehen konnte, eines Menschen Brust zu durchbohren? In einer Minute Liebender und Mörder? Er ist unschuldig.

Dieser Beweis macht Ihrem Herzen Ehre, vor Gericht dürfte er nicht entscheidend sein. Im Gegentheil . . . wenn einerseits Ihre Erklärung des Angeschuldigten Reise minder verdächtig macht, so wirft sie andererseits vielleicht auch neue Schatten auf den Anlaß zum Morde. Jedenfalls wird es nöthig sein, Ihnen Denjenigen gegenüber zu stellen, in dessen Schicksal Ihr Geständniß eingreift, um zu versuchen, ob er nun sein Schweigen bricht? Ist es Ihnen sehr schmerzhaft, ihn zu sehen?

Ich halte es für die größte Wohlthat, die Sie mir erzeigen können.

Während Anstalten getroffen wurden, Oswald aus seinem Arrest hierher zu bringen, wendete sich Helene zu den beiden Grafen: Ich habe Sie nie täuschen wollen, Graf Bernhard, Sie bestanden darauf, sich selbst zu täuschen. Es war mein Entschluß, Ihre redliche Gattin zu werden, wenn Oswald's Zurückhaltung Gleichgültigkeit war. Ich hätte Ihnen vorher mein verschmähtes Herz bekannt und Ihnen anheim gestellt, ob Sie ein Weib ohne Liebe zum Altare führen wollten? Ich hätte Ihnen auch, was gestern um elf Uhr geschehen, heute ehrlich eingestanden, wäre nicht dieses furchtbarste Ereigniß einge-

treten, hätte nicht meines Vaters Härte . . . genug. Sie haben einen zärtlichen Vater. Er wird Sie lieben, hegen, pflegen — und trösten. Und das tröste mich, wenn ich mir seinen Haß zugezogen habe. Seine Tochter kann ich nicht werden; wie eine Tochter ehren will ich ihn, so lang' ich lebe.

Bernhard sank an seines Vaters Brust. Dieser streichelte mit einer Hand des Sohnes Stirn, die andere gab er Helenen, die sie mit Küssen bedeckte. Du bist immer gut, immer rein, sprach er; Du bleibst mein geliebtes Kind. Aber was wird aus meinem ärmsten Jungen?

Ein Mann, Vater, sagte Bernhard und richtete sich auf.

Da rasselten Oswald's Ketten.

Als er Helenen sah, lächelte er wie verklärt.

Ich hab' Alles berichtet, mein Freund; Du brauchst Nichts mehr zu verschweigen.

Nun legte Oswald ein unumwundenes Geständniß ab, welches natürlich Helenen's Angaben bestätigte. Die Erwähnung des schon gezückten, bei'm ersten Bloßenschlage zu Boden geworfenen und dann erst in des Sterbenden Brust wiederentdeckten Hirschjägers schien Helenen völlig zu beruhigen. Auch der Adjutant, und sogar die beiden Grafen, trotz ihrer trüben Stimmung, zeigten lebhafteste Theilnahme.

Der Justiz-Direktor dagegen verhehlte weder durch Mienen, noch durch Worte, daß diese ganze Geschichte in seinen juristischen Augen mehr die Kennzeichen eines Märchens, als eines Geständnisses an sich trüge. Das

wird sich übrigens finden, setzte er hinzu. Für's Erste geht der Delinquent morgen mit meinen Akten an seine Behörde ab. Mag diese dann nach ihrem Ermessen beurtheilen, was darauf zu geben sei. Ich, meines Theils, bin zu alt in meinem Berufe geworden, um an Schankwirth zu glauben, die sich zu ihrem Vergnügen selbst umbringen, oder gar an Schwertler, die den Akt ausführen, ohne von Menschenhand berührt zu werden. Und nur einer von den drei Fällen ist möglich, — wenn wir nicht etwa die Schuld auf jenen Unsichtbaren schieben wollen, der bei Erhart's erster Anwesenheit vor dem Maulbeerbaum entschlüpft sein soll? Melden, fürcht' ich, wird er sich nicht.

Helene warf einen Blick voll Feuer auf den verbrießlich-gewordenen Aktenmann, einen zweiten auf Oswald: bei unserer Liebe, sprich, hast Du die That begangen, oder weißt Du darum?

Bei unserer Liebe, nein!

Nun, dann ist's gut. Vertrau' auf Gott, wie ich auf Dein Wort. Herr Justiz-Rath, seine Unschuld kommt an's Licht, ehe wir es denken. Und müßte sich der Thäter selbst melden, — das geschieht, ehe diesem ein Haar gekrümmt wird.

An den Adjutanten richtete sie die Frage, um wie viel Uhr morgen früh das Kommando mit dem Arrestanten aufbrechen müsse?

Wenn der Herr Graf uns Pferd und Wagen giebt, so haben wir Zeit bis neun Uhr. Meine Leute werden heute spät eintreffen und ermüdet sein.

Morgen, um acht Uhr bin ich hier, Lebwohl zu sagen. Deine Braut wird Dich mit freundlichen Wünschen begleiten, — und sie wird Dich bald wiedersehen.

Als Helene das Gerichtszimmer verlassen, ging Bernhard auf Oswald zu, und gab ihm Helenen's Tuch. Mir gehörte es nicht; empfangе zurück, was Dein war. Du lehrtest mich, was ich jetzt zu thun habe. Du tratest zurück, wo Du mich geliebt wäbntest, ohne Groll, ohne Neid! Ich räume Dir das Feld, wo ich Dich geliebt weiß. Der Bann, der mich blind machte, ist von mir genommen. Daß sie innig liebe, sagte mir eine dunkle Ahnung; und weil ich keinen Dritten wußte, und Du es nicht sein wolltest, so mußte ich es sein. Die Thorheit ist gewichen. Ich weiche auch. — Kommen Sie, mein Vater! —

Die beiden Grafen gingen mit dem Adjutanten auf's Schloß, wo auch Quartier für die erwarteten Schützen bereitet werden sollte.

Der Justiz-Direktor ließ den Gefangenen in seine Zelle zurückführen.

Helenen's Tuch wurde ihm nicht abgenommen. Er durfte es behalten.

---

### Sechshundvierzigstes Kapitel.

Am dreiundzwanzigsten September früh um acht Uhr sammelte sich eine Menge von sehr verschiedener Mischung vor dem Steinacher Gerichtshause. Besonders derjenige Theil des schönen Geschlechtes, der auf diesen Titel nur geringeren Anspruch besitzt, war „zahlreich vertreten,“

wie Herr Barteloni gesagt haben würde. Doch dieser verehrte „Lebemann“ streckte sich noch behaglich auf seinem üppigen Lager, ohne sich träumen zu lassen, was gestern vor Gericht zwischen seiner Tochter (die er in Frau Scanne's Zimmern gut aufgehoben wähnte) und den beiden Grafen vorgefallen sei. Er wußte, daß Oswald an diesem Morgen fortgeschafft werden sollte, und wünschte höhnisch: glückliche Reise, auf niemals Wiedersehen. Denn daß Helene für den Tischlersohn mehr Neigung mit sich aufwachsen lassen, als der Braut eines Grafen gezieme; daß hinter ihrer gehorsamen Demuth noch irgend eine unerwartete Gefahr für seine stolzen Pläne laure, — davon hatte in letztvergangenen Tagen diesem selbstständigsten aller Väter seiner Tochter Auge unwillkürlich Etwas verrathen, und deshalb behagte ihm der Gedanke, den Bringer dieser Gefahr, mit Ketten belastet, auf dem Wege nach der Hauptstadt zu wissen; und deshalb dehnte er sich gar so wohlgefällig: der Zampel wird mir freilich fehlen; weil er nun aber einmal in's Gras beißen sollte, ist's ein Glück, daß ich zugleich die Besorgniß los werde; denn hat sie sich wirklich verplempert, — was will sie nun beginnen? Schweigen muß sie und Gräfin werden. Und die Beate erwisch' ich doch noch, auch ohne Zampel, dessen geldgierigen Rachen ich nun nicht mehr zu stopfen brauche. Lauter Profit! Famos! Ausgezeichnet!

Wir sehen, wenn Herr Bartel mit sich selbst allein redete, setzte er sich nicht in Unkosten durch ausgewählten Sprachstyl. Nur einige Lieblingswörter schickte er seinen

Monologen als verlorene Nachzügler zu Hilfe. Doch während er dies Morgenstündchen schmählicher Lieblosigkeit feierte, stand seine Tochter Helene bereits auf den Stufen, die zur Thür des Gerichtshauses führten, unbekümmert um alle Gaffer und deren zischelnde Zungen. Gegen drei Viertel auf neun Uhr rollte der offene Phaeton vor, in welchem der Adjutant gestern angelangt war, und hinter diesem erschien ein großer Leiterwagen mit vier Pferden bespannt, für die militairische Bedeckung des Gefangenen und für ihn selbst bestimmt. Der Oberjäger und seine vier Mann begaben sich auf einen Wink des Adjutanten in den Hausflur.

Die Unruhe der Versammelten legte sich. Man hörte keinen Laut.

Jetzt zeigte sich der Gerichtshalter mit dem Officier. Hinter diesem kam Oswald, begleitet von Frau Rebekka, Beate und August, denen Erlaubniß zu Theil geworden war, Abschied von ihm zu nehmen. Beate mußte sich von August führen lassen, Rebekka hielt sich fest aufrecht.

Vater Erhart fehlte, er war in seine Kammer versperret geblieben.

Helene umarmte im Angesicht des Volkes den Gefangenen und hing lange an seinen Rippen; dann rief sie von den Stufen hinab in die Gasse: ich bin seine Braut.

Der Justiz-Direktor übergab förmlich den Delinquenten dem Lieutenant. Die Soldaten nahmen ihn in ihre Mitte und bestiegen mit ihm den Leiterwagen.

Die dumpfe Stille wurde nur durch Beatens Geschluchze unterbrochen.

Oswald hielt Helenen's Tuch und küßte es.

Vorwärts! rief der Adjutant.

Da krächzte eine heisere Stimme aus dem Gedränge: was giebt's hier? wen schleppen sie fort?

Den Mörder, erwiederten einige Weiber, welche gern die Gelegenheit benützten, ein langes Schweigen zu brechen.

Den Mörder? Oho, da müssen wir auch dabei sein. Wo ist der Herr Rechtsverdrehler? Laßt mich vor!

Ein alter, wüßt aussehender Mensch, den Manche für einen schlechtberüchtigten Umbertreiber aus der Nachbarschaft erkannten, zwängte sich durch und wurde auf den Stufen sichtbar, wo er sich neben den Gerichts-Direktor hinstellte, diesen mit seinen blöden, rothentzündeten Triefaugen anstarrte und mit schneidendem Tone, der das Gewühl der Masse gleichsam durchschnitt, laut aufschrie: des Tischlers Erhart Sohn geht frei, der ist unschuldig; seine Klinge mögt Ihr einsperren, und braucht Ihr nothwendig einen Menschen dazu, so nehmt mich, denn ich habe sie dem Zampel in den Leib gestoßen. Herunter vom Wagen, Ihr Herrn Soldaten, hinein in die Kanzlei, Herr Justiz! 's giebt frisches Futter für Eure Krippe, Herr Kriminal! Der Blinde wird Euch den Staar stechen!

Niemand athmete, Niemand zweifelte. Des Elenden rauhe Worte drangen in jedes Ohr, in jede Brust mit überzeugender Macht.

Nur Helene erhob ihre volle Stimme: ich hab's gesagt, er würde sich melden! Aber nun hört ihn, damit ein Ende werde und Recht geschehe!



Der Justizbeamte neigte sich vor Helenen, die wie eine Erscheinung aus anderen Welten gebot.

Vor vielen Zeugen legte der Fremde folgendes Bekenntniß ab:

„Ich heiße Gotthard Brieff, neunundvierzig alt nach dem Tauffchein, vierundneunzig an Ueberdruß. Von Natur ein schlechter Kerl, von Erziehung ein fleißiger Uhrmacher. Hier nehmt die Fezen von Papieren, da steht's d'rin. Als junger Bursch fiel ich in die Hände eines falschen Spielers, der mir meinen Sparpfennig nahm. Da packte mich die Verzweiflung, ich wollte nicht als Bettler zu meiner kranken Mutter nach Hause kommen, denn die wartete auf meine Beihilfe. Ich überfiel einen Handwerksburschen im Walde, wie er sein Geld zählte; wollte ihn berauben. Mein Schlag ging fehl, er war stärker, als ich, warf mich, verzieh mir, beschenkte mich. Mußt' ihm versprechen, nie mehr zu spielen; hab's doch nicht gehalten, richtete meine Mutter zu Grunde, begrub sie, wurde ein halber Schuft. Noch einmal gab's Gelegenheit, mich aufzuraffen; mir fiel eine Erbschaft aus den Wolken. Da wurd' ich erst ein ganzer Schuft. Der Tischler, der so barmherzig mit mir verfahren, der den Straßenräuber beschenkte, der war in die Erbschaftsmasse schuldig. Er kannte mich nicht mehr mit meinen triefigen Augen. Ich erkannte ihn wohl, aber ich verrieth mich nicht; ich ließ ihn zwicken und drücken durch meinen Advokaten, bestand auf meinem Erbtheil. Was half's? Bald war's auch wieder vergeudet und ich heimatlos, ein Schwindler, ein Betrüger, ein Ueberall und Nirgend.

Als ein solcher bin ich grau geworden, vor der Zeit ein Greis, nicht besser, nicht klüger, — nur pfliffiger. Zuletzt verschlug's mich in diese Gegend, zwei kleine Meilen von hier. Die Grundobrigkeit duldet mich; ein Bißchen aus Mitleid, weil ich für einen Blinden gelte; ein Bißchen aus Eigennutz, weil ich allerlei schlechte Dienste leistete und zu manchen Dingen mich brauchen ließ, die nicht Jedermann's Gelegenheit sind. Wenn ich andere Dinge angab, durfte ich daneben auch manchmal einen Griff thun. Blind bin ich beinah, aber nur auf die Augen; ich sehe mit den Ohren, mit der Nase, mit den Händen. Mit den Ohren hab' ich's entdeckt, daß der Schenkwirth Zampel, der hier den Maulbeerbaum aufgethan, kein Anderer war, als mein falscher Spieler aus der Wanderzeit. Seine Stimme hat ihn mir verrathen, und ich bin ihm nachgezogen; hab' an ihm gelogen, hab' für ihn spionirt, Briefe getragen, gekuppelt, ihn geängstiget nebenbei. Wo ich mit ihm aufhören würde, das wußt' ich nicht recht; aber daß ich ein Mal Ende machen wollte, das wußt' ich sicher. Dachte nur immer, so lang' er noch giebt, mag er leben. Hört das auf, so muß er d'ran, vielleicht ich mit ihm, das wird sich ja zeigen und bleibt sich gleich, dachte ich. Nun wurd' er zähe. Da stieg mir wieder ein Gedanke auf: Geld mag er haben, nimm's ihm; geht's nicht im Guten, geht's im Bösen. War mir immer zu viel Gesellschaft, reiches Volk, arme Bürger, Alles durcheinander soff bei ihm und spielte. Vorgestern Abend saß nur Einer da. Ich lauschte am Fenster. Sie sprachen laut und tranken viel. Ich hörte bald meinen

Tischler heraus, an dem ich zwei Mal schlecht gehandelt, und dem der falsche Spieler, der Zampel, zusetzte. Trinkt nur, dacht' ich, bis Ihr umfällt, dann kommt die Reihe an den hier. Sehen Sie, Herr Justiz, damit meint' ich diesen Dietrich, den ich Ihnen hier mit noch etlichen seines Gleichen auf Ihren Armen-Sündertisch lege. Er schließt Zampel's Thüren; — wofür wär' man der geschickteste Uhrmacher gewesen, wenn man so was nicht noch im Griff hätte? Nicht wahr? Kurzum, ich stand auf meinem Reisigbündel und war Willens dort zu stehen, bis die Beiden umfallen würden. Vor elf Uhr wurd' ich von einem Soldaten verschreckt, dafür hielt ich ihn gleich, weil das Seitengewehr auf die Hüfte klappte; der Lungerte auch da herum, und ich kroch in die Büsche. Um elf Uhr verzog er sich. Nach einem Weilchen stieg ich wieder auf mein Reisigbündel und legte mein Ohr an den geborstenen Laden. Die beiden Trinker hielten sich noch. Der Tischler fiel zuerst um. Bald mochte der Zampel auch genug haben. Wie's auf dem Schloßthurm Mitternacht brummte, macht' ich mich d'ran, vom Bündel herab, die Wand entlang, wie ein Rater — Sackerment, stoß' ich an etwas Hartes, hat der Soldat seinen Säbel verloren, die Klinge. So, so, denk' ich, für alle Fälle, Herr Zampel, Sie mögen sich vorsehen; wenn Sie nicht ganz fertig sind vom Weine, macht Sie der da fertig. Halte die Plempe in der Linken, mit der Rechten bastele ich am Schloß, . . . aber trau' Einer den Füchsen; die schlafen nicht, auch wenn sie besoffen sind. Der Rater hört mein Gerassel, stürzt heraus, wackelt, greift mich, wir zerren

uns bis an die Ecke; Rothäugiger, was willst Du hier, grunzt er im Kausche; Dich kalt machen, wenn's sein kann, sag' ich, und schon hat er eine Berliner halbe Elle Eisen in der Kaldaune. Mörder, hat er noch geröchelt, — da hört' ich wieder Schritte; 's war wieder des Soldaten Gang. Der will seinen Sarraß holen, dacht' ich, na, der wird sich wundern über die Scheide, wo er jetzt drin steckt. Und damit duckt' ich wieder in's Gebüsch. Währte nicht so lange, bis man drei zählt, rumpelten die Wagen heran und wurde lebendig. Meinetwegen, mir konnt' es Recht sein, daß sie den Schuldlosen griffen, wenn der Esel sich greifen läßt. Besser ihn, als mich! Nur mein Besuch im Maulbeerbaum war mir verleidet, weil sie gleich Wächter hineinsetzten. Ich hab' mich aus den Büschen in den Graben gefüllt und im Graben immer weiter, wischte mir den Schlamm vom Kittel und bereute nicht, was ich gethan. Lange geborgt, ist nicht geschenkt. Zampel ist abgethan. Hab' ich den letzten Trumpf gehalten und hab' ihn gestochen damit. Das that mir wohl. Um den Soldaten war mir's weiter nicht. Kenn' ihn nicht, außer daß er auch ein Mensch ist, und was gehen mich die Menschen an? Mir hat Keiner von ihnen 'was Gutes erwiesen, den Tischler ausgenommen, und der Tischler ist kein Soldat. Wird sich schon herauswickeln, der Soldat, ohne mich. Bliß Donnerwetter, erzählen sie drüben in meinem Dorfe gestern Abend: der Tischler Erhart und sein Sohn sitzen wegen Mord! Erhart? Halt, das geht nicht; Erhart ist mein Tischler, das weiß ich von der Erbschaft her. Ich herüber, die

Nacht durch! Heute hör' ich in der Kneipe bei den Scheunen: der Vater ist frei, den Sohn werden sie bringen; das ist der Nämliche, wo der Kutscher über Nacht bei uns lag, unterdessen daß er den Maulbeerwirth abstach! Der Sohn? Erhart's, des Tischlers, Sohn? Mir ist unbekannt, wie das sein mag, wenn Einer einen Sohn hat; stelle mir aber vor, es könnte weh' thun, wenn so'n Sohn den Kopf einbüßt, oder dergleichen? Oder im Loch liegt, bis er schwarz wird. Also, sag' ich, wir sind einmal bei'm reinen Tisch machen; immer zu. Den Zampel hab' ich bezahlt, nun will ich auch den Erhart bezahlen. Tischler Erhart, hier nehmen Sie Ihren Sohn; Gerechtigkeit, hier nimm mich. So sterb' ich ohne Schulden und als ehrlicher Mann. Weiter hätt' ich eigentlich Nichts mehr anzubringen, Herr Justiz!"

Es giebt Persönlichkeiten, denen man, bei tiefster Verachtung, die sie erregen, dennoch vollkommenen Glauben schenkt, weil ihr ganzes Gebahren zeigt, sie halten es nicht mehr der Mühe werth, ihr zu Grunde gerichtetes Dasein mit einer Lüge auszustaffiren; es könnte ihnen nicht einfallen, sich besser machen zu wollen, als sie sind; ja sogar sich schlechter zu machen, hätte keinen Reiz mehr für sie. Sie vegetirten in faulen Sümpfen, regten sich hier und da nur noch für einen letzten Zweck; dieser schlug fehl, — und nun sind sie satt, sich weiter zu bemühen. So Gotthard Brief. Des geizigen Zampels verheimlichte Schätze hatten ihn gelockt und auf den Beinen erhalten. In dem Graben, der ihn einer

möglichen Nachforschung entzog, würd' er sich kaum verborgen haben, hätt' er sich nicht bequemer Weise hinein „süßen“ dürfen. Nun war ihm der Raub aus den Zähnen gerückt, . . . wozu sich noch länger in einer Welt herumschlagen, wo's nichts Entschiedenes mehr zu fassen gab seit Zampel's Ermordung? der Haß gegen alle Menschen, auf so Viele vertheilt, gab auf jeden Einzelnen zu wenig. Das Bißchen Liebe für Erhart reichte hin, sein letztes Restchen Selbsterhaltungstrieb zu überwinden. Gotthard war entschlossen, sich nicht ferner Angelegenheiten zu machen. Mögen sich die Gesetze für mich bemühen und meine gehorsamen Diener abgeben, ich verlange als vornehmer Herr behandelt zu werden, sagte er; das ganze Kriminalgericht mit Rätthen, Schreibern, Amtsboten, Schergen, Bütteln und Henkern soll mir aufwarten. Mehr als den Kopf kann mir Niemand nehmen, und den geb' ich gern her, weil mich die Augen schmerzen, wie wenn Skorpione darin säßen! —

Herr Lieutenant, begann der Justiz-Direktor, nachdem der Protokollführer seine Schrift beendet und Gotthard Brich dieselbe unterzeichnet hatte, ich werde ihnen vidimirte Kopia von diesem Akt besorgen; an Ihrem Schützen habe ich ohnedies keinen Theil mehr, und die Voruntersuchung fällt in die Brüche.

Der Thäter, entgegnete der Adjutant, gehört Ihnen. Unsern Erhart nehm' ich mit mir, doch ohne Fesseln.

Als Oswald die Arme frei hatte, umschlang er seine Mutter, seine Schwester, die Helene ihm zuführte; sie selbst stand bescheiden zur Seite. Wie die Gefahr vom

Haupte des Geliebten schwand, war sie wieder die schüch-  
terne Jungfrau geworden, die sie immer gewesen.

Was wollen Sie jetzt beginnen, Erhart, ehe wir  
Steinach verlassen, fragte der Lieutenant; Sie haben zu  
bestimmen, jeder Wunsch soll Ihnen erfüllt werden.

Meinen Vater möcht' ich sehen, sagte Oswald.

Der Justiz-Direktor begab sich an seine Arbeit.

Der Gefangene, mit Oswald's Ketten belastet,  
wofür er spöttisch dankte, wurde fortgebracht, der Ober-  
jäger nach dem Schlosse entsendet, um dem Grafen die  
unglaubliche Entwicklung anzukündigen.

Dann begaben sie sich nach dem Kutscherhäuschen.

Der Officier reichte Helenen den Arm, ihr zur  
andern Seite ging August, der heute zum ersten Male  
des Bewußtseins froh wurde, diese Jungfrau als  
Schwester verehren zu dürfen. Dann kam Oswald, den  
Rebecka und Beate festhielten, als ob er ihnen wieder  
entrissen werden könnte. Hinter diesen gingen die vier  
Schützen, und ihnen folgte die Bevölkerung von  
Steinach, die wohl, Säuglinge nicht mitgerechnet, auf  
vierzehnhundert Köpfe angeschlagen werden darf. Vor  
dem Kutscherhäuschen riefen die Soldaten: Vivat unser  
Kamerad Erhart! und vierzehnhundert Steinacher Reb-  
len stimmten ein: auch sein armer Vater und das ganze  
Kutscherhaus, vivat hoch!

Und die treueste, kühnste, schönste aller liebenden  
Jungfrauen, sagte der Adjutant zu Helenen, mußte  
jedoch ihren Arm fahren lassen, um sich die Thränen  
abzutrocknen.

Nun standen sie vor des Tischlers Kämmerlein. Die Thüre war noch fest verriegelt, doch vernahmen sie kein Geräusch mehr; die Arbeit ist beendet.

Ist er todt? schrie Beate.

Mach' ihn lebendig, Oswald, rief August.

Oswald schlug an die Thüre: Vater, thut auf, ich bin da! Der Thäter hat sich entdeckt, ich trage keine Ketten mehr, ich bin frei.

Da fing es in der Kammer zu stöhnen an, wie wenn trostloser Schmerz mit ungläubiger Freude streitet in eines niedergebeugten Menschen Brust; erst nach und nach wurden Seufzer zu Worten, und „Oswald, mein Sohn!“ klang es zurück aus dem Herzen eines Vaters, und es lag in diesen wenigen Silben ein ganzes, langes Zugeständniß von Selbstanklage, Reue, Unterwerfung. Ein zögernder, schwerfälligcr Tritt wurde hörbar, der hölzerne Riegel knarrte, die Thür, durch welche ein verzweifelter Mann eingetreten war in jene Kammer schwerster Buße, öffnete sich, um einen Greisen auszulassen. Denn als Greis erschien Vater Erhart vor den Seinigen; zwei Nächte und ein Tag hatten hingereicht, sein volles Lockenhaar zu bleichen, seinen Rücken zu krümmen, den rüstigen, gesunden Körper zu zerbrechen.

Verzeihung, sprach er, da er Weib und Tochter sah, Verzeihung, Ihr Geduldigen; habt Ihr noch Verzeihung für einen bösen, gemeinen Trunkenbold? Oswald, hast Du noch Erbarmen und Nachsicht für einen wortbrüchigen Vater? Ach, nur noch einmal nehmt mich wieder auf; und auch Du, August, mein



zweiter Sohn, den ich im Trunke verrathen hätte und verkauft, wäre nicht Gottes Rache mit dem blutigen Eisen dazwischen gefahren. Aber Du hast es nicht geführt, Oswald, nicht wahr, Du nicht? Sonst ständest Du nicht hier. Das begreift mein schwacher Kopf, so wüßt er ist von ruchloser Schlemmerei; sonst ständen diese Soldaten nicht hier, mit Freudethränen im Blick; sonst lächelte dieser sanfte Engel nicht mir zu, wie ein Bote des Himmels; sonst drängte sich die Menschenmenge nicht in's Kutscherhäuschen, und riefen die Kinder nicht draußen Deinen Namen, Deinen lieben Namen, mein Oswald, mein Sohn! O nehmt mich wieder auf, glaubt wieder an mich, Weib und Kinder. Stellt mich wieder her in Eurer guten Meinung, Ihr Bürger und Nachbarnleute; ich falle nicht mehr zurück, diesmal nicht. Da, seht her, diesen Sarg hab' ich mir gebaut seit gestern Mittag. In den wollt' ich mich legen, wenn mein Sohn . . . , hu, das war eine Nacht! Jetzt ist's Tag, ein schöner, klarer Herbsttag. Der Sarg bleibt hier, auf dieser Stelle, mein Bett soll er werden, mein Lager, daß ich immer daran gedenke, weshalb ich ihn zusammensügte; daß ich nie vergesse, wie einem Vater zu Muth ist, der die Seinen in Elend und Schande stürzte. Und wollt Ihr's noch einmal mit mir versuchen?

Sie umringten ihn liebevoll, tröstend, ermutigend.

Aus der Menge meldeten sich Einzelne: „wenn Ihr Etwas bedürft, spricht nur, wir helfen Euch aus, wie Ihr wollt!“

Das laß ich mir nicht nehmen, sprach Graf Polykarp

und trat mitten unter sie. Mir hat er einst das Leben gerettet; Kamerad aus einem schönen, heiligen Kriege, gebietet über mich.

Bin ich doch vielleicht gestorben? fragte der Tischler, und wäre hier der Himmel, weil es schon gar so schön ist? Aber nein, mein Sarg ist ja leer.

Wo befindet sich Helene? hörte man von draußen Herrn Barteloni fragen, und schon erschien er, in höchster Wuth und offenbar entschlossen, seine Tochter mit rücksichtsloser Gewalt aus diesen Umgebungen zu ziehen. Doch der Anblick des Grafen lenkte seinen Ingrimm auf eine andere Fährte: Ist es wahr, hochgeborener Herr, sprach er höhnisch, daß Ihr Sohn sich feig zurückziehen und seine Braut wie sein gegebenes Wort im Stiche lassen will, weil gestern Abend eine unliebsame Scene gespielt wurde, deren Unsinn sich bald herausstellen soll. — Ist es wahr, daß Graf Bernhard Ihr Schloß in dieser Nacht verlassen hat? Ich bitte mir eine Erklärung aus. Unser Verhältniß stand auf breitester Grundlage, und Sie selbst hatten diese Partie angebahnt.

Mein Sohn weicht Demjenigen, der geliebt wird. Er achtet Ihre Tochter und sich zu hoch, um nicht willig zurückzutreten. Weil aber seines Lebens Hoffnung hier gestört ist, sucht er sich ein neues Dasein zu schaffen. Er ist an einen alten Kriegsgenossen von mir empfohlen, der ihn bei seinem Regimente aufnehmen wird. Ja, ja, Kamerad Erhart, Ihr habt Euren Oswald wieder, mein Bernhard ist mir so gut wie verloren. Aber ich zürne Eurem Sohne nicht, zürne Helenen nicht, — und

was Herrn Barteloni betrifft, kann ich ihm nur wohlmeinend rathen, sich an mir ein Beispiel zu nehmen.

Eine Lehre soll es mir sein, mich auf hochgestellte Personen nie zu verlassen, brummte der berühmte Kleidermacher und bedeutete zugleich Helenen durch einen drohenden Blick, ihm zu folgen: „Ihre Mutter, mein Fräulein, fragt nach Ihnen.“

Sie gehorchte ohne Aufschub. Sie empfahl sich dem Grafen und Oswald's Eltern, ohne in ihrer kindlichen Huldigung für Jenen und Diese einen Unterschied zu machen; sie küßte Beaten schwesterlich, gab August die Hand, wobei er und Barteloni verlegen wurden. Der Letztere wartete nicht ab, daß sie Oswald anredete, sondern sprach mit hochfahrender Geberde: ich befehle meiner Tochter, dies Haus zu verlassen.

Ich gehorche meinem Vater, sprach sie, aber lieben werd' ich Oswald, so lang ich lebe.

Barteloni, schon an der Thür, drehte rasch wieder um, pflanzte sich breit vor Oswald und rief drohend: wir wollen sehen, junger Mann, wessen Kopf härter ist, ob der meines Fräuleins Tochter, oder der meinige? So lange diese Hirnschale hält, geb' ich meine Zustimmung nicht; und eh' ich meine Arme erhebe, Euch Segen zu ertheilen, will ich die Knochen im Leibe brechen! Nous verrons!

Dabei riß er Helenen fort, die ihm ohne Widerstand und freundlich folgte.

Die Zurückbleibenden vergaßen bald diesen störenden Austritt im Gefühl ihrer Rettung aus dringender, pein-

licher Noth. Sie brachten, als der Graf mit erneuerten Versprechungen für ihr Wohl sie verlassen, eine Stunde in traulichen Gesprächen zu, die hauptsächlich Beaten's und August's Zukunft galten, bis der Adjutant erinnerte, er könne nicht länger Frist verstaten und müsse eilen, dem Major willkommenen Rapport zu bringen.

Der Abschied war kurz und durch seine freudige Herzlichkeit rührend. Vater und Sohn wollten sich gar nicht trennen lassen, so fest hielten sie sich umschlungen.

Die vier Schützen mit ihrem Oberjäger nahmen den für sie bestimmten Leiterwagen ein.

Döswald wurde vom Lieutenant aufgefordert, sich zu ihm zu setzen.

Unter dem lauten Zurufe der Einwohner verließen sie Steinach.

---

### Siebenundvierzigstes Kapitel.

Graf Polykarp hielt redlich Wort. Nicht nur that er viel, um Erhart's Lage zu verbessern, jede Nahrungssorge aus dem Kutscherhause zu verbannen; auch für August erwies er sich großmüthig. Beaten ward eine Aussteuer zugesichert, hinreichend, ihr kleines Hauswesen zu gründen. Bald nach Neujahr sollte ihre Hochzeit sein, und dann sollte das junge Ehepaar den „Maulbeerbaum“ beziehen, den ihnen der Gutsherr sammt einigen dazu gehörigen Ländereien auf neunundneunzigjährige Erbpacht für einen kaum zu nennenden Zins über-

ließ, unter der ausdrücklichen Zusage, daß August mit aller herrschaftlichen Arbeit, namentlich bei den bevorstehenden Bauten auf einigen Vorwerken betraut werde, wodurch er der Kundschaft seines Schwieger- und Pflegevaters nicht in's Gehege kam.

Gegen Helenen blieb der Graf, was er gewesen, seitdem er sie zum ersten Male gesehen: ein väterlich-liebvoller Verehrer. Wer ihn an schönen Oktober-Tagen, wenn die treue Tochter ihrer schwachen Mutter einen warmen Sonnenblick zuwenden wollte, neben ihr im Garten wandeln sah, konnte wännen, der tiefbekümmerte Vater suche bei Derjenigen, die seinen Sohn verschmähet, zu erreichen, was sie diesem versagte. Doch wer zugleich gehört hätte, welchen Gang ihre Gespräche nahmen, würde dem zarten Sinne des Mannes Bewunderung zollen müssen, der Nichts berührte, was an die Irrthümer vergangener Tage, was an seinen schweren Verlust mahnte. Er trug die Trennung von Bernhard, die Störung ihres gemeinsamen ländlichen Wirkens, die ja doch sein letztes Lebensglück gebildet, mit erhabener Würde, wie ein wahrer Edelmann, in der besten Bedeutung dieses Titels; wie ein Mensch, den die Gluthen heißer Qual geläutert, von unedlen Schlacken gereinigt und für Alles gestählt haben, was seiner noch wartet.

Ganz anders stand es um Barteloni. Weder seiner guten Frau Jeanne Siechtum, noch Zampel's gewaltsames Ende, noch die Vereitelung seines Bestrebens, aus Helenen eine Gräfin zu machen, Nichts hatte ihn so tief ergriffen, daß er in sich gegangen wäre, daß er seiner

unerfättlichen Selbstsucht, seinem nie befriedigten Hange nach sinnlichen Vergnügungen ein Ziel gesetzt, oder auch nur den Warnungen des herannahenden Alters ein aufmerksames Ohr geliehen hätte. Der blutende, entstellte Leichnam seines Vertrauten zwang ihm, trotz des schauerhaften Anblicks wild-verzerrter Züge, kein anderes Bedauern ab, als „daß der pffiffige Zachäus umgebracht wurde, ehe er ihm zu Beaten verholfen!“ Diese als August's Braut, als dessen Gattin sich zu denken, ohne daß er sein Ziel erreicht habe, — das verfolgte ihn wie ein Fluch, das marterte ihn, das erfüllte ihn mit Haß gegen den „ungehobelten Tischler,\* den ihm das Weibsvolk als Sohn anhängen wollte!“ In solche Ausbrüche ohnmächtiger, verzehrender Wuth mischte sich natürlich eine nicht minder an ihm nagende Erbitterung gegen Oswald, in welchem er den Zerstörer seiner Verbindung mit einem Grafen Hause erblickte; gegen „diesen Drachen, den er mit Wohlthaten überhäuft, den er zum Schneider gemacht und herangebildet habe; der ein miserabler Pfluscher wäre ohne Barteloni's Lehre.“

Wie seine Sinnlichkeit ihn immer wieder mit fränkhafter Gier auf Beaten's Besitz, so führte ihn sein Hochmuth immer wieder auf die Verheirathung Helenen's mit Bernhard zurück. „Der dumme Junge, der alberne Graf muß heimkehren, er muß mein Schwiegersohn werden, es muß sich Etwas erfinden lassen; — wenn sie mir nur meinen Zachäus nicht todtgestochen hätten; um so 'was auszuhecken, suchte der seines Gleichen!“

Es war aber nicht allein der verloren gegangene

Graf, der Barteloni's eitle Sehnsucht auffrischte, es war auch des Grafen Geld. Denn gestehen wir es ein, der reiche Kostümier, Häuserbesitzer, Villa-Erbauer, Pferdekennner, Lebemann hatte in letzterer Zeit zu viel bewirthet, gekauft, gebaut, geprunkt, verschwendet. Jeanne's Vermögen war längst verbraucht, die Häuser verschuldet, — nur der Kredit, dieser hölzerne Götz, der nur so lange schützt, bis ein Ungläubiger das wehrlose Stück Holz vom Altare schleudert, hielt noch die Firma Barteloni.

Zum Unglück stockte nun auch das großstädtische Geschäft; theils durch moderne Konkurrenten beeinträchtigt, theils durch einen schlechten Werkführer vernachlässigt, der dem in ihn gesetzten Vertrauen durchaus nicht entsprach. Der unzählbaren, ausstehenden Forderungen an junge Stutzer nicht zu gedenken, welche eine Schneider-Rechnung selten bezahlen, ehe nicht der Gerichtsdiener sie dazu zwingt, und welche dann natürlich abfallen, um sich einen artigeren, rücksichtsvolleren Kleidermacher zu suchen.

So lange Zampel durch seine aufregenden Vorschläge und Entwürfe Barteloni's Begier nach Beaten stündlich erneuerte, hatte dieser trotz ungünstiger Berichte aus der Hauptstadt, die „Villeggiatur“ nicht verlassen, um nur ja keinen günstigen Moment zu versäumen. Jetzt, durch die letzte Erklärung wider Helenen's Herzensneigung von den Erhartischen völlig getrennt, ohne heimlichen Vermittler, und von des Tischlers Umkehr zu häuslichen Sitten fest überzeugt, sah' er sich wohl genöthiget, jede Aussicht auf Beaten's Eroberung schwinden zu lassen.

Und da er Oswald bei'm Bataillon in der Hauptstadt, folglich Helene vor dessen Annäherung sicher wußte, er sich überdies in seiner Villa bei Frau Jeanne fürchterlich langweilte, auch die Zerstreuungen der Jagd vermied, weil diese dem „Zwingherrn“ gehörte und der Gesamtwille der Volkssouveränität ihre ursprünglichen Naturrechte noch nicht reklamirt, ein politisch-durchgebildeter Mann der Bewegung und des Fortschritts jedoch keine Lust habe, von Graf Bernhard's Vater Gefälligkeiten zu acceptiren;“ — so wurden ihm die langen Oktoberabende allzulang, und er fuhr bisweilen nach der Hauptstadt, in seinen Magazinen und Arbeits-Sälen zum Rechten zu sehen. Dort fand er freilich grobe Verstöße und Unordnungen, welche zu heben er vollauf zu thun gehabt hätte. Aber schon mangelte die Energie, ohne die nichts Tüchtiges durchgeführt werden kann, dem in steter Vergnügungssucht erschlafften Genuß-Menschen. Arbeit bedünkte ihn Zwang; Beaufsichtigung seiner Untergebenen langweilte ihn nicht minder, als die Abendunterhaltung bei Frau und Tochter; den Umgang seiner großstädtischen Genossen suchte er auch nicht auf, weil er befürchtete, gefragt zu werden, wann die so prahlerisch vorgemeldete Hochzeit seiner Tochter, der Gräfin, Statt finden werde? Und schlich er, von herbstlicher Finsterniß in abgelegenen Gäßchen begünstiget, jenen erkauften Abenteuern nach, aus denen die Romantik seines „reichen Lebens“ zusammengesetzt war, so schob sich zwischen ihn und jede neue Bekanntschaft die aufdringliche Figur der Tischlers-Tochter aus Steinach, die er dann zwar seinen



Teufel nannte, der ihm jedes unschuldige Vergnügen störe, die ihn darum doch mit dämonischer Macht immer wieder nach Steinach zurückzog, so daß Kutscher und Pferde des einsörmigen, ermüdenden Weges von sechs Meilen schon recht überdrüssig waren.

Die gute Beate ahnete gewiß nicht, welche Rolle ihr Bild hinter ihrem Rücken spiele, noch daß Herr Bartoloni sie Teufel schelte. Sie gab sich vielmehr der Zuversicht hin, jedes verbotene Trachten in dieses Mannes Seele habe sich nun gelegt, und es werde ihr noch beschieden sein, ihn dereinst als ihres Ehemannes Vater ehren zu dürfen, wenn er diesen auch nicht öffentlich anerkenne. Seine häufigen Reisen nach der Hauptstadt boten ihr willkommene Gelegenheit, Helene zu besuchen, die sie schon immer (obgleich im Geheimen) wie eine Schwester betrachtet hatte, der sie sich nun, als der Geliebten des theuren Bruders Oswald, zwiefach verbunden fühlte. Den ersten Anlaß zu einem zaghaft und nur bei Abendzeit gewagten Gange nach der Villa hatte ein Brief gegeben, den Oswald für Helene beigelegt und Beaten anheimgestellt, daß er nur abgegeben werde, wenn es geschehen könne, ohne der Empfängerin Verdrießlichkeiten zu bereiten. Dergleichen wären für den Augenblick nicht zu befürchten gewesen, denn ganz Steinach hatte den „Villaschneider“ — (Steinacher Volkston!) — zwei Stunden vor Ankunft der Post abkutschiren sehen.

Helene empfing die hübsche, weiße, glatte, knixende Briestaube unter den Augen der guten Mutter. Frau

Jeanne und sie waren sehr herzlich gegen das anfänglich schüchterne, klein-bürgerliche Naturkind.

Wundre Dich nicht, Beate, sagte Helene zu ihr, daß ich Deines Bruders Brief annehme. Ich bin gewiß, er schreibt mir Nichts, was meine Mutter nicht hören dürfte, der ich auch meine Briefe an ihn vorlese. Seine Gattin darf ich wohl nicht werden, so lange mein Vater bei seiner Weigerung beharrt; das seh' ich ein. Aber seine Braut bin ich und bleib' ich, wie ich's vor allen Menschen laut gesagt. Und ob nun Gott meines Vaters Willen beugt und ein Priester mich mit Oswald verbindet, oder ob wir warten müssen, bis der Tod uns einmal einsegnet — der Unterschied ist am Ende auch noch nicht so groß, daß ich nicht mittlerweile manchmal ein Schreiben mit ihm wechseln dürfte.

Beate trug durch heitere Lebhaftigkeit, die sich jetzt an ihrem so nahe gerückten Ehebündniß erwärmte, sehr viel zu Frau Jeanne's Zerstreuung bei. Diese fand große Freude am Geschwätz des beglückten Mädchens und forderte sie dringend zu häufiger Wiederkehr auf.

War Herr Barteloni abwesend, so fand sich Beate unfehlbar zur „Dunkelstunde“ ein.

Das währte bis weit in den November und konnte auf die Länge dem „Herrn“ — wie er sich von Frau und Dienstboten rufen ließ — bei den häufigen Ueberfällen, womit er die Villa beglückte, kein Geheimniß bleiben. Ein Mal sogar sah er des Tischlers Tochter bei seinem unerwarteten Erscheinen flüchtig werden.

Frau Jeanne und Helene machten sich schon auf einen heftigen Sturm gefaßt. Doch Nichts dergleichen erfolgte, und sie waren nicht wenig erstaunt, ihren Quäler an diesem Abend, wenn auch sehr nachdenklich und stumm, doch wider Gewohnheit gnädig zu finden. Er fragte sogar, wie ihnen die langen Abende vergingen, und setzte hinzu, sie thäten gut, sich von der „dummen Tischler-Gang“ manchmal ein paar Stunden wegschwaßen zu lassen.

In der darauf folgenden Nacht versuchte Herr Barteloni, ob er nicht fähig sei, Zampel's Beirath zu entbehren und ohne diesen durchtriebenen Kopf aus eigenen Mitteln eine List zu ersinnen, durch welche er Beaten besiege, ohne einen Skandal zu befürchten. Inwiefern dieser Versuch ihm gelang, werden wir am sichersten erfahren, wenn wir die Begebenheiten des nächsten Tages einfach beschreiben.

Am Katharinentage, bei'm Frühstück, jammerte er darüber und ließ sich von Frau und Tochter bedauern, daß er dem Verlangen, sich von ihrem Befinden zu überzeugen, gestern nachgegeben habe und heute gezwungen sei, bei so naßkaltem, scheußlichem Wetter die Rückfahrt anzutreten, weil die wichtigsten Geschäfte seine Gegenwart in der Stadt erheischten. Dann, mit einem Satze, wie irgend ein schmeichelnder Kater mit scharfen Krallen über die Hände herfällt, die ihn liebkoseten, überraschte er Helenen mit der Frage: ob sie bisweilen Briefe vom Schneidergesellen Erhart empfangen?

Frau Jeanne zitterte. Helene antwortete mit sanfter Entschiedenheit: bisweilen, ja!

Und es ist diese — Beate, welche die Zwischenträgerin macht?

Warum sollt' ich es leugnen?

Nun, schon recht. Ich werde mit den Tischlerleuten ein Bürgerwort sprechen!

Weiter ließ er Nichts mehr vernehmen.

Nach dem Essen, gegen drei Uhr, bestellte er das Anspannen und reiste ab, von den Seinigen nicht gar viel unfreundlicher scheidend, als das Novemberwetter, welches an ihre Doppelfenster sauste.

Dem Kutscher befahl er, im Städtchen links abzulenken und am Kutscherhäuschen vorzufahren, wo er abstieg.

Seine Ankunft machte großes Aufsehn bei Erhart's. Vater Franz und August hielten mit der Arbeit inne; Rebekka erstickte kaum ein: „was will denn der bei uns?“ zwischen den Zähnen, und Beate, die in das Sargkämmerlein gelaufen war bei Annäherung der Equipage, steckte doch den halben Kopf durch die Thüre. Nachdem Herr Barteloni sich durch Anschauung überzeugt hatte, daß er auch von ihr gehört werde, sprach er huldreich genug: ich vermuthe nicht ohne Grund, daß zwischen Eurem Sohne und meiner Tochter ein unliebsamer Briefwechsel Statt findet. Die ganze Tragweite einer solchen Korrespondenz läßt sich nicht berechnen, und ich werde sie nicht dulden. Helene darf nicht mehr schreiben. Nehmt Ihr die Sache ebenfalls in die Hand und unter-

Holtei, Ein Schneider. III. 14

sagt es Eurem Sohne; untersagt es Eurer Tochter fernere Briefe zu bestellen. Gegen ihre Besuche in der Villa hab' ich Nichts einzuwenden, — das heißt, wenn ich abwesend bin, wie heute. Dies wollt' ich Euch eröffnen; jetzt muß ich reisen, denn ich habe Gil! Adieu!

Laß' die Pferde tüchtig laufen, damit wir bei Zeiten in die Stadt kommen, rief er bei'm Einsteigen so laut, daß sie es d'rin hören mußten.

Es war bei dem trüben Regenhimmel mitten am Tage nicht hell geworden; kein Wunder, daß es um vier Uhr schon dunkelte. Mitten auf der Landstraße ließ er halten.

Gieb Acht, was ich Dir jetzt sage, redete er seinen Kutscher an: es soll Dir einen runden Friedrichsd'or eintragen, wenn Du flug bist. Du fährst jetzt, nachdem ich ausgestiegen sein werde, bis in's nächste Dorf. Dort hältst Du an, trinkst einen Schnaps, und nach einem Weilchen kehrt Du um, fährst im Schritt, wohlverstanden im langsamen Schritt nach Steinach, wo Du nicht vor halb acht Uhr eintreffen darfst. Meinetwegen noch später. Fragt Jemand aus dem Hause, was das zu bedeuten habe, so sagst Du, ich sei unwohl geworden und gleich auf mein Schlafzimmer gegangen. Hast Du's begriffen?

Aber, Herr Barteloni, bei dem Wetter . . . .

Geht's Dich 'was an? Wenn mir's nun Spaß macht? Ich habe einen Spaß vor mit meinen Frauenzimmern. Verdirb mir ihn nicht und denke an den Friedrichsd'or.

Der Kutscher fügte sich, hüllte sich in seinen Mantel und fuhr weiter.

Barteloni verließ sogleich die Straße und bog querselbein, wodurch er allerdings den Rückweg um ein Dritttheil verkürzte. Der Regen peitschte ihm das Gesicht; einzelne große Schneeflocken füllten ihm die Augen; im aufgeweichten Acker blieb er fast stecken und knetete mit größter Anstrengung fort; während der Schweiß dieser unerhörten Bemühungen über seine Stirne tropfte, rann das kalte Novemberbad in Strömen über seinen Rücken; — diese Unbequemlichkeiten würden zu jeder andern Stunde den verweichlichten Menschen vermocht haben, augenblicklich nach seiner Kutsche zu schreien und sich in Pelzmäntel und Fußsäcke zu vergraben. Zu jeder andern Stunde! Nur zu dieser nicht, wo er Nichts hörte, Nichts sah, Nichts dachte, Nichts empfand, als — Beate!

Es tritt bei Persönlichkeiten, wie die seinige, nach langem Trachten, Schwachten, Begehren zuletzt ein Grad der Aufregung ein, wo die so lange auf's Folterbett gespannte, immer durch neue Erfindungen abgemarterte Phantasie zu zerreißen und alle Nerven, die mit ihr verbunden sind, gleichfalls zu zersprengen droht. Das bringt allerdings dem Wahnsinn nahe, und was Barteloni früher schon gegen Zampel darüber ausgesprochen, ist ganz richtig; nur daß sein damaliger Zustand milder Zephyr war im Vergleich mit dem Sturme, der ihn heute trieb. Der sonst Furchtsame hatte Muth! Der

sonst für seinen verwöhnten Körper ängstlich Besorgte lachte des Unwetters! Der sonst Frostige glühte im erstarrenden Schneewind! Der sonst Eitle, dessen Sorgfalt für saubere Kleidung in's Abgeschmackte ging, achtete nicht des Schmutzes, den er durchwatete, der ihn bespritzte! Er hätte den Tod nicht gefürchtet, der mit offenem Rachen drohend vor ihm stand, wenn er ihn flugs gesehen. Er fürchtete nur Eins: die Minute zu versäumen, auf die er seinen Plan gebaut.

„Wenn ich nur nicht zu spät komme! Wenn sie nur nicht heute gerade früher von Hause gegangen ist!“

Diese flehenden Seufzer stieß er aus, da er die Scheunen und kleinen Häuser von Steinach zur Linken ließ und, rechts über Gartenzäune kletternd, über sumpfige Wiesengräben springend, die nächste Richtung nach seiner Villa einschlug, die er um fünf Uhr erreichte.

Das eiserne Gitter, uns wohlbekannt, nach der Straßenseite gelegen, wurde zwar gewöhnlich erst um acht geschlossen. Er aber, besorgend, ein Vorübergehender könne ihn zufällig sehen, stieg über des Nachbars Planken, schlich durch den Hofraum in die Hintertür und gelangte unbemerkt auf den Flur des oberen Stockwerks. Hier schloß er die Glasthüre, welche zu Frau Jeanne's Gemächern führte, zog den Schlüssel ab und drückte sich dann triefend, flappernd vor Kälte und dampfend vor innerer Gluth, in einem Winkel des schmalen Ganges, durch welchen man zu seinen eigenen Zimmern gelangte, und in welchen auch die Treppe der Dach-Boden-Kammern mündete. Daß aus dem unteren Erd-

geschloß, welches Küche und Dienstboten-Stuben barg, um diese Stunde keine Störung drohte, war ihm genugsam bekannt, denn erst gegen acht Uhr tranken die Frauen ihren Thee. Jetzt fragte sich's nur: ist Beate schon bei ihnen, und hat er die Ersehnte, statt ihr Entweichen zu verhindern, von sich abgesperrt?

Eine qualvolle Viertelstunde, qualvoll in Höllenpein, wie denn jede Unthat ihre Hölle in sich trägt.

Jetzt geht die vordere Hausthür, — schließt sich leise, — ein behutsamer Tritt bewegt sich vorsichtig die Treppe herauf. Beate ist gewöhnt, in des Gefürchteten Eigenthume nur leise aufzutreten.

Sie will die Glasthür öffnen. Diese widersteht. Unschlüssig harrt die Schüchterne, wagt nicht anzuklopfen, da fühlt sie die Berührung einer kalten Hand, welche die ihrige ergreift, und ehe sie noch Athem geschöpft hat zu einem Angstgeschrei, erkennt sie den Gefürchteten! — Sie wollte ihm entrinnen; er verhinderte sie hinabzusteigen. In der Todesangst stürzte sie eine Treppe hinan, die nach oben führte. Er ihr nach. Die Dachzimmer waren fest verschlossen. Eine Leiter lag am Balken, für die höchsten Räume an dem Sparwerk, wo die Magd Wäsche zum Trocknen aufzuhängen pflegte. Diese erklimmte sie. Er ihr nach. Oh' er die erste Sprosse betreten, hob sie, mit der Gewalt des Verzweifeln, die schwere Leiter, die sie sich nachziehen wollte. Er packte von unten fest. Sie rangen darum. Er stieg zugleich von Sprosse zu Sprosse. Sie mußte loslassen, die Last wurde zu mächtig. Sie warf sich halbtodt auf



das Estrich hinter einen Haufen Flachwerk. Sie sah vor der Dachlücke ein dunkles Kleid flattern. Sie hielt es für ein menschliches Wesen. Sie winselte um Beistand. Jetzt hörte sie ihn herankreuchen:

Und wenn wir Beide daran sterben sollen, Du entkommst mir nicht mehr! Wo bist Du? Ha, endlich!

Die Sinne vergingen ihr. — — —

Als sie wieder zu sich kam, war sie fast erstarrt und konnte nicht berechnen, wie lange sie in Ohnmacht gelegen. Zuerst überzeugte sie sich, daß sie allein sei, daß in ihrer Nähe sich Nichts mehr rühre, dann erhob sie sich langsam. Die Dachlücke war jetzt frei, das feuchte Kleid lag auf dem Boden. Wahrscheinlich hatte der Wind es von der Schnur geweht.

Die Leiter wagte sie noch nicht zu suchen, denn sie fürchtete, ihr Verfolger könne dort auf sie lauern.

Ich müßte ja laut um Hilfe rufen, und dann erführe Helene, . . . nein, eh' ich der und ihrer Mutter diesen Gram bereite, will ich hier erfrieren oder verhungern. Gott sei Dank nur, daß er mich nicht gefunden hat!

Jetzt schlug die Schloßuhr? . . . Sechs!

Beate hüllte sich in das herabgefallene Kleid, und aus ihrem Umschlagetuche machte sie sich eine Decke für die Füße. Dann setzte sie sich auf die Dachziegel, die ihr Schutz und Rettung verliehen hatten.

Wo mag er jetzt nach mir suchen, der schändliche Mensch?

Die Minuten krochen wie matte Würmer; sie dehnten die Stunde in's Unermeßliche. Beate fror und litt.

Aber August darf auch Nichts erfahren; er brächte ihn um.

Jetzt schlug die Schloßuhr Sieben.

Wie lange werd' ich hier aushalten müssen? Bis morgen früh? Das wäre fürchterlich; doch immer besser, als ihm noch einmal begegnen!

Und wieder zählte sie Minute nach Minute und zählte sechszig Pulsschläge und schwindelte, weinte, wankte, dachte an August und hielt sich aufrecht.

Jetzt schallte eine weibliche Stimme im Flur, — doch nicht Helenens, — wer hat denn die Glastür verschlossen? Und der Schlüssel fehlt? —

Ich nicht! antwortete nun Helene.

Aber, Fräulein, ich bringe das Theegeschirr und kann nicht aufmachen, sprach nun das Dienstmädchen.

So will ich den Fensterflügel von innen öffnen, und Du wirst mir Alles durchreichen. Der Schlüssel findet sich schon. — Hast Du Nichts von Beaten gesehen?

Heute nicht, Fräulein.

Wahrscheinlich hat das schlechte Wetter sie abgehalten.

Wahrscheinlich.

Vergiß nicht das Gitter zu verschließen, und auch das Hofthor.

Zu dem hat der Christoph den Schlüssel bei sich; das ist so zu. Jetzt will ich nur in der Küche nachsuchen, ob sie den Flurschlüssel wo verkrant haben?

Gleich darauf wurde Alles still.

Diese Frist, ehe das Mädchen aus der Küche zurückkäme, das Gitter zu verschließen, schien Beaten günstig,

um sich fortzustehlen. Von ihrem Verfolger war nicht gesprochen worden; wahrscheinlich verbarg er sich in seinem Zimmer. Wenn sie rasch war und vorsichtig, konnte ihre Flucht gelingen.

Die Leiter stand auf ihrem Plaze.

Beate, die ihr Tuch wieder umgeschlagen, das Kleid wieder über die Schnur geworfen, kletterte glücklich hinab, glitt über die Bodentreppe, schier ohne die Stufen zu berühren, wand sich durch den schmalen Gang, ohne auch nur mit einer Falte ihres Rockes an die Wände zu streifen, erreichte die Haupt-Stiege, öffnete behutsam die Hausthür, fand das Gitter noch unvergeschlossen und rannte nun, einmal im Freien, frisch belebt und jedes ohnmächtigen Schwindels baar, wie neugeboren dem Kutscherhause zu, wo man sich wunderte, sie so zeitig zu sehen und fragte: warum sie nicht bei Helenen Thee getrunken?

Frau Jeanne ist gar so matt, sagte die ehrliche Lügnerin; sie sehnte sich nach Ruhe.

Um halb neun lag die ganze Tischler-Familie im Bett, — Vater Erhart ausgenommen, — wenn man seinen Sarg, in welchem er schlief, nicht etwa für ein Bett gelten lassen will.

Beate aber lag in dem ihrigen, ohne zu schlafen, und wachte im dankbaren Gebete zu Gott, der sie und ihre Ehre so wundersam beschützt und gerettet.

Um halb neun Uhr hörten Frau Jeanne und Helene einen Wagen langsam bei ihrem Gitter vorbeifahren und in den Seitenweg einbiegen, der an's Hofthor reicht.

Bald darauf knarrten die schweren Thorflügel, und die Kutsche rollte in den Hofraum.

Was hat denn das zu bedeuten? fragte Helene die Mutter.

Diese, seit einigen Jahren gegen Herrn Barteloni's Kommen und Gehen gleichgültig, und abgestumpft gegen die Sorgen, die Eifersucht und Theilnahme ihr in früherer Zeit gemacht, meinte: wer weiß? Vielleicht war ihm das Wetter zu schlecht.

Er ist um drei Uhr fort, entgegnete Helene; jetzt müßt' er längst in der Stadt sein.

Nun, so hat er sich anders besonnen, Kind. Laß' ihn gewähren und frage nie bei ihm nach wie? und warum? Wozu ihn ärgerlich machen?

Sa wohl, seufzte Helene.

Was hat denn das Hornvieh von einem Pferde? schalt Christoph, als der „Handige“ bei der Einfahrt in den Hofraum zurückprallte und sich auch durch die Peitsche nicht bewegen ließ, weiter vorzuschreiten.

Christoph, der ohnedies vom Boock gestiegen war, das Thor zu öffnen, ging vor, um zu untersuchen, was den Gaul erschrecken möge.

Auf dem Steinpflaster lag, dem Anscheine nach leblos, ein Mann.

Christoph machte Lärm.

Die Dienstmädchen brachten Laternen herbei und erkannten „den Herrn,“ der mit zerschlagenem Kopfe und gebrochenen Gliedern, blutend, bewußtlos, halbtodt, nur schwer athmete. In den vom Starrkrampf zusammen-

gekniffenen Fingern der linken Hand, hielt er einen Pappen Zeug, den Hanne für ein aus ihrem braunkattunen Kleide gerissenes Stück erklärte.

Er muß oben aus der Dachluce herunter gestürzt sein, sagte sie.

Aber was zum Teufel hat er denn dort zu suchen? fragte Christoph. Mußt' er mir deshalb aus dem Wagen weglaufen?

Und sie hoben ihn auf und trugen ihn nach seinem Zimmer.

Die Schmerzen, welche so rohe Berührungen ihm verursachten, riefen den Unglücklichen in's Leben, wenn auch nicht zum klaren Bewußtsein.

Auf breiter Grundlage — stammelte er, — ausgezeichnet! großartig!

Helene wurde herbeigeholt und Christoph eiligst sammt Wagen und Pferden nach Aerzten ausgeschiedt.

---

### Achtundvierzigstes Kapitel.

Am Morgen des sechsundzwanzigsten November verbreitete sich durch ganz Steinach die Nachricht und gelangte natürlich auch bis in's Kutscherhäuschen, der „Billaschneider“ habe sich gestern zu Nacht in einem Anfall von Wahnsinn, nachdem er seinem Kutscher auf offener Landstraße entlaufen, vom Dachboden herab auf's Steinpflaster gestürzt, wo man ihn mit zerschlagenem

Köpfe und gebrochenen Armen sterbend aufgefunden. Die Aerzte und Wundärzte, die während der Nacht zusammengeholt wurden, gäben wenig Hoffnung für sein Leben, und er führe Nichts als verwirrte, lästerliche Reden durcheinander. Die beiden Armbrüche wären zwar durch kunstfertige Hand eingerichtet, aber die Kopfwunden, vorzüglich eine an der Stirn, schienen sehr bedenklich.

Vater Erhart und Rebekka konnten, trotz ihrer veröhnlichen Gesinnungen, doch nicht sogleich zur Bemeit-  
leidung des hartgestraften Gegners Raum in ihren guten Seelen finden, weil sie zunächst nach Gründen dieser That, die sie für eine freiwillige, nicht dem Wahnsinn entspringende halten mußten, forschten und grübelten.

Wir haben ihn ja hier gehabt, als er abreisete, sprachen Beide, und da war ja keine Spur von Verrücktheit; er wußte nur zu wohl, wie er uns weh' thun wollte.

Beate dagegen, die nun mit einem Male deutlich sah, was ihr gestern dunkel geblieben, wurde heftig ergriffen von diesem Verhängniß, welches wie ein Arm der allmächtigen, unsichtbaren Rache in ihr kleines, anspruchsloses Erdengeschick hinein ragte. Schon war sie nahe daran, den Thrigen auseinanderzusetzen, welch' eine Gattung von Wahnsinn es gewesen, die das Unglück herbeigeführt, da belehrte sie noch zu rechter Zeit August's Betrübniß, der treuherzig seinen Vater bedauerte, daß es klüger sei und besser, zu schweigen.

Aus diesen Klagen des redlichen Gesellen, der einem

unväterlichen Erzeuger keinen Groll hegte, erfuhr Tischler Erhart zuerst, daß und durch welches Zusammentreffen sein Pflegesohn unterrichtet worden war von Dingen, die für geheim gegolten zwischen Vater und Mutter.

Nun, sagte Meister Franz, hier zeigt sich wieder, was mein seliger Schwiegervater oft äußerte: eine Zeit lang läßt's der liebe Gott uns Menschen toll durcheinander treiben, im Kleinen wie im Großen; wenn's ihm jedoch auf die Länge zu arg wird, greift er d'runter und macht wieder einmal Ordnung. So war's mit dem Zachäus, mit mir und nun mit dem Ignaz. Ich bin wahrlich weit über Verdienst gnädig davongekommen für all' die schlimmen Streiche, die ich auf meine alten Tage noch gethan. Aber gebessert bin ich. Der Angstschweiß hat mich durchgebeizt, den ich um Oswald vergoß, während ich an meinem Sarge arbeitete. Nun wend' es der Himmel auch für den Ignaz in's Gute, daß die Schmerzen ihn waschen und säubern, mag er nun schon begangen haben, was er will, und mag er bei sich gewesen sein oder nicht, da er sich auf die Steine stürzte! Und soll er's mit dem Leben büßen, dann mög' er vor seinem Tode wenigstens einmal als Vater zum August reden und ihn sterbend segnen.

Beate schauderte, als sie von diesem Segen hörte, und da August meinte, er wolle versuchen, ob man ihn vorlasse in der Villa, damit er sich selbst überzeuge, was die Aerzte dächten, hielt sie ihn ängstlich zurück und sagte: August, das wirst Du nicht! mit solcher Entschiedenheit, daß August sogleich wieder an seine Arbeit ging.

Der wird schön unter den Pantoffel kommen, flüsterte Frau Rebekka ihrem Manne zu.

Wollte Gott, erwiderte Dieser, ich wäre Zeitlebens darunter geblieben, und er hätte mich abgehalten, in den Maulbeerbaum zu laufen.

Maulbeerbaum heißt's nicht mehr, fuhr Rebekka fort; bis Neujahr hat's gar keinen Namen, und nach Beaten's Hochzeit heißt's: beim Schloßtischler! Uebrigens stimme ich Beaten bei, wenn sie den August abhält, für den schießt sich's nicht; aber sie selbst sollte sich nicht abhalten lassen, Helene ihre Beihilfe anzubieten.

Ich betrete die Villa nicht mehr, mit keinem Fuße, Mutter.

August wie Vater Erhart meinten, dieser Entschluß beziehe sich auf Barteloni's Verbot wegen der Korrespondenz mit Oswald, und Helene habe sich gestern Abend Beaten's fernere Besuche verboten, aus Furcht vor dem Vater, weshalb der Tischler bemerkte: wer weiß auch, was für ein Gesicht die Dinge bekommen, wenn Ignaz sterben sollte.

Rebekka, die ihre Tochter zu genau kannte, um sich täuschen zu lassen, sagte leise zu ihr: gestern ist Dir etwas Uebles widerfahren, und Du weißt, was in der Villa vorfiel? Gesteh' mir's ein, die Männer brauchen's nicht zu erfahren.

Ja, Mutter, sagte Beate.

Und sie fanden sich in der Küche zusammen, wo Frau Rebekka die Wahrheit vernahm und Beaten's Schweigen gegen August und auch gegen Erhart durchaus billigte.



Laß' den schändlichen Menschen, sprach sie, seine Schande mit in's Grab nehmen. Wir sind's seiner Frau schuldig, seiner Tochter — und auch unserm Oswald.

In der Villa des Herrn Barteloni sah es traurig aus. Er lag, ein aufgegebener Mann, die Arme in Schienen, das entstellte Haupt in Pflastern und Binden, die arme Seele in einem zerrütteten Körper, von schreckhaften Fieber-Fraßen abgeängstigt und umhergehetzt, daß es, wie Christoph sich ausdrückte, einen Stein im Erdboden erbarmen mußte, sogar denjenigen, an dem er sich den Schädel zerschlugen.

Der alte Arzt, den wir von Bernhard's und Oswald's Kinderkrankheit kennen, und der sich mit einem aus Fichtenu herbeigeholten berühmten Chirurgen und dem Steinacher in die Sorge für Barteloni theilte, gab dennoch Aussicht, ihn am Leben zu erhalten. Daß die Verletzungen des Kopfes nicht so gefährlich sein konnten, hatte sich bald gezeigt. Dadurch, daß der Herabstürzende beide Arme ausgestreckt und freilich auch gebrochen hatte, war die Gewalt des Schlages, welchen die Stirn wider einen am Trottoir emporstehenden Prellstein that, schon bedeutend gemildert worden, und die Wunden an der linken Seite des Kopfes, obgleich diese am heftigsten geblutet, schienen noch vor dem Falle durch Nägel im Gebälke gerissen und waren unbedeutend.

Mit dem auswendigen Menschen wird mein Herr Kollege fertig werden, sagte der Medizinalrath zu Helenen; überzeugt davon, meine Schönste. Wenn ich

nur mit dem inwendigen Menschen auch so weit wäre. Höchste komplizierte Zustände. Geistesverwirrung, die nicht von der Stirnwunde herrührt. Hirnschale unbeschädigt. Psychische Motive. Unruhe des Gemüthes. Hestige Erkältung dabei. Furchtbare Anstrengung. Rheumatisch-entzündliche Affektionen. Kein Friede mit sich selbst. Alles durcheinander. Ruhigen, einsamen Augenblick benützen. Als fromme Tochter fragen, was auf dem Herzen drückt. Vielleicht Etwas gut zu machen. Wie?

Helene, die jede Stunde, welche sie dem Vater widmete, der verlassenen Mutter entziehen mußte, verlor ihre sanfte Würde; ihre mädchenhafte Weiblichkeit, ihre ruhige Umsicht in diesen gewaltigen Prüfungen niemals. Sie wurde für Alle, für Dienstboten, Krankenwärter, sogar für die Ärzte zur wohlthätig-beschwichtigenden Macht, die das ganze Haus zusammenhielt und, wo sie sich zeigte, Ordnung und Eintracht verbreitete.

Was der Arzt ihr angedeutet, bezog sie auf sich und Oswald. Wie hätte sie anders können? Ihre Reinheit suchte vergeblich nach Anschuldigungen, welche des Vaters Gewissen drücken möchten. Sie fand Nichts, als seine Härte gegen ihre Liebe.

Da es ihr nun nach Verlauf etlicher Tage gelang, unter schicklichem Vorwande die beiden Wärter zu entfernen und mit dem Kranken allein zu bleiben, der nach einer erträglichen Nacht minder ungeduldig war, zusammenhängende Worte sprach und die Tochter bei Namen nannte, so entschloß sie sich, ihn zu fragen, ob Etwas

geschehen könne, seine Seele von irgend einer Last zu befreien und ihm den Frieden zu geben, dessen er bedürfe, wenn er genesen solle.

Deinen Bruder sehen! — Vater soll er mich nennen — meinen Pflichten Rechnung tragen will ich; Alles wieder gut machen.

Helene's Herz schlug heftiger. Sie währte den Sinn dieser kurzen Sätze zu verstehen. Soll ich an Oswald schreiben? fragte sie bebend.

Nicht doch, von dem ist jetzt nicht die Rede. Später, wenn ich lebe. Sterb' ich, geschieht ja doch Euer Wille. Nein, nicht Oswald. August, August!

Beaten's Bräutigam? fragte sie abermals, nicht Oswald? in der Meinung, der Kranke verwechsle die Namen.

August, Beaten's Bräutigam. Bald, um Gotteswillen, bald! Auch mein alter Franz und seine Rebekka! Und Beate! Hörst Du, Helene, auch Beate. Eine brennende Frage!

Helene konnte nicht länger zweifeln, daß kein Irrthum obwalte, und daß ihr Vater genau wisse, was er verlange. Sie begab sich also zu Frau Jeanne, welche auch einen besseren Tag hatte und sich von ihrem Schreck zu erholen anfang, um dieser anzuzeigen, weshalb sie die Villa verlassen und nach dem Städtchen hinein gehen wolle.

Frau Jeanne schien mehr zu wissen, als sie bisher gezeigt hatte, und als sie jetzt ihrer Tochter eingestehen mochte. Geh' mit Gott, sprach sie, in ihrer stillen

Resignation, bitte die braven Leute, seinen Wunsch zu erfüllen. Dir werden sie's nicht verweigern, weil Du ihren Oswald liebst. Mein Mann hat es freilich nicht um sie verdient. Sei auch hier der ange consolateur der Du immer gewesen.

Beim Eingang in's Städtchen holte Graf Polykarp Helenen ein, der eben in der Villa gewesen war und sich nach Barteloni's Befinden erkundigen wollte. Durch seinen Leibarzt war er natürlich von Allem unterrichtet und erstaunte deshalb nicht, aus Helenen's Munde zu vernehmen, was sie ihm, dem hochverehrten, väterlichen Freunde, anvertraute.

Er begleitete sie nach dem Kutscherhäuschen, wo er ihr half, Rebekka's und vorzüglich Beaten's Widerstreben gegen den erbetenen Gang an's Krankenbett zu bestegen, was Helenen, ohne sein ernstes Fürwort, kaum gelungen sein würde. Des Mädchens Abscheu war zu groß.

Erst als der Graf sie anredete: Einem Sterbenden soll man Nichts verweigern, liebes Kind! — da fügte sie sich.

Die Tischlerfamilie ging voran. Es war das erste Mal, daß Erhart, seit Zampel's Ermordung, das Kutscherhäuschen verließ. Mit freudigem Erröthen erwiderte er die Grüße, die man ihm von allen Seiten zunichte. Ich bin wieder ein ordentlicher Mann, sprach er zu Rebekka; ich brauche mich nicht mehr zu schämen, wenn ich durch die Gasse gehe; Gott sei Dank!

Der Graf und Helene folgte den Bieren.

Was schreibt Bernhard? fragte sie.

Holtei, Ein Schneider. III.

Daß er sich bemüht zu vergessen, und daß es ihm nicht gelingt.

Warum will er mich denn vergessen? Das wäre nicht hübsch von ihm. Ich denke seiner wie eines edlen Freundes; mag er meiner gedenken wie einer wahren Freundin. Ja, das soll er, und glücklich sein in einer anderen Liebe.

Die Steinach's sind nicht geboren, um glücklich zu sein! Bernhard wird keine Ausnahme machen!

Wer ist glücklich? seufzte Helene.

Nur wer den Frieden trägt in reiner Seele! Und wenn Helene es nicht wäre, dann ist es Niemand.

Dann ist es Bernhard auch, Herr Graf. Seine Seele ist rein, und er ist ein edler Mensch, so hat er sich bewährt.

Bernhard ist mein Sohn! —

Herr Graf, was soll das heißen?

Daß er den Fluch erbt, der auf meinem Haupte liegt.

Nun dann, bin ich nicht meines Vaters Tochter?

Der Graf gab keine Antwort mehr. Er flüsterte nur: ja — Sie!

Dann ging er schweigend neben ihr her und sagte, als sie vor der Villa standen: wären Sie sein Weib geworden, Sie hätten unsern Fluch gelöst. Es ist nicht allein des Vaters Erbtheil, was ihn trifft; von der Mutter ist auch Etwas dabei.

Der Graf wollte sie verlassen.

Helene bat ihn, sie zu begleiten; es sei ihr zu Muthe, als werde der Kranke auch ihn zu sprechen wünschen.

Das wäre mir lieb, meinte der Graf, dann fänd' ich Gelegenheit, für Sie zu sprechen. Und er folgte ihr.

Die Tischler-Familie wurde in Barteloni's Schlafgemach eingeführt. Beate schauderte; Rebekka ermahnte sie, sich zu fassen.

Der Graf ging mit Helenen zu Frau Jeanne, die ihn zwar im Bett, aber ziemlich heiter empfing.

Sie redeten über Barteloni's Zukunft.

Mir flüstert eine frohe Hoffnung zu, sagte Helenen's Mutter, dieser furchtbare accident werde aus meinem Gatten einen neuen Menschen machen. Und wenn das ist, will ich gern allem Ueberfluß entsagen und ein stilles, einfaches Dasein mit ihm führen. Nur seine Sucht, den grand seigneur zu spielen, und seine égarements haben mich krank gemacht. Glauben der Herr Graf, Barteloni ist nicht so schlimm, sein fond ist gut. Der Ueberfluß hat ihn verdorben. Das Unglück kann ihn bessern.

Das Unglück ist allerdings eine heilsame Schule, bestätigte der Graf. Doch giebt es kein Unglück, woran sich im Laufe der Dinge nicht immer wieder ein Glück reiht. Vielleicht bringt die gegenwärtige Heimsuchung etwas Gutes für Helenen mit.

Dann wollt' ich ruhig sterben, versicherte Frau Jeanne. Doch ihr Auge strafte sie Lügen, denn es verrieth den innigen Wunsch einer Mutter, ihr einziges Kind nach Wunsche verheirathet zu sehen. —

Sie verplauderten fast eine Stunde, und Helene zeigte schon unruhiges Verlangen, sich wieder beim

Kranken zu befinden, damit Nichts versäumt werde, was die Aerzte verordnet.

Sei unbekümmert, sagte die Mutter. Was er sich heute auferlegt, wird günstiger wirken und sein zerstörtes Gemüth mehr laben, als die Heilmittel der Aerzte. Diese Stunde that ihm längst Noth. Ohne sie könnt' er nicht genesen.

Beate klopfte an. In Rührung aufgelöset und in Thränen zerflossen, bat sie Helene, sich bei des Vaters Lager einzustellen, und auch der „Herr Graf würden unterthänig ersucht,“ Zeuge zu sein.

Ich bin mit Denen versöhnt, empfing sie Barteloni, an denen ich leichtsinnig gefrevelt habe. Sie haben mir Verzeihung angelobt, Rebekka, Franz, Beate — und August. Helene, er ist Dein Bruder. Uebernimm es, ihn als solchen Deiner armen Mutter zuzuführen, daß sie, aus Liebe für Dich, ihn nicht entgelten lasse, was ich verschuldet. Herr Graf, ich bitte, Sie wollen Zeuge sein, daß ich ihn für meinen natürlichen Sohn erkläre und anerkenne.

Helene neigte sich mit der Anmuth, die nur ihr eigen, zu dem Leidenden herab und dankte ihm für einen solchen achtungswerthen, biederen Bruder, den er ihr schenke. Dann umarmte sie den ehrlichen August, der zwischen Weinen und Lachen, höchst verlegen und — wir wollen's nur bekennen — etwas ungeschickt ihre Schwesterlichen Zärtlichkeiten annahm, ohne daß er gewagt hätte, sie zu erwidern. Er brachte nur mühsam die

Verficherung heraus: o Fräulein Helene, ich weiß schon seit einem halben Jahre, daß ich das Glück habe, Ihr Bruder zu sein.

So komm' zur Mutter, rief sie, und führte ihn hinaus.

Beate hätte auch recht gern ihr Wörtchen dazu gegeben; doch daran war nicht zu denken. Der Strom ihrer Thränen floß unaufhaltsam. Barteloni's zerknirschte Reue, sein unumwundenes Geständniß, die Demüthigung, die er sich vor ihr, vor ihren Eltern, vor seinem Sohne nicht erspart, vereint mit dem Hinblick auf die erbarmungswürdige Martergestalt, die vor ihnen lag, hatte ihr ohnehin weiches Gefühl dermaßen in Rührung getaucht, daß während der ersten vierundzwanzig Stunden nach Rebekka's Dafürhalten auf ein Vertrocknen dieser höchst ergiebigen Quellen nicht zu rechnen war. Gönnen wir nun, sprach Erhart's verständige Hausfrau, dem Jammer-Manne seine elendigliche Ruhe; für ein Krankenzimmer sind hier ein halb Duzend Menschen zu viel gewesen.

Sie befolgten ihren Rath.

August kehrte mit Helenen von Frau Jeanne zurück, ganz begeistert von deren Milde und Güte. Als ob sie mich schon längst erwartet hätte.

Da Helene wieder allein bei ihrem Vater saß, that dieser einen tiefen, langen Athemzug.

Sie erkundigte sich, ob er Etwas bedürfe, und sie empfing die Antwort: nur, daß mir so leicht um die Brust bleibe, wie jetzt! Daß die Beängstigungen nicht



wiederkommen, die Todesangst. Mir ist beinahe, als fürchtete ich mich nicht mehr vor dem Tode. — Eine große Errungenschaft! Ha, famos!

Und er sank in einen wohlthätigen Schlummer.

Schon in der zweiten Woche des Dezember gaben die Aerzte die Versicherung, daß Barteloni außer Lebensgefahr sei.

Auch Frau Jeanne erholte sich. Schon vermochte sie, auf mehrere Stunden täglich ihr Zimmer zu verlassen und bei ihrem Gatten zu sitzen, der diese Besuche freudvoll empfing und so viel von seinem Unrecht gegen „die nachsichtigste aller Frauen“ redete und so treuherzig mit ihr sprach, daß sie sich immer glücklich pries, wenn es ihr gelang, Helenen zu einem Mittagschläfchen zu beschwazgen und mit dem treu-geliebten „Rafael“ allein zu bleiben.

Der Graf stellte sich täglich ein. Nicht, daß sein alter Widerwille gegen Herrn Barteloni aufgehört hätte, doch seine Vorliebe für Helenen hatte es noch minder, sie war wo möglich noch erhöht worden durch das musterhafte Benehmen des Mädchens während dieser Leidenstage. Und deshalb machte sich's Bernhard's Vater zum Berufe, für Oswald und dessen Verbindung mit Helenen thätig zu sein, bevor vielleicht aus dem jetzt noch zu Boden geschmetterten Jögling der Leiden die gänzliche Heilung wieder einen eitlen, alten und übermüthigen Gecken gemacht habe. Der Graf traute dem Schneider nicht.

Dennoch ging er langsam und schonend zu Werke,

bereitete, was erreicht werden sollte, behutsam vor und war nicht wenig erstaunt — und beschämt, als ihm der Bergwöhnte unerwartet und freiwillig entgegenkam.

Ich bemerke schon seit etlichen Tagen, Herr Graf, — so eröffnete Barteloni, den der Wundarzt eben verbunden und durch günstige Beurtheilung der Stirnverletzungen in glückliche Stimmung gebracht hatte, — ich bemerke schon seit etlichen Tagen, wo der Herr Graf hinwollen. Sie halten noch hinter dem Berge und zögern, die Sache in Angriff zu nehmen, weil Sie befürchten, es wäre der Ihnen unliebsame Mann des Fortschritts und der Bewegung, der die Ehre hat, mit gebrochenen Flügeln vor Ihnen zu liegen. Sie irren, mein gnädiger Herr. Es ist vollkommene Reaktion eingetreten. Meine Befehreung ruht auf breiter Grundlage. Ich will eine solide Existenz anbahnen, wie dem halben Jahrhundert geziemt, welches ich bald werde zurück gelegt haben. Ich fühle die Verpflichtung, den gerechten Ansprüchen meiner Tochter Rechnung zu tragen. Die Ausführung hab' ich nur verschoben, da ich abwarten wollte, ob ich leben würde; denn wär' ich gestorben, war ich nicht dazu nothwendig, weil todt, und es ging ohne mich. Nun ich durchzukommen scheine, muß ich die Sache in die Hände nehmen, denn dieser himmlische Engel von Helene schweigt und würde schweigen, dulden und lächeln bis in jene Welt. Ich hab' ihr himmelschreiendes Unrecht gethan! Ihr, ihrer Mutter, — wem nicht? Auch Ihnen, Herr Graf! Nur freilich, daß es Ihnen nicht weh' that, wie den armen Frauenzimmern. Ich war ein großer

Narr, Herr Graf, und was noch schlimmer ist, ich war ein harter Mensch, der nur an sich, an seine Vergnügungen, an sein Wohlleben, an seine Anmaßungen dachte; der mit dreister Stirn sich Alles erlaubte, . . . na, der Puff gegen die Stirn hat mir einigermaßen gut gethan; ich bin auf andere Gedanken gerathen. Sie zweifeln, daß ich dabei bleibe? Nous verrons! Ich sage Ihnen das heute in einem besseren Sinne, als ich es auf Ihrem Schlosse aussprach, wo Sie doch zu finden geruhten, es sei mein einziges, kluges Wort.

Heute nenn' ich es ein gutes. Also fahren Sie fort: wollen Sie dem Oswald Ihre Helene geben?

Ich will, Herr Graf! Jeanne will es auch. Helene will gewiß die Seinige werden. Es ist der Gesamtwille des Hauses Barteloni, welches, nebenbei gesagt, einer kräftigen Stütze bedarf. Denn es wackelt, das Haus Barteloni, wie nur jemals jene baufällige Hütte gewackelt haben kann, die einst auf jenem Plage stand, und die unserm alten Pascha von den drei Fuchsschweifen gehörte. So nannten wir nämlich Oswald's Großvater mütterlicher Seite, den Papa Hasenbart. — Es wackelt, Herr Graf, das Haus Barteloni, bedeutend.

Man munkelt davon.

Nur ein tüchtiger Werkführer kann es retten, ein gefeßter, junger Mann, der alle Spampinaden und Modefaren beseitigt und die Reste, die aus meinem Durcheinander gerettet werden, zu einem bürgerlichen, fleißig-betriebenen Geschäfte zusammenrafft und verwendet.

Einen besseren als Oswald finden Sie nicht.

Ich weiß es, Herr Graf. Aber noch ist er Soldat, und die Zeit drängt; jeder Tag ist ein neuer Riß in Helenen's Eigenthum. Ich liege hier, wer weiß, wie lange noch, und wenn ich aufstehe, — darüber mach ich mir keine Täuschungen, — ein Krüppel bleib' ich; von Thätigkeit und Leitung eines einträglichen Betriebes kann bei mir nicht mehr die Rede sein. Sie müssen das Beste thun. Sie müssen durch Ihren Freund, den Major, durch Ihren Freund, den Kommandirenden, durch Ihren Better, den Kriegsminister, durch Alles, was Säbel trägt, dahin wirken, daß Oswald, in Berücksichtigung der Umstände, mit einem Dienstjahre loskommt.

Das ist nicht so schwer. Und dann wollen Sie . . . .

Ihn zum Werkführer machen, ihm Alles überlassen, mit guten Prozenten vom Gewinn. Er soll Herr sein!

Und Ihre Tochter — ?

Herr Graf, erweisen Sie mir eine Gnade, und ich will Ihnen die Hände küssen und Ihr unterthäniger Diener sein mein Lebenslang. Fragen Sie mich weiter nicht, dringen Sie nicht in mich, reden Sie nicht mit Helenen davon, nicht mit Jeanne, mit Niemand. Vertrauen Sie mir und erfüllen Sie meine Bitten: erstens, daß Sie Oswald's Entlassung erwirken, zweitens, daß Sie ihm Urlaub ausmachen für den vierundzwanzigsten dieses Monats. Alles Uebrige überlassen Sie mir, und beweisen Sie dadurch, daß Sie an meine gründliche Besserung glauben.

Der Graf gab das gewünschte Versprechen, und es wurde weiter nicht mehr von Oswald geredet.

Am dreiundzwanzigsten December gegen Abend fand sich Oswald, zur überraschendsten Freude der Seinigen, im Kutscherhäuschen ein. Er langte in einem gräflichen Wagen an. Auch wurde eine ganze Kiste voll Geschenke, die er für Eltern, Beate und August mitgebracht, abgeladen.

Vater Erhart herzte ihn, wie er nur gethan, da der Junge noch nicht laufen konnte. Und sie hatten sich so viel zu erzählen! Nur Helenen's Namen vermieden sie Alle so viel wie möglich.

Am vierundzwanzigsten früh ging Oswald zum Grafen, für den Urlaub, den er ihm bei'm Major erbeten, und für die Reisegelegenheit seinen Dank abzustatten.

Der Graf hielt sich gut und plauderte gar Nichts aus.

Nachmittag, wie sie im Kutscherhäuschen Lichter auf Tannenreis klebten und überhaupt höchst wichtigen Beschäftigungen oblagen, störte sie Christoph aus der Villa: der junge Mosje Erhart möchte gleich zum Herrn Barteloni kommen; 's wäre ein Brief vom Könige da, und er sollte Werkführer werden.

Also ist der arme Mann wirklich verrückt geworden? fragte Oswald.

Nicht doch, sagte August gekränkt. Mein Vater ist vollkommen bei Verstande. Geh' nur; gewiß bedeutet's was Gutes.

Und Oswald ging.

Die weite Landschaft hatte sich über Nacht zur Feier des Christabends ein weißes, reines Kleid angelegt, und die Bäume lachten, als wenn sie schneeweißes Laubwerk trügen!

Ob ich wohl Helenen sehen werde? Weiter dachte Oswald Nichts, auf dem ganzen Wege vom Kutscherhäuschen bis nach der Villa.

Keine Spur von Helenen. In Barteloni's Krankenzimmer wurde er geführt.

Er „bedauerte sehr“ — „so heftige Schmerzen“ — „hoffentlich bald hergestellt!“ — und was dergleichen kalte Winterfloskeln mehr waren.

Schon gut, sagte sein ehemaliger Lehrherr; das sind Nebendinge. Wir wollen alsbald die Hauptsache in ihrer ganzen Tragweite anbahnen. Mir geht es schlecht. Nicht bloß weil ich hier liege, wie ein Grasshecht, den sie in die Weite verschicken wollen\*), sondern auch, weil meine Schneiderei — um das Kind bei'm rechten Namen zu nennen und zu kennzeichnen — nicht weit vom Bankerott ist. Meine Tochter soll heirathen. Sie ist mit meiner Wahl einverstanden, ich hab' es endlich ein Mal getroffen. Aber der junge Mann rechnet auf einen jährlichen Zuschuß von mir, und ich bin zu stolz, meine Zusagen nicht zu halten. In dieser Bedrängniß giebt es nur ein Hilfsmittel; daß ein redlicher, thätiger,

---

\*) Wenn man Hechte lebendig zu versenden wünscht, ist man grausam genug, ihnen den Rücken zu brechen und sie dann in frischem Gras zu hüllen; so bleiben diese Fische tagelang am Leben. Daher der Ausdruck: Grasshecht.

gebildeter Mensch, der zugleich ein guter Schneider, ein ausgezeichneter nämlich, sein muß, mit Energie eingreift und die Interessen meiner Tochter wahrnimmt. Sie haben die erforderlichen Eigenschaften. Durch höhere Protektion ist für Sie die vorzeitige Entbindung vom Soldatenstande ausgemittelt worden, — doch nur unter der Bedingung, daß Sie die Stelle als Werkmeister, die Ihnen mit anständiger Besoldung angeboten wird, übernehmen. Sie zeigten ja, so viel mir bekannt, eine gewisse Theilnahme für meine Tochter, haben ihr auch, dünkt mich, Liebesbriefe geschrieben? Nun, ich gebe Ihnen jetzt Gelegenheit, Ihre edle Gesinnung darzutun, wenn Sie sich bereit finden, das Beste des armen Kindes wahrzunehmen; im Ehestande braucht man viel, gar wenn der Himmel lebendigen Segen schickt.

Dswald hatte diese Anrede ausgehalten, wie ein Regiment alter Garde im Kugelregen steht. Keine Wimper zuckte, keine Falte zeigte sich auf seiner edlen Stirn.

Herr Barteloni, erwiederte er, wenn ich wirklich feig genug sein könnte, mich Ihrem Antrage zu entziehen, so müßte mich das Beispiel des Grafen Bernhard wieder auf's Neue ermutigen. Er hat mir gezeigt, wie sich ein Herz, welches wahrhaft liebt, nie verleugnen darf. Er schied ohne Groll gegen mich und Helene. Es würde mir Schande bringen, wenn ich jetzt grollen und Ihnen meine Dienste nicht willig widmen wollte; Ihnen — und ihr! Gebieten Sie über mich, — und möge es mir gelingen, Ihre Tochter wieder reich zu machen.

Schön, mein Lieber. Wir sind einig. Ueber die pekuniären Arrangements werden wir es spielend werden. Jeder Arbeiter hat seinen Lohn zu fordern. Morgen, übermorgen sind Feiertage. Ueberübermorgen bitt' ich um Ihre schätzbare Gegenwart, da soll die Geschichte fest gemacht werden; Alles auf breitester Grundlage. Nun, Adieu! Sie werden im Kutscherhäuschen erwartet. Am heiligen Abend ist man gern bei den Seinigen. Helene erwartet auch ihren Bräutigam. Für August und meine Schwiegertochter Beate hab' ich meine Weihnachtsgabe an Frau Rebekka geschickt. Ihnen, Oswald schick' ich vielleicht auch noch Etwas! Viel Vergnügen. Es freut mich, daß Sie vernünftig sind.

Ha, wie eilte jetzt Oswald davon!

Nur Helenen nicht begegnen! Nur das nicht! lautete nun sein Seufzer. — — —

---

Helene trat in des Vaters Zimmer; wer war denn bei Ihnen? hört' ich nicht hastige Schritte hinunter stürmen, wie wenn ein Unglück geschähe?

Mein neuer Werkführer war bei mir. Ein lieber Mensch, Helene. Ein geschickter, kluger, junger Mann. Und schön! Das wäre ein Mann für Dich!

Ein Schneider? lachte Helene; wenn ich einen Schneider wählen dürste, dann braucht' ich wohl Ihren Werkführer nicht. Und sie bemühte sich noch ein Mal zu lachen, aber es gelang nicht gar gut.

Undankbare, rief Barteloni; fragst Du nicht wenig-



stens nach seinem Namen? So viel wird doch mein neuer Werkführer werth sein!

Alle Achtung für ihn, aber was kümmert mich sein Name?

Auch nicht, wenn er Oswald Erhart hieße? Auch dann nicht?

Vater, keine grausamen Scherze. Sonst Alles, nur das nicht!

Grausame Scherze gegen Dich, deren heilige Hand und Pflege mich entündigt, deren reiner Hauch meine Reue beseelt, deren himmlische Güte mich gebessert, gerettet hat? Helene, die ich so lange verkannte, die ich so häufig vergaß, wenn ich auf düstern Wegen wandelte, die ich quälte durch albernen Stolz? Ich mit Dir scherzen, Du Bote und Engel der Gnade? Höre mich in dieser Stunde, wo der Abend anbricht, den so viele Kinder sehnlich erwarten mit seinen Gaben. Wie hab' ich gesagt, als ich Dich aus dem Kutscherhäuschen abholte, als ich Dich von Oswald wegriß? So lange diese Hirnschale hält, geb' ich meine Zustimmung nicht, und eh' ich die Arme zum Segen erhebe, will ich sie brechen! Sprach ich nicht so Etwas? Da sieh das Zeichen des lieblosen Vaters auf der Stirn! Sieh' die gebrochenen Arme, die ich noch nicht frei erheben kann, Dich und Deinen Bund zu segnen! Was bedarfst Du eines Unwürdigen Segen, wie ich bin? Geh' zu Deiner Mutter, empfangen den ihrigen, und dann, mein holdseliges Kind, nimm Deinen Pelz und eile, eile in's Kutscherhäuschen. Dort findest Du ihn.

Und wenn Ihr Euch umschlungen haltet, wenn Ihr zum Himmel blickt . . . . . laßt in Eure Dankgebete auch so Etwas einfließen wie Fürbitte, die einem alten Sünder zu Gute kommt. Denn Euch Beiden wird heute Nichts verweigert dort oben. Oswald ist Deiner werth: auch die letzte, schwerste Probe hat er männlich bestanden. Nun fort, fort! Und laß mich allein! Ich habe noch nie so gut gelegen, wie heute!

Oswald's Geschenke, die Eltern und Schwester viel zu kostbar fanden, wurden von vielen kleinen Wachskerzen beleuchtet, aber dennoch verdunkelt von den Gaben, die Frau Jeanne und Barteloni dem Brautpaar gesendet.

Der gute Vater! rief August, gern vergessend, wie lange Jahre hindurch er ein Recht gehabt hätte, auszurufen: der schlechte Vater!

Der gute Vater! wiederholte spöttisch Oswald. Aber gleich nachher, bereuend, daß er seinem Schmerze so viel Macht gelassen, drückte er Vater Erhart's Hand, küßte Mutter Rebekka und sagte, des Grafen Polykarp und dessen Einsamkeit und Bernhard's gedenkend: der arme Vater!

Es wurde von außen an's Fenster geklopft.

Erhart erschrak: das ist, wie wenn Zachäus umginge.

Das fehlte noch, sagte Frau Rebekka; am heiligen Abend hat kein Spuß Erlaubniß, gute Christen zu erschrecken. Ein armes Kind wird es sein, dem unsere Lichter in die Augen stechen. Ich will's herein holen, es mag sich satt fressen, gelt?

Nach einem kleinen Weilchen kam sie mit langem

Gefichte zurück: es wäre Nichts gewesen; aber Oswald möchte in's Gärtchen kommen, in die Laube, dort warte Jemand auf ihn.

Auf mich, Mutter? Und wer?

Rebekka zuckte die Achseln: Ich weiß es nicht, geh' nur.

Ein Schneemann wird es sein, lachte Vater Erhart. Und der Sohn ging.

In der Laube fand er Helenen: Hier sahen wir uns zuerst, mein geliebter Freund, hier wollen wir . . .

Uns trennen?

Wer will das?

Ihr Vater, Helene, der mir verkündet, daß Sie Braut sind.

Und deshalb sollen wir uns trennen? Ich wüßte nicht. Mein Vater dachte darauf, dem jungen Manne, dem er sein Vertrauen gönnte, ein Weihnachtsgeschenk zu machen von einigem Werthe für den Empfänger. Ich wurde zu Rathe gezogen, meine Meinung wurde gehört, und hier bring' ich's.

Dabei reichte sie ihre Hand, die Oswald heftig zurückstieß: Geld? Mir Geld, in diesem Augenblicke? An diesem Orte? Durch Helenen?

Geld, mein Theurer? Ach nein, die Hand ist leer. Es ist eine arme Hand. Sie bringt Nichts, als sich selbst; sie ist unsere Weihnachtsgabe.

Und der Verlobte?

Ist Oswald Erhart, wenn er die leere Hand nicht wieder von sich stößt.

Sie lagen sich in den Armen, Brust an Brust, und kein eisernes Gitter trennte diesmal ihre Herzen.

Die Eltern und Geschwister standen um die Laube her, brennende Kerzen vom Weihnachtsbaum trugen sie, der Schnee knisterte unter ihren Füßen, und Eisblumen fielen von starren Zweigen auf sie herab, doch in Aller Seelen war Frühling.

---

### B e s c h l u ß.

Meine Erzählung ist zu Ende. Für den geneigten Leser, wenn mir ein solcher bis hierher geneigt blieb, dürfte der Verfasser die Feder weg legen.

Die aufmerksame Leserin wünscht zu wissen, wie es weiter ging; sie liebt den Lebenslauf der handelnden Personen zu verfolgen, bis in die Gegenwart wo möglich. Was mir davon zu erforschen gelang, bin ich gern bereit mitzutheilen.

August Bartel — denn so darf er sich jetzt nach seinem Vater nennen — lebt fleißig, arbeitsam, zufrieden mit Beate im ehemaligen Wegmauth-Hause. Daß es eine kurze Zeit hindurch „zum Maulbeerbaume“ genannt wurde, ist bereits vergessen; die Spuren einer blutigen Gewaltthat sind längst vertilgt. Als letzte Erinnerung an Zachäus Zampel war das Schreiben eines Gefängniß-Predigers zu betrachten, welches Vater Erhart empfing, und worin ihm die letzten Segenswünsche des zu fünfzehnjährigem Kerker begnadigten Gotthard Briesß Holtei, Ein Schneider. III.

zukamen, den der Tod lange vor Ablauf dieser Frist begnadigte.

Beate sitzt in einem Nest voll Kinder, ist aber immer noch ein frisches, hübsches Weibchen, nur daß sie ein Bißchen zu dick wird. Aber August meint, so sei sie gerade recht. Ihr Ältester zählt sieben Jahr. Da er Bartolomäus getauft ist, so ist er ein doppelter Bartel. Er findet sowohl in die Villa, als auch in das entferntere Kutscherhäuschen ohne Begleitung und begiebt sich häufig aus eigenem Antriebe, auch ohne Erlaubniß, an beide Plätze, um sich von den Großmüttern Näscherien zu erbitten. Beate hält ihn für ein kluges Kind, weil er schon wisse, wo Bartel Most holt.

In der Villa geht es sehr einfach her. Die Equipage ist abgeschafft; was Luxus hieß, ist beseitiget. Nur ein weiblicher Diensthote hilft in der Wirthschaft. Frau Jeanne ist vollkommen hergestellt und rüstiger als je, weil Rafael nicht mehr umherflattert. Herr Bartel — den ausländischen Barteloni hat er abgelegt, während der Kagenmusiken — findet sich in seine Gebrechlichkeit, hat der Eitelkeit Valet gesagt und macht Pr! wenn er sich im Spiegel sieht, was er übrigens gern vermeidet; er beherrscht seine üblen Launen, zeigt sich nachgiebig gegen seine Frau, gut gegen August und will Nichts mehr von Politik wissen, seitdem die Steinacher Männer des Fortschrittes und der Bewegung ihm die Fenster einwarfen, deren Spiegelglas sie für aristokratische Anmaßung erklärten. Er meint, es habe sich herausgestellt, daß die politische Durchbildung noch nicht in alle Schichten der

Bevölkerung eingedrungen sei, und die Volksouveränität habe — in Steinach wenigstens — lästige Momente gehabt.

Im Kutscherhause wohnen Frömmigkeit und Heiterkeit in seltener Eintracht. Rebekka betet, ohne die Augen zu verdrehen, ohne zu maulen, ohne zu lästern, ohne zu schelten, daß Vater Erhart weniger betet, an Wochentagen nicht in die Kirche geht und „auf seine Weise mit unserm Herrgott lebt.“ Erhart aber ist wieder der alte Franz. Mein Teufelchen hat mir Nichts mehr an, sagt er schmunzelnd; mit seinem eigenen Schwanz hab' ich dem Dinge die Gurgel zugeschnürt. Er blüht förmlich noch einmal auf und verjüngt sich in seinen siebenundfünfzig Jahren. Er arbeitet jetzt, ohne Nahrungskummer, nach seinem Behagen nur zierliche Kleinigkeiten, die er mit Kunst und Geschmack vollendet, und die sein Sohn in der Hauptstadt zu verwerthen weiß. Die Tischlerarbeit in weiterer Ausdehnung hat er seinem Schwiegersohne August Bartel gänzlich überlassen. Bisweilen, wenn er diesen und Beaten besucht hat, geht er vollends bis auf's Schloß, wo er eine Partie Schach spielt, auf demselben von ihm gefertigten Brette, vor welchem sein Gönner, der Kammerdiener Thomas, starb.

Graf Polykarp Steinach ist es selbst, der den Tischler Franz Erhart gern bei sich sieht, mit ihm Schach spielt und sich ihrer Feldzüge erinnert. Er heißt jetzt ringsum „der schwarze Graf,“ weil er stets in Trauer geht. Sein Sohn Bernhard ist todt; er fiel bei einem Straßenkampfe in D. von der Hand eines reiferen

Mannes, an welchem seine Soldaten ihn furchtbar rächten, und in dessen erstarrten Armen der Leichnam einer nicht mehr jungen, stattlichen Frau gefunden ward, die mit Jenem gegen die Truppen auszog, und deren Brust eine Kugel durchbohrte. Spätere amtliche Erhebungen wiesen nach, daß dieses ein Ehepaar sei, welches den Namen Hei n führte. So war Bernhard in Cecilien's Nähe gestorben, vier Jahre nach der seltsamen Vision, die ihn im Schloßgarten unter den Drangenbäumen quälte, als er für Helenen einen Vogel geschossen.

Die Nachricht von des einzigen Sohnes Tode hat Graf Polykarp wie etwas Erwartetes, wie eine unvermeidliche Schickung hingegenommen und sich ihr unterworfen. Alle Opfer, welche die Ereignisse jüngst vergangener Jahre von ihm, mehr als von den meisten übrigen großen Gutsbesitzern heischten, kosteten ihn keine trübe Stunde; er betrachtete sie wie etwas Geringes, im Vergleich mit jenem andern größten Opfer. Man sagt, er habe Helenen's Kinder zu Erben seines noch immer ansehnlichen Vermögens eingesetzt. Er liebt in Dieser seinen verstorbenen Sohn. Der Tag, wo sie mit ihren Kindern nach Steinach kommt, ist für Alle ein Festtag. Dann belebt sich die Villa, und Graf Polykarp sitzt mitten unter Tischlern und Schneidern sammt deren Frauen. Er sucht sonst gar keinen Umgang mehr. Nur diese wenigen Stunden bringt er mit Menschen zu und freut sich der Kinder.

Dem fleißigen Handwerker, äußert er häufig, gehöre die Welt.

Dswald ist ein angesehenener Bürger und hat viel zu thun. Seine Gesellen sind die nettesten und ordentlichsten in der Hauptstadt.

In seinem Hause, Breite Gasse Nummer Elf, bewohnt ein kleiner, alter Mann einige freundliche, nach dem Hofraum gelegene Zimmer, wo vielerlei Bücher herumliegen, und wo Helenen's Kinder oft ihr Wesen treiben. Er unterrichtet sie spielend. Sie hängen an ihm und rufen ihn: Onkel Still.

Muß es durchaus geheirathet sein, — gesteht er ehrlich — so ist Helene die Einzige, der ich ihn gönne.

In diesem Hause leben Dswald und Helene Erhart, beide gelten noch immer für das schönste Paar. Die Frauen in der Stadt beklagen sich jedoch, daß Herr Erhart nur Augen habe für seine Frau, und die jungen Herrn beklagen sich noch immer, daß Frau Erhart eine stolze und kalte Person sei.

Sie neckt ihn manchmal mit der Gravelli.

Still hat neulich ein fremdes Blättchen aufgetrieben, in welchem gedruckt steht, daß die gewaltige Sängerin Gravelli gegenwärtig in Kalifornien Konzerte gebe. Herr Dummschrei, den sie geheirathet, sich dann wieder vom Halse geschafft, und der nach dem Verlust seiner neun Töne völlig hilflos in der Welt stand, soll eine Schenke führen, die er im Andenken besserer Zeiten zum „Maulbeerbaum“ benennt.

Dies ist Alles, was ich von den in diesem Buche erscheinenden Personen weiß.

Draußen über der Eingangsthüre zum Hause der



Breiten Gasse Nummer Elf, auf der nämlichen Stelle, wo einst Vater Hasenbart's Blechschild mit den drei Fuchsschweifen im Winde schwankte, hängt jetzt eine hölzerne Tafel, auf der man liest:

**Oswald Erhart,**  
Schneidermeister.

**Ende des dritten und letzten Bandes.**



Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

## Karl von Holtei's Romane in überaus wohlfeilen Ausgaben.

Erschienen sind bisher:

**Die Bagabunden.**

Roman in drei Bänden.

Zweite Auflage.

Miniatur-Format. 58½ Bogen. 1857.

Eleg. brosch. Preis 1 Rthlr.

**Christian Lammfell.**

Roman in fünf Bänden.

Zweite Auflage.

Miniatur-Format. 81½ Bogen. 1858.

Eleg. brosch. Preis 1½ Rthlr.

Mit dieser wohlfeilen Ausgabe der Werke eines der gemüthreichsten unter den deutschen Romanschriftstellern beabsichtigt der Verleger gegen die Ueberfluthung von Uebersetzungen oft werthloser Werke aus fremden Sprachen anzukämpfen und den deutschen Original-Roman auch in den Schichten der deutschen Bevölkerung einzuführen und zur Geltung zu bringen, in welcher derselbe der frühern hohen Preise wegen nicht dringen konnte. — Daß gerade Holtei's Romane diese Verbreitung ganz besonders verdienen — ist durch die gewichtigsten kritischen Stimmen genügend festgestellt.

---

## Schlesische Gedichte von Karl von Holtei.

4. verm. Aufl. Volks-Ausgabe. 16. 16 Bog.

Eleg. brosch. 7½ Sgr.

Die Verlagshandlung hat es für eine Pflicht erachtet, der kürzlich erschienenen eleganten Miniatur-Ausgabe (Preis elegant in Callico mit Goldpressung und Goldschnitt gebunden 1½ Rthlr.) diese überaus wohlfeile Volksausgabe folgen zu lassen, damit auch der Minderbegüterte im Stande sei, sich in Besitz dieses Schatzes ursprünglicher Poesie zu setzen, und dies Buch in keinem Hause fehle, wo Sinn für schlesisches Leben, für schlesische Gemüthlichkeit noch nicht erstorben.

---

# Neueste Unterhaltungs-Lectüre.

Verlag von Eduard Crewendt in Breslau.

## Bis in die Wildniss.

Von Armand.

8. Vier Bände. Eleg. brosch. Preis 5 Rthlr.

Das Meer mit seinen Gefahren, seiner erhabenen Größe, der Urwald in seiner unentweiheten Schönheit und seinen Schrecken, das Thierreich und die Pflanzenwelt, wie sie unter tropischer Sonne sich entwickeln, der Farmer und der Städter, der rothe Wilde und der kühne Frontier, die Freiheit und das Sklavenleben, das Laster und der Edelmuth, die Liebe und der Haß — das sind die Elemente, aus denen der Verfasser mit sicherer Hand und offenem Auge seine Schilderungen zusammengewebt.

## Heinrich Falk.

Roman in drei Bänden von Otto Noquette.

8. Elegant broschirt. Preis 5 Rthlr.

Der bekannte Lyriker ist auch in diesem Werke nicht zu verkennen; sein Gemüth ist voll Heiterkeit und Humor, frei von äußerem Druck der Weltorgen, und so hat sich auch sein Roman gestaltet, in welchem trotz einzelner tragischer Zwischenfälle Alles leicht und heiter vorüberzieht. Das Ganze bietet durch viele humoristische Schilderungen und mannichfache Anspielungen auf Berliner Zustände eine recht anmuthige Lectüre, der es an coulanter Gesellschafts-Form der gebildeten Stände nicht fehlt. (Bosfische Zeitung.)

Zum Besten der Bojanower Abgebrannten:

## Novellen-Album für Bojanowo.


Herausgegeben von

Rudolph Gottschall, Pulvermacher und Eduard Crewendt.

Mit Beiträgen von

A. G. Brachvogel, Robert Gieseke, Rudolph Gottschall, Karl v. Holtei, August Kablert, Pulvermacher und Gustav vom See.

8. Eleg. brosch. Preis 1½ Rthlr.

 Die Herstellungskosten des Unternehmens sind im Voraus gedeckt, die Schriftsteller haben ihre Beiträge bereitwillig ohne Honorar überlassen, so daß der Ertrag ohne jeden Abzug den Unglücklichen zufließen kann. Möge die Betheiligung eine recht allgemeine sein!

67694451



EA 40 - 12/66



